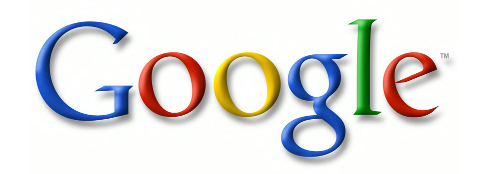
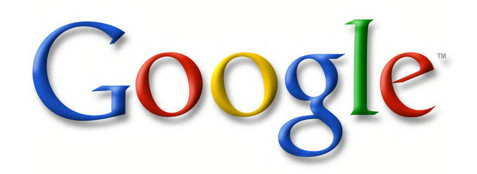






ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

EINUNDDREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1899.

INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

GERMANI.

Eine erläuterung zu Tacitus Germ. c. 2.

Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum[1] *quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri tunc Germani vocati sint. ita nationis nomen, non gentis eualuisse paulatim, ut omnes primum a*[2] *victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur*[3].

Im 4. kapitel des 2. buches seines Bellum gallicum weiss uns Caesar zu berichten: *plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque qui ea loca incolerent expulisse.* Er unterscheidet die *Belgae* auch sonst von den *Galli* und führt als belgische streitkräfte auf: *Condrusos Eburones Caeraesos Paemanos qui uno nomine Germani appellantur* (2, 4); *ex gente et numero Germanorum* waren aber auch die *Segni* (6, 32); die liste ist also wol nicht vollständig, aber so viel vollkommen deutlich, dass ein teil der *Belgae* den namen *Germani* geführt hat.

Diese linksrheinischen *Belgae* haben vor zeiten in den benachbarten landstrichen rechts des Rheins gewohnt. Diese wichtige nachricht gibt auch Tacitus unter bezugnahme auf uns unbekannte antiquare und mit der genaueren angabe: die führer der wanderung seien die *Tungri* gewesen, und diese hätten zu jener zeit den namen *Germani* getragen. Der name *Tungri* ist, wie Tacitus bezeugt, jüngeren datums. Noch in den Historien, wo Tacitus über den Bataveraufstand handelt, führen

1) Neuerdings wird vorgeschlagen *auditum* (aus *aditum) zu lesen; vgl. die treffliche ausgabe von Eduard Wolff (Leipz. 1896) s. 109. Ich schliesse mich diesem gelehrten auch darin an, dass der ganze passus zunächst nicht die ansicht des Tacitus widergibt, sondern die seiner quelle; die conjunctive der verba sind gesetzt in abhängigkeit von dem vorausgehenden *quidam affirmant* (d. h. römische oder griechische antiquare), vgl. übrigens J. F. Marcks in der Kölner festschrift zur philologenversammlung (Bonn 1895) s. 183 fgg. 2) oder *e victore*?

3) Die verdienstlichen untersuchungen von Much (Beitr. 17, 159 fgg.) und Kossinna (Beitr. 20, 258. Idg. forschungen 7, 301) gestatteten mir nicht, mich bei ihren ergebnissen zu beruhigen.

sie den namen *Germani*[1] (4, 15) und erst bei den nachtaciteischen autoren kommt der name *Tungri* allgemein in aufnahme. Caesar kennt diesen volksnamen noch gar nicht. Es ist aber längst festgestellt, dass er sie als *Eburones* in jenem verzeichnis aufführt, das wie oben angegeben diejenigen *Belgae* nennt, für die der sammelname *Germani* üblich geworden war. Unter dem namen *Germani - Eburones* ist dieser stamm an der spitze belgischer auswanderer über den Rhein gerückt, hat siegreich auf gallischem boden für sich und seine verbündeten raum gewonnen und den namen *Germani* unter den Galliern zwischen Rhein und Schelde zu einem gefürchteten gemacht.

Diese *Germani* waren anfänglich ein einzelner, bei der expedition die avantgarde bildender stamm, aber zugehörig einem grösseren politischen und einem ethnischen verband. Unter dem namen dieses führenden stammes lernten die Gallier jene invasionsvölker kennen und sie alle wurden nach dem führenden sieger und seiner schreckenerregenden machtentfaltung mit dem namen *Germani* belegt. So berichtet uns Tacitus mit den worten: es seien in Gallien alle aus den rechtsrheinischen landen einrückenden völker, nach dem sie führenden stamme der Germanen *Germani* genannt worden; der sieger und das an seine fahnen sich heftende prestige sei massgebend gewesen.

So finden wir denn bei Caesar den namen der *Germani* linksrheinisch nicht mehr an einem volksstamm, sondern an einer gruppe von stämmen haften, wie die belege dartun. Im munde der Gallier hat sich der name *Germani* von dem einen stamm über einen stammverband ausgedehnt. Diese linksrheinischen Germanen dürfen wir wol mit Caesar als Belgae bezeichnen. Sie sind nach der auffassung Caesars, die auch die unsrige bleiben muss, streng zu unterscheiden von den zu seiner zeit jenseits des Rheins wohnenden völkern, die wir vorläufig, so lange sie keinen geschichtlichen namen führten, Transrhenanen (Tacitus Hist. 4, 23) nennen wollen. Zwischen den belgischen Germanen und den Transrhenanen bestand nach Caesar keinerlei ethnischer zusammenhang und auch Tacitus war von einem solchen nicht das mindeste bekannt.

Die wanderung jener belgischen *Germani* wird auf grund der bekannten stelle der römischen Triumphalfasten (ed. Mommsen in Corp. Inscr. Lat. I²) in die mitte des 3. vorchristlichen jahrhunderts gesetzt. Die *Germani* vom jahre 222 v. Chr. sind, mögen sie eventuell auch

1) Dieser beleg hindert mich, der ansicht von Kossinna beizutreten, wonach Germani die gallische übersetzung von *Istvaeones* darstelle.

erst unter Augustus interpoliert sein, — was übrigens sehr unwahrscheinlich ist — die späteren belgischen Germanen, keinesfalls Transrhenanen; ihr vormarsch steht in zusammenhang mit den Keltenzügen des 3. jahrhunderts. Ihre alten wohnsitze können nirgends anders gelegen haben als auf jenem durch sprachgeschichtliche und wirtschaftgeschichtliche argumente erwiesenen nordwestdeutschen Keltenboden zwischen Weser und Rhein. Hier ist die urheimat jener belgischen Germanen zu suchen. Ist aber diese urheimat altes Keltenland, was noch von niemand angefochten worden ist, dann folgt daraus selbstverständlich, dass wol Caesar und Tacitus, nicht aber die neueren recht haben, dass also jene belgischen *Germani* ihrer nationalität nach jene Kelten gewesen sein müssen, von deren idiom uns noch in dem volksnamen *Germani* und in den geographischen namen ihres altheimischen gebietes die letzten zeugen bewahrt sind.

Von jenen belgischen Germanen keltischer nationalität ist nun nach den gewährsmännern des Tacitus der name *Germani* auf die Transrhenanen übergegangen. Von diesem namen wird ausdrücklich gesagt, er sei (bei den Belgen bezw. Galliern) längst eingebürgert gewesen und als längst eingebürgerten hätten ihn die Transrhenanen vorgefunden. Das heisst mit andern worten: bei den linksrheinischen Galliern hiessen die Transrhenanen schon längst *Germani,* ehe die Transrhenanen selber sich mit diesem namen benannten. Dass die linksrheinischen Gallier die Transrhenanen als *Germani* bezeichneten, ist nach Tacitus worten schon recht lange her. Anfänglich (mitte des 3. jahrh. v. Chr.) benannten die Gallier als *Germani* nur die mit den späteren *Tungri* verbündeten eindringlinge, bald danach aber auch die Transrhenanen, von denen jene ausgegangen waren. Als ungefähres datum wird man das 2. vorchristliche jahrhundert ansetzen dürfen.

Tacitus teilt uns aber auch mit, wie es gekommen ist, dass die Transrhenanen von seiten der Gallier (westlich des Rheins) mit dem namen *Germani* belegt wurden. Er sagt ausdrücklich noch einmal, der name der *gens* sei es nicht gewesen, vielmehr der name einer *natio.* Um deutlich zu sein erlaube ich mir die worte des Tacitus: *ita nationis nomen non gentis eualuisse paulatim* dadurch zu illustrieren, dass ich die von ihm gedachte beziehung einsetze: *nationis* [Transrhenanorum] *nomen non gentis* [Transrhenanorum]. Für die Transrhenanen ist *Germani* nicht der die ethnische zusammengehörigkeit bezeichnende einheimische volksname, sondern es ist ursprünglich der name einer *natio Germanorum* bezw. *Transrhenanorum.* Jene belgischen *Germani,* die später *Tungri* hiessen, kannte also Tacitus noch

aus seinen quellen als ehemalige nation der Transrhenanen oder wie wir auch sagen dürfen als *natio Germanorum*. *Natio Germanorum* waren sie aber nicht in ethnischem sinn, denn es waren ja fremdsprachige Kelten. *Natio* kann also nur in politischem sinn richtig verstanden werden.

Die *Tungri* mit ihren verbündeten haben, ehe sie das rechtsrheinische land räumten, politisch unter germanischer oberhoheit gestanden, bildeten also damals eine *natio Germanorum*. Man vergesse nicht, dass noch zu Tacitus zeit fremdsprachige völker unter germanischer oberhoheit im freien Germanien zu finden waren. Ich erinnere an die keltischen *Cotini*. Genau deckt sich jedoch mit unserem fall der der pannonischen *Osi*, die in demselben sinn als *Germanorum natio* bezeichnet werden, wie ich an unserer stelle es von den *Tungri* verstanden wissen will. Mit *natio* bezeichnete Tacitus beidemal die politische abhängigkeit fremdsprachiger stämme von diesem oder jenem volksteil der Germanen.

Nach der eroberung des Keltenlandes zwischen Weser und Rhein haben die neuen herren ihre politischen rechte geltend gemacht. Die politische veränderung hatte für die unterworfenen Keltenvölker wirtschaftliche schwierigkeiten im gefolge und diese waren es, welche den ausmarsch der wirtschaftlich bedrängten teile veranlasste[1]. Es bestätigt sich bei dieser wie bei andern völkerwanderungen, dass wirtschaftliche umwälzungen ihre ursache gebildet haben. Caesar berichtet dies wenigstens von jenen aus ihrer transrhenanischen heimat ausgewanderten Belgen (*propter loci fertilitatem*). So kamen politisch zu den Transrhenanen gehörende, mit derselben unwiderstehlichen siegeszuversicht auftretende schaaren ins Gallierland unter dem namen *Germani*. Alle eindringlinge wurden anfänglich in Gallien so benannt, und ihrer herkunft gemäss übertrug sich hier der name auf das ganze volk, zu dem jene eroberer politisch gehörten und von dem sie herkamen. So hatte sich in Gallia Belgica der name *Germani* für alle Transrhenanen eingebürgert. Hier fanden die Transrhenanen „*Germani*“ als ihren namen vor und so haben sie schliesslich mit diesem namen sich selber bezeichnet.

1) Dass bruchteile der fremden bevölkerung zurückgeblieben sind, versteht sich in diesem fall ebenso von selbst wie bei den sonstigen beispielen (Idg. forsch. 7, 301. Ztschr. f. d. a. 42, 160).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ZUR GESCHICHTE DER SIGFRIDSAGE.

In den letzten jahren ist die kritik der sage wesentlich gefördert worden. Wir verdanken Wilmanns und Mogk hervorragende, schon durch die strenge beurteilung eigener irrgänge sich warm empfehlende forschungen[1], die mich ermutigen, an dem gegen hergebrachte irrtümer geführten kampf teilzunehmen.

Wir vermögen vollkommen deutlich zu sehen, dass wir zwei stoffmassen zu sondern haben: die sage von Sigfrid und die sage vom untergang der Burgunder. Sie sind durch den hort (im Nibelungenlied durch die rolle der Griemhild) verkettet.

Beide sagen ruhen auf ganz verschieden gearteten voraussetzungen. Die Sigfridsage — wenn ich mit „sage" die volkstümliche form epischer prosadichtung bezeichnen darf — ist aus einem märchen zu vollerer pracht erblüht. Die sage vom untergang der Burgunder geht auf volkstümliche geschichtserzählung zurück.

Eine Nibelungensage ist uns nirgends bezeugt. Über das wachstum des stoffes unserer Nibelungenepik sind wir also auf vermutungen angewiesen. Vielleicht ist von einem unserer namenlosen epischen dichter die sagenhaft verblasste volkstümliche geschichtstradition in den rahmen des alten märchens gestellt worden, wie schon von M. Rieger (Germ. 3, 163 fgg.) dargetan worden ist. Der märchenhafte charakter der Sigfridsage hebt sich noch unter der hülle epischer kunst wol erkennbar von der im ton der geschichtserzählung gehaltenen Burgundersage ab. Diese im Nibelungenlied wie in den Eddaliedern sich bewährende beobachtung sollte uns warnen, die verbindung beider sagen in der zeit gar zu hoch hinaufzurücken. Mir scheint, dass wir keinen anlass haben über die zeit der *Nibelungias* des 10. jahrhunderts zurückzugreifen. Andrerseits geht Wilmanns sicher fehl, wenn er den contaminator als den dichter des Nibelungenliedes angesehen wissen will und zwei alte epen in sonderexistenz vermutet. Dagegen streitet nicht bloss unser Nibelungenlied — denn sie können aus ihm nach Wilmanns eigenen worten nicht widerhergestellt werden — dagegen streitet auch die norwegische epik des 10.—11. jahrhunderts, die für das 10. jahrhundert eine in Deutschland vollzogene contamination bezeugt. Dass der contaminator damals zwei selbständige epen zur ver-

1) Vgl. W. Wilmanns im Anzeiger f. d. a. 18, 69 fgg. (1892). Göttinger Gel. anzeigen 160, 19 fgg. (1898). E. Mogk, Die germanische heldendichtung mit besonderer rücksicht auf die sage von Sigfrid und Brunhild in den Neuen jahrbüchern für das klass. altertum, geschichte und deutsche litteratur 1, 68 fgg. (1898).

fügung gehabt habe, ist mit den nordischen einzelliedern unvereinbar[1], also unerweislich und unglaublich.

I.

Die ältesten zeugnisse der Welsungensage bestehen in den aufs engste unter sich zusammenhängenden berichten[2] des Beowulf, der Vǫlsungenlieder und der Eiríksmǫ́l.

Im Beowulf hören wir v. 875 fgg.:

þæt he fram Sizemundes secȝan hýrde
ellendædum, uncúþes fela,
Wælsinȝes ȝewin, wíde síđas
þára þe ȝumena bearn ȝearwe ne wiston,
fæhđe ond fyrena, búton Fitela mid hine,
þonne he swulces hwæt secȝan wolde
éam his nefan, swá hie á wæron
æt níđa ȝehwám nýd-ȝesteallan.
Hæfdon ealfela eotena cynnes
sweordum ȝesæȝed usw.

Schon in der Vǫlsungakviþa en forna (Helgakviþa Hundingsbana II) treffen wir Sinfjǫtli unter den Vǫlsungen und die jüngere Vǫlsungakviþa (Helgakviþa Hundingsbana I) berichtet von ihm str. 38:

þu hefr etnar ulfa krásir,
ok brœþr þínum at bana orþit
opt sür sogin meþ svǫlǫ́m munni,
hefr i hreysi hvarleiþr skriþit.

Noch näher zu jener Beowulfstelle führt uns die Vǫlsungasaga. Ich erinnere an jenes strophen-bruchstück, das die saga bewahrt:

Ristu af magni mikla hellu
Sigmundr hjorvi ok Sinfjǫtli.

und leite daraus die befugnis her, die ja gleichfalls auf skandinavischer tradition ruhende Beowulfepisode durch die saga zu illustrieren. Die innere berechtigung ist von mir Beitr. 18, 181 fgg. dargetan und der gehalt der dürftigen formel *fæhđe ond fyrena* (Beow. 849) = *at firinverkum* (Vǫlsungakv. 41) besprochen worden.

Damit haben wir elemente der ursprünglichen nordischen Vǫlsungensage gewonnen, die hoch in die vorlitterarische zeit Skandinaviens hinaufreichen.

1) Vgl. A. Heusler in der Zeitschrift des vereins für volkskunde 7, 457.
2) *ealfela ealdȝeseȝena* Beow. 869: *fornra spjalla* Vǫlsungakv. 36.

Zu ihnen gesellt sich die aus alter zeit nur durch englische vermittlung bezeugte hort- und drachensage:

Beow. 884 fgg. *Sizemunde zespronz*
æfter déaðdæze dóm unlýtel
syþðan wízes heard wyrm ácwealde
hordes hyrde: he under hárne stán,
æþelinzes bearn ána zenéðde
frécne dæde: ne wæs him Fitela mid;
hwæþre him zesælde, þæt þæt swurd þurhwód,
wrætlícne wyrm, þæt hit on wealle ætstód,
dryhtlic íren: draca morðre swealt.
Hæfde ázlæca elne zezonzen,
þæt he béahhordes brúcan móste
selfes dóme; sæbát zehléod,
bær on bearm scipes beorhte frætwa
Wælses eafera: wyrm háte zemealt.
Se wæs wreccena wíde mærost
ofer werþéode, wízendra hléo
ellendædum: he þæs áron ðáh.

Im 10. 11. jahrhundert war in Skandinavien völlig übereinstimmendes nicht mehr bekannt, aber es gehört schon der wagemut eines Rudolf Koegel dazu, diese überlieferung mit den worten abzutun, es sei dunkle verschwommene kunde und der dichter verrate damit nur, dass er von der alten Welsungensage keine genaue kunde habe[1]. Auf wie gesicherten und gefestigten überlieferungen der dichter fusste, erfahren wir aus den Eiríksmǫ́l, wo Sigmundr als der trefflichste der unsterblichen volkshelden (wie in der Beowulfstelle) von Oþinn gewürdigt ist, den gefallenen könig in Valhǫll zu begrüssen:

Sigmundr ok Sinfjǫtli! rísiþ snarliga
ok gangiþ igegn grami . . .
Sigmundr:
Heill þú nú Eiríkr! . . .

Nun ist es längst gemeingut der forschung geworden, dass die altnorwegischen Vǫlsungenlieder in ihrem strophenbestand einen teil der einheimischen Vǫlsungendichtung und Vǫlsungensage Norwegens darstellen[2], dass wir mit den Sigurdliedern in den kreis der von deut-

1) Gesch. der deutschen litteratur 1, 1, 174 fg.

2) Auf die abweichenden theorien von Sophus Bugge, Helgedigtene i den ældre edda deres hjem og forbindelser. Kjøbenh. 1896 braucht hier nicht eingegangen zu werden.

schen motiven getragenen traditionen treten, traditionen, die zum teil gleichfalls von einer Welsungensage und Welsungendichtung ausgegangen sind. Der held der deutschen Welsungensage heisst aber nicht Sigmund, sondern Sigfrid bezw. Sigord (d. i. Sigwart). Der herkömmlichen ansicht nach ist die sagenform der eddischen Sigurdlieder nur verständlich, wenn sie als contamination der einheimischen Vǫlsungensage mit der deutschen Welsungensage aufgefasst werden.

Ich möchte diese herkömmliche ansicht dahin modificieren, dass die deutschen traditionen von Sigfrid im 10. jahrhundert eingemündet und eingebettet sind in die norwegischen traditionen von Sigmundr.

Die nordische Vǫlsungensage, uns bekannt aus dem Beowulf, den Eiríksmǫ́l, Hyndluljóþ, den Vǫlsungenliedern der Edda und der Vǫlsungasaga, hatte eine ganz andere entwicklungsgeschichte hinter sich als die deutsche Welsungensage. Eine reihe von ihnen gemeinsamen motiven ist noch wol erkennbar, aber sie sind umwuchert in Skandinavien von den nordischen, im süden von den deutschen stiltrieben, die ihren mutterboden haben in der ganz verschieden gearteten geschichte der litterarischen formen und der litterarischen technik in poesie und sage. Zu einem guten teil beruht diese verschiedenheit darin, dass es wol in Skandinavien, kaum aber in Deutschland eine „mythologie“ gegeben hat. Dass die mythologie der norwegischen Vǫlsungensage beherrscht ist von dem heldennamen Sigmundr, dass in England und in Norwegen Sigfrid ganz unbekannt war, dafür haben wir einen prägnanten beleg in den Eiríksmǫ́l, nach denen wol Sigmundr und Sinfjǫtli, nicht aber Sigurđr in Valhǫll weilt. Nirgends stossen wir trotz seines unvergänglichen nachruhms auf irgend eine verbindung Sigurds mit der nordischen Valhǫllmythologie. Man wird festhalten dürfen, dass es vor der mitte des 10. jahrhunderts im norden weder eine Sigurdsage noch Sigurdlieder gegeben hat[1].

Die nordische Vǫlsungensage mit Sigmundr als ihrem eigentlichen mittelpunkt ist eine örtliche variante der deutschen Welsungensage mit Sigfrid als ihrem mittelpunkt. So ist auch der name Sigmundr nichts anderes denn eine variante zu Sigfrid, wie etwa einem deutschen *Þjóþrekr* die nordische namenvariante *Þjóþmarr* zur seite geht; jenes die fremde (nur im prosabericht überlieferte), dieses die einheimische (der liedstrophe eigene) benennung

1) Auf die in ihrer bedeutung stark überschätzten keltischen parallelen verzichte ich nach den ausführungen Finnur Jónssons (Aarbøger 1895, 276 fgg.).

desselben mannes. Es verändert sich natürlich die sachlage nicht im geringsten, wenn schon auf der wanderung des stoffes der deutsche Sigfrid in Sigwart umgenannt[1] und der name Sigfrid in seiner deutschen form in der alten zeit überhaupt nicht bis an die nordischen gestade gelangt ist. Die variante Sigord ist in hohem grad geeignet eine an anderem ort und zu anderer zeit entstandene variante Sigmund noch wahrscheinlicher zu machen. Die namenvarianten Sigfrid Sigward Sigmund für einen und denselben volkshelden stellen vielleicht drei verschieden entwickelte sagenvarianten dar.

Die Vǫlsungenlieder der Edda geben uns aber, wie bemerkt, nur einen bruchteil der norwegischen Sigmundsage. Um sie in annähernder vollständigkeit zu reconstruieren steht uns die Vǫlsungasaga einerseits und die in den Sigurdliedern aufgegangene Sigmundsage andererseits zur verfügung. Ich möchte den versuch wagen, aus den Sigurdliedern die motive der norwegischen Sigmundsage auszuscheiden und so eine neue beurteilung für die nordische variante unserer Sigfridsage zu gewinnen.

II.

Dass Sigurd in die Helgisage eingeführt wurde, ist neuerdings von Boer erkannt (Beitr. 22, 368 fgg.). Derselbe gelehrte hat auch zum erstenmal gezeigt, dass Reginn der nordischen Vǫlsungensage (Helgidichtung) nicht der Sigurdsage angehört. Mit Reginn hängt aber sein bruder Fáfnir so eng zusammen, dass niemand es wagen dürfte, in diesem fall die brüder zu trennen. Offenbar ist die an Fáfnir und Reginn vollzogene grosstat ein ruhm des Vǫlsungen Sigmundr gewesen, lange ehe man im norden von dem drachentöter Sigfrid gehört hat. Wir befinden uns also in vollkommener übereinstimmung mit dem bericht des Beowulfliedes und wissen bescheid über das *eotena cyn* und den *wrætlicne wyrm*.

Es ist zu beachten, dass wie Fáfnir so auch Reginn in den betr. strophen der Fáfnismǫ́l als *jǫtunn*[2] bezeichnet wird (v. 29. 38); nur die prosaeinleitung zu den Reginsmǫ́l bezeichnet den Reginn als *dvergr*. Das ist die wirkung der deutschen tradition, die gerade in

1) Man möchte in erinnerung an den bekannten sächsischen sängernamen (*Siwardus*) bei Saxo Grammaticus an eine norddeutsche station der sage denken. Jedoch ist zu beachten, dass der wörtlichen bedeutung nach *-wart* in *Sigwart* synonym ist mit *-mundr* in *Sigmundr*.

2) Es darf vielleicht auch erwähnt werden, dass nach der Þiđrekssaga Reginn geradezu der name des riesischen drachen selber ist: *Reginn var mikill fyrir sér .... ok allra orma mestr* c. 163.

den prosastücken zur geltung kommt. Nach der deutschen tradition war ein zwerg (Mime), nach der nordischen überlieferung ein riese (Reginn) in die geschichte vom drachenmord verflochten: jenes ein faktor der Sigfrid-, dieses ein element der Sigmundsage.

Besonders deutlich verrät sich der deutsche einschlag in der geschichte des Welsungenschwertes. Die Hyndluljóþ wissen zu melden, dass Oþinn dem Sigmundr das schon im Beowulf gefeierte heldenschwert verliehen habe, wie dies noch die berühmte scene der Vǫlsungasaga im einzelnen ausmalt. Das ist die echte alte überlieferung des nordens und sie bezieht sich nur auf Sigmundr, den schützling des Oþinn. Aus Deutschland ist die sagenvariante eingewandert, die in der prosa zu den Reginsmǫl bezeugt ist: *Reginn (dvergr) gerþi Sigurþi sverþ (er Gramr hét) þat var svá hvast at hann brá því ofan í Rín ok lét reka ullarlagþ fyr straumi ok tók í sundr lagþinn sem vatnit. því sverþi klauf Sigurþr í sundr steþja Regins.* Auch wenn der Rhein nicht den deutlichsten fingerzeig abgäbe, könnten wir diesen bericht als im norden nicht beheimatet, als deutsches sagengut verwerten. Aber wir vermögen jetzt mit viel grösserer bestimmtheit als zuvor die scheidung vorzunehmen. Es verdient in hohem grad beachtung, dass nicht die strophen, sondern die prosanotizen zuerst den einfluss der deutschen sage kundgeben.

Nun werden wir auch mit ganz anderem rückhalt und mit grösserer zuversicht behaupten können, dass die ganze mythologische maschinerie aus der nordischen Sigmundsage in die Sigurdsage übergegangen ist.

Gehen wir aber zunächst in der besprechung der einzelmotive weiter. Schon in der prosa *Frá dauþa Sinfjǫtla* liegt die mischung nordischer und deutscher erzählung offen zu tage. Hier ist von der auch aus der älteren norwegischen skaldenpoesie bekannten *Vǫlsungadrekka* die rede: *Sigmundr tók hornit ok drakk af. Svá er sagt at Sigmundr var harþgǫrr at hvárki mátti honum eitr granda útan né innan, en allir synir hans stóþusk eitr a hǫrund útan.* Das ist die norwegische variante der geschichte von der hornhaut Sigfrids vermengt mit diesem dem prosaisten bereits bekannt gewordenen motiv. Wie Sigurþr an die stelle von Sigmundr getreten ist wird besonders deutlich aus der seltsamen überlieferung der Snorra Edda (II, 573): *Sinfjǫtli ok Sigurþr váru svá harþir á húþina at þá sakaþi eigi eitr.* Wir haben noch in der bekannten scene der Fáfnismǫl die uns auch durch die bildlichen darstellungen bestätigte überlieferung, dass der drachentöter das blut trinkt: aber seltsamerweise kehrt das motiv in der erzählung nicht bloss noch einmal wider, sondern auch in der verwunderlichen fassung: *Sigurþr . . . drakk blóþ þeira beggja Regins oc Fáfnis.*

Hier ahnen wir jenen überschuss von blutvorrat, der zum baden geeigneter gewesen sein dürfte als zum trinken, aber den autor immer noch nicht ermutigte sich mit der landläufigen tradition in offenen widerspruch zu setzen. Als motiv der Sigmundsage werden danach wir das bluttrinken, als motiv der Sigfridsage das blutbad festzustellen haben[1].

Am schluss der Fafnismǫ́l bricht die deutsche tradition vollends durch, wo die dem norden fremde verbindung mit der Burgundersage beginnt (*Liggja til Gjúka* v. 41 fgg.).

Aber auch hier ist die deutsche überlieferung keineswegs treu widergegeben. Die erzählung von Sigurþr ist durchschlungen von dem der nordischen Sigmundsage entstammenden Sigrdrifamotiv. Dem deutschen paar Sigurþr-Brynhildr ist das paar Sigmundr-Sigrdrifa untergeschoben worden.

Wir werden uns, um in den kreisen der deutschen überlieferung zu bleiben, vorerst an den prosabericht wenden müssen. Die einleitungsworte der Sigrdrífumǫ́l beginnen denn auch: *Sigurþr reiþ upp á Hindarfjall ok stefndi súþr til Frakklands, á fjallinu sá hann ljós mikit . . . enn er hann kom at, þá stóþ þar skjaldborg . . . Sigurþr gekk í skjaldborgina ok sá at þar lá maþr ok svaf meþ ǫllum hervápnum, hann tók fyrst hjalminn af hǫfþi honum, þá sá hann at þat var kona. Brynjan var fǫst sem hon væri holdgróin, þá reist hann meþ Gram frá hǫfuþsmátt brynjuna igǫgnum niþr ok svá út ígǫgnum báþar ermar.* Das ist im wesentlichen die alte deutsche überlieferung. Hindarfjall gehört ebenso dieser an wie die auf bergeshöhe leuchtende schildburg und die hinter ihr gebettete schildmaid, die der junge recke erlöst.

Dieser deutschen fassung steht die alte nordische gegenüber, die in den schlussstrophen der Fáfnismǫ́l niedergelegt ist: der schauplatz ist ein *salr*, von der waberlohe umlodert und die von Oþinn wegen ungehorsams in schlaf versenkte walkyrje Sigrdrifa ruht in dem hause. Wenn es Fáfnism. 43 heisst *Yggr stakk þorni* und Sigrdrifum. 2 *Óþinn því veldr es eigi máttak bregþa blundstǫfum*, so vermögen wir leicht die nordische tradition durch die Sigrdrifumǫl hin zu verfolgen. Nichts lässt uns trotz der prosaischen eingangsworte eine auch nur von ferne veranlasste störung der alten norwegischen sage ahnen, von der wir hier festzustellen haben, dass sie von einer verlobung zwischen Sigmundr und Sigrdrifa nichts wusste. Die Sigrdrifumǫ́l spiegeln im ganzen (ebenso wie Reginsmǫ́l und Fáfnismǫ́l) nicht die deutsche Sigfrid-, sondern die nordische Sigmundsage wider.

1) Oder ist das bluttrinken überhaupt das alte motiv gewesen? Vgl. HS[3] s. 194.

Schwieriger gestaltet sich die untersuchung in der allein durch die Vǫlsungasaga gedeckten lücke des Codex regius. Hier ist bekanntlich Brynhildr mit Sigrdrifa identificiert. Dies setzt voraus, dass die in der schildburg auf bergeshöhe schlafende schildmaid den namen Brunhild getragen hat. Nur so konnte ihr name auf die im feuerumloderten hause schlummernde walkyrje übergehen. Diese, nicht Brunhild wird also hinter der im hause des Heimir mit Sigurþr verlobten kriegerischen maid zu suchen sein. Dass diese verlobung sagenwidrig ist, braucht angesichts der offenkundigen motive und der genealogischen hintergedanken nicht ernstlich erörtert zu werden; um sie wider aufzuheben, bedurfte man des alten hexenmotivs vom vergessenheitstrank.

Mit dem 25. kapitel der Vǫlsungasaga treten wir in die Burgundersage ein, die nur noch in unwesentlichen nebenzügen die verbindung mit der nordischen Sigmundsage zu betätigen hatte (z. b. in dem bericht der Brynhildr über Sigmundr). Von bedeutung ist jedoch im 27. kapitel die art und weise, wie Gunnars werbung um Brynhildr erzählt wird: diese partie setzt sich vollständig aus den nordischen Sigrdrifamotiven zusammen (saal mit waberlohe, Andvaranaut): scheidet man sie aus, so bleiben die deutschen sagenelemente der Sigfrid-Brunhildensage in ziemlich reiner form zurück. Wir haben ja in diesem fall eine controle am jüngeren Sigfridslied. Die deutsche Sigfridversion mit dem drohenden kampf bringen Sigurþarkviþa en skamma und Vǫlsungasaga c. 29. Dagegen gehört die der Sigmundsage entstammende variante vom flammenritt mit der hinter der waberlohe stattfindenden begegnung mit Sigrdrifa zusammen und weist sich als nordische dichtung schon durch die rolle des wunderpferdes Grani aus, das in Deutschland naturgemäss ebenso fehlt wie die zu ihm gehörende waberlohe.

Schliesslich wage ich so auch die doppelüberlieferung der lieder, die da erzählen, Sigurþr sei im bette ermordet oder er habe im freien draussen seinen tod gefunden, zu erklären. Von der höfischen variante des Nibelungenliedes, Sigfrid sei auf der jagd ermordet worden, können wir absehen. Wie sie sich ausgebildet, lässt sich vielleicht noch vermuten, wenn wir uns des traumhaften bildes von der eberjagd in der þiđrekssaga erinnern und den traum der Guþrun (Vǫls. s. c. 25) bezw. der Griemhild (Nibel. 921) dazu nehmen. Wir werden mit Wilmanns (Anz. 18, 83. 85) der deutschen sage den tod im bette zuzuweisen haben. Wenn aber Wilmanns noch zweifelte, welche der darstellungen die ältere sei, so dürfen wir im vertrauen auf die übereinstimmung jenes blinden motivs im Nibelungenlied mit dem entsprechenden akte der Sigurdlieder zuversichtlicher behaupten, dass die nordische variante

sem þeir dræpi hann úti (Brot v. 25) ein nachklang der Sigmundsage sein werde, deren held draussen auf der walstatt gefallen ist.

Schöne bestätigung findet so die namentlich von Wilmanns, hernach von Heusler und Mogk begründete sagenform, wonach Sigfrid ursprünglich als unebenbürtiger, vaterloser, fahrender recke am hofe der Burgunderkönige erschienen ist. Der jüngeren erfindung, welche die fäden des gespinnstes in verwirrung gebracht hat, vermögen wir jetzt die alte nordische variante entgegenzustellen. Die naheliegende zufällige übereinstimmung im namen des vaters hätte uns nicht zu dem glauben an eine deutsche Sigmundsage verleiten sollen.

III.

Ich erkenne mit freudiger genugtuung an, dass der von Mogk a. a. o. veröffentlichte aufsatz einen grossen fortschritt der sagenkritik bedeutet, vermag jedoch in einigen wesentlichen punkten nicht, mich ihm anzuschliessen. Ich bin zwar zu demselben resultat gelangt wie er, dass es neben der (deutschen) Sigfridsage eine in varianten sich bewegende (nordische) Sigmundsage gegeben habe (Mogk s. 71) und ich hoffe, dass diese gemeinsame position eine verständigung erleichtern wird.

Mogk ist nicht ganz vorurteilsfrei verfahren. Denn in unserer überlieferung lassen sich seine anschauungen nicht begründen, wonach es sich in der Sigfrid- bezw. Sigmundsage um rein menschliche verhältnisse handeln, wonach Sigfrid eine ebenso rein menschliche grösse sein soll wie Brunhild.

Ich kann das nur soweit gutheissen, als wir auch märchenfiguren und märchenmotive als rein menschliche dinge anzusehen berechtigt sind. Wer wollte uns dies verwehren? Mogk hat nicht behutsam genug den duftigen schimmer der poesie geschont, den das märchen über die „menschlichen“ verhältnisse zu werfen pflegt. Die märchenhaften züge des drachenkampfes und der unverwundbarkeit gesteht Mogk als solche willig zu, dann vergeht er sich aber gegen den dichterischen charakter unserer überlieferung, wenn er eine überlieferung mit märchenhaften zügen nicht als märchen, sondern als roman behandelt. Das ist eine fatale verwechslung dichterischer gattungen. Darunter hat namentlich Mogks auffassung der Brunhild gelitten. Ich schliesse mich den hiegegen gerichteten ausführungen von Wilh. Braune vollkommen an (vgl. Beitr. 23, 246 fgg.). Der von Mogk urgierte gegensatz zwischen schildmaid und walkyrje ist tatsächlich gar nicht vorhanden, denn der beruf der schildmaid wurzelte gerade

in jenen religiösen vorstellungen, die sich in den walkyrjen ihr mythologisches gebilde geschaffen haben.

Es lassen sich nun aber für die unrichtigkeit von Mogks allgemeiner voraussetzung noch ganz andere materialien beibringen[1].

Die Sigmundsage hatte sich im norden im hohen stil mythologischer dichtung ausgeweitet, und Oþinn bildete die regende kraft. In diese Oþinsmythologie haben jene namenlosen norwegischen skalden, denen wir die heldenlieder des Codex regius verdanken, den deutschen Sigfrid versetzt, indem sie ihn ihrem Oþinshelden Sigmundr mittelst der sohnschaft anreihten. Er ist allmählich vollständig an die stelle des Sigmundr getreten. Wir vermögen auch diesen process auf sein motiv zurückzuführen: ich erinnere nur an die bekannten worte der Vǫlsungakviþa: *þat var trúa í forneskju at menn væri endrbornir . . . Helga oc Sigrún er kallat at væri endrborin; hét hann þá Helgi Haddingjaskati en hon Kára Hálfdanar dóttir* (hierzu sind die ausführungen zu beachten, welche neuerdings G. Storm gegeben hat in dem aufsatz: Vore forfædres tro paa sjælevandring og deres opkaldelsessystem Arkiv f. nord. filol. 9, 199 fgg.). So sind jene wundersamen gebilde entstanden, in denen die freie kraft des deutschen märchenhelden mit den gebundenen ordnungen des nordischen schicksalglaubens sich kreuzt.

Über die vorgeschichte des stoffes müssen unsere anschauungen sich wesentlich ändern, wenn wir es, wie ich schon hervorgehoben habe, mit einem märchen zu tun haben[2]. Denn mit diesem begriff ist zugleich seine märchenhafte geschichte gegeben. Der heldenjüngling, der in der vollkraft seiner jugendfrische die ungeheuer siegreich bezwingt und die (ihnen verfallene?) jungfrau erlöst um schliesslich trotz der unverwundbarkeit an seiner schwachen stelle zu verbluten — dieser märchentypus

1) Ich brauche nicht im einzelnen hervorzuheben, in welchen punkten ich Mogk unrecht geben muss, da dieselben im zusammenhang dieser arbeit hervortreten. Nur wundert es mich, dass Mogk immer noch die ansicht vertritt, das Sigfridmärchen sei bei den Franken entstanden und von den Franken über die germanische welt gewandert. Nachdem Mogk den mythologischen zusammenhang der Sigfridsage mit Oþinn-Wodan vollständig zerstört hat, sind die massgebenden momente weggefallen, die seinerzeit dafür zu sprechen schienen, beim Wodanverehrenden Frankenstamm den herd der Sigfridsage zu suchen. Wer wollte die heimat eines märchens bestimmen? Die litterarischen formen, in denen das märchen auftritt, führen uns zu keinem andern volk als zu den Burgundern; in sehr früher zeit ist es aber auch schon im norden zu hause: ohne das schwergewicht litterarischer formen ist die dichtung gewandert wie nur märchen zu wandern pflegen.

2) Vgl. auch Golther Germ. 33, 475.

ist vaterlandslos, vgl. Rohde, Psyche I², 192 fg. und Kretschmer, Einleitung in die geschichte der griechischen sprache s. 85. Dieses wandermärchen hat in der vorzeit — die bedeutsame rolle, welche das eiserne Welsungenschwert spielt, ermöglicht als ungefähre datierung: nicht vor dem eisenalter der germanischen völker — jedesfalls in Deutschland und in Skandinavien sich eingenistet Der typus hat sich die jahrhunderte hindurch bei den verschiedenen stämmen verschieden entwickelt, es entstanden der nationalisierung gemässe sagenvarianten, bis endlich die dichtung ihm dauernde gestalt schuf.

IV.

Eines der wesentlichen alten motive des märchens ist bisher allgemein unterschätzt, wenn nicht wie noch neuerdings von Wilmanns und Mogk gänzlich übersehen worden.

Die Sigfridsage ist in ihrer ursprünglichsten (nordischen) form eine drachen- und hortsage. Von dieser seite her ist neues zur aufklärung „blinder motive“ unserer litterarischen überlieferung zu gewinnen, wie ich in kürze zeigen möchte.

Dass die schlange (*ormr*) oder der drache als dichterisches *ειδωλον* unterirdischer mächte fungiert, darf als gegeben angenommen werden[1] Höchst belehrend sind die altgriechischen parallelen, aus denen Rohde so schöne resultate zu gewinnen wusste (Psyche I², 132 fgg. u. ö.). Wir haben durch ihn erfahren, dass bei den Griechen den unterirdischen gleichfalls die schlangen- bezw. drachengestalt eigen ist, dass aber diesen drachengestalteten unterirdischen durchweg mantische kraft zukommt, dass ihre sage in dem von ihnen ausgehenden orakelwesen gipfelt.

In merkwürdiger weise ist der drache mit der grossartigsten orakelkundgebung, die wir besitzen, mit der Vǫluspǫ́ verknüpft. Dass dieses gedicht auf einem erdorakel aufgebaut ist, ähnlich wie die Hyndluljóþ, das ist eine wesentliche voraussetzung für sein verständnis.

Eines der am breitesten ausgesponnenen motive der nordischen Sigurdsage bilden die dem Sigurd zu teil gewordenen orakel. Schon die Grípisspǫ́ darf zum zeugniss der echtheit und der bedeutung des motivs aufgerufen werden. Die prophetischen verkündigungen Regins sind mehrfach gestreift; Hnikarr, der *karl af bergi,* wird um ein orakel von Sigurþr angegangen (Reginsm. v. 16 fgg. vgl. *heill* v. 19) und pracht-

1) Die zuletzt von Wilmanns gegebene deutung ist wol nichts weiter als ein einfall (Anz. f. d. a. 18, 92) und kann nicht ernsthaft begründet werden.

voll sind die Fáfnismǫl in der sprache des zur aussage gezwungenen orakeltieres gehalten, z. b. v. 12 fgg.:

segþu mér Fáfnir alls þik fróþan kveþa
ok vel mart vita
hverjar era usw.

Selbst von des drachen blut noch geht die wundersame wirkung aus, dass auge und ohr empfänglich werden für ein vogelorakel, für die im vogelgezwitscher kund werdenden orakelweisungen. Und die Fáfnismǫl lassen gar keinen zweifel, dass das drachengestaltete orakelwesen im innern der erde, in der wohnung der toten, seine schatzkammer hat. Aber daran ist es noch nicht genug. Noch einmal, in den Sigrdrifumǫl, werden wir zeuge einer mit den feierlichsten accorden eingeleiteten orakelscene.

Bei solchem tatbestand unserer überlieferung erscheint es als durchaus unzulässig, dieses orakelmotiv aus der Sigmund- bezw. Sigurdsage zu eliminieren. Im Nibelungenlied ist es freilich als der romantechnik und zugleich den allem aberglauben abgewendeten anschauungen des höfischen publikums widerstreitend gänzlich preisgegeben worden. Nur noch in der vorliebe für die dem ältern epischen stil angehörenden formeln der vorausverkündigung und in der bedeutsamen verwendung vorahnender träume verfolgen wir die letzten spuren eines sich verflüchtenden überbleibsels[1]. Ungefähr dasselbe gilt für die þiđrekssaga, wo aber wenigstens das vogelorakel (c. 166) erhalten geblieben ist. Im jüngeren Sigfridslied dagegen, wo die im innern der erde hausenden zwerge als horthüter auftreten, wo Sigfrid sie von dem *wurm* befreit, wo einer jener unterirdischen ihm *den weg weyset* (ed. Golther s. 51) — hier lauschen wir noch seiner orakelkundgebung:

str. 159 *Nun sag mir helt gemeyt*
str. 160 *Lass mich deyner kunst geniessen*
Astronomey genant.
Dort auff dem Trachensteine
Heut frü du hast erkandt
Die stern vnd jr anzeygen,
Wie es mir sol ergan,
Mir ynd meym schönen weybe,
Wie lang sol jch sie han?

1) Vgl. hiezu die formulierung bei Kettner, Die österreich. Nibelungendichtung s. 218. — Um das von den *wîsiu wîp* (str. 1533) gegebene orakel handelt es sich hier nicht.

str. 161 *Do sprach das zwerge Eugel:*
„Das wil ich dir verjehen,
Du hast sie nur acht jare,
Das hab ich wol gesehen;
So wirdt dir dann dein leybe
So mörderlich genummen,
So gar on alle schulde
Da vmb dein leben kummen,

str. 162 *So wirdt deyn todt dann rechen*
Deyn wunderschönes weib;
Darumb so wird verlieren
Manch held den seynen leib
Das nyndert mer keyn helde
Auff erden lebendig bleybt.
Wo lebt ye held auff erden,
Der also ist beweybt.“

Diese verse vermögen nicht zu klingen ohne die verwandte melodie der Fáfnismǫ́l zu wecken.

Jene im innern der erde hausenden orakelwesen sind nach altgriechischer vorstellung an ihr grab gebunden, genau so wie der horthütende drache im Beowulfliede, wie die von Freyja aus dem grab citierte Hyndla, oder die von Óþinn durch *valgaldr* erweckte vǫlva, oder die von Svipdagr aufgerufene Groa. Wenn auch die umstände nicht genau bekannt sind, so gehört doch jedesfalls Alvíss mit in die reihe: *Alvíss ek heiti . býk fyr jǫrþ neþan*
ák und steini staþ.

Aber nicht blos aus Alvíssm. 2 wissen wir, dass diese unterirdischen orakelwesen im norden *þursar* genannt worden sind. Genau dasselbe erfahren wir aus den Fjǫlsvinsmǫ́l:

útan garþa sá hann upp koma
þursa þjóþar sjǫt

und *þursa þjóþ* sind auch in den Skirnism. die unter den *úrig fjǫll* hausenden unterirdischen[1].

Über die zugehörigkeit des Reginn und des Fafnir zu diesen wesen kann kein zweifel obwalten. Reginn wird ja ausdrücklich als *hrímcaldi jǫtunn* bezeichnet (Fafnesm. 8). Die stilform der orakelfrage ist ja aber an sich schon beweiskräftig.

1) In diesem zusammenhang klärt sich nun erst die bedeutung von *hrímþursar.* — Ähnliche bedeutung kommt natürlich auch noch andern wörtern zu; ich erinnere aus anlass von *Ólafr Geirstaþa-álfr* an das wort *álfr.*

Die schatzhöhle des drachen ist also zu denken als die unter dem hügel sich breitende grabkammer, wo der unterirdische nach der sitte des altertums mitten in der fülle des ihn im lichte der oberwelt umgebenden reichtums bestattet ist. Also auch in diesem sinn ist das Sigfridmärchen von dem allgemeinen typus der schatzmärchen nicht verschieden.

Der drache ist ein im grabhügel weilender „heros" — wie die Griechen sagten und Rohde ihn analysiert hat — er gehört nicht zu denen, die das allgemeine seelenreich bevölkern. Aber von der oberwelt geschieden haben die heroen in ihrer unterirdischen wohnung an der ganz bestimmten stelle ihrer bestattung (*Gnitaheiþr*) weitergelebt und mantisches wirken behauptet. Als germanische wesenheiten sind sie uns schon durch das anord. wort *þurs* bezeugt. Dieses wort ist aber gemeingermanisch. Für uns gewinnen die grösste bedeutung unsere althochdeutschen belege. Sie sind geeignet die im vorstehenden gegebenen ausführungen ins licht zu setzen. Ich erinnere an *Ditis : durises* (= ags. *helgodes*) Ahd. gl. 2, 645. 697 und dass damit nur männliche „heroen" bezeichnet worden sind, erfahren wir aus der glosse *deas deosque : hazzesa duresa* Ahd. gl. 2, 492; den heroenmässigen charakter vermögen wir besonders aus der von Notker stammenden interpretation zu erkennen *daemonia : tursa* (ed. Piper 2, 53).

Der wesentlichste rest ist folglich im Nibelungenlied der name Nibelunc, dessen wortsinn nun völlig durchsichtig geworden ist. Es sei nicht verschwiegen, dass wir den wertvollsten anhaltspunkt für die richtigkeit meiner auffassung an dem neuerdings von Bj. M. Olsen so glücklich hergestellten *niflfarnaþr* besitzen (Arkiv. 9, 232). Atlakv. 34 ist darunter das feierliche gelage zum gedächtnis eines verstorbenen verstanden. Das wort *Nibelunc* ist also seiner herkunft nach ebenso wenig ein patronymikon als *Vǫlsungr*, *Welisunc*, das sich zu dem adjectivum got. *walis* ebenso verhält wie ahd. *arming : arm* usw. (vgl. die beispiele bei Kluge, Nominale stammbildungslehre § 24 und die vortrefflichen bemerkungen von Much, Beitr. 17, 65). *Nibelunc* hat also nichts mit *nebel* zu tun, gehört vielmehr in seinem adjectivischen stammwort zu griech. *νέκυς* (beachte den durch got. *naus*, anord. *nár*[1] vorausgesetzten accentwechsel und das ganz analoge verhältnis von got. *wulfs :* aind. *vŕ̥ka* zu anord. *ylgr :* aind. *vr̥kī́*; got. *tweifls :* ahd. *zweho* u. a.). *Nibelunc* ist ein „verstorbener" (im sinne von griech. *ἥρως*).

1) Ich mache darauf aufmerksam, dass *Nár* uns als zwergname bezeugt ist: unter den *dvergar í jǫrþu* führt Vǫluspó v. 11 auf *Nár ok Nainn, Nípingr Dainn.*

Dass der orakelkundgebung als organischem motiv der alten sage eine wesentliche function zugekommen sei, brauchen wir nun nicht mehr zu vermuten, wol aber bleiben uns nur vermutungen über die stelle, wo sie im alten sagengefüge eingeordnet gewesen sein möchte. Ich glaube, dass wir das orakel in verbindung zu bringen haben mit dem auf dem hort lastenden fluch. Indem Sigfrid sich in den besitz des aus der grabkammer der unterirdischen herstammenden schatzes setzte, war seinem blühenden leben das in der prophezeiung ihm vorausverkündete kurze ziel gesteckt worden (Fáfnism. v. 9). Dass am hort jener fluch haftete, weiss von deutschen quellen noch die Klage (v. 1713 fgg.):

der Nibelunge golt rót
hæten si daz vermiten,
so möhten sie wol sîn geriten
zir swester mit ir hulden

in genauer übereinstimmung mit dem Sigfridslied (I str. 14):

Nyblinges hort,
Darumb sich von den Hewnen
Hůb jæmerlicher mordt;

Trifft diese vermutung das richtige, dann ist eine neue ausschlaggebende instanz gewonnen und sie würde uns nötigen, Mogks radikale gegen die „mythischen“ elemente der sage gerichtete kritik abzulehnen.

Wilmanns hat nun freilich die meinung vertreten, Nibelunge sei der ältere name der Burgunderkönige und Mogk hat sich auf seine seite geschlagen. Aber nur unter anwendung von gewaltmitteln vermochte Wilmanns den namen der Nibelunge aus der Sigfridsage zu streichen[1]. Hier tritt das Sigfridslied dazwischen und dies weiss auch nicht das geringste davon, dass die Burgunder einmal Nibelunge gewesen seien. Es weiss nur von dem horthütenden zwergengeschlecht des Nybling. Daran scheitert die annahme, dass das zwergische Nibelungengeschlecht das phantasiegebilde eines späten dichters sei, der dem hort eine vorgeschichte habe schaffen wollen. Unsere überlieferung geht vielmehr dahin, dass mit dem auf dem hort lastenden fluch auch der verhängnisvolle name auf das Burgundervolk übergegangen ist. Denn der name ist eine macht.

1) Der ansicht stehen ausserdem alle die bedenken entgegen, welche einem mythischen Gunther neben dem Burgunderkönig das existenzrecht streitig machen. Unversehens ist also Mogk mitten in die mythischen verhältnisse hineingeraten.

V.

Weitere aufklärung lässt sich aber wol noch gewinnen, wenn wir den vorstellungen nachspüren, welche für die sage vom Nibelungehort die motive geliefert haben. Nach dem vorgang von M. Rieger und R. Heinzel hat zuletzt Fr. Vogt in dieser Ztschr. 25, 411 fgg. gezeigt, dass wir von der dem alten Sigfrid-Sigmundmärchen eigenen drachen- und schwertsage zu unterscheiden haben eine ursprünglich selbständige, an Sigfrid erst infolge der verbindung mit den Burgunden angelehnte sage, welche in der goldhaltigkeit des Rheins ihren grund hat (vgl. anord. kenningar wie *málmr Rínar*). Die Rheingoldsage gehört zu den bestandteilen der Sigfrid-Sigurdsage, wie sie im 10. jahrhundert nach Skandinavien gekommen ist.

Das alte Sigfrid-Sigmundmärchen verfügte über diesen bestandteil noch nicht.

Wir wissen dies aus der nordischen Sigmundsage. Schon im Beowulf besteht der hort des Sigmund aus dem wunderbaren Welsungenschwert einerseits und dem dem drachen abgenommenen goldschatz andererseits. Mit dem Rheingold ist der letztere erst im 10. jahrhundert identificiert worden. Vordem spielte er eine untergeordnete rolle in der Sigmundsage. Der wichtigste bestandteil des hortes war die herrliche waffe, von dem die in der Vǫlsungasaga verwerteten lieder gesungen haben. Die nordische sage wusste zu berichten, es sei dem Vǫlsungr von Óþinn verliehen (Hyndlulj.); genaueres erzählt der verfasser der saga in der berühmten scene der schwertprobe.

Das ist die nordische variante unserer deutschen sage. Hier ist das Welsungenschwert ein werk des Nibelungen (= anord. Reginn), ursprünglich im besitz des Nibelungen und von diesem auf Sigfrid übergegangen. Dem *dryhtlic íren* (Beow.) verdankt der Wælsing seine grosstaten und gerne wird diese seine waffe als sein wesentlichstes attribut hervorgehoben:

Hey heuet to sinen handen
Ein swerd dat is so groed
Dat is dat van Neuelungen Ztschr. f. d. a. 5, 370

oder im Rosengarten A 420 fgg.:

Er treit ein schwert so hert
Das schneydet alle bandt
Kein harnasch sich davor erwert

W. Grimm, Heldensage[3] s. 269 in übereinstimmung mit der einleitungsprosa zu den Sigrdrifum. *reist hann meþ Gram frá hǫfuþsmátt brynjuna ígøgnum niþr ok svá út ígøgnum báþar ermar.*

Nach Biterolf 7229 führt Sigfrid des alten Nibelunges schwert und so auch im Nibelungenlied (str. 94, 1 A. B. C). Das wesentliche ist nun, dass die jeweiligen träger des schwertes mittelbar oder unmittelbar durch eben diese waffe ihren tod finden. So schon in der Sigmundsage. So aber auch in der Sigfridsage von Fáfnir und Reginn bezw. Nibelunc und Schilbunc angefangen bis herab zu Hagen und Griemhild (Nib. 2309. 2310. Rassmann, Niflungasaga s. 113). Auch in der Sigurþarkviþa en skamma (v. 21 fgg.) fällt Gotþormr, der eben die herrliche waffe gegen Sigurþr selbst geschwungen hatte unter der furchtbaren schneide.

Davon steht freilich in dem liede nichts, dass Sigurþr durch das eigene schwert den tod gefunden habe. Es ergibt sich dies aber als selbstverständliche folge der umstände (beachte auch þiđrekssaga c. 221) selbst noch aus dem Nibelungenlied, wo gegen Sifrit mit der eigenen waffe der todesstoss geführt wird (str. 916 fgg. 2309).

Über die herkunft des schwertes herrscht durchaus einhellige überlieferung, wenn wir uns nur der von mir gegebenen deutung des wortes *Nibelunc* (oben s. 8) erinnern. Es stammt aus dem besitz eines verstorbenen, aus einem grabhügel oder allgemeiner gesagt aus dem berge, wie es im Nibelungenlied und im jüngeren Sigfridsliede heisst:

str. 107 *Do trat fürbas den steyne*
Der starck ryss Kuperan
Er sprach: hie ist verporgen
Ein schwert vil wol gethan,
Damit ein ritter edel
Dem Trachen siget an,
Sunst ist keyn kling auff erden,
Die den Trachen gwinnen kann.

str. 131 *Nun sprang her auss der hölen*
Seyfrid mit disem schwerdt.

Die hervorragende sagenmässige bedeutung dieser waffe ist also nicht bloss durch die bekannten nordischen zeugnisse, sondern auch durch das Sigfridslied belegt. Dazu kommt als hauptstelle die 1124. strophe des Nibelungenliedes. Hier heisst es wie im Sigfridslied von der zugehörigkeit des schwertes zum horte:

Der wunsch lac dar under von golde ein rüetelîn
Der daz het erkunnet der möhte meister sîn
wol in al der werlde über islîchen man.

Diese dem Nibelungenhort angehörende wünschelrute ist ja längst von den der mythendeutung huldigenden sagenforschern auf das in die

hand des blitzdämonen gelegte blitzschwert gedeutet worden. Ich verwahre mich hiegegen ausdrücklich, glaube aber auf ganz anderem wege zeigen zu können, dass jenes *rüetelîn* in der tat nichts anderes als ein dem alten dialekt der dichtersprache entstammendes dichterwort für schwert ist, genau so wie die *geisel* des Alberich (str. 463), was dem dichter unseres Nibelungenliedes freilich ganz fremd geworden war (er dachte wol an so etwas wie die *geiselruoten* im Erec 5394 und im Iwein 4925). Den nachweis, dass *ruote, rüetelîn* metonymisch für schwert gebraucht wurde, liefert uns ein landsmann des Nibelungendichters, Neithart: *sich mugen zwêne an miner weibelruoten wol versnîden* 50, 3 oder in der strophe 68, 8 fgg.:

hôhe spienen si ir weibelruoten:
ir ieslîcher hiute eine riutel (rüetel) treit.

Diese wunderbare waffe sichert dem träger einmal dauernden sieg über jeden gegner, zum andern aber kraft des an ihr haftenden fluches der unterirdischen den tod. Der jeweilige träger ist dem tode verfallen und führte daher den namen *Nibelunc.* Wenn dies auch bezüglich des Sigfrid in unserer überlieferung problematisch bleibt[1], so tritt es um so deutlicher bei Hagen hervor, der nach dem tode des Sigfrid das verhängnisvolle schwert führt. Daher seine bekannte dämonisierung[2] in der þiđrekssaga, daher der name *Hniflungr,* den sein erbe im norden geführt hat. Nibelunge sind nicht diejenigen, die jeweils den hort besitzen, sondern diejenigen, die das Nibelungenschwert zur verfügung haben. Die Burgunder haben ja des goldes sich begeben, indem sie es in den Rhein versenkten, aber der hort ist ihnen geblieben, das alte schwert. Das macht sie zu Nibelungen genau ebenso, wie auf die mannschaft des Sigfrid nach diesem der ominöse name übergegangen war.

So ist der name Nibelunge schliesslich auf die Hunnen gekommen: die söhne des Atli sind auf demselben weg zu dem namen Nibelungen gelangt (Guþrúnarhvǫt v. 12), wie der sohn des Hǫgni. Nach der alten sage ist also das schwert von Hagen auf Attila übergegangen entsprechend dem in der alten überlieferung so energisch hervorgehobenen verlangen des Hunnenkönigs nach dem Nibelungenhort.

Das ist das seltsamste, dass der name Nibelunge auf Attila und die seinen sich verpflanzt hat. Hier scheint mir ein von den späteren

1) Doch ist *Nibelunges bürge* str. 682 ein bedeutsamer nachklang, der verstärkt wird durch die formel *von Nibelunge lant* str. 944. 952. 1662.

2) Bezüglich des dichterischen typus und der behauptung, Hagen sei von haus aus eine mythische figur, verweise ich auf das in seiner familie traditionelle hofamt (Nib. 644 A. B) sowie auf Philologische studien (Festschr. f. Sievers) s. 156 fgg.

allzu willig preisgegebenes überbleibsel alter, verkannter beziehungen sich erhalten zu haben. Meiner ansicht nach ist im altertum die meinung aufgekommen, Attila sei ein Nibelung, sei im besitz des wunderbaren Nibelungenschwertes gewesen. Diese tradition dürfte den anlass gegeben haben, die sage vom untergang der Burgunder durch Attila an das Sigfridmärchen, an das märchen vom Nibelungenschwert und Nibelungenhort anzureihen.

Die möglichkeit dieser sagenbildung wird man zugestehen, wenn man sich der bekannten schwertsage erinnert, als deren helden uns Priscus und Jordanes den Attila bezeugen. Bei Jordanes lesen wir (183): Attila quamvis huius esset naturae ut semper magna confideret addebat ei tamen confidentia gladius Martis inventus sacer apud Scytharum reges semper habitus quem Priscus istoricus[1] tali refert occasione detectum. Cum pastor, inquiens, quidam gregis unam boculam conspiceret claudicantem nec causam tanti vulneris inveniret sollicitus vestigia cruoris insequitur tandemque venit ad gladium quem depascens herbas incauta calcaverat effossumque protinus ad Attilam defert. quo ille munere gratulatus ut erat magnanimis arbitratur se mundi totius principem constitutum et per Martis gladium potestatem sibi concessam esse bellorum.

Ich erinnere daran, dass auch dieses schwert aus dem erdboden stammt, aus dem reich der unterirdischen. Ich erinnere daran, dass nirgends sonst die Attilasage so eng sich berührt mit der Sigfridsage und zugleich in einem für das ganze sagengefüge so wesentlichen elemente wie in dem von mir hervorgehobenen schlusssatz, dem ich die liedstelle anreihe, wo es vom Nibelungenschwert heisst:

Der daz het erkunnet der möhte meister sîn
wol in al der werlde über islîchen man.

Auf dem natürlichsten wege liess die sage das Nibelungenschwert, das mit dem schwert der Attilasage identificiert worden war, an den Hunnenkönig gelangen: sie erfand zu dem behufe das motiv von der werbung des Attila um die witwe des Sigfrid. So gaben Griemhild und das Nibelungenschwert das motiv ab, in dem Sigfridsage und Burgundersage sich verketteten.

1) Vgl. Priscus fragm. 8 (bei Müller s. 91); die sage treffen wir auch noch bei jüngeren geschichtschreibern, z. b. bei Lambrecht von Hersfeld.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

DIE EINHEIT DES ALPHARTLIEDES.

In seinem buche über das christentum in der altdeutschen heldendichtung stimmt Schönbach bei der beurteilung des Alphart, trotzdem er sonst Martins kritik ablehnt, doch mit ihm darin überein, dass er den zweiten teil des epos einem anderen verfasser als dem des ersten zuschreibt, wenn er sich auch beide teile ungefähr gleichzeitig abgefasst denkt. Bekanntlich ist der zweite teil vom ersten äusserlich, durch eine lücke von 12 blättern oder mindestens 168 strophen getrennt. Da ich gegen die berechtigung seiner absonderung schon früher[1], fast zu gleicher zeit mit Jiriczek[2], mich erklärt habe, so hat mich Schönbachs beweisführung zu einer erneuten prüfung des gegenstandes veranlasst, und es mag diese hier in einem etwas weiteren umfang, als es die sache unmittelbar erfordert, zugleich zur ergänzung meiner früheren untersuchung vorgenommen werden.

Gehen wir Schönbachs gründe (s. 233—235) einzeln durch.

1. I hat auf 305 strophen 48 religiöse formeln, II mit 162 strophen sollte nach dem verhältnis der strophenzahl 24 haben, hat aber nur 8. — Diese zahlen scheinen mir nicht ganz richtig. Eine durchsicht der s. 211—215 gesammelten stellen ergab mir für I 51, für II 11. Ich würde aber von den 51 7 abziehen: g 152, 4. i 158, 4. 226, 3. 168, 1. 173, 1 (vgl. Kl. 108, das Schönbach auch nicht angeführt hat). K. 225, 2. 11, 1. Die stellen mit *clôster, münich Ilsam, swarze kutten* bleiben hierbei ausgeschlossen. Zu den 11 stellen in II muss 311, 4 (d) hinzugefügt werden. Demnach ist das verhältnis 44 : 12. Nun gehören religiöse formeln vorzugsweise zu direkter rede und zu ethisch-psychologischem inhalt. Im vergleich zu II hat aber I fast dreimal so viel strophen mit direkter rede (II 78, I 212) und besteht auch weit mehr aus darstellung inneren lebens.

2. Die grussformeln mit *wis got wilkomen* finden sich nicht in I, dagegen dreimal in II. — Sie stehen in II zusammen in str. 398—401, also nur bei ein und derselben handlung. Gelegenheit dazu ist in I nicht vorhanden, da dieser gruss bei freudigem empfang gebraucht wird, vgl. Nib. 1123, 2. Dfl. 5819. 5950.

3. Abschieds-, dank-, die meisten anrufungsformeln, die ausdrücke für das vertrauen auf gott, die erwähnungen der seele, des teufels finden sich nur in I. — Ich wüsste nicht, wo in II gelegenheit

1) Untersuchungen über „Alpharts tod". Mühlhausen i. Th. 1891.

2) Beiträge XVI (1891) s. 115—199.

sein sollte, einen abschied zu erzählen; wenn der abschied von Breisach nur angedeutet wird (323, 4), so entspricht das seiner bedeutungslosigkeit. Dank- und anrufungsformeln kommen in II im richtigen verhältnis vor, I 2 : II 1 und I 8 : II 4 (5). Dass die seele und der teufel nicht erwähnt wird, ist natürlich bei der durch den stoff bedingten geringeren individualisierung der kämpfe.

4. Nur II schildert ausführlich einen empfang, 308—310. — Dem dichter lag daran das auszeichnende bei diesem empfang hervorzuheben, der berühmten, weitgereisten helden zu teil wird; in I ist der empfang Heimes bei Dietrich und nachher beim kaiser doch nicht derartig, dass davon gross aufhebens gemacht werden könnte. Und die detaillierung bei jenem empfang in II ist noch dazu recht mässig, man vergleiche damit nur die empfangsscenen im Nibelungenliede, die der dichter ja gekannt hat. Die sich daranschliessende erzählung aber von der aufstellung des hilfsheeres (314—323) ist knapp bis zur undeutlichkeit.

5. Auch die meisten anderen sachlichen verschiedenheiten finden in der eigentümlichkeit des gegenstandes ihre erklärung. Der sehr einfache inhalt von I, bestehend aus gesprächen, einigen kurzen ritten und einigen zweikämpfen, was alles an einem tage vorgeht, bietet keinen raum für schilderungen von dem charakter der in 324, 1 fg. 336, 3. 367, 4. 385, 1 fg. 388, 3 fg. 416, 1 fg. 445, 1 fg. enthaltenen.

6. Bedenken erregen könnte nur, dass das waffenklingen in I dreimal erwähnt wird, in II, wo „die kämpfe einen so viel kleineren raum beanspruchen“, elfmal vorkommt. Aber die zahl der eigentlichen kampfstrophen ist in beiden teilen etwa gleich, in II eher noch grösser (I 45, II 48). Und es ist natürlich, dass bei massenkämpfen, die in II einen so breiten raum einnehmen, ausschmückende schilderungen wie die des waffenklingens sich bequem anwenden lassen, während die in I ausschliesslich erzählten einzelkämpfe bestimmte wirkungen, wie blut, wunden, fallen verlangen. Ausserdem ist in II an mehreren stellen der waffenklang, was er in I nicht sein kann, ein die entwicklung förderndes moment: der schall ruft neue kämpfer herbei 351. 354. 440. 449.

Diese einwände dürften wol hinreichen, um Schönbachs gründe für eine die gleichheit des verfassers ausschliessende unterscheidung der beiden teile zu entkräften.

Doch steht dem schluss auf ihre zusammengehörigkeit ein gewichtiges bedenken entgegen, das Seemüller Anz. XVIII s. 351 geltend gemacht

hat. Er bemerkt: in I herrscht die vorstellung, dass es unehrenhaft ist, wenn mehrere zugleich einen angreifen; II kennt dieses motiv nicht, da es sonst bei Hildebrands einzelkampf mit dem heere des Studenfuchs notwendig hätte ausgesprochen werden müssen. Demnach wäre also die hauptidee des gedichtes, die in der verletzung der ritterpflicht sich darstellende untreue, in II vergessen. Aber die sache scheint bei dem kampf Hildebrands gegen die mannen des Studenfuchs doch anders zu liegen als bei dem kampf Alpharts gegen den herzog Wülfing und seine mannen oder gegen Heime und Wittich. Hildebrand kämpft anfangs mit zwei rittern; das fand, wie der bericht der Saga zeigt, der dichter in seiner quelle. Er hätte es ihr vielleicht ganz objektiv nacherzählen können; wenn er aber 351 sagt: „da schlugen sie nun beide auf den alten mann", so wird man doch in diesen worten den ton der misbilligung nicht überhören können. Als dann das 6000 mann starke heer der feinde dazukommt, ist es das naturgemässe für Hildebrand zu fliehen, er sieht aber, dass ihm das nichts nützen würde (353, 1. 2), und so greift er die feinde an und haut gewaltig auf sie ein. Sollte in dieser lage Studenfuchs seinen rittern auch gebieten, nur einzeln mit Hildebrand zu kämpfen, wie es der alte ritter 162 fg. tut? Dass ein angriff mehrerer auf einen unter allen umständen verpönt war, würde doch allem kriegsbrauch widersprechen Und hier ist ja noch dazu Hildebrand der eigentlich angreifende: *daz ros warf er umbe, die vînde er an rande mit ellenthafter hant* usw. Ebenso die ihm zu hilfe kommenden vier genossen. Das verhältnis ist, abgesehen von der verschiedenheit der beweggründe, dasselbe wie I 179. 190 fg. Hildebrand und seine genossen tun, was Alphart gern tun möchte, wenn er glaubt zusammen mit Wolfhart, Dietrich und Hildebrand das heer des kaisers vertreiben zu können, ja sogar sich schon anschickt allein das lager der feinde anzugreifen.

Die widersprüche, die sonst zwischen I und II bestehen, sind unerheblich und, da auch innerhalb jedes der beiden teile widersprüche vorkommen, ohne zwingende beweiskraft.

Wenn sich also das, was bisher gegen die zusammengehörigkeit der beiden teile vorgebracht ist, nicht halten lässt, so fragt es sich nun weiter, ob sich nicht auch positive beweise für dieselbe erbringen lassen. Eine weitere frage wird dann sein, wie man diese, die doch sehr verschiedener art sein kann, aufzufassen hat.

1. Betrachtet man den sagenstoff im einzelnen, so sieht man, wie in den verschiedensten abschnitten beider teile in namen und anspie-

lungen der dichter von ereignissen und umständen der Dietrichssage, die grösstenteils sonst nicht überliefert sind, eigenartige kenntnisse verrät. Vgl. hierzu Grimm, DHS.³ s. 260—268.

I^a (1—86). Dietrichs helden werden hier am vollständigsten angegeben. Von den 10 im Nibelungenliede vorkommenden nennt der Alphart 8: Hildebrand, Wolfhart, Wolfwin, Sigestab, Helfrich, Gerbart, (*Gerhart*), Ritschart (*Rychart*), Helmnot. Es fehlen Wolfbrand und Wikhart. Dafür hat der Alphart, gemeinsam mit dem Biterolf, noch Wiknant, Sigeher und Wikher, von denen der erste auch in der Klage begegnet. Dazu treten noch 26 andere helden, als mannen Dietrichs grösstenteils dem Alphart ganz eigentümlich. Von diesen 37 helden werden freilich nur sehr wenige, die meisten in II, zur handlung verwendet. — Über Heimes und Wittichs frühere geschichte zeigt sich der dichter unterrichtet 7—11. 25—33. 42.

In I^b (87—305) kommen mehrere sonst nicht bekannte helden Ermenrichs vor, darunter verwandte Dietrichs, die Wülfinge und ein herzog Wülfing. Auch in diesem teile lässt der dichter noch weiteres wissen über Heimes und Wittichs vergangenheit durchblicken 215—220. 206. 207. 251—253. 260—261.

II gibt Breisach als sitz Eckeharts an: das lässt schliessen auf kenntnisse des dichters von den Harlungen, deren heimat Breisach und deren pfleger Eckehart (Eckewart) ist (DHS. s. 42. 158). Auf ein früheres feindseliges verhältnis zwischen Dietrich und Eckehart wird hingedeutet 314. 401. Der dichter weiss auch etwas von einer feindschaft zwischen Dietrich und Ilsam, der in Garten Dietrichs *ôheim* erschlagen hat 402—409. Und zwar wird auf dieses angespielt in derselben andeutenden weise wie in I^a und I^b auf die vergangenheit Heimes und Wittichs. Nere ist Hildebrands bruder. Das schwert Hildebrands hat den sonst nicht nachgewiesenen namen Brinnig 350, Eckeharts schwert heisst Gleste 380; ausserdem werden erwähnt *Mimmunges ecke* 450, 4, *Nagelringes ecke* 450, 1 wie 272, 3, Wittichs helm Limme 449, Dietrichs helm wie in I^a Hildengrin 431.

Spricht sich schon in dieser gleichmässigkeit sagengeschichtlicher kenntnisse[1] die gleiche dichterische individualität aus, so noch mehr in den folgenden zügen.

2. Nationalbewusstsein des dichters. I 79 hebt er mitten zwischen den lobsprüchen, durch die er Nudung vor allen helden Dietrichs auszeichnet, hervor: *er was ûz diutschem lande ein herzoge hôch geborn.*

1) Vgl. hierzu auch Philologische studien, festschrift für E. Sievers s. 169.

Ebenso rühmt II 426 Walther, als er sich zum vorstreit erbietet, von sich selbst: *ich tuon ez wol mit êren, ich bin geborn ûz Diutschlant.* Äusserungen, wie man sie bei mittelhochdeutschen epikern nur selten findet.

3. Ironie in der dramatisch lebendigen wideraufnahme des von einem anderen gesprochenen prägnanten wortes, mit einem gleichen oder synonymen ausdruck — eine art des humors, die zwar auch bei anderen dichtern begegnet, aber doch bei jedem einzelnen als ein charakteristisches merkmal anzusehen ist.

I 35, 4 *„durch aller vrouwen êre geruochet mir geleite geben.“*
36, 1 *„Habe vride vor mir selben“, sprach hêr Dietrîch,*
„und vor anders niemen, daz wizze sicherlîch.“
II 406 *„Des wil ich in lân geniezen“, sprach hêr Dietrîch.*
einen staeten vride, daz wizzent sicherlîch,
sol er hân gein Brîsach wider an den Rîn.“
407, 2 *„vride und geleite wel wir im selbe geben.“* —

wobei auch die formale und sachliche ähnlichkeit zu beachten ist. Diesen stellen noch verwandt ist

II 396, 4 *„und sulen herberge enphâhen dem keiser ûf disem plân.“*
397, 1 *„Die sult ir enphâhen noch hiut von mîner hant.“*

Vgl. auch noch

I 147, 1. 4 *Dô sprach der herzoge: „sagt, hèrre, wer ir sît.*
daz weste ich harte gerne, wurd ez mir kunt von iu getân.“
148, 2 *„ir sult wizzen, hêrre, deich iuwer vient bin.“*

Ironischer gebrauch desselben wortes (vgl. II 397, 1):

I 233, 3 *wir sullen ûf der heide teilen den solt mit strît.*
II 346, 3 *wir suln den solt teilen ûf der heide wît.*

Naiv-persönliche anschauung bei dem gleichen gegenstand:

I 234, 2 *hin sô lief Schemminc und az daz grüene gras.*
er aht den val gar cleine, den sîn hêrre hete getân.
II 445 *Alrêrste wart erzürnet Röschlîn daz ros guot.*
wie vaste ez vor Eckarten beiz unde sluoc!

Zu vergleichen damit ist das persönliche wesen, das dem schwert beigelegt wird 78.

4. Traditionelle motive und wendungen in eigentümlicher form und verbindung.

Angebot und annahme von hilfe:

I 84—86, 2 Dietrichs bitte um hilfe.

I 86, 4 *wir wellen bî iu, hêrre, wâgen lîp unde leben.*
87 Dank.
II 320, 3 Hildebrands bitte um hilfe.
320, 4 *wir weln bî dem von Berne wâgen lîp unde leben.*
321 Dank.

Einleitung des kampfes Alpharts mit Wülfing und Hildebrands mit den zwei rittern Ermenrichs:

I 144, 3 *gegen in staphte er schône. si vrâgte Alphart,*
wer des heres meister waere oder houptman ûf der wart.
145 *Dô sprach der herzoge alsô vermezzentlîch:*
dâ hât uns ûz gesendet der keiser Ermenrîch,
daz wir ze schaden bringen den edelen vogt von Bern.
II 339, 1 *Gegen in reit er verre, der degen unverzeit.*
3 *dô vrâgte si der maere der alde Hildebrant,*
von wannen sî waeren od wer si haete ûz gesant.
340 *Dô sprâchen dâ die zwêne alsô vermezzentlich:*
dâ hât uns ûz gesendet der keiser Ermenrîch,
4 *daz wir die von Brîsach gein Berne niht sulen lân.*

Das feldzeichen:

I 54, 3 *under einem banier rîche von golde unmâzen breit*
ahzic helde küene mit dem herzogen Wülfinc reit.
143, 3 *ahzic helde küene im engegene reit*
under einem banier grüene, was mit golde durchleit.
II 425, 1 *Aht schare rîche wurden dô bereit*
under einem banier grüene, was von golde breit.

Die von mir Unters. s. 42 aus Wolfd. D u. a. hierzu angegebenen parallelen sind kürzer und von schwächerer ähnlichkeit.

Hildebrand gibt sich für einen diener des kaisers aus, um freunde oder feinde zu täuschen, I 121 fg. II 342 fg. 389 fg.

Das verbergen des schildzeichens, um nicht erkannt zu werden, I 94 fg. II 389 fg. 396.

Dietrich wird erkannt an Hildengrins glanz:

I 194 *Den ich vil wol erkenne, den liehten Hildengrîn,*
der gap dâ ze velde keinen liehten schîn.
II 431 *Der edel vogt von Berne tete sîn ellen schîn.*
swâ er reit in dem sturme, da vermelte in Hildengrîn.

Eine eigentümliche übergangsform:

I 189 Das lager des kaisers wird zusammengerückt:
190 *Als Alphart zesamne daz her dâ rücken sach,*
er begunde lachen. nû hoeret wie er sprach.

II 413 Das heer des kaisers lagert sich:
414 *Alsô Wolfhart der küene die ûf dem velde ersach,*
ûz trûreclîchem muote nû hoeret wie er sprach.
419 Dietrichs heer stellt sich zur schlacht auf:
420 *Als Sibeche der ungetriuwe daz banier ersach,*
er jagte vür den keiser, nû hoeret wie er sprach.
Vgl. auch 366, 3. 4.

5. Andere parallelen, mit weglassung der auch sonst in der volksepik vorkommenden wendungen, so weit diese nicht im Alphart grössere ähnlichkeit unter einander zeigen. 312, 4. 314, 3. 4 = 70, 3. 4. — 315, 1. 2. 320, 4 = 48, 1. 2. 60, 1. 2. 86, 3. 4. — 328 = 201, 4 bis 202, 2. — 335, 1. 353, 1 = 155, 3. 251, 3. — 339, 2 = 95, 3. 100, 1. 150, 1. — 339, 3. 4 = 214, 3. 4. — 342, 3. 4 = 149, 3. 4. 32, 1. — 343, 1. 2 = 41, 1. 2. 133, 1. 2. — 344, 1 = 125, 1. — 345, 4. 348, 1. 2 = 130, 3. 4. 235, 4. — 346, 3. 4 = 233, 3. 4. — 349, 3 = 303, 3. — 350, 4 = 268, 4. — 352, 4. 376, 4 = 282, 4. 24, 4. — 361, 4 = 171, 2. — 371, 1 = 273, 1. — 371, 3. 4. 433, 2. 434, 3 = 167, 3. 4. — 382, 3 = 170, 3. — 393, 3 = 78, 4. — 426, 1. 2. 427, 1. 2. 387, 3. 4 = 110, 1. 2. 222, 4. — 431, 4 = 299, 4. — 439, 1 = 268, 1. 284, 1. — 451, 3. 4. 392, 1. 2. 414, 1. 2 = 182, 1. 2.

6. Einfluss des Nibelungenliedes zeigt sich gleichmässig in I wie in II.

I. 32, 4 = N 1930, 4. — 88, 1. 2 = N 783, 1. 2 A. — 160, 1. 2 = N 1979, 1. 2. — 167, 4 = N 2194, 4. — 214, 3. 4. 282, 1. 2 = N 2253, 1. 2 AB. — 241, 3. 4 = N 1986, 4 AB (1984 fg.). — 251, 3 bis 252, 3 = N 2086, 1. 3. 2088, 1. 2. — 281, 1 = N 117, 4 AB.

II. 321, 1. 2 = N 434, 1. 2. — 331, 1 = N 1533, 1. — 371, 1. 2 = N 2223, 4 AB. — 371, 4 = N 2149, 4. — 373, 3. 4 = N 1924, 3. 4, — 404, 4 = N 2027, 4 AB. — 435, 4 = N 1939, 1. 2. — 449, 4 = N 1941, 1. — 467, 4 = N 2316, 4 AB.

Der dem dichter bekannte Nibelungentext war nicht C, sondern entweder B oder, was wahrscheinlicher, A.

Wollte man gegenüber solchen übereinstimmenden eigentümlichkeiten der beiden teile doch die einheit des gedichtes leugnen, so müsste man mindestens zugeben, dass entweder beide teile von einem dichter bearbeitet sind, oder dass der verfasser der fortsetzung zugleich der bearbeiter des eigentlichen Alphart ist. Mir scheint weder die eine noch die andere lösung annehmbar, vielmehr eine ursprüngliche einheit vorausgesetzt werden zu müssen.

Es ist schon widerholt darauf hingewiesen, dass nicht bloss das erste stück, das die sendung Heimes behandelt, sondern auch der letzte teil, der die grosse schlacht erzählt, auf echter sagenüberlieferung beruht, und dass dem dichter eine quelle vorgelegen hat, mit der unter den verwandten überlieferungen die Thidrekssaga am meisten ähnlichkeit zeigt, worüber man am besten aus den zusammenstellungen bei Jiriczek s. 193 fg. sich unterrichten kann. II ist aber auch immer mit I^a verbunden gewesen; denn die innere logik des stoffes verlangt geradezu eine fortsetzung dieser art. Das gedicht beginnt mit der ankündigung Ermenrichs, Dietrich solle, wenn er sich nicht unterwerfe, vertrieben werden. Ermenrich liegt mit einem heere vor Bern, bereit zur schlacht. Was wurde denn nun daraus nach Alpharts tod? Entweder Dietrich wurde vertrieben und floh zu den Hunnen. Oder er blieb in Bern, und Ermenrich wurde geschlagen und zog ab. Das eine oder das andere musste erzählt werden. Und auf einen schluss, wie ihn unser gedicht enthält, war der hörer oder leser bereits hingewiesen 176, 4, wo es von Heime und Wittich heisst, *des muostens rûmen diu lant.* Dieser schluss konnte um so weniger wegbleiben, als nach der bekanntesten form der sage nicht Heime und Wittich, sondern Dietrich das land räumen müsste.

So kommen wir also zu dem ergebnis, dass die beiden teile des Alphart von anfang an eine einheit bildeten, und dass, was dem zu widersprechen scheint, interpolatoren oder einem erweiternden bearbeiter zuzuschreiben ist.

Der erste teil des Alphart macht am wenigsten den eindruck der einheitlichkeit. Er zeigt so viel weitläufigkeiten, abschweifungen, widerholungen, selbst widersprüche, dass die vermutung von interpolationen oder eindichtungen und die anwendung einer kritik, wie sie Martin geübt hat, sehr nahe gelegt ist. Allerdings lässt sich vieles davon aus der technik der jüngeren volksepen, aus der weise des mündlichen vortrags sowie aus einer in der beschaffenheit des stoffs liegenden schwierigkeit für die darstellung herleiten, aber die kritischen bedenken sind damit noch nicht beseitigt. Eine beantwortung der frage, wie man trotz der unleugbaren störungen und auswüchse in der erzählung die dichtung doch als ein einheitliches ganzes zu begreifen und zu erklären vermag, ist daher nicht abzuweisen, so wenig dabei auch auf ein unanfechtbares ergebnis zu rechnen sein dürfte.

Zunächst wird man, um zu unterscheiden, was in der dichtung älterer und jüngerer bestand ist, angewiesen sein auf ihren vergleich mit verwandten überlieferungen.

Alphart wird im Biterolf noch nicht, sondern erst in der jüngeren volksepik erwähnt. Aber in der Flucht und der Rabenschlacht erscheint er nicht als verwandter Hildebrands und hat mit unserem Alphart, abgesehen davon, dass auch er von Dietrich sehr geschätzt wird, nicht viel mehr gemein, als dass er in der Rabenschlacht fällt. Der Rosengarten A weiss noch nichts von ihm, erst in D und anderen jüngeren redaktionen wird unser Alphart zuweilen genannt, aber nach der vermutung des herausgebers der Rosengärten infolge einer bekanntschaft mit unserm gedicht[1].

Lässt man nun die Alphartgeschichte, von der neben unserem gedichte eine selbständige überlieferung nicht vorhanden ist, unberücksichtigt, so ist der inhalt des gedichtes in seinen hauptzügen folgender.

Sibich hat dem kaiser Ermenrich den rat gegeben, seinen vetter (neffen) Dietrich, „der sich wider das reich setze", aus seinem lande zu vertreiben, es sei denn, dass dieser von ihm Bern zu lehen nehme. Ermenrich zieht in die nähe von Bern und beauftragt Heime die kriegsansage an Dietrich zu überbringen. Heime, des früheren treuverhältnisses zu Dietrich eingedenk, weigert sich zuerst diesen dienst zu tun. Erst als der kaiser zornig wird, gehorcht er. Er richtet seinen auftrag aus und rät Dietrich sich aufs beste zu rüsten, da Ermenrich 80000 mann herbeigeführt habe. Dabei wird treue gegen den früheren herrn und treue gegen den jetzigen gegeneinander abgewogen, die spätere treue gibt den ausschlag. Doch bewilligt ihm Dietrich auf seine bitte schutz für den rückweg, worauf Heime in reuigem sinne verspricht, er und Wittich wollten mit Dietrich nicht persönlich kämpfen und er wolle auch sein fürsprech sein. Nachdem er sein geleite zurückgeschickt hat, begegnet er dem kaiser, berichtet ihm die annahme der kriegsansage und warnt ihn vor dem kampf. Im lager widerholt er vor des kaisers recken das gesagte vollständiger und nachdrücklicher. Er bedauert Dietrich, tadelt die feindseligkeit Ermenrichs gegen seines bruders kind und hebt die gefahr des kampfes hervor, den Ermenrich nimmer verwinden werde: und wenn es alle menschen ihm rieten, er solle ihnen nicht folgen. Trotzig weist Ermenrich Heimes klage und warnung ab. Dietrich aber ist inzwischen in den saal gegangen zu seinen recken, er sagt ihnen, wie Ermenrich, durch des ungetreuen Sibich rat bewogen, ihn vertreiben wolle, und bittet um ihre hilfe. Alle wollen ihm getreulich beistehen. 1, 4—87, 2 ohne 52—56.

Hildebrand wird ausgesendet, fremde hilfe zu holen. Er kommt nach Breisach zu Eckehart. Dieser sagt ihm beistand zu, ebenso

1) Holz, Die gedichte vom Rosengarten zu Worms s. CX.

Nitger, dessen mannen jedoch dem kaiser dienen, Walther von Kerlingen, der auch dem kaiser verpflichtet ist, der mönch Ilsam und Hug von Dänemark. Hildebrand als bannerträger führt die schar. Als sie sich dem lager Studenfuchsens nähern, übernimmt er für die nacht die schildwacht und reitet allein auf kundschaft aus. Er trifft auf zwei feinde und gibt sich ihnen als söldner des kaisers aus. Sie aber erkennen ihn und greifen ihn zusammen an. Studenfuchs kommt mit 6000 dazu, Hildebrand kämpft gegen diese anfangs allein, erhält aber bald hilfe von seinen 4 (5) genossen, dann vom ganzen heere, nachdem auch Studenfuchsens bruder mit noch 6000 rittern sich eingemischt hat. Studenfuchs wird völlig geschlagen und entflieht mit 12 mannen. Hildebrand zieht nun mit der schar seiner freunde nach Bern. Studenfuchs ist inzwischen zu Ermenrich gekommen, und Sibich fordert seinen herrn auf, nach Bern aufzubrechen, um Dietrichs freunde nicht in die stadt einziehen zu lassen. So kommt es vor Bern zur schlacht. Dietrichs ritter und die bürger von Bern, zusammen 30000, rücken aus der stadt, Nudung lässt sich die fahne geben. Wittich und Heime wollen dem kaiser und Sibich zur seite kämpfen, Rienolt von Mailand wird hauptmeister und führt die sturmfahne. Im kampf dringt Eckehart auf Sibich ein. Dieser entflieht vor ihm nach Raben, es fliehen dorthin auch Wittich, Heime und Ermenrich. Als Rienolt dies sieht, flieht er ebenfalls. 30000 entkommen, 50000 sind tot. Die von Berne verfolgen die fliehenden wol eine raste weit. Dietrich klagt über die 2000, die er von den seinen verloren hat. Seine freunde werden in geziemender weise belohnt, bewirtet und verabschiedet. 306—467.

Damit ist zunächst der bericht der Thidrekssaga zu vergleichen. Sifka reizt könig Erminrek gegen dessen blutsfreund Thidrek, der sein reich bedrohe und die schuldige schatzung von Amlungenland nicht zahle. Er rät ihm, durch den ritter Reinald den zins fordern zu lassen. Reinald wird abgesandt, aber Thidrek weist ihn ab. Die abweisung ist für Sifka der beweis, dass Thidrek sich Erminrek gleichstellen wolle; und dieser gelobt, ehe Thidrek das durchsetze, solle er hangen. Heimir warnt ihn vor der schande, wenn er so viele seiner blutsfreunde und verwandten verderbe; ebenso Widga. Schleunig reitet Widga nach Bern, kommt um mitternacht hier an und verlangt von den wachtmännern eingelassen zu werden. Darauf verkündet er Thidrek den heranzug Erminreks. Nun beruft Thidrek alle seine häuptlinge, ratgeber und ritter in seine halle, berichtet, was Widga gemeldet, und rät ihnen vor Erminreks übermacht zu fliehen. Auch Hildibrand stimmt dem bei. Heimir kommt dazu mit der nachricht, Erminrek nahe Bern

mit 5000 rittern und vielen anderen männern. Thidrek hat nur 800. Er klagt über den schimpf der flucht und schwört, Erminrek solle von ihnen mehr schaden als gewinn haben. Die Amlungen ziehen hinweg. Heimir kehrt zu Erminrek zurück, wirft ihm das böse vor, das er an seinen blutsfreunden getan, und schmäht Sifka wegen seines verrats. Als Erminrek ihn deshalb strafen will, flieht er mit hilfe Widgas. C. 284—288.

Thidrek hat bei Attila aufnahme gefunden. Nachdem er zwanzig jahre bei ihm verweilt, erhält er durch verwendung der königin Erka ein grosses heer, das Rodingeir und Attilas söhne, die sein bruder Thether begleitet, anführen. Thidrek lässt Erminrek den krieg ansagen und Gronsport als schlachtort bestimmen. Als beide heere hier lagern, reitet Hildibrand als wachtmann allein in der nacht aus. Dabei trifft er Reinald, und beide begrüssen sich als freunde. Während sie zusammen reiten, greifen fünf wachtmänner Erminreks sie an. Reinald gibt Hildibrand für seinen mann aus, aber jene erkennen ihn und hauen auf ihn ein. Einer von ihnen wird von Hildibrand erschlagen worauf Reinald weiteren kampf verhindert. Nachdem sie dann beide den schlachtplan verabredet, scheiden sie von einander. Sifka, der von Hildibrands ritt hört, will ihm mit seinen mannen nachsetzen, aber Reinald will nicht zugeben, dass sie mit ihm, dem allein reitenden kämpfen. Am morgen rüsten Thidrek und Sifka; jedes heer wird in drei scharen geordnet, auf der einen seite sind die führer Sifka, bei dem Waltari von Wasgastein das banner Erminreks trägt, ferner Widga und Reinald; auf der anderen seite Thidrek, dessen banner Hildibrand trägt, Rodingeir, Theter mit seinem bannerträger Naudung und den beiden söhnen Attilas, Erp und Ortwin. Thidrek greift mit seiner schaar Sifka an, der fall des bannerträgers Waltari bestimmt Sifka zu fliehen. Thidrek und seine mannen verfolgen die flüchtigen, bis der grösste teil von ihnen erschlagen ist. — Widga erschlägt Naudung und Erp, auch Ortvin fällt, zuletzt noch Theter in einem kampf, zu dem er Widga gezwungen hat. — Nachdem Reinalds bannerträger gefallen ist, fliehen die (Erminrek dienenden) Amlunge. Und als Reinald seine ganze schaar fliehen sieht, flieht auch er. Thidrek verfolgt zuletzt noch Widga, der sich vor ihm rettet, indem er in die see springt. Thidrek beklagt den tod seines bruders und der söhne Attilas und will nicht wider in das Hunnenland zurückkehren. C. 317—337.

Aus der deutschen heldensage steht jenen teilen des Alphart (I[a]. II) am nächsten das epos von Dietrichs flucht. Diese dichtung, in der der ursprüngliche stoff in die breite gezogen, verdoppelt und ver-

dreifacht ist, erzählt von drei kriegen und niederlagen Ermenrichs, der erste kampf entspricht dem im Alphartliede berichteten.

Als Ermenrich die Harlunge hat töten lassen, rät ihm Sibich (und Ribstein), Dietrich unter dem vorwande, dass dieser während seiner abwesenheit sein land verwalten solle, zu sich zu entbieten; wenn er komme, ihn zu töten; wenn er nicht komme, ihn zu überfallen und zu vertreiben. Zum boten wird Randolt bestellt, der, von Sibich in den verräterischen plan eingeweiht, traurig nach Bern reitet, Dietrich vor der reise warnt und ihm rät, für die verteidigung seines landes zu sorgen. Als Ermenrich hört, dass Dietrich nicht kommen wird, rüstet er ein gewaltiges heer gegen ihn und beginnt seine länder zu verwüsten. Von Raben wird Volknant an Dietrich geschickt, um ihm davon kunde zu bringen. Vor tagesanbruch kommt Volknant vor Bern an und macht das geschehene durch ausrufen vor der mauer bekannt; nachdem er in die stadt eingelassen ist, bittet er Dietrich, den bedrängten schleunigst zu helfen, über 80000 mann habe Ermenrich bei sich. Hildebrand vertröstet seinen herrn auf nahe hilfe. Da kommen 2000 seiner mannen, angeführt von Helmschart, Wolfhart, Alphart und anderen. Dietrichs heer rückt am abend in die nähe von Ermenrichs lager, in der nacht erspäht Hildebrand mit noch drei anderen helden eine schwache stelle, und noch durch eine zweite kundschaft über die sorglosigkeit der feinde unterrichtet, greift Dietrich gegen morgen das heer an. Rienolt wirft sich mit 400 mann den stürmenden entgegen, wird aber von Wolfhart besiegt und erschlagen, dann muss auch Heime mit 500 mann weichen, furchtbar morden die Berner, und es flieht schliesslich das ganze heer Ermenrichs. 2565—3557. — Der zweite krieg, den nach Dietrichs rückkehr aus dem Hunnenlande Ermenrich unternimmt, verläuft in ganz ähnlichen ereignissen: Volknants sendung nach Bern, eintreffen der mannen Dietrichs, dann des Hunnenheeres, auskundschaftung des feindlichen lagers, nächtlicher überfall, furchtbarer kampf, eingreifen einzelner helden Ermenrichs mit ihren scharen, endlich flucht Ermenrichs nach Raben, rückkehr Dietrichs ins Hunnenland. Auch der bericht des dritten krieges ist im wesentlichen eine mit starker übertreibung und willkürlicher personenhäufung ausgeführte widerholung, in der nur der tod einiger namhafter helden einen fortschritt in der entwicklung bedeutet.

Die übereinstimmenden züge in den drei überlieferungen sind leicht wahrzunehmen. In der Flucht, wo die namen der helden mit grosser eklektischer willkür und nicht selten in widersprechender weise gebraucht werden, sind Randolt und Volknant an stelle Heimes und

Widgas die boten, die Dietrich warnen, im besonderen zeigt die erzählung von Volknants ankunft vor Bern ähnlichkeit mit der entsprechenden der Saga. Was Alphart betrifft, so könnte man hervorheben, dass er einmal (6323 fg.) mit erfolg auf kundschaft ausreitet. Er fällt von Bitrungs hand 9519 fg., doch 9700 wird er unter den von Reinher erschlagenen helden genannt. Auch den umstand, dass Ribstein von Eckehart erschlagen wird, hat man in beziehung gesetzt zu der flucht Sibichs vor Eckehart (A. 446).

Der vergleich dieser drei verwandten berichte lässt zunächt keinen anderen schluss zu als den: nicht der kern des gedichtes, die geschichte von Alpharts kampf und tod, ist sagengemäss, sondern nur die einleitung und die fortsetzung dazu. Für die echtheit der überlieferung in diesen beiden stücken zeugt in bezug auf einzelheiten besonders die Saga, für die unmittelbare zusammengehörigkeit der einleitung und der fortsetzung zeugt die Flucht, in der die handlung von Sibichs rat an bis zu Dietrichs erstem sieg über Ermenrich in gleicher folge wie die handlung in Alphart I^{a}. II sich entwickelt.

Der Alphart sowol wie die Flucht zeigen eine jüngere sagenausbildung, die bestimmt ist durch die tendenz den ruhm Dietrichs zu erhöhen. Die Flucht lässt den helden gegen Ermenrich immer siegreich bleiben und macht sein entweichen ins Hunnenland zu einer folge von einem ganz zufälligen missgeschick und von seinem edelmut. Der Alphart weiss überhaupt von keiner flucht, auch nicht in einer andeutung wird eine solche berührt.

So gehört denn auch die eigentliche Alphartgeschichte der jüngeren sagenentwicklung an. Sie kann nichts anderes sein als ein nachklang dessen, was gesungen wurde von dem tod der Helchensöhne und Diethers durch Wittich; wie ja auch Wittich der eigentliche mörder Alpharts ist. Dass das die ursprüngliche überlieferung ist, beweist vor allem die Saga. Und zwar ist diese hier nicht bloss an sich wie so oft die höhere autorität gegenüber den mittelhochdeutschen Dietrichsepen, sondern sie wird noch gestützt durch die angaben des Nibelungenliedes und der Klage. Auch nach N. 1637 ist wie in der Saga Nudung, der genosse jener jungen helden, durch Wittich erschlagen worden; nach Kl. 993 fg. ist Etzel dem (von der verunglückten Rabenschlacht — so meinte wol der dichter) zurückkehrenden Dietrich todfeind wegen der schuld, die er an ihm begangen hat. Wir werden also den bericht der Flucht über Alpharts tod als den älteren gegenüber dem in unserem epos ansehen müssen. Und zwar den bericht 9519—9559, der ihn durch Bitrung fallen lässt. Der tod Alpharts durch Reinher 9700 wird

nur in einer heldenaufzählung erwähnt, die den eindruck einer willkürlichen erweiterung der vorlage macht. Verdächtig ist schon die ungenauigkeit, dass der dichter 8 personen zählt, während er 9 nennt, mehr noch der umstand, dass eine ähnliche aufzählung von 8 helden 8307 fg. steht und hier wie dort 3 verse, in denen Alphart vorkommt, fast wörtlich sich gleichen: 9699—9701 = 8309—8311.

Die entstehung des Alphartliedes hat man sich demnach so zu denken. Ein dichter, bestrebt Dietrichs heldentum von dem flecken der flucht und des elends zu reinigen, verarbeitete zu einem epos die erzählung von dem angriff Ermenrichs und seiner niederlage in der Rabenschlacht, mit weglassung aller beziehungen Dietrichs zu den Hunnen. Das rührende motiv von dem tode der jungen helden behielt er bei, indem er es mit verwendung des ebenfalls in der Rabenschlacht gefallenen helden Alphart umgestaltete und zugleich auf Heime ausdehnte.

Damit sind nun freilich die unebenheiten und weitschweifigkeiten im ersten teile noch nicht erklärt. Wir müssen dazu noch einen schritt weiter tun. Dass der Alphart in der oben geschilderten weise erst 1250—1260, eine zeit auf die uns sein stil und andere eigentümlichkeiten führen, entstanden sein soll, wird man von vornherein abweisen. Eine ältere und einfachere gestalt des gedichtes vorauszusetzen, namentlich soweit es sich um den ersten teil handelt, dazu ist wol bisher fast jeder, der sich näher damit beschäftigt hat, geführt worden. Aber dass irgend ein spielmann in planlos gehäuften interpolationen die kunst des versemachens daran geübt haben sollte, ist wenig glaubhaft. Der nachweis von interpolationen wird erst einleuchtend, wenn mit der negativen kritik sich eine positive verbindet, wenn für die erweiterungen eine vernünftige absicht nachgewiesen werden kann.

Die erste stelle im Alphart, die durchaus den eindruck des unechten macht, sind die strophen 13—16. Mit einer betrachtung über Wittichs und Heimes untreue an Alphart unterbrechen sie jäh das gespräch Dietrichs und Heimes. Allerdings nimmt dieses hier eine wendung. Hatte str. 7—12 Heimes verhältnis zu Dietrich behandelt, so verweilt str. 17—24 bei seinem verhältnis zu Ermenrich. Aber dieser umstand würde eine solche abschweifung nicht rechtfertigen. Der dichter muss hier das bedürfnis empfunden haben, nachdem er bisher nur von Ermenrich, Sibich, Heime und Dietrich gesprochen, jetzt auf den haupthelden und das hauptthema seiner dichtung hinzuweisen.

Die nächste stelle, die die untreue Wittichs und Heimes hervorkehrt, wol auch mit dem gedanken an Alpharts tod, ist 41, eine sicher eingeschobene strophe (vgl. auch Jiriczek s. 174 fg.).

In unmittelbarer beziehung zu Alpharts heldentaten steht sodann das in 52—55 über die aussendung Wülfings und seiner mannen erzählte. Die stelle gehört zu dem abschnitt 45—56, 2, in dem umstände angegeben sind, die gleich darauf noch einmal vorkommen: 1) Heime findet 80000 mann bei dem kaiser gelagert 45, 4, 57, 2. 2) Er verabschiedet Amelolt und Nere 47 fg. 56, 4. 3) Er erstattet zweimal bericht, zuerst vor dem kaiser allein 50. 51, dann vor ihm und seinem heer 58—67. Der abschnitt ist in eigentümlicher weise von seiner umgebung abgegrenzt. Er beginnt: *Heime alsô von Berne mit der boteschaft schiet, als uns saget dix diutsche buoch und ist ein altex liet*, und schliesst: *nû hebe wir xe Berne dax guot liet wider an, ... wie ex an dem buoche hie stêt geschriben, wax grôxer untriuwe an dem Berner wart getrieben.* 56, 3 *alsô der helt Heime kom ein mîle von der stat* greift zurück auf 44, 3 *Heime schiet von dannen vür den keiser rîch,* und dieses zurückgreifen wird 55, 3 deutlich angekündigt: *nû hebe wir xe Berne dax guot liet* usw. Der inhalt des abschnittes und die form seiner einfügung berechtigen ihn als einen zusatz anzusehen. Sein zweck aber ist kein anderer als die aussendung der kaiserlichen wachtmänner zu motivieren und die hauptttat Alpharts vorzubereiten.

Erwähnt wird Alphart nach str. 15 wider 76, 3 inmitten des verzeichnisses der helden Dietrichs 72—80. Der anfang *Dô gie der vogt von Berne vür sîn recken in den sal* ist eine widerholung von 69, 4 *dô gie der vogt von Berne vür sîne recken lobelîch* und lässt sich mit dem unmittelbar vorher erzählten nicht vereinigen. Und auch hinterher widerholt der dichter, er lässt Dietrich 81 fast dieselben worte an seine mannen richten wie 70. Der abschnitt erscheint dadurch als ein fremder bestandteil.

So lässt sich denn hiernach folgendes feststellen. Alle stücke vor str. 88, in denen Alphart erwähnt oder auf ihn bezug genommen wird, sind erweiterungen einer älteren dichtung. Ist dieses richtig, so ist der hauptgegenstand dieser dichtung nicht Alpharts tod gewesen, sondern „die untreue an dem Berner“ (56, 2), begangen durch seinen vetter Ermenrich und durch seine früheren gesellen Heime und Wittich. Sie mag mit dem „deutschen buch“, dem „alten liede“ gemeint sein, auf das sich der dichter 45, 2 beruft, wenn auch auf derartige oft ganz formelhafte und nur um des reimes willen gebrauchte berufungen im allgemeinen nicht zu viel zu geben ist.

Ich will zu weiterer prüfung der sache noch einiges aus der eigentlichen Alphartgeschichte betrachten. Den stempel der interpolation

trägt ebenso wie die strophengruppe 13—16 der ihm nach form und inhalt verwandte abschnitt 172—176. Zu diesem braucht nicht 177 zu gehören (vgl. Martin XVIII). Denn 177, 1 *daz sper enhant er nam* lässt sich vereinigen mit 170, wenn man *nâch in jagte Alphart* als parenthetischen satz auffasst und *under einem banier daz was rîch* auf die mannen Wülfings bezieht, vgl. 54. 143. Ob 178. 179 zu diesem abschnitt zu rechnen ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Auch in den strophen 172—177 wird Alphart gerühmt als der kühnste, der je geboren wurde, und zugleich das verfahren seiner gegner scharf getadelt. — Eine ähnliche lobpreisung Alpharts, die auch den zusamhang durchbricht, findet sich 113—115. Da auch 107, 1. 2 stark an 175, 1. 2 anklingt, so würde ich kein bedenken tragen, auch 107—115 dem erweiternden dichter zuzuschreiben.

Und so irrt man wol nicht, wenn man annimmt, dass noch eine grosse masse anderer erweiterungen vorhanden ist, die eine erhöhung von Alpharts heldentum und eine herabsetzung seiner gegner bezwecken. Es sind zudichtungen eines bearbeiters, dessen interesse sich auf diesen helden konzentrierte, und der ihn deshalb zur hauptperson der dichtung machte. Er erreichte dies vornehmlich dadurch, dass er seine ritterlichen leistungen vervielfältigte und ihm von heroischem und sittlich-religiösem pathos getragene reden beilegte. So erklärt sich die weitschweifigkeit, mit der der kampf Alpharts mit Wittich und Heime erzählt wird, so erklären sich insbesondere die widerholungen dabei, zu denen der dichter aus mangel an sagenstoff sich genötigt sah, um der haupthandlung den erforderlichen umfang zu geben. Auf solche weise also ist aus der in einem Dietrichsepos enthaltenen episode von Alpharts tod ein epos von Alpharts tod geworden.

Mit all diesen zudichtungen ist eine bearbeitung von anfang bis zu ende verbunden gewesen, wie aus der im ganzen epos vorherrschenden gleichmässigkeit des stils hervorgeht. Die jüngern bestandteile lassen sich zwar nicht selten bezeichnen, aber ihre herauslösung ist wegen dieser bearbeitung meist unmöglich und würde das epos zerstören. Dass auch der zweite teil erweiterungen erfahren hat, halte ich für selbstverständlich. Dahin werden fast alle Alphartstrophen gehören und ausserdem wol noch eine grosse anzahl strophen mit ausschmückendem inhalt.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. EMIL KETTNER.

DIE HANDSCHRIFTLICHE ÜBERLIEFERUNG DER GRETTISSAGA.

Die untersuchungen, deren resultate die folgenden blätter enthalten, sind den im ersten hefte des 30. bandes dieser zeitschrift publicierten (unten citiert unter dem titel Z. Gr. s.) vorangegangen. Sie sollten demgemäss auch früher als jene erschienen sein, wurden jedoch für die einleitung einer schon damals ausgearbeiteten kritischen ausgabe zurückgelegt. Diese ist jedoch aus gründen, die von meinem willen unabhängig sind, vorläufig aufgegeben und durch den plan einer commentierten ausgabe, die in der „Altnordischen Sagabibliothek" erscheinen wird, ersetzt. Dies ist die ursache, dass die erörterungen über die handschriften, welche dem zweck der Sagabibliothek nicht entsprechen, als eine gesonderte abhandlung erscheinen. Obgleich ich mich genötigt sah, die beweisführung auf eine verhältnismässig geringe anzahl von belegstellen zu stützen — denn da der schon seit mehr als einem jahre fertige kritische apparat vorläufig ungedruckt bleiben wird, muss jede angeführte belegstelle abgedruckt werden, und ist die verweisung durch zahlen auf varianten ausgeschlossen — glaube ich doch nicht etwas wichtiges ausser betracht gelassen zu haben. — Die seitenzahlen verweisen auf die alte ausgabe (1853).

Bei der ausserordentlichen beliebtheit der Grettissaga, von der mehr als dreissig handschriften zeugnis ablegen, fällt es auf, dass keins der überlieferten exemplare einer andern redaction als die masse angehört; sämtliche handschriften gehen auf eine zweite umarbeitung zurück, welche ca. 1300 entstanden ist (Z. Gr. s. 34). Es scheint, dass die saga zu ihrer grossen popularität erst gelangt ist, nachdem die zweite umarbeitung entstanden war, ja, dass es sogar diese neue mit abenteuern ausgeschmückte form war, welche ihr zu ihrer popularität verholfen hat; zunächst als lygisaga wurde die interessante schrift verbreitet und erst später ihrer wirklichen verdienste wegen gewürdigt. Dazu stimmt, dass von der grossen anzahl der erhaltenen handschriften keine einzige über das 15. jahrhundert hinausgeht, die übergrosse mehrzahl aber dem 16. jahrhundert oder einem noch späteren zeitalter angehört. Das zeigt, dass die grosse verbreitung der saga mehr als ein jahrhundert nach der entstehung der erwähnten umarbeitung stattfand.

Weit auffälliger als das nichtvorhandensein einer handschrift der saga in ihrer nicht-interpolierten gestalt, ist der umstand, dass auch ihre spätere entwicklung sich an der hand der handschriften kaum verfolgen lässt. Zwar werden einige der jüngeren handschriften leicht als letzte ausläufer einer nicht mehr sorgfältig gepflegten überlieferung erkannt; aber eine einigermassen sichere reconstruction eines archetypus, sei es nur der zweiten umarbeitung, auf grund des verhältnisses der handschriften gehört zu den unmöglichkeiten. Denn kaum zwei von den überlieferten handschriften sind von einander völlig unabhängig. Es zeigt sich hier, dass die zeit, in der die saga verbreitet wurde, nicht nur das zeitalter der umarbeitungen, sondern auch der compilationen war. Doch will ich versuchen, das gegenseitige verhältnis der handschriften so genau wie möglich zu bestimmen. Ich bespreche zunächst die haupthandschriften.

1. AM 551 4°. **A**. Beschreibung der handschrift in Kålunds katalog. Verloren ist ein blatt am anfang der saga, welches s. 2, 12—6, 17: *hefir* — *hann* enthielt. Die psychische eigenart des schreibers verrät sich stellenweise in randbemerkungen abergläubischen inhaltes, wie z. b. zu s. 141 (Grettir in Þórisdal): *Illa fer þetta fadir minn godur.* — Wo die handschrift fehlt oder ihr text entstellt ist, tritt an ihre stelle:
2. AM 556 a 4°. **C**, siehe den katalog. Hier fehlen s. 96, 6 — 100, 2: *(bon)di þakkaði* — *þar*; s. 118, 28 —123, 13: *Hann* — *lengðar*; s. 164, 21—182, 4: *Stíflu* — *þang(at)*.
3. AM 152 fol. Diese handschrift war mir unzugänglich; an ihrer stelle benutzte ich eine abschrift von ihr AM 476 4° *β*.
4. AM 151 fol. b. Diese handschrift ist, obgleich keine abschrift von 152 fol., mit *β* nahe verwant. Die gemeinsame quelle von *β*b, welche alle eigentümlichkeiten jener beiden handschriften schon aufwies, nenne ich **B** (abweichend von der älteren ausgabe, welche 152 fol. B nennt).
5. AM 150 fol. **E**. Nach Jón Sigurðsson stammt diese handschrift direkt von einer nicht erhaltenen membrane (Katalog I, 104).
6. de la Gardie X fol. **D**.

Die hss. ACD 152 sind membranen, die übrigen papierhandschriften. Zu bemerken ist, dass D auf grund ihrer sehr verderbten überlieferung im besten fall als mit den papierhandschriften gleichwertig zu betrachten ist.

Die hss. AC stehen einander ziemlich nahe. Im grossen und ganzen herrscht zwischen diesen handschriften übereinstimmung in den lesarten, sogar in der kapiteleinteilung. Ungefähr um die mitte der saga nimmt die ähnlichkeit zu, ohne dass eine besimmte stelle anzugeben wäre, von wo an etwa für eine der beiden handschriften auf eine neue vorlage zu schliessen wäre. In den meisten fällen, wo AC von βbED abweichen, ist nicht mit sicherheit zu entscheiden, welche lesart die richtige ist. In der regel haben wir mit verschiedener ausdrucksweise für den nämlichen gedanken zu tun; oft mag wol die lesart von AC die ursprünglichere sein. Doch begegnet auch der umgekehrte fall nicht selten. S. 145, str. 54[1], 7: *þar* βbED] *þeir* AC. S. 152, 10: *þá er* βb] *þá* ED, *þá at* AC. S. 183, 14: *segl*] fehlt in AC. S. 184, 1: *eigi*] fehlt in AC. S. 187, 18: *sýnix* AC, unter einfluss des unmittelbar vorhergehenden *sýna; þykkir* βbED. S. 190 str. 67, 5: *stœði* ED, *hefði staðit* βb, *stœðir* AC. S. 192, 19: *Ásdís* AC (und ausgabe), *Ásdísar* βbED; das richtige ist *Álfdísar* (Ísl. s. I, 169). S. 208, 21: *sá enn sami, er hans hefndi*] nur in AC. — In wichtigeren fehlern stimmt E in der regel mit AC überein. S. 140 str. 49, 1: *hæg* D, *hægt* βb, *hægra* ACE. S. 154 str. 60, 5: *harðeggjat* βD, *hard egge ad* b, *harðeggjar* ACE. S. 155, 16—17: *komix þú upp á hana, eðr þú sér* (*þar* fügen CE hinzu) *með vápnum sóttr* ACE; diese widerholung von z. 15 fehlt in βbD, welche an dieser stelle nur haben: *með vápnum.* S. 183, 16: *á fjǫrðinn* (*sjóinn* E) *ok*] nur in ACE; widerholung aus z. 15. Besonders wichtig sind die folgenden schon von Guðbrandr Vigfússon (Ný fèlagsrit XVIII, 162 fg.) hervorgehobenen stellen. S. 173, 20—27: der text von ACE ist hier absolut unverständlich; das richtige haben βbD (vgl. die lesart bei G. Vigfússon). S. 186, 25—187, 2: *sagði — gǫrt.* Dieser abschnitt fehlt richtig in βbD. S. 192, 4—15: *Skeggi — kirkju.* Auch dieser abschnitt fehlt in βbD, vgl. unten. Nach dem angeführten ist anzunehmen, dass auch s. 179—181 C mit AE darin übereinstimmte, dass die fünf strophen, von denen βbD nur die letzte mitteilen, in ihr enthalten waren (das blatt fehlt in C). Dass die vier in βbD fehlenden strophen interpoliert sind, wurde von mir a. a. o. s. 31 nachgewiesen. Auch andere gemeinschaftliche fehler von geringerer bedeutung in AE, wo C fehlt, sind wol in den meisten fällen auf dieselbe weise zu beurteilen, z. b. s. 171, str. 64, 8 *faxi* βbD (richtig), *faxa* A, *saxa* E. S. 171, 21 *var* (1)] *á* fügen AE hinzu (*á skipi* fehlt in E). 171, 31 *þeim*] fehlt AE usw.

1) Für die strophenzahlen siehe die tabelle Z. Gr. s. s. 38—39.

Die gemeinsamen fehler der hss. ACE beruhen auf einer nahen beziehung zwischen den hss. CE. Entweder C oder ihre vorlage ist eine der quellen von E. Auch A gegenüber weisen die beiden handschriften eine anzahl gemeinsame lesarten auf, darunter häufige offenbare fehler. Beispiele: s. 128, 1: *þér*] fehlt in CE. S. 136, 17: *hríslu*] *mjǫk* fügen CE hinzu. S. 145, 27: *leið*] fehlt in CE. S. 158, 10: *myrk-*] fehlt in CE. Doch kann aus dieser sachlage nicht geschlossen werden dass übereinstimmung von E mit A oder einer anderen handschrift die richtigkeit einer lesart beweist, denn E hat, wie sich noch zeigen wird mehr als eine quelle benutzt. Ehe ich darauf eingehe, unterziehe ich die hss. βbD einer näheren betrachtung.

Diese handschriften bilden ACE gegenüber in gewisser hinsicht eine gruppe. Das beweisen zahlreiche übereinstimmungen, welche in keiner weise auf conservativer überlieferung beruhen können. Auch ist es nicht schwer gemeinsame fehler nachzuweisen. Beispiele: s. 114, 13: *sænum þeim sem í var ok jǫklinum*] *sjójǫklum (-unum)* βbD. S. 115, 20: *þeir*] *þorgils ok* fügen βbD hinzu, obgleich Þorgils schon genannt wurde. S. 132, 24: *at íþróttum*] fehlt in βbD. S. 133, 31: *í vetr*] fehlt in βbD, vgl. 134, 26. S. 136, 30—32: *Hugsaði — húðstroku*] fehlt in βbD; die bemerkung ist sehr charakteristisch, obgleich ihre ursprünglichkeit sich nicht mit sicherheit erweisen lässt. S. 37, 2: *glaðir*] *kakir* C (l. *katir*), *katil* βbD, ein schreibfehler, welcher auf eine direkte gemeinsame vorlage weist, ohne zwischenglieder. — Es fällt auf, dass die übereinstimmungen von D mit βb nicht über die saga gleichmässig verteilt sind; obgleich sie in keinem abschnitt fehlen, herrscht hier doch eine ziemlich grosse unregelmässigkeit.

Wo βbD gegenüber ACE das richtige haben, ist doch der gruppe gegenüber vorsicht am platze. Es wurde oben bemerkt, dass s. 186, 27—187, 2; s. 192, 4—15 und vier strophen s. 179—180 fehlen und dass s. 173, 20—37 in ACE in hohem grade verderbt sind, während βbD das richtige haben. Diese stellen sind historisch nicht alle auf dieselbe weise zu beurteilen. Die verderbnis von s. 173, 20—27 und die interpolation von s. 186, 27—187, 2 hängen zusammen; beide änderungen beruhen auf demselben chronologischen irrtum; aber in meiner demnächst erscheinenden ausgabe werde ich dartun, dass s. 173, 20—27 in ein kapitel aufgenommen sind, welches selbt unursprünglich, nämlich die arbeit des ersten interpolators ist. Diese änderungen sind demnach jünger als die erste umarbeitung; wir haben grund sie für eine eigenheit einer vielleicht ziemlich jungen handschriftengruppe zu halten. Diese stellen beweisen also nur, aber das mit sicherheit, dass eine

quelle der handschriftengruppe βbD über die gruppe ACE hinausgeht. Diese quelle enthielt die s. 173, 20—27 in ihrer ursprünglichen, d. h. der ihr vom ersten interpolator gegebenen gestalt. Aber mit s. 192, 4—15 verhält es sich anders. Dort werden s. 11 die Sturlunge erwähnt, und diese stelle lässt sich von denjenigen stellen, welche Sturla nennen, nicht trennen[1]. Sie sind alle von dem ersten interpolator aufgenommen. Aber diese stellen sind in βbD erhalten. Wenn also 192, 4—15 in der vorlage von βbD nicht zufällig verloren sind, so folgt daraus, dass eine quelle der gruppe βbD eine handschrift war, in welche die stellen über Sturla und die Sturlunge noch nicht aufgenommen waren, also eine handschrift der ursprünglichen saga. Doch erheben sich hier begründete zweifel. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass nur ein teil der stelle ein zusatz ist, und dass die bemerkung über das begräbnis der brüder der ursprünglichen saga angehört. Diese wäre dann in der vorlage der gruppe βbD ausgefallen; wenn aber das der fall ist, so spricht nichts gegen die annahme, dass zusammen mit der bemerkung über die bestattung auch die darauf folgende unursprüngliche bemerkung über die Sturlunge in der vorlage von βbD ausgefallen ist. Die stelle genügt auf keinen fall für den nachweis, dass die vorlage von βbD auf eine handschrift der ursprünglichen saga direkt zurückgeht. Im zusammenhang mit dem über s. 173, 20—27 gesagten wird man eher annehmen, dass diese quellenhandschrift mit der dort genannten, welche über die gruppe ACE hinausgieng, identisch war. Dem widerspricht auch das fehlen der vier strophen s. 179—180 nicht, denn diese sind nicht vor der zweiten umarbeitung in die saga gelangt. Wenn sie, was ich Z. Grs. 31 anm. 2 annahm, vom zweiten interpolator aufgenommen wurden, so beweist ihr fehlen in βbD, dass jene handschrift eine hs. der éinmal umgearbeiteten saga war. Die interpolationen des zweiten umarbeiters in der gruppe βbD stammen dann aus der anderen quellenhandschrift, von der noch die rede sein wird. Wenn die strophen jünger sind — viel jünger können sie nicht sein — so kann jene handschrift eine der zweiten umarbeitung gewesen sein, aber sie stammte dann doch wenigstens aus dem anfang des 14. jahrhunderts.

Die handschrift B hat noch eine andere quelle benutzt, welche der gruppe ACE nicht bloss näher stand, sondern zu dieser gruppe gehörte; sogar weisen die lesarten auf ein intimes verhältnis zu C. Und

1) Auch G. Vigfússon a. a. o. streicht jene stellen, sogar ohne eine nähere untersuchung, bloss auf grund ihres zusammenhanges mit s. 192, 4—15.

zwar hat man sich das verhältnis der beiden quellen so vorzustellen, dass B von hause aus eine handschrift der ersten resp. zweiten (vgl. oben) umarbeitung war, bei deren abfassung eine handschrift der gruppe ACE im ersten fall so benutzt wurde, dass man aus ihr die fehlenden abschnitte (Hallmundar kviđa, Spesar þáttr u. a.) aufnahm; später wurde dann die fertige handschrift nach dieser jüngeren quelle corrigiert. Ich komme darauf zurück, nachdem ich zuvor das verhältnis der einzelnen handschriften zu den beiden hauptgruppen erörtert haben werde.

Ungeachtet der übereinstimmungen von ACE einer-, βbD andererseits lässt sich doch eine gruppierung auf grund dieses verhältnisses nicht durchführen. Denn in beiden gruppen begegnet wenigstens éine handschrift, welche aus mehr als éiner quelle stammt. Es sind die handschriften D und E. Ich bespreche zunächst D.

Diese handschrift steht der gruppe CE fast gerade so nahe wie der gruppe βb. Gemeinschaftliche fehler sind sehr häufig. Beispiele: s. 67 str. 26, 6: *seimgautr*] *seim* CD, *sem* E. S. 102, 20: *tóku*] *létu taka* CED. S. 106 str. 34, 5: *svá*] fehlt in CED. Ausschliessliche übereinstimmung mit C oder E ist gar nicht selten; der letztere fall begegnet wol am häufigsten: s. 59—60 str. 22—24 fehlen in ED. S. 104 str. 30, 6: *Heđins*] *heidin* D, *heiđnar* E. S. 89, 23: *Helgu*] fehlt in CD, dafür z. 24 nach *Fiskilæk: er Helga hét.* S. 84, 24: *í móti*] *viđ* CD, *um* βbE. S. 188, 9: *lands*] *þegar* fügen CD hinzu, aus dem unmittelbar vorhergehenden satze. Interessant ist eine stelle wie s. 157, 4: *tók vel máli þessu*] *mælti: vel mæle* (*mælir* E, *segir* D) *þessu* (*þú* ED). Die änderung *tók*] *mælti* ist ein gemeinschaftlicher fehler in CED, aber nur in ED ist die neuerung consequent durchgeführt; C steht dem ursprünglichen texte näher, ist aber dadurch unverständlich. Wo eine der drei handschriften fehlt, ist das verhältnis undurchsichtig, z. b. s. 86, 28: *gǫrt — sín*] *skilat ørendum sínum* CD; der satz fehlt bei E; ob ihre quelle mit CD oder mit Aβb übereinstimmte, lässt sich nicht entscheiden.

Für D folgt aus dem angeführten, dass die handschrift zwei quellen hat, deren eine mit der von βb identisch ist, während die andere CE nahe stand. Dass die handschrift im ganzen von CE ferner absteht als diese beiden handschriften von einander, erklärt sich aus dem überwiegenden einflusse der B-gruppe, der sie doch im grossen und ganzen angehört. Auch ihre vielen eigenen fehler entfernen sie von CE. Dennoch steht sie, sofern sie zur CE-gruppe gehört, E näher als C. Denn ihre mit C gemeinsamen fehler E gegenüber erklä-

ren sich auf eine andere weise, nämlich aus der eigenart der redaction E, zu der ich nun übergehe.

Wie D ist auch E eine compilation. Das erhellt schon aus dem folgenden. Die handschrift gehört zu einer engeren gruppe, in deren quelle der sogenannte Qnundar þáttr, d. h. der anfang der saga bis s. 22, 15 fortgelassen wurde. Jedoch wurde in einigen handschriften der þáttr wider hinzugefügt, und das geschah auch in E. Dabei wurde aber eine andere vorlage benutzt als bei der eigentlichen saga (so genannt im gegensatze zum Qn. þ.); an diesem verhältnisse ist E als jener gruppe zugehörig zu erkennen; übrigens sind die spuren der einmaligen verstümmelung der saga, wenigstens in unserer handschrift, ausgewischt. Keine überschrift deutet an, dass c. 22, 15 ein neuer abschnitt anhebt. Die quelle des þáttr in E ist die unmittelbare vorlage von βb, also B.

Es wurde oben gezeigt, dass die redaction E von hause aus zur C-gruppe gehört. Aber bei der bearbeitung der redaction E wurde gleichfalls dieselbe quelle, aus der der Qnundar þáttr hinzugefügt wurde, die handschrift B benutzt. Daher ein schwanken von E zwischen C und βb.

Jene beiden tatsachen — die aufnahme des þáttr aus B und die bearbeitung des textes unter dem einfluss von B — können vernünftigerweise nicht vollständig von einander getrennt werden. Doch ist es nicht sicher, dass die beiden vorgänge gleichzeitig stattgefunden haben, denn in mehreren E nahestehenden handschriften, darunter in AM 479 4°, welche übrigens mit 150 fol. vollständig übereinstimmt, fehlt der þáttr. Zwar liesse sich das dadurch erklären, dass in der ältesten handschrift der redaction E der þáttr und die saga von einander getrennt waren, wie das z. b. der fall ist in AM 480 4°, welche wie 479 mit E aufs nächste verwandt ist. Der þáttr wäre dann in einigen abschriften jener handschrift wider fortgelassen. Aber der umstand, dass, wie sich unten zeigen wird, diejenigen mit E verwandten handschriften, welche den Qn. þ. hinzufügten, zwar alle auf B aber nicht auf die nämliche abschrift von B zurückweisen, scheint darauf zu deuten, dass in mehr als einer handschrift unabhängig von einander der þáttr hinzugefügt wurde. Die frage hängt mit der nach dem ursprung der jüngeren handschriften, von der noch die rede sein wird, zusammen.

Ich kehre zu dem verhältnis zwischen C und E zurück. Aus dem erörterten folgt, dass jene stellen, wo C fehler enthält, welche E nicht hat, nicht beweisen, dass E nicht direkt von C stammt. Denn

E kann die richtigere lesart aus B haben. Auch wenn dieselbe in βbD nicht begegnet, beweist das noch nicht, dass B sie nicht enthält, denn B war ja corrigiert (vgl. unten). Aus den lesarten kann daher nicht geschlossen werden, ob E direkt von C oder von deren vorlage stammt; doch spricht nichts gegen die erste möglichkeit. Dafür spricht vielleicht noch das folgende.

Zwischen der redaction E und der handschrift der gruppe AC, aus der sie stammt, muss eine handschrift existiert haben, welcher der Qn. þáttr fehlte (vgl. oben s. 46). Nun ist es eine eigentümlichkeit der handschriften, denen der Qn. þ. fehlt, oder in denen er mit einer besonderen überschrift versehen ist, dass in ihnen auch dem Spesar þáttr eine eigene überschrift vorangeht. Einen ansatz dazu finden wir in C. Dort steht s. 193, 17 eine ursprüngliche kapitelüberschrift: *þostein dromundur for eptir a.* Aber eine jüngere hand schrieb an die stelle mit grossen buchstaben: *Sułar þattur.* Und dieselbe hand schrieb am rande: *þattur umm þostein dromunnd oc spies.* Das beweist, dass die hs. C früh das eigentum eines litteraten gewesen ist, dem die teilung der saga in þættir bekannt war. Den anfang jener teilung bezeichnet diese randbemekung jedoch nicht, denn die fragmente in AM571 4°, welche zu einer gruppe gehören, der der Qnundar þáttr von haus aus fehlt, sind älter (16. jahrh.) als die randbemerkung in C.

Die bearbeitung der redaction E und der redaction D, beide auf grund von C und B, sind nicht ganz analoge fälle. Während D eine mit C-elementen verquickte B-handschrift ist, ist E vielmehr eine mit B-elementen verquickte C-handschrift. Dass eine der beiden bearbeitungen die andere beeinflusst habe, braucht man nicht anzunehmen. Aber ein gewisser zusammenhang zwischen beiden vorgängen ist doch wahrscheinlich, wenn man darauf achtet, dass E und D aus denselben handschriften — der hs. B und der nämlichen handschrift der redaction C — compiliert sind. Ich vermute, dass E und D auf anregung derselben person, in deren besitz sich sowol B wie die genannte handschrift der redaction C befanden, entstanden sind. Eine untersuchung nach der herkunft der handschriften dürfte vielleicht diese ansicht bestätigen.

Die anzahl der stellen, wo die hss. βbE resp. D zusammen von AC resp. D abweichen, ist geradezu verblüffend und lässt an dem nahen zusammenhang der gruppe keinen zweifel aufkommen. Wenn ich der raumersparnis halber an dieser stelle darauf verzichte, beispiele gesondert anzuführen, so werden sich unten in anderem zusammenhang einige von selbst darbieten. Ich kehre jetzt zu der gemeinsamen quelle der hss. βbED zurück. Es wurde bereits angedeutet, dass diese quelle

(B) eine corrigierte handschrift war. Diese ansicht wird durch die tatsachen in jeder hinsicht bestätigt. Nur dadurch erklärt sich z. b. das eigentümliche verhältnis der hss. *β*bE unter einander, wo sie wie z. b. im ganzen Ǫnundar þáttr alle auf B zurückgehen. So heisst es s. 2, 4: *um*] *yfir* bE. S. 3, 22: *leita*] *vitja* bE. S. 8, 24: *sefaz*] *þat fast* bE. Also übereinstimmung von bE gegen *β*. Aber s. 13, 5: *Ǫnundr*] *Ásmundr* *β*b, wo E zu den übrigen handschriften stimmt. Ebenso s. 13, 8: *á*] *í* *β*b. S. 14, 28: *heilir*] *frœknir* *β*bE, darauf fügen nach *væri* *β*b hinzu: *ok heilir*. Noch anders s. 15, 15: *Sviðukara*] *Sludukara* (*-kata* E) *β*E.

Diese lesarten lassen weder eine gruppierung *β*b > E, noch *β*E > b, noch bE > *β* zu; sie sind nur dadurch zu erklären, dass die vorlage beide lesarten enthielt, m. a. w. sie war corrigiert.

Daraus erklärt sich auch, dass die hss. *β*b, welche doch ganz nahe zusammengehören, mitunter von einander abweichen in übereinstimmung mit verschiedenen weiterabstehenden handschriften. Ich führe davon noch ein paar beispiele an. S. 13, 16: *um*] *fyrir* bD. Hier ist B die quelle von D. Aber *β* stimmt mit AE überein. (C weicht ab und hat *at*). Die quelle war also nach einer handschrift der redaction ACE korrigiert.

S. 97, 28: *meir um*] *um* (fehlt E) *meiri* E*β*, (*meir* D) *um fleiri* bD. Auch hier ist B die quelle. Im texte stand *um fleiri*, am rande *meir* (nach AC). Das wurde in D aufgenommen, welche handschrift also beide lesarten vereinigt; b liess *meir* fort, E*β* schrieben das wort an die stelle von *fleiri* (daher nach *um*); weil aber *fleiri* eine flectierte form war, wurde auch für *meir* *meiri* geschrieben; in E wurde später *um* fortgelassen.

S. 135, 10: *þann* bE] *þá* A*β* und ausg. (unrichtig), *þenna* (*mann* fügt D hinzu) CD. Die handschrift hatte an dieser stelle richtig *þann*; am rande wurde nach einer mit AC verwandten vorlage *þá* geschrieben; so kam der fehler in *β*. C beseitigte den fehler auf ihre weise. Die quelle von D ist hier C; die quelle von E ist B.

S. 141, 27: *dalnum*] *dalinn* C*β*. Die handschrift war korrigiert nach einer mit C verwandten hs. Die quelle von ED ist B; beide namen richtig *dalnum* auf. Ähnlich s. 140, 20 *vetir*] *vetri* C*β*. S. 150, 24: *mann víst*] *víst mann* CE*β*, wo E aus C oder aus B geschöpft haben kann. S. 152, 12: *Gretti*] *vist Grettis* *β*D.

Wenn ein wort, an dessen stelle ein anderes geschrieben werden sollte, nicht ausradiert wurde, lag die möglichkeit vor, dass eine lesart und ihre variante beide in dieselbe handschrift aufgenommen wurden.

Davon begegnen denn auch mehrere beispiele. Ein solches wurde schon angeführt (s. 97, 28). Ähnlich s. 190, 12. Hier steht in den meisten handschriften das wort *fast* vor *saxinu*; in E etwas zurück vor *Grettir*; in D vor *Grettir* und nach *saxinu*. In B stand das wort wie in E vor *Grettir*; es wurde später am rande, wahrscheinlich der folgenden, zeile geschrieben, daraus nahm D es an falscher, βb an richtiger stelle auf. Aber D behielt auch, wie E die ursprüngliche lesart ihrer vorlage bei.

Die handschrift, nach welcher B corrigiert wurde, stand, wie die angeführten stellen ausweisen, C etwas näher als A. Wo bisweilen C gegenüber übereinstimmung mit A begegnet, ist entweder eine solche lesart die richtige, oder C hat den fehler ihrer vorlage durch conjectur gebessert, wie an der angeführten stelle s. 135, 10 *þenna* (wo dadurch auch keine übereinstimmung mit den von Aβ abweichenden handschriften bE erreicht wurde).

Wir gelangen zu der folgenden auffassung des verhältnisses der haupthandschriften:

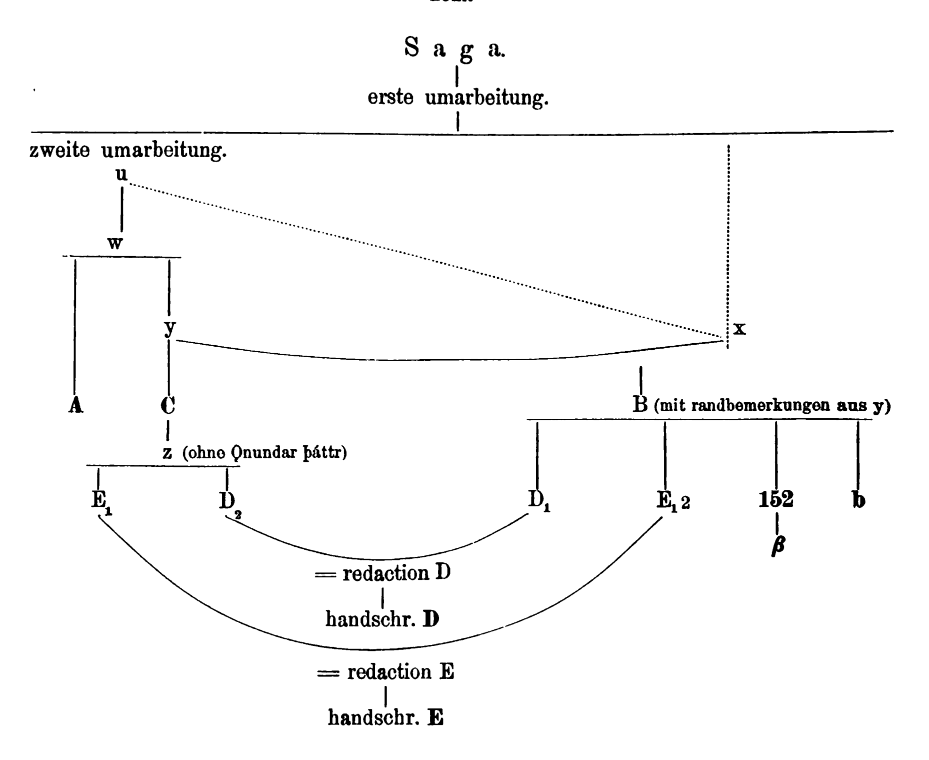
AC repräsentieren eine ziemlich junge und an mehreren stellen sehr verderbte redaction der zweiten umarbeitung.

Neben dieser gruppe hat eine weniger verderbte handschrift, entweder eine handschrift der ersten umarbeitung oder eine sehr alte handschrift der zweiten umarbeitung, sich ziemlich lange erhalten. Aus der verbindung jener überlieferung mit einer handschrift der gruppe AC, welche namentlich C nahe stand — die einfachste annahme ist, dass es die direkte quelle von C war — entstand die redaction B.

Aus dem originale dieser redaction, welches mit randbemerkungen aus ihrer zweiten quelle versehen war, sind βb geflossen. Zwischen B und β liegt mindestens éine handschrift, die membrane AM 152 fol.

Die handschriften E und D sind repräsentanten zweier mischredactionen, welche durch verbindung von C mit B entstanden sind. Die zu B gehörigen teile gehen auf dieselbe corrigierte vorlage wie βb zurück; die zu C gehörigen teile stammen, wie es scheint, direkt von C. Jedoch deutet sowohl ein näheres verhältnis zwischen E und D in den von C stammenden partien wie die beschaffenheit der E-gruppe (s. 47) darauf hin, dass zwischen C und ED eine verlorene handschrift liegt.

Dieses wahrscheinliche verhältnis drückt der folgende stammbaum aus, in dem E1 und D2 die partien in E und D andeuten, welche aus C, E2 und D1 diejenigen, welche aus B geflossen sind.



Auf etwaige zwischenglieder, welche für das verhältnis der haupthandschrift bedeutungslos sind, ist in diesem stammbaum keine rücksicht genommen. Die punktierten linien deuten zweifelhafte abstammung an.

Die unsorgfältige bearbeitung der hs. D verbietet die annahme, dass sie selbst aus z B compiliert sei. Sie ist vielmehr eine schlechte abschrift.

Dass die hs. E nur eine abschrift, keineswegs eine selbständige compilation ist, ergibt sich schon aus den mit ihr genau übereinstimmenden handschriften, wie AM 479. 480 4°, welche keineswegs abschriften von 150 fol. sind.

Aus dem oben erörterten ergibt sich für die kritik der saga, dass aus den handschriftlichen verhältnissen keine einzige lesart als die richtige erschlossen werden kann. Doch ist auch keine der genannten handschriften vollständig wertlos. Jede von ihnen kann ganz allein lesarten enthalten, und jede enthält solche in der tat, welche die einzig richtigen sind. Aber dies lässt sich nur aus dem inhalte der betreffenden stelle erschliessen. Eine mechanische textbehandlung ist unter den gegebenen verhältnissen durchaus unzulässig. Indem ich mir vor-

behalte, über die textgestaltung in der einleitung meiner ausgabe näheres mitzuteilen, gehe ich nun zu den jüngeren handschriften über.

Eine gruppierung der jüngeren handschriften ist noch schwieriger als die der haupthandschriften, weil hier die contamination solche proportionen angenommen hat, dass die herstellung einer abstammungstafel absolut unmöglich ist. Für die kritik sind sie alle wertlos. Ich lasse jedoch eine übersicht folgen, für welche so viel wie möglich das genealogische verhältnis massgebend ist.

Ny samling 1147 fol. gehört zur gruppe βb, und steht besonders b sehr nahe, mit welcher u. a. die schlussworte der saga übereinstimmen.

AM 946 h 4⁰ ist eine abschrift von A.

AM 946 i 4⁰ ist eine abschrift von D (schluss hinzugefügt nach Ups. 690 4⁰).

Stockholm 15 a fol. ist eine abschrift von einer handschrift, welche D sehr nahe stand, wahrscheinlich war ihre vorlage eine abschrift von D mit lesarten aus anderen handschriften. Die saga ist hier in þættir eingeteilt, was auf einfluss der folgenden gruppe weist.

Die hss. AM 153 fol., 163 a. b. fol., 477. 478. 479. 480. 558 c. 939 4⁰, Gamle kgl. samling 1002. Ny kgl. samling 1714 4⁰. Kall 255 fol. 610. 611 4⁰. Thott 1776 4⁰. Stockholm 6. 27 4⁰. Upsala 690 4⁰ bilden eine gruppe, welche AM 150 fol. (**E**) sehr nahe steht. Sie stimmen darin untereinander und mit E überein, dass sie mittelbar oder unmittelbar von einer vorlage abstammen, in der der Qnundar þáttr fortgelassen war. In mehreren handschriften ist der Qnundar þáttr wie in 150 fol. nach einer anderen vorlage wider hinzugefügt. Von diesem gesichtspunkte aus unterscheiden wir drei gruppen:

1. der Qnundar þáttr fehlt in AM 153. 479. 939. Stockholm 6. Ups. 690. Kall. 255. 611.

2. der Qnundar þáttr ist von der eigentlichen saga getrennt: beide haben eine eigene überschrift, in AM 163. 477. 480. gl. saml. 1002. ny saml. 1714. Kall 610. Stockholm 27. — In gl. saml. 1002 folgt der þáttr nach der saga, und ist davon durch andere schriften getrennt, in 163 ist der þáttr in einem besonderen hefte enthalten, in 477 wurde er vor der saga hinzugefügt, aber später als diese geschrieben[1]. In

1) Der þáttr hört in 477 nicht s. 22, 14 auf, sondern wird fortgesetzt bis 22, 24 *breiðleitr etc.* (sic!). Auf der folgenden seite wird s. 22, 15 fgg. widerholt bis z. 25 *barnsaldri*; dieser text stimmt mit 153 fol. (vgl. darüber unten) überein. Dann folgt auf einer neuen seite die eigentliche saga mit der überschrift: *Hier Byrjar saugu af Gretter Asmundar syne sterkasta manne ä Islande.*

den übrigen handschriften wurde der þáttr zuerst geschrieben und die saga folgt unmittelbar darauf.

3. Die eigentliche saga schliesst sich in AM 478. 558 c. Thott 1776 ohne überschrift unmittelbar an den þáttr an; dieser ist als ein zusatz dadurch erkennbar, dass er auf eine andere vorlage als die eigentliche saga zurückgeht. In 478 und 1776 wird der anfang der eigentlichen saga durch eine zeile mit grossen buchstaben bezeichnet.

In den meisten dieser handschriften hat auch die geschichte von Spes eine eigene überschrift (vgl. oben s. 47).

Diese gruppierung deutet keine nähere verwandtschaft der betreffenden handschriften an. Im gegenteil existieren einige kleinere gruppen, welche von den hier genannten vollständig unabhängig sind. Ihr gegenseitiges verhältnis muss nach den lesarten der eigentlichen saga beurteilt werden; der Qnundar þáttr wird darauf besonders untersucht werden.

Zunächst sind zu nennen die hss. AM 479. 480 4°. Diese stimmen mit der hs. E überein. Im einzelnen steht 480 E etwas näher als eine von beiden 479; doch sind die unterschiede gering. Der Qnundar þáttr wurde in 480 nach derselben vorlage wie in E hinzugefügt; der satz, mit dem die eigentliche saga in der ganzen gruppe anhebt (vgl unten), blieb aber in 480 stehen, während E sich auch in dieser hinsicht der gruppe βb anschliesst.

Diesen beiden handschriften steht eine gruppe ziemlich nahe, welche ich **k** nenne. Es sind AM 939 4°. Kall 255 fol. Upsala 690 4°. Stockholm 27 4°. Der anfang der saga ist fast wie in 479. 480: *Ásmundr hét madr ok var kalladr hærulangr; kona hans hét Ásdís, hann átti* (*setti* 939. 255) *bú at* (*á*) *Bjargi í Miðfirði, mikit* usw. (s. 22, 15). (Dasselbe 479. 480; nur: *hét*] *er nefndr* 480).

Die mehrzahl der lesarten stimmt, abgesehen von einer grossen anzahl von fehlern mit E überein; ich führe ein paar beispiele an die zum grossen teil auf derselben seite sich finden, deren varianten jedoch noch zahlreicher sind:

s. 22, 18: *gæfr*] *gqfugligr* (*gørviligr*).
„ „ 20: *var kalladr*] *hét*.
„ „ 20: *mjqk údæll*] *kalladr údæll mjqk*.
„ „ 21: *bellinn*] fehlt (*bæði* fehlt 939. 255).
„ „ 24: *rauðr á hár*.
„ „ 24: *næsta*] fehlt.
„ „ 25: *meðan — barnsaldri*] *í uppvexti*.
„ 23, 12: *fqrukonur*.

s. 23, 28—30: *þat — þar*] *Eldar váru þar gørðir* (*Eldr var þar* [*þá*] *gørðr*).
„ 28, 8: *sundrþykkis*] *tiðenda.*
„ 47, 2: *í — þegnir*] *í friði.*

Doch berührt sich die gruppe häufig mit handschriften der übrigen redactionen, namentlich βb:

s. 39, 9: *blœða* AE] *vaxa* βbCk.
„ 61 fgg.: *Mársson* (= βb).
„ 179—181: str. (I—IV) fehlen; str. 65 wird mitgeteilt (= βb).

Innerhalb dieser gruppe stehen einerseits Ups. 690. Stockh. 27, andererseits AM 939. 255 einander näher. Wir nennen die unterabteilungen k1 und k2.

s. 25, 27: *skýz* A] *brestr* Cβbk1, *bregðz* Ek2.
„ 23, 31: *sváfu menn*] *stóðu menn* (*þeir*) k1 (in übereinstimmung mit der folgenden gruppe).
„ 152, 24. 25: *keyrði. bar* ACβbDk1] *keyrðu. báru* Ek2. Nach *grjót* (z. 25) fügt k2 in anschluss an βbD hinzu: *ok sat prestr þar svá hjá.*
s. 181, 3—5: *Nú — fara*] *þat mun Qngull ætla oss, at vér munum mega vera varir um oss ok mun þetta ei einsamalt fara* k2 (ähnlich aber noch kürzer βb).
s. 193, 29—194, 1: *Lá — mist*] fehlt k2 (= βbD).
„ 208, 21—25 in k2 in übereinstimmung mit b (sogar gegenüber β!) Kall 255 kürzt.

Am schluss der saga hat k1 die vísa: *sterkan nefndu báls bqrk* in übereinstimmung mit der folgenden gruppe.

Berührungen einer einzigen handschrift dieser gruppe mit andern handschriften:

s. 23, 21—22: *sagði — reynir*] fehlt in 939 (= βb).

Eine zweite gruppe handschriften, welche nahe zusammengehören, sind AM 153 fol. 478 4°. Gl. samling 1002. Ich nenne diese gruppe l[1].

Diese handschriften stehen von E etwas weiter ab und näher bei βb. Eine grosse anzahl gemeinsame fehler. Beispiele:

Die saga hebt folgendermassen an:

Ásmundr hærulangr var sonr Þorgríms hærukolls; hann fekk Ásdísar fósturdóttur Þorkels krqflu gqfugs manns ór (*ór* fehlt in 1002) *Vatnsdal. Hann setti* (*þau settu* 1002) usw. (s. 22, 15).

1) Mit dieser gruppe stimmen die membranfragmente in AM 571 4° vollständig überein.

s. 22, 25: *meðan* — *var*] *meðalmaðr var hann.*
„ 39, 27—29: *Þorfinnr* — *frásagna*] fehlt.
„ 60—65. Cap. 25—27 in allen auf dieselbe weise bedeutend gekürzt.
„ 22, 30: *Sonr* — *Úspakr*] *Glúmr átti* (*att* 1002) *son við Þórdísi Ásmundardóttur er Úspakr hét.*
„ 70, 2: *Móðir* — *Bǫðvarshólum*] fehlt.
„ 70, 3—25: sehr gekürzt.
„ 179—181: str. (II—IV) fehlen, str. (I) und 65 werden mitgeteilt. In 153. 478 steht: *hér eru sjo vísur ok læt ek líða; þessi er seinasta vísan.* In 1002 kürzer: *Hér vantar sjo vísur í sǫguna.*

Berührungen mit E:
s. 25, 28: *at*] *en merinni* fügt l hinzu wie CE und k.
„ 152, 24. 25: *keyrðu. báru* (= Ekl, vgl oben).
„ 208, 19: *íslenzks*] *lands-* (*lendx* 1002 = E).

Berührungen mit βb:
s. 24, 2: *hrífa*] *klá.*
„ 24, 19: *bragðs*] fehlt usw.

Innerhalb der gruppe ist das verhältnis der handschriften nicht constant.
s. 23, 31 fügen 478. 1002 hinzu: *Ásmundr hafði fyrr átt* (*Ásmundr ok Ásdís áttu* 1002) *þann* (*þriðja* add 1002) *son, er Þorsteinn hét ok kallaðr drómundr, ok var* (*hann* add 428) *í Nóregi, ríkr maðr ok vel at sér ok eigi mjǫk þrekligr; hann var* (*var hann* 478) *hár ok grannvaxinn*[1]. Das liesse eine gruppierung 478. 1002 > 153 vermuten.

Anders s. 23, 5. Nach *minna* fügen 153. 478 hinzu: *þau eru fimtigi ok* (*með*) *kjúklingar margir.* Derselbe satz ist z. 8—9 in 153 fortgelassen. In 478 steht er also zweimal; in 1002 nur an der richtigen stelle. Die quelle an erster stelle ist eine randbemerkung in einer handschrift, wo der satz fortgelassen war.

Eine dritte gruppe (**m**) bilden AM 163 b fol. 477 4°. Untereinander sind die unterschiede gering. Hier folgen zunächst einige charakteristische stellen:
s. 22, 27: *Kjallakssonar* — *-enni*] fehlt.
„ — 28: *-hallsson.*
„ — 29—31: *þeira* — *sǫgu*] fehlt.

1) Dieser passus allein würde schon beweisen, dass die handschriften von einer vorlage ohne Qnundar þáttr stammen.

s. 23, 26: *nú — hríð*] *þat svá.*

„ 26, 16—25 fehlt.

Viele strophen sind fortgelassen:

str. 13 s. 33. 9 s. 24 (= E und von gruppe l 1002). 26, 5—8 s. 67. 27, 7—8 s. 74. 29 s. 96. 30, 5—6 s. 104. 41 s. 121 (= E). 47, 3—8 s. 131. 51—56 s. 144—145 mit dem vorhergehenden prosasatze.

Berührungen mit E, teilweise in übereinstimmung mit gruppe **k** sind häufig:

s. 22, 20: *kallaðr údœll mjǫk.* s. 22, 21: *bellinn*] fehlt. s. 22, 25: *meðan — barnsaldri*] *í uppvexti sínum.* s. 23, 12: *fǫrukonur.* s. 23, 28—30: *þat — þar*] *eldar váru þar ok* (alle die angeführten stellen = E k). Man vergleiche noch das fehlen von str. 9. 41 (= E).

s. 25, 16—23: *Hrossit — húss*] fehlt (= E) usw.

Auch zeigt die gruppe nahe berührungen mit k, wo E abweicht:

s. 23, 20—21: *Vinr er sá annars* (*ǫðrum*) *er ills varnar.*

So ACD und l. Das fehlt in βbE. k1 und m haben:

ei veldr sá er varir (*varr er* 163)

k2: *veldr sá er ǫðrum er til varnar* (*varrar* 939).

s. 61 fgg. *Mársson* (= kβb > lACE).

Berührungen mit **k** und **l**

s. 23, 31: *sváfu — upp*] *stóðu menn* wie k1 l

„ 39, 9: *vaxa* wie βbCkl > *blœða* AE.

Berührungen mit **l**, zum teil in übereinstimmung mit βb:

s. 23, 22: *reynir*] *prófar* lm.

„ 23, 24: *hrífa*] *klá* lmβb (vgl. oben).

„ 70, 3—29: noch viel kürzer als l (ca. 2 zeilen; in l ca. 7 zeilen).

Mit βb (AC) > E.

s. 152, 24. 25: *keyrði. bar* wie k2 und ACβb (vgl. oben) > Ek1 l.

Am schluss die vísa *þrótt ok þrek bar Grettir,* welche b am anfang hat.

Diese beispiele zeigen, dass die drei gruppen klm auch unter einander in hohem grade contaminiert sind.

Kall 610 4°, Ny saml 1714. 4°, Thott 1776 4° werden am besten zusammen besprochen. Der text ist ausserordentlich verderbt. Mit jeder der drei genannten gruppen haben diese handschriften gemeinschaftliche lesarten, welche anzuführen es nicht die mühe lohnt. Am nächsten scheinen sie noch AM 939 4° zu stehen. Obgleich sie untereinander sehr abweichen, haben sie doch einige gemeinsame charak-

teristische züge, von denen ich nur die aufzählung am schlusse von fünf anstatt drei punkten, in denen Grettir sich von anderen menschen unterschieden habe, anführe. Der text bekommt dadurch (abgesehen von vielen fehlern, welche von dem bestreben fünf züge mitzuteilen unabhängig sind), die folgende gestalt:

s. 208, 14—15: *þvíat — manna*] *þat annat* (*þá aðra at*) *hann*.
z. 16: *þá aðra*] *þat þriðja* (*þá þriðju*).
z. 17: *ok*] *þat fjórða* (*þá fjórðu*).
z. 18: *sú en þriðja*] *þat fimta* (*þá fimtu*).

Auch AM 558 c 4⁰ steht von E nicht weit ab; daneben wurde eine handschrift der redaction B benutzt (was ich unten noch durch ein beispiel zeigen werde). Näherer zusammenhang mit einer der drei gruppen klm als mit den beiden übrigen fällt nicht auf.

Stockholm 6 4⁰ und Kall 611 4⁰ brauchen nicht mehr als erwähnt zu werden. Sie gehören zu derselben hauptgruppe wie die genannten handschriften, und auch ihr text ist contaminiert; überdies ist er ausserordentlich verderbt. Zumal in Kall 611 ist kein satz unverändert geblieben.

Die folgenden handschrifton enthalten, wie bemerkt wurde, den Qnundar þáttr.

AM 163 a fol. 477. 478. 480. 558 c 4⁰. gl. saml. 1002 fol. ny saml. 1714 4⁰. Kall 610. Stockholm 27. Thott 1776.

Dass 480 auch hier mit E übereinstimmt, wurde schon bemerkt. Auch bei den übrigen handschriften ist die quelle des Qn. þ. eine hs. derselben redaction.

163 a fol. stammt von einer βb nahe stehenden handschrift.

s. 1, 1: *Ófeigs bullufóz* (= βb E). 1, 10. 8, 7; *færeyjar* (β). 1, 12: *hríð*] *með þeim* add (= βb E). 6, 1—3: *Litlu — vetrum*] fehlt (= βb E). Zusammenhang mit 477, welche nahe zu b stimmt, beweist s. 2, 18: *mesti*] *vesti*. Die vorlage war corrigiert, das beweist z. b. z. 1, 14: *þeir Qnundar menn* (*þeir Qnundr* CEβbD; *menn Qnundar* A).

AM 477 4⁰ stimmt an vielen stellen mit b überein.

s. 1, 3: *kúlu*] *Bustu* (= b). 1, 23: *Kotuge* (= b D). 1, 14: *þeir Qnundr* (= βb E). 1, 22: *upp*] *suðr* (= CEβb). 2, 18: *mesti*] *vesti* (= 163 a). Die handschrift enthält viele randbemerkungen, zumal im Qnundar þáttr; das sind besserungen nach der vorlage von 163 a, z. b. s. 1, 2: *Gudbiargar* 163 a, *Gunnbiargar* 477, am rande *Gudbiargar*. s. 1, 10: *horvarður* 163 a, *kiar-*

valur 477, am rande *hiorvardur*. s. 1, 7: *hlængsson* 163 a, *Blanksson* 477 (= *β*bE), am rande *Blængsson*.

Nach dem 47 fg. erörterten müssen wir, was den Qn. þáttr betrifft, B für die mittelbare quelle von 163 a und 477 4⁰ ansehen. Also stammen der text und die correcturen in 477 aus derselben handschrift. Dadurch wird unsere auffassung von B aufs neue bestätigt.

AM 558 c 4⁰. Ziemlich viele fehler. Ist besonders *β* sehr ähnlich. s. 1, 10: *Væreyjar* (= *β*). 1, 18: *Liufa* (= *β*). 16, 5: *Ásgeirsá* (= *β*b). 18, 19: *Flósi*] *ok* (= *β*). Die vorlage war corrigiert. 17, 3: *allliost* (= AC > *β*bE). 12, 1: *lendz mannz. hann tók* (= ACD > *β*bE *landsmenn* (*hans*) *tóku*).

Ny samling 1714. Sehr verderbter text (vgl. oben). s. 1, 10; *Kearvallþur*. 2, 1: *Súlki*] *Suiki*. 2, 5: *Kjǫtvi*] *suike*. 3, 20—22: *á móz við Eyvind ok spurði* usw. — Die redaction ist B. s. 2, 1: *hóko langr* (= *β*bE). 3, 9: *Ǫnundar*] *Eyvindar* (= *β*bE). 6, 1—3: *Litlu — vetrum*] fehlt (= *β*bE). 6, 4: *vestmaþr* (= *β*). 8, 8: *til fęreia* (vgl. zu 163 a). 12, 20: *þeir Ǫnundr*] *Eirikur* (wie b, aber *Ásmundr*] *Ǫnundr* b). 1, 14: *þeir Ǫnundar menn* (vgl. zu 163 a). 12, 1—2: *lenþs mans kungs. hann tók* (vgl. zu 558).

Kall 610 4⁰. Sehr verderbter text. Redaction B (vgl. oben). s. 1, 14: *þeir Aunundr* (= *β* b E). 5, 5: *ófridr var sem mestr*] *Ófeigr var vestr* (= E). 6, 1—3: *Litlu — en*] fehlt (= *β*bE). — 2, 18: *verste* (= 163. 477). 12, 1—2: *lendz manz. tók hann* (vgl. zu 550).

Stockholm 27 4⁰. Sehr schlechte handschrift (vgl. oben). Redaction B, steht u. a. 163 nahe: s. 1, 3: *kúlu*] *bullu β*, *Bullufotz* Stockh. 27. s. 1, 10: *færeyjar* (vgl. *β*). 1, 10: *Kjarvalr*] *horvardur* 163, *Biarmadur* 27. 1, 11: *han — ok*] *með* 163a und 27. 1, 12: *hríð — með þeim* add. (= *β*bE). 1, 14: *Aunundar menn* (wie 163. 1714).

AM 478 4⁰. Abschrift einer handschrift der red. B: s. 2, 4: *þeir Aurn* (= b). 3, 9: *Ǫnundar*] *Eyvindar* (= *β*bE und 1714). 6, 4: *Vestmadur* (= *β* und 1714). 6, 1—3: *Litlu — vetrum*] fehlt (= *β*bE). Viele eigene fehler: s. 2, 5—15 *en — víkinga*] fehlt. 1, 2: *beytils*] *liettirs*. 1, 18: *lúfa son H. svarta*] *liufa son* (! *β* hat *lúfa* statt *liufa*). 2, 21—3, 7: *Þórir var enn rǫskvasti ok fullhugi. Þórir hrakti þá Onund út af skipinu. Ǫnundr komz* usw.

Gl. sml. 1002. Stimmt durchgehend mit 478 4⁰ überein, wie in der eigentlichen saga. s. 1, 2: *liettirs*. 2, 5—15 fehlt. 6, 1—3

fehlt. 6, 4: *vextmadur*. 2, 21—3, 7 = 478. 3, 9: *Eyvindar*. 3, 12—15 wie 478 usw.

Thott 1776 4°. Sehr schlechte handschrift. Stammt gleichfalls von B. s. 1, 2: *beytils*] *kietils*. 1, 3: *kúlu*] *bustu* (= b. 470). 1, 10: *bœreyar* (= β), (8, 7 *fœreyar* = β). 2, 12: *verit ein hin mesta* (= E). 2, 13: *jafnan*] fehlt (= E). 4, 5: *fadir*] *fǫdur* (= Eβ). 4, 6: *fǫdur*] *fadir* (= b). 4, 27: *Aurn* (= b). 5, 5: *medan Ófeigr var vestr* (= E).

Es ergibt sich aus diesen beispielen, dass jede dieser handschriften ohne regel bald mit dieser, bald mit jener unter den übrigen übereinstimmt. Fast jede denkbare gruppierung liesse sich durch belegstellen stützen. Unter den wenigen angeführten beispielen finden sich z. b. gemeinschaftliche lesarten:

in AM 163. ny saml. 1714. Stockh. 27: *þeir Ǫnundar menn* s. 1, 14.
„ AM 163. 477. (558? undeutlich). Kall 610: *ve(r)ste* s. 2, 18.
„ AM 558. ny saml. 1714. Kall 610: *lendsmannz. hann tók* s. 12, 1—2.
„ AM 478. gl. saml. 1002. ny saml. 1714: *Eyvindar* s. 3, 9.
„ AM 558. 478. gl. saml. 1002. ny saml. 1714: *Vestmadr* s. 6, 4.
„ AM 477. Thott 1776: *bustu* s. 1, 3.
„ AM 478. gl. saml. 1002. Thott 1776: *lietirs* (*kietils* 1776) s. 1, 2,

aber eine durchgehende übereinstimmung mehrerer handschriften ist kaum irgendwo zu constatieren (478. 1002).

Die erklärung dieses phänomens ergibt sich teilweise aus dem früher erörterten. Die handschriften, denen oder deren vorlage der Qnundar þáttr ursprünglich fehlte, stammen, wie gesagt, alle von der oben als z bezeichneten handschrift, welche in händen desselben besitzers wie B sich befand; sie erweisen sich alle als combinationen des E (z)-textes mit dem B-texte. Was also in z nicht enthalten war, kann nur aus B stammen, und die schwankungen erklären sich wie die schwankungen zwischen βbE im Qnundar þáttr. Wo zwei handschriften dieser gruppe durchgehend mit einander übereinstimmen, ist eine gemeinsame quelle, welche ihrerseits von zB stammte, anzunehmen. So verhält es sich z. b. mit 478. 1002[1].

1) Hier findet auch die frage bis zu einem gewissen grade ihre lösung, ob diese handschriften als selbständige bearbeitungen auf grund von z und B — wobei jedesfalls z zu grunde gelegt wäre — oder als abzweigungen von E zu betrachten sind. Die schwankungen zwischen βb und E zeigen, dass die letzte annahme nur

Jedoch genügt die corrigierte hs. B nicht, um alle einander kreuzenden beziehungen dieser handschriften zu erklären. Man muss annehmen — und dies gilt nicht blos von dem Qnundar þáttr, sondern von der ganzen saga — das der process des abschreibens, der gedankenlosen änderung, des corrigierens und widerum des abschreibens der änderung und des corrigierens sich mehrere male widerholt hat. Das zeigt sowol die äussere beschaffenheit wie der text mehrerer handschriften. Ich erwähne die äussere beschaffenheit, denn mehr als eine der überlieferten handschriften ist in der tat mit corrigierenden randbemerkungen versehen; unter diesen wäre namentlich AM 477 4°, durch ihre grosse masse mit verschiedenen händen geschriebener, aus mehr als einer quelle stammender corrigierender randbemerkungen besonders dazu geeignet, die quelle einer anzahl sich kreuzender überlieferungen zu sein. Nicht selten kann aus dem texte einer handschrift erschlossen werden, wie in der vorlage eine correctur angebracht war. In AM 558 c fehlen s. 23, 20—22 die worte *Vinr — Ásmundr*. Die stelle stimmt mit βb überein, die quelle ist hier B. In E fehlt nur z. 20—21: *Vinr — Grettir.* Der satz, der in E aber nicht in βb erhalten ist, folgt in 558 später. Z. 23 fügt die handschrift nach *eðr* hinzu: *Ásmundr mælti*: *fáz mun þér annat verk. Grettir mælti.* Also war die vorlage von 558 am rande nach E corrigiert. Die randbemerkung wurde in 558 an unrichtiger stelle aufgenommen. (Dass die vorlage von 558 corrigiert war, wurde schon s. 57 bemerkt, und auch dort zeigte es sich, dass die unmittelbare vorlage nicht B war). Ein ähnliches verhältnis zu ihrer quelle wurde oben s. 54 (zu s. 23, 5. 8—9) für eine stelle in gruppe 1 angedeutet. Das sind nur jüngere widerholungen desselben verhältnisses, welches für βbE nachgewiesen wurde. Auch dort begegnen ganz ähnliche nachholungen. So fehlt in b s. 2, 3 der satz: *ok þó — landi,* aber z. 4 nach *um haf* (*yfir hafit* b) wird er aufgenommen.

Das angeführte wird genügen, um die vollständige wertlosigkeit der übergrossen mehrzahl der papierhandschriften der Grettissaga dar-

dann möglich ist, wenn man zu gleicher zeit eine ur-E-handschrift annimmt, welche am rande oder im texte nahezu alle lesarten und correcturen aus B enthielt, was zwar im 17. jahrhundert recht wol denkbar ist, aber sich nicht erweisen lässt. Im entgegengesetzten fall muss man auch annehmen, dass auch der Qn. þ. in mehreren handschriften selbständig hinzugefügt wurde. Diese auffassung ist wol die einfachste. Die ganze handschriftengruppe stammt doch aus derselben schule, in welcher im ausgehenden 17. jahrhundert eine wahre grossindustrie in compilationen aus z und B getrieben wurde.

zutun. Über die litterarische wirksamkeit der sammler und bücherfreunde des 17. jahrhunderts wirft aber das verhältnis jener handschriften ein eigenes licht.

Da diese untersuchungen in gewisser hinsicht als prolegomena zu der ausgabe zu betrachten sind, führe ich noch die handschriften an, welche von mir nicht benutzt wurden.

Nur vísur — zum teil auszüge und übersetzungen — enthalten: AM 738 4°. 67 l. 8°. 918. 1003. 1020 4°. Gamle samling 1011. Ny samling 1193. Stockholm 64 fol. 67 fol. Brit. mus. collect. F. Magn. 290 4°.

Hafrsgrið ist mitgeteilt in: AM 950 4°. 166 b. 208 8°.

Chronologie der saga in AM 552 c 4°. Landsbókasafn 127 4°. Bibl. Oxford collect. F. Magn. 46 4°. Páls safn 49 4°.

Dänische übersetzung Gl. samling 1019 fol.

Schwedische übersetzung Stockholm 96. 98 fol.

Grettis rímur AM 611 d 4°.

Mir nicht zugänglich waren, abgesehen von AM 152 fol. (s. oben s. 41) AM 426. 455 fol. Brit. mus. collect. F. Magn. 44. 252 4°. Bókmentafèlag 45. 52. 169 fol. Ny samling 1134 (anfang der saga). Thott 984 fol.

LEEUWARDEN. R. C. BOER.

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST[1].

Die hofscenen.

Am hofe findet bei Fausts anwesenheit statt: das beilager des fürsten: AB*DGILM¹M²*OWschho und im ballet *dernier jour*, ein sehr grosses fest: Krschhaschle, das geburtstagsfest des königs: j, „das jährliche fest“ (= geburtstag? vgl. j) R. Nur allgemein von einer stattlichen hofhaltung ist die rede in U. In der Historia und bei Widman geht Faust zur hofhaltung des kaisers nach Innsbruck; Marlowe erwähnt kein fest.

Wie alt ist das beilagermotiv?

Das wort beilager wird in sämmtlichen modernen fassungen formelhaft gebraucht, und gewiss kannten es ebenso, d. h. formelhaft, der Mahler Müller — nach Situation aus Fausts leben s. 28 — und Goethe, der es in einem briefe an W. v. Humboldt vom 22. oktbr.

1) Vgl. Ztschr. 29, 180 fgg.; 29, 345 fgg.; 30, 324 fgg. (Ein schlussartikel folgt.)

1826 zwar in anderem zusammenhang, aber gewiss unter dem einfluss der jugenderinnerung an die stelle des puppenspieles verwendet[1]. Lebendig war Goethen sicher und Müller doch sehr wahrscheinlich auch das wort ebensowenig wie uns. Dann gebraucht auch der tschechische text J das deutsche lehnwort *pailagr,* das nach Kraus s. 57 veraltet ist. Meines erachtens sprechen diese erwägungen deutlich gegen die möglichkeit, als sei der *terminus a quo* für das ganze motiv in einem so späten termine wie im jahre 1769 zu suchen, wo in Parma ein glänzendes hochzeitsfest gefeiert wurde[2]. Schon das wort an sich muss in unserm stücke viel, viel älter sein, das motiv erst recht.

Nun finden wir in I *M¹ die widervermählung des fürsten[3]. Gerade weil diese übereinstimmung zweier himmelweit verschiedener texte so seltsam erscheint, kann ich sie nicht für zufällig halten. Auch O, wo das genesungsfest der herzogin mit auffallendem wortlaute[4] erwähnt wird, bewahrt vielleicht eine erinnerung daran; es lag das durchaus nicht auf der hand, und jedesfalls, wenn einmal die tochter der mutter platz machen musste, lag die variante von Dj z. b. viel näher. Ist diese widervermählung, wie ich sicher glaube, der letzte versprengte rest eines sonst gänzlich verblassten zuges, so rückt er das beilagermotiv ins höchste altertum hinauf. Wir können damit die persönlichkeit des fürsten, wie der älteste archetypus sie sich dachte, erschliessen.

Dieser fürst ist in den meisten fassungen ein rein conventioneller theaterherzog; etwas farbe erhält er, ausser in den nachher zu besprechenden DIKrSwTcj (der crucifixversion) und in Rschhoschle nur in *LW. In W erzählt die herzogin in ihrem eingangsmonolog von ihrem gemahl: nach einigen tagen des beylagers ist derselbe in eine

1) Goethe gebraucht das nur auf die vermählungsfeier fürstlicher personen gehende wort in seinem wörtlichen sinne, den es längst verloren hatte: ... dass Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum beilager heranzuschaffen. Das ist beweisend genug dafür, dass Goethen, als er dies schrieb, die erwähnung des beilagers im puppenspiel vorschwebte. Ihm standen andere und sprachlich bessere wendungen genug zu gebote, aber das wort reizte ihn.

2) Bielschowsky, VfL. 1891, 194 fgg.

3) In M¹ das zweite gelage. Das ist unbedingt kein schreib- oder hörfehler für beilager, sondern für zweites beilager; der text ist im allgemeinen höchst sorgfältig geschrieben und BGM² z. b., wahre muster von schlechter orthographie, bieten das richtige wort. Es wäre höchst auffällig, dass gerade M¹ dieses häufig in unserm milieu vorkommende wort hätte so sonderbar missverstehen sollen, andere aber nicht.

4) mir ward die teure gattin zum *zweiten* male widergegeben O.

solche melankolie und traurigkeit versuncken (so tiefsinnig geworden W[2]), dass auch nichts vermögend (im stande 2) ist, das sonst so heitre gemüt [meines gemahls 2] in seine (die 2) vorige lage (ruhe zurück 2) zu bringen; jch habe festins über festings angestellt, komödien, bälle und andere lustbarkeiten angestellt; und dennoch (ich gebe fehden — kampf- und ritterspiele — ball, jagd, und tanzbelustigungen, aber immer 2) bleibt er still (düster 2) und in sich gekehrt. Den herzog so traurig und in sich gekehrt zu machen hat nun nicht den geringsten zweck. Die feste und die zerstreuungen, die Faust nachher bieten soll, hätte W wie die anderen fassungen alle auf das allerleichteste durch das einfache beilagermotiv, das dergleichen belustigungen so wie so nach sich zieht, motivieren können. Dann sagt auch in L, wo infolge ganz junger correctur (s. 68) die beiden herzoglichen eheleute ihre rollen gewechselt haben, der herzog in den einleitenden scenen ohne jeden ersichtlichen grund zur herzogin: .. Und doch scheint mir, als ob ein geheimer gram manchmal eure stirn umwölkte. Ich kann in dem traurigen herzog nicht die erfindung eines um motive verlegenen jahrmarktsdramaturgen sehen, sondern halte seine traurigkeit, gerade weil wir sie nur so selten und in so unpassendem zusammenhang finden, für einen uralten, sonst meist über bord geworfenen zug.

Nun finden wir in dem kern dieser scenenreihe, der erscheinungsscene, weitere auffällige und zum traurigen fürsten sehr passende züge.

Von DM[2]Rdi (cschha?) abgesehen ist nur eine der beiden fürstlichen personen während der erscheinungsscene auf der bühne, und auch in D (cschha?) ist nur eine von beiden während dessen handelnde person. In den anderen fassungen wird die vorhin mit dem gatten (vater) aufgetretene persönlichkeit vor dem auftreten der geister mit allen mitteln von der bühne gebracht; die motivierungen sind überaus armselig[1]. Auf den ersten blick sieht man, dass früher nur

1) In L beginnt die hofscene mit einem gespräch zwischen herzog und herzogin; die herzogin (früher der herzog, s. s. 68) entfernt sich „um den gesandten noch einige tröstende worte an ihrem vater aufzutragen.“ Sie will so bald als möglich widerkommen, vergisst es aber. In M[1] unterhalten sich die beiden ähnlich wie in L; der herzog entfernt sich, um vorbereitungen zu einem grossen feuerwerk zu treffen, an dem die herzogin grosses gefallen finden soll. In schhoschle hat der vom himmel kommende Casper die ankunft Fausts gemeldet; das wird dem herzogspaare angezeigt, das sich über die bevorstehenden festlichkeiten unterhält, unter denen (in schho, wahrscheinlich aber auch schle) auch ein grosses feuerwerk vorkommen soll. Die ankunft des berühmten zauberers entzückt alles; man sucht nach Casper. der davon

eine dieser beiden personen, und zwar, wie wir nachher sehen werden, die männliche, vor der erscheinungsscene aufgetreten sein kann. Die texte aber, die die zweite person übernahmen, müssen zu der zeit, wo das geschah, unbedingt noch ein lebendiges gefühl dafür gehabt haben, dass die geistererscheinungen nur unter vier augen vor sich gehen durften; sonst sind die krampfhaften versuche, die zweite person von der bühne fortzubringen, gar nicht zu verstehen. Dazu liegt nicht der geringste anlass vor. In OSw wird die notwendigkeit des alleinseins sogar ausdrücklich betont[1].

Was kann nun der grund für diese geheimnistuerei gewesen sein? Er geht aus dem benehmen des fürsten in der erscheinungsscene hervor. Der fürst fragt Faust, ob er tote erscheinen lassen[2] könne. Man beachte die in sämmtlichen fassungen, die diese frage überhaupt bieten[3], ausser U (schho) begegnende betonung des gestorbenseins der erscheinungen, zu der doch wahrlich, wenn es sich einfach um die befriedigung der neugier des fürsten handelt, kein grund vorliegt; dann genügte doch einfach die erwähnung der gewünschten erscheinungen, wie in U. Faust antwortet, das könne er nicht, aber so wie sie gelebt, könne er sie darstellen. Ganz so noch M^2, der gedanke deutlich in DM^1OSw erkennbar. Als die gestalten kommen, erkennt der fürst die ähnlichkeit[4] an und äussert den wunsch mit ihnen zu reden[5]. Faust aber hält ihn zurück, da die erscheinungen

erzählen soll, sogar der herzog macht sich auf die suche. So ist die dame allein. Offenbar liegen hier mischungen vor und genügte früher, wie in M^1, das feuerwerk allein, um den herzog wegzubringen. In O tritt, nachdem Casper den herzog vexiert hat, die tochter Margarethe auf, bekennt ihre liebe zu Faust, den der vater ihr als zauberer darstellt; erzürnt schickt der vater die um gnade für Faust flehende tochter auf ihr zimmer. In Sw liegt die sache fast genau so. In lo erscheint der herzog nach der erscheinungsscene auf das jammergeschrei seiner von Mephistopheles entführten frau hin.

1) Das sind wol nur zufällig gerade die jüngsten fassungen. Da absolut kein grund abzusehen ist, der für die annahme spontaner neubildung dieses zuges sprechen könnte, muss man annehmen, dass Sw den zug traditionell überkam und O ihn, wie so manches andere, von Schwiegerling entlieh.

2) Menschen, die in vergangener zeit gelebt haben B, tote körper, die schon über 300 jahre in der erde liegen DI(Sw), verstorbene aus den gräbern citieren M^1, tote ins leben zurückrufen M^2, längst verstorbene personen (aus der heiligen schrift) O, personen, die schon jahrhunderte in der erde schlummern Sw, geister citieren schho.

3) $AGKrLM^3(R?)STW$ fallen weg.

4) So BDIR, weniger deutlich auch LM^1M^2.

5) So DI, in Bschhaso(R?) mit der berührung verknüpft.

ja nur asche und kot seien[1]. Von dem versuch einer berührung der erscheinungen ist in BRschha so die rede, in U sucht der könig nach der warze im nacken der frau Alexanders. Die erscheinung erhebt in B „drohend“ die hand, in R schlägt sie dem kaiser ins gesicht. Dann empfindet der fürst ein grausen[2] und bittet die erscheinungen verschwinden zu lassen.

Hält man alle diese punkte zusammen, die überall nur noch im zusammenhang verloren dastehen, so kommt man zu der überzeugung, die gestalten müssten dem fürsten teuer gewesen sein. Nicht blosse neugierde leitet ihn, wenn er für sich allein die toten sehen will: er will keine profanation. Einen anderen grund für das constatierte alleinseinmüssen der beiden kann man gar nicht entdecken. Dazu stimmt allein der sich aus der summe der oben aufgezählten züge für den archetypus ergebende elegische grundton der scene, den Widman, vor allem aber Lercheimer und die Historia anschlagen: die anerkennung der ähnlichkeit, die gewiss nicht aus dem concreten warzenmotiv abstrahiert sein kann, die sehnsucht nach einer unterredung, der umarmungsversuch, die warnend abwehrende hand der erscheinung — denn das liegt der drohung von BR sicher zu grunde — und endlich das grauen. Schon Widman und die Historia hatten versucht zu vergessen, dass die erscheinungen dem kaiser teuer sein müssen[3], aber es ist noch ausserordentlich deutlich daraus zu erkennen, dass in beiden romanen Faust, ehe die erscheinung auftritt, den kaiser vor einem unterredungsversuch warnt und dass dieser sich trotzdem nachher hinreissen lässt, und auch daraus, dass bei Widman der kaiser nach der warze im nacken greift (!), was doch nur eine ganz plumpe neuerfindung für den umarmungsversuch sein kann.

Nun werden wir nachher noch ziemlich sicher ersehen können, dass im ältesten archetypus nur eine erscheinung auftrat, dass es eine frau war und dass diese Maria hiess. So schliesst sich alles zu einem runden bilde zusammen, an dessen wirklichkeit man meines erachtens nicht wird zweifeln können: dem ältesten archetypus war der fürst der kaiser Maximilian I., der sich wäh-

1) So BDIW(schhaso?). In DI wird die bemerkung dem könig in den mund gelegt; ist das das ursprünglichere?

2) Mehr oder weniger deutlich in BM²SwTUWso; in DI wird daraus der schreck über den riesen, in R die empörung des kaisers. In ohnmacht fällt der fürst in *M²T.

3) Was besonders aus der (von Spies wider entfernten) rohen variante des warzenmotivs in der Historia hervorgeht.

rend seines zweiten beilagers in trauriger stimmung die früh verstorbene und niemals vergessene erste frau, Maria von Burgund, zeigen lässt.

So weit hatten mich meine schlüsse geführt, als ich, durch den ort, den die beiden prosaromane für die hofhaltung des kaisers namhaft machen, Innsbruck, angezogen, nach einem etwaigen datum für diese hofhaltung suchte. Und da fand ich nicht nur das, sondern zugleich die überraschendste bestätigung meiner aufstellungen: am 16. märz 1494 fand in Innsbruck „in grosser herrlichkeit" die widervermählung Maximilians mit seiner zweiten (oder eigentlich dritten) frau Blanca Sforza statt. Blanca blieb aber dem kaiser unsympathisch, sein herz war immer noch bei der nie vergessenen jugendgeliebten Maria von Burgund. (Ulmann, Kaiser Maximilian 1, 221.) Der verfasser der Faustspiele knüpfte an damals viel kolportierte erzählungen an, die wahrscheinlich schon in dramatischem gewande intermezzoartig umliefen, aber nicht Faust, sondern noch Tritenheim als zauberer gehabt haben werden, und in denen noch wie bei Lercheimer der fürst wegen der erscheinung auf den zauberer erzürnt wurde, nicht wie im Faustspiel ihm gnädig gesinnt blieb; diese gnädige gesinnung ist eine neue erfindung des Faustspieles, hier notwendig der weiteren dramatischen entwicklung wegen[1]. Ich glaube bestimmt, dass der verfasser des Faustspieles der urheber des gedankens war, Faust zum zauberer in dieser erscheinungssanekdote zu machen[2]. Dass die Historia und Widman, wenn sie diese geschichte von Faust erzählen, unser volksschauspiel als quelle benutzten, ist wol nicht für mich allein unbezweifelbar. Vgl. s. 75 fg.

Aus dem kaiser Maximilian I. macht schon die Historia — d. h. wol ihre zweite (dramatische) quelle, s. Zs. 30, 348 — Karl V. Das ist er auch

1) Noch als selbständiges interludium erscheint die scene in dem von Creizenach angezogenen buche *Jocoseriorum naturae .. centuriae tres* (1666): *Exhibitum fuit in theatrali spectaculo pro interludio: ubi dum herus e fenestra domus suae prospiciens magum reprehenderet, artes suas ante aedes exhibentem, hic indignatus cornua affixit hero praedicta praxi.* Direkt auf unser stück als ganzes zielt diese stelle sicher nicht; dass hier Faust der *magus* ist, ist allerdings wol nicht zu bezweifeln. Ein solches selbständiges interludium (mit erzürntem fürsten, wie bei Lercheimer) hat wol noch den vorstufen der crucifixversion und von *R*schho *schle vorgelegen, s. 578.

2) Das stimmt gut zu dem oft zu erkennenden bestreben volkstümliche züge im stücke anzubringen: vgl. die stufenleiter, die 2. teufelsbedingung, den zaubermantel, die 2. frage der disputation.

(nach Ma) in R. Im 17. jahrhundert ist der fürst noch ein könig: DIUcj (der sultan ru). In den allermeisten fassungen ist er ein italienischer herzog und zwar wol von anfang an der von Parma. Woher diese lokalisierung stammt, ist nicht sicher zu entscheiden: ich äussere meine vermutung darüber, die an Schade anknüpft, im excurs 2. Die crucifixversion lokalisierte ihre hofscene anfangs sicher in Regensburg und hatte dann wol auch noch einen deutschen könig; vgl. excurs 1.

Der archetypus wird also schon das beilager des fürsten gehabt haben. Wie daraus das grosse fest von Krschhoschle werden konnte, ist ganz klar: dieses fest war nur eines der vielen zum beilager gehörigen *festins*, wie W[1] es nennt. Das zeigen BIschhaschho ausserordentlich deutlich[1]. Man wird auch annehmen dürfen, dass solche fassungen einwirken konnten, die absichtlich das beilagermotiv gestrichen hatten, wie die romane, danach MaRU, zumal da der schmelz der scene durch die indifferentmachung des fürsten schon sehr früh allgemein zerstört worden war.

Nach der erscheinungsscene wird Faust zu einem festmahl eingeladen in ABLM[1]M[2]OUWschhoschleso[2], wol auch schha. Das sind sämmtliche in betracht kommende texte; in der fabel des archetypus lag dieses festmahl also sicher hinter der erscheinungsscene. Die fürstliche person ist also von den erscheinungen befriedigt und denkt nicht daran, Faust deswegen zu verfolgen[3].

Wir fragen: ist dieses jetzt überall nur angedeutete festmahl einmal wirklich zur darstellung gelangt?

Das ist nicht möglich, wenn das, was sich in ABM[1]M[2]O Wschho schleso und sicher auch *L unmittelbar an diese einladung anschliesst, in dieser form anspruch auf höheres alter erheben

1) B s. 138 Meph.: der herzog v. P. gibt *heut* ein grosses fest. S. 140 anm.: Dein herr ist zum herzoglichen beylager. S. 144 Carlos: bei diesem hohen feste .. Wenn alle tage solche feste gegeben würden. S. 147 herzogin: Ihr habt euch mit dem herzog unterhalten, und seid gewiss von ihm zum *heutigen* feste eingeladen worden? — I: der könig von Portukál wird morgigen tags ein grosses fest halten, bei welchem pailagr ich mich gerne befinden würde. In schhoschle deckt der kammerdiener den tisch für das grosse fest, also ein festessen.

2) Die zur crucifixversion gehörigen fassungen DIKrSwTcjsw, zum teil Rr, stellen sich allen andern gegenüber; aus methodischen gründen lasse ich sie zunächst ausser betracht. Ausserdem fallen GM[2]S überhaupt aus und von diflorruz wissen wir nichts oder nur gröblichst entstelltes.

3) Zu einem alten mit dem Faustspiel concurrierenden interludium, das wie Lercheimer einen erzürnten fürsten und kein festmahl hatte, vgl. s. 65.

darf: Faust will der einladung folgen, da vertritt ihm Mephisto den weg; ihm drohe lebensgefahr. Diese wird näher bestimmt als ein giftbecher in M²OWschhoschleso. In so ist vermischung von motiven eingetreten; erst habe man ihn offen töten wollen, was Mephisto verhindert habe, dann sei man auf den giftbecher verfallen. In ABM¹ schha*so ist die art der gefährdung nicht angegeben; jedesfalls war sie aber so beschaffen, dass sie nicht an der festtafel selbst drohte. Und das wird das ältere sein, wie z. b. so deutlich zeigt; auch wird sich der handgreifliche und doch sicherlich sensationelle giftbecher nicht wol zu einer unbestimmten gefahr verflüchtigt haben. Dass nun Mephisto gerade vor dem gastmahle als warner auftritt, ist doch eigentlich nur berechtigt, wenn die gefahr während der tafel droht, d. h. wenn Faust dort ein giftbecher gereicht werden soll; ist er anderweit gefährdet, so braucht das nicht an der tafel der fall zu sein, wo Faust unter dem schutze des fürsten stehen muss, der ihn zur tafel geladen. Allem anscheine nach stand also die warnung Mephistos in keinem causalzusammenhang mit der festtafel und einen solchen schuf erst die fassung, die den giftbecher erfand. Diese hatte also jedesfalls das festmahl nicht, die andern können es auch trotz der warnung gehabt haben.

Nun ist offenbar das giftbechermotiv in schle beheimatet; denn das ist die einzige fassung, in die es sich ungezwungen und ohne collision einfügt. Dass aber gerade der vorgänger dieses textes das festmahl hatte, ist völlig sicher. Hier spielt noch jetzt alles in dem speisesaal, in dem der tisch fertig gedeckt dasteht und den die gäste während der erscheinungsscene betreten. Als letzter kommt der herzog, der vorher um Casper suchen zu helfen den saal verlassen hatte. Das sieht doch genau wie die zusammenziehung zweier früher getrennter scenen aus: die tafel steht gedeckt da und die gäste kommen; aber das essen selbst wird nicht mehr zur darstellung gebracht; die kunststücke, die Faust in *schle an dieser tafel gezeigt hatte, werden nach vollzogener redaction jetzt erwähnungsweise angebracht. Der ausserordentlich nahe verwandte text schho stellt eine etwas ältere stufe dar als schle. Das mahl ist hier ganz gestrichen, ohne dass ein anderer versuch das scenar zu retten gemacht wäre als die vorwegnehmende erwähnung der kunststücke. Die erscheinungsscene spielt im vorsaal. In der unverkümmerten vorstufe von schhoschle scheint also die erscheinungsscene im vorzimmer gespielt zu haben, nach der einladung wird der zwischenvorhang entfernt und man betritt den speisesaal.

Das festmahl ist nun für *schho*schle aus einem weiteren grunde unbedingt nötig: es führte einst die katastrophe herbei. In beiden

fassungen droht Fausten die gefahr vom herzog. Dieser hat in schho *schle Faust vor dem festmahl gar nicht zu gesicht bekommen, denn er tritt in schho erst nach der erscheinungsscene, und in schle ganz an deren schlusse auf; die zuschauerin der erscheinungsscene, die herzogin, will Faust dem gemahl vorstellen, dieser bittet aber damit bis zur tafel zu warten, wo er sich selbst durch kunststücke zu erkennen geben will. Warum will nun der herzog Faust vergiften lassen? schho gibt gar kein motiv an — wie Horn ausdrücklich betont —; in schle hat er die neigung der herzogin zu Faust bemerkt und zugleich erkannt, dass diese durch die höllischer hilfe zu verdankenden zauberkünste noch genährt werde. Die einsicht in das höllenbündnis bleibt als einziges motiv für den zorn des herzogs in *schho*schle übrig, da die eifersucht erst in schle selbst entstanden sein kann[1]. Dazu kann aber der herzog nur durch den augenschein selbst, d. h. an der festtafel, kommen.

Nun besteht kein zweifel, dass im archetypus der männliche fürst der zuschauer der erscheinungsscene war. Der vorläufer von schho schle brauchte einen erzürnten herzog, wollte aber die einladung zur festtafel, diese selbst und die dann unbedingt nötige gnädige gesinnung des einladenden beschauers der erscheinungen nicht missen. So verfiel er auf den gedanken, die auch ihm überkommene alte einheitliche fürstenfigur der erscheinungsscene zu spalten in die gnädig gesinnt bleibende herzogin und den erzürnten herzog. Für mich besteht kein zweifel, dass die einführung der herzogin an stelle des herzogs in die erscheinungsscene nur ein mittel ist, das motiv des zornes des herzogs in die überkommene fassung ohne widersprüche hineinzubringen. Der erzürnte herzog ist auch der vorstufe von schho schle fremd gewesen. Die herzogin drang dann von schho schle aus in sämmtliche Schütz-Drehersche und sächsische[2] fassun-

1) Als der oben erwähnte redactor von schle die tafelscene mit der erscheinungsscene zusammenfliessen liess, musste er natürlich einen anderen grund für des herzogs zorn erfinden, und das war die eifersucht. Sie keimt im herzog während der kurzen zeit auf, wo er am schluss der erscheinungsscene eintretend die gemahlin in intimem gespräch mit Faust findet. Mahler Müller hat in der Situation aus Fausts leben eine mit unserm schle fast völlig identische fassung benutzt. schho, das diesen ausweg nicht gefunden hatte, aber das festmahl ebenfalls streicht, hat nun gar keinen grund für den zorn des herzogs mehr anzugeben.

2) In L ist die herzogin durch ganz junge correctur wie in $B^{1\,corr}$ durch den herzog ersetzt. Besonders der 1. auftritt der hofscenen zeigt so frappante anklänge an M^1, dass man unzweifelhaft hier L in die nächste nähe von M^1 rücken muss; die alten gründe für die entfernung des einen gatten aus der erscheinungsscene, nämlich

gen ein, sowie nach Wlo. Die eifersucht des herzogs drang nach B^{1corr} M^2*O*Swlo*r*z; in den ganz jungen versionen tritt an die stelle der herzogin entweder die prinzessin, in die sich nun Faust verliebt (OSw), oder wider der herzog selbst (B^{1corr}L), oder beide treten zusammen auf (M^2di). Die gründe, die die prinzipale zu dieser ersetzung führten, sind wenigstens für B^{1corr}LOSw sehr durchsichtig und von Bielschowsky Sw. s. 3 richtig angegeben: es war die rücksichtnahme auf das meist nur noch aus kindern bestehende publikum.

Ob nun auch weitere texte ausser *schho*schle (und natürlich der crucifixversion) das festmahl einst besessen haben, lässt sich erst beantworten, wenn wir uns die *gründe für Fausts flucht* vom hofe ansehen. Da der fürst Faust eingeladen hat, der ihm eben die unzweideutigsten beweise seiner übernatürlichen kunst gegeben, die durch andere auch noch so starke kunststücke kaum überboten werden können, ist es *von vornherein ausgeschlossen, dass im archetypus Faust vor dem zorne des zauberfeindlichen fürsten hätte fliehen müssen*, wie in dem selbständigen interludium, an welches die vorstufen der crucifixversion und von Rschhoschle sich anlehnen.

Mit der einladung ist die motivierung, Faust solle *vorgestellt* werden, verknüpft in BLM^{1}Wschhoschle, und zwar dem hofe in B, dem fehlenden gemahl in den übrigen fassungen. Ist dieses motiv alt? Man kann ja den gedanken nicht von der hand weisen, dass es auch spontan entwickelt sein könnte[1]. Aber viel näher liegt doch die annahme, dass es im grunde sehr alt ist. Es schliesst sich an die einladung zur tafel vorzüglich an. Faust ist ja nicht bekannt, denn die erscheinungen geschehen unter vier augen und im archetypus lief Faust dem monologisierenden fürsten unangemeldet über den weg (vgl. s. 73). Ich glaube, dass nichts dagegen, aber sehr viel dafür spricht, dass der fürst am schlusse der erscheinungsscene sagte: kommt zur tafel, ich will euch dort meiner gemahlin[2] und dem hofe vorstellen. Faust aber bittet mit der vorstellung noch warten zu wollen. Diese

die vorbereitung des auch in schho begegnenden feuerwerkes, passen nur, wenn der herzog abgeht.

1) Aber in W steht es in einem zusammenhang, der diesen gedanken wider nicht aufkommen lässt: es tritt nämlich nicht in verbindung mit der einladung selbst auf, sondern ziemlich unvermittelt, nachher in der antwort Fausts auf eine frage Mephistos.

2) Da das beilagermotiv alt ist, wird man der frau wenigstens diese statistenrolle zuschreiben müssen, wenn man ihr nicht, was an sich wahrscheinlich, aber nicht auszumachen ist, eine bedeutendere rolle gönnen will. Vgl. s. 71 a. 1.

jetzt nur in schhoschle noch in diesem zusammenhang erhaltene heimlichtuerei muss unbedingt sehr alt sein, denn auf ihr beruht das in allen fassungen dasselbe bild zeigende auftreten der lustigen person. Faust will unerkannt bleiben. Denn er fürchtet die hofherren, die in ihm den höllenmann wittern könnten und deren nachstellungen er sich durch die flucht entziehen will.

Ich stelle das aprioristisch auf und lasse die begründung folgen.

Dass Faust in hofherren gegner besitzt, zeigen viele fassungen; ich mache auf den plural aufmerksam, den wir fast überall feststellen können[1]. Was haben diese hofherren gegen ihn? In frage kommt da in erster linie natürlich der bekannte und gewiss einst einen hauptanziehungspunkt bildende scherz, dass Faust einem höflinge ein hirschgeweih anzaubert, und ihn damit aufs gröblichste beleidigt. Nun ist aber davon, dass Faust im archetypus auf diese weise jemanden beleidigt hätte, und er deshalb fliehen musste, nichts zu verspüren. Von beleidigungen, die ihn zur flucht treiben, ist überhaupt nur in AW die rede. In A hat er „gleich bei seiner ankunft" die hofherren beschimpft. Nehmen wir auch an, was gar nicht nötig ist, das gienge auf den geweihzauber[2], so kann das nur in anderem zusammenhang geschehen sein, als in den beiden fassungen, die uns von dem scherze berichten, Neuber und v. Kurtz. Bei Neuber haben wir anscheinend genau denselben vorgang wie bei Ma(A): ein augenzeuge der erscheinungsscene zweifelt an Fausts kunst und verhöhnt ihn, was in

1) Faust beleidigt gleich bei seiner ankunft die hofherren; diese wollen ihn töten: A.; F. hat „verfolger, die nach seinem leben trachten": M[1]; „sie" haben seinen tod beschlossen, weil er die fürstin liebt: M[2]; „man" hat schon anstalten getroffen, Faust festzunehmen; „die hofpersonen" werden durch die erzählungen der herzogin und der leute, die Casper erzählen hören, in ihrem glauben (nämlich dass Faust mit der hölle verbündet sei) noch bestärkt: Bso, sehr wahrscheinlich auch schha. In T verlacht Faust den herzog und sein „parlament". Bei v. Kurtz belustigt Faust sich mit den hofherren, von denen einer die hörner bekommt. In dem nachdrucke des Spiesschen Faustbuches vom jahre 1589 finden wir eine auffällige variante des eindrucks, den der hörnerzauber auf die zuschauer macht (vgl. F. Zarnckes Kleine schr. 1, 279: ... welches der keyser war nam, darüber lacht vnd, jm wolgefallen liesse. *desgleichen sahen dieses auch viel andere vom hoffgesinde, die sich allda versamleten, vnd eins theils seiner spotteten, eins theils aber ein gros mitleiden mit jhme trugen* bis endlich D. Faustus jhm die zauberey widerumb aufflösete. Das im druck hervorgehobene fehlt im original von 1587.)

2) Faust vor Goethe I, 79 anm. 1 war ich zuversichtlicher als jetzt. Denn damals wusste ich noch zu wenig vom richtigen. Hier lehnt sich A wahrscheinlich an die crucifixversion an, vgl. s. 81 und einiges in der letzten scene (der rabe, das crucifix).

widerspruch mit der deutlichen und unbedingt älteren, weil der deutschen sage genau entsprechenden tendenz steht, die erscheinungen nur dem fürsten allein zu zeigen. Dass Neuber hierin, wie auch in den folgenden, im volksschauspiele immerdar fremd gebliebenen scherzen Ma (A) befolgt, unterliegt für mich keinem zweifel. Bei v. Kurtz belustigt sich Faust mit den hofherren und zaubert einem das geweih an; sicher nach der erscheinungsscene, aber in welchem zusammenhange ist unklar. In W wird die herzogin von Hans Wurst beleidigt, und Faust meint, er selbst hätte die dame nicht beleidigt. Da erinnert nur der begriff der beleidigung an die möglichkeit eines zusammenhanges mit A und dem geweihzauber; aber wie schwach ist diese erinnerung! Sonst finden wir nirgends auch nur die spur davon, dass Faust einen hofherrn beleidigte und deshalb fliehen musste. In den anderen fassungen ist der grund zur flucht deutlich angegeben: es ist die einsicht der hofleute in das höllische bündnis. Nur diese erklärt den plural in ABM^1M^2schhaso und wol auch bei v. Kurtz. Wir haben hier einen naiven und auch deshalb am ehesten ganz altertümlichen zug, den ich unbedenklich dem archetypus zuschreibe[1]. Wenn nun diese hofherren — man braucht ja nicht gleich an ein dutzend[2] zu denken — für ihre gute absicht mit dem hirschgeweih belohnt werden, so wird das dem archetypus wol entsprechen.

Diese hofleute müssen nun doch einen grund zu ihrem glauben haben; weil sie aber den zauberer vorher nicht zu gesicht bekommen haben können, müssen wir schliessen, dass sie nach der erscheinungsscene hinter Fausts höllenbund gekommen sind. Damit wird das festmahl, zu dem ja überall die einladung an Faust ergeht, für den archetypus sehr wahrscheinlich[3]; wenn es keinerlei spuren hinterlassen hat, so ist das eben die folge der streichung. Auf der puppenbühne konnte ein festmahl wol von anfang an nicht zur darstellung gelangen. In den Schütz-Dreherschen fassungen Bschhaso vermittelt noch jetzt Hans Wurst den hofleuten die einsicht in das höllenbündnis und es ist überhaupt wahrscheinlich, dass die parodie-

1) Ob vielleicht in diesem die herzogin sich hinter die hofleute steckte, weil sie ahnt, dass der „traurige", ihr nicht zugetane fürst durch die erscheinung der jugendgeliebten gegen sie eingenommen worden ist? Das wäre ganz gut möglich. Besonders R ist hier interessant, wo die kaiserin ein paar mal gegen die geistersucht ihres gemahls einwendung erhebt.

2) Vgl. jetzt auch R, wo der eine höfling das geweih, der andere eselsohren bekommt.

3) Allerdings nicht unbedingt nötig, da auch beeinflussungen der hofleute hinter der scene (durch die herzogin z. b.) denkbar sind.

rung der erscheinungsscene sowie auch die perlickescene zunächst hier, also nach der erscheinungsscene, gelegen hat. Seitdem diese intermezzi so ausgewachsen waren, brauchen die vulgatafassungen das festmahl nicht mehr gehabt zu haben, weil eben dessen technische bedeutung durch das intermezzo aufgenommen worden war; vielleicht liegt hierin der hauptgrund für die streichung des festmahls. Als dann später von den meisten fassungen — nur Swschhaso schliessen sich nicht an — die intermezzi alle an den beginn der scenenreihe verlegt wurden, kam die den schluss des ganzen bildende warnscene unmittelbar hinter die erscheinungsscene zu liegen. Dass in U das festmahl ohne weiteres gestrichen worden sei, darf man ohne zögern annehmen; so dürftig wie hier lässt sich auch das naivste publikum nicht abspeisen. Und Geisselbrecht wusste mit der so vielfach entstellten scenenreihe überhaupt nichts rechtes mehr anzufangen, er streicht sie wol deshalb in GS ganz und bewahrt von ihr in W nur noch schwache trümmer[1].

Nun erübrigt noch die betrachtung des beginnes der scenen.

Ausser in RSwUschha wird Fausts ankunft überall[2] durch Hans Wurst vermittelt, der aus der luft geflogen kommt; in ADILM^{1}M^2 OW(Sw) macht er sich dem fürsten, in Bschhaschhoschleso einem hofherrn bekannt. Dass diese Hanswurstfunction erst nachträglich in den anfang der hofscene geraten ist, ist überall deutlich zu sehen[3]. Sie kommt für den archetypus nicht in betracht.

Faust erscheint sicher uneingeladen. Dass der fürst oder ein von ihm beauftragter einladungen an alle künstler hätte ergehen lassen, wie B^{1corr}LM^2 haben, ist unstreitig jüngere erfindung; älter ist der diese einladung aufhebende zug, dass Faust sich beim fürsten ob der kühnheit, die er sich genommen, entschuldigt: LM^{1}UW. M^{1}W heben das „unangemeldet“ hervor.

1) Die herzogin ist von *schho*schle her übernommen. Dass sie hier nicht beheimatet sein kann, sehen wir deutlich darin, dass in W^2 die erscheinung Alexanders nur als probe der kunst Fausts dargestellt wird; das andere will er alles erst nachher der hauptperson, dem herzog, zeigen. In W^1, wo jede erscheinung fehlt, ist dieser vorspielcharakter noch viel deutlicher.

2) GKrM^{3}STlorz fallen aus.

3) In DI erhält er vom fürsten den auftrag, seinen herrn hereinzuführen, ebenso wie in (R)U der edelmann; aber als Faust nachher wirklich auftritt, hat der könig das intermezzo ganz vergessen. In ABLM^1 und wol auch M^2 ist die Hanswurstmeldung ohne einfluss auf Fausts auftreten, nur in OW^2 ist die anschweissung, ganz oberflächlich, durchgeführt.

Vor dem ersten auftreten ist Faust dem herzog[1] schon von ansehen bekannt in BOSw. Das ist anscheinend in B nur eingeführt, um das auftreten der herzogin mit Faust und ihre dort sich zeigende bekanntschaft von früher her zu motivieren. In OSw muss die liebe der tochter zu Faust motiviert werden. In AM²(O)UW, wol auch schho schle, erkennt der herzog den zauberer beim auftreten sofort: in *A M²RUschhoschle, wol auch *Bschha*so, weil hier ebenfalls der kammerherr als mittelsperson erscheint, wird er von einem edelmann (diener M²) angemeldet. In (O)W redet der herzog Faust ebenfalls mit namen an, aber Faust erstaunt darüber, dass er bekannt ist; hier liegt also eine anmeldung durch einen höfling gewiss ursprünglich ebensowenig vor, wie in LM¹ und der crucifixversion, wo Faust als völlig fremder auftritt, den der herzog nach seinem namen fragt, den er auch ohne zögern nennt.

Offenbar haben wir zwei gruppen: eine mit anmeldung Fausts durch einen höfling (Schütz-Dreher, ARU und M²) und eine, wo Faust unangemeldet und unvermittelt dem herzog in die quere kommt (LM¹, W und die quelle der crucifixversion). Nur das letztere passt zu allem, was wir bisher erschlossen: dass Faust dem hofe erst nach der erscheinungsscene vorgestellt werden soll, dass er die höflinge von vornherein fürchtet, dass der fürst die erscheinungen allein sehen will. Daher ist auch sicher der garten, wo eine solche zufällige begegnung am wenigsten unwahrscheinlich ist, das local des anfangs der scenenreihe, sowie auch der erscheinungsscene, im archetypus wie in ABD(Kr)LM¹M²OWfsosw[3]. Zum festessen gehts dann in den geschlossenen saal. Die höfische ausschmückung durch die formelle anmeldung durch den edelmann entstand zuerst in fassungen, in denen keine heimlichtuereien beabsichtigt waren, d. h. wo Faust die höflinge nicht von vornherein zu fürchten braucht und der fürst auch nicht allein zu sein

1) Um unnötige weitläufigkeiten zu vermeiden, spreche ich hier überall vom „herzog“ auch da, wo jetzt nur die herzogin auftritt.

2) Für *A darf man das unbedenklich annehmen. Der herzog redet jetzt Faust beim auftreten sofort mit namen an und Faust wundert sich darüber gar nicht. Er hat hier ja auch „gleich bei seiner ankunft die hofleute beschimpft“.

3) In einem saale (d. h. dem lokal der festmahlscene) spielt alles in ISwT U(?)schhoschle, und sicher auch *D (wo der könig, obwol die sache im garten vor sich geht, auf dem throne sitzt). In di ist die scene im saal, mit aussicht auf den garten, für das intermezzo verwandelt sich das scenar in einen freien platz. In lo schha spielte wahrscheinlich die erscheinungsscene im saal, der sich dann für die Casperscene in schha, für die entführung der herzogin in lo in den garten verwandelte.

wünschte. Ich glaube, dass hierin englischer einfluss[1] nicht zu verkennen ist, der für RU ja so wie so überall erkennbar ist.

Nunmehr kurz die einzelnen scenen.

VII. Erscheinungsscene.

Der fürst muss mit einem monologe die scene eröffnet haben. Da kein einziger text sein charakterbild festgehalten hat, hat sich der inhalt dieses monologes nirgends erhalten; vielleicht hält W am meisten noch züge von ihm fest. Die allgemein gehaltenen reden von ADIORU und von Bschhoschle, wo sie der kammerdiener zu sprechen hat, haben keinen anspruch auf höheres alter, die schwungvollen worte in U lehnen sich wahrscheinlich an irgend eine litteraturstelle des 17. jahrhunderts an. Bemerkenswert ist, dass auch in L noch ein rest der traurigen stimmung nachzuhallen scheint. Faust tritt auf, begrüsst den fürsten, etwa wie in AU, wird dann wie in *DILM*W nach seinem namen gefragt, den er ohne zögern nennt, und freundlich vom fürsten bewillkommt; er habe schon von Faust gehört ($ABDILM^1UW$schho). Faust lehnt bescheiden das lob ab und bittet über ihn verfügen zu wollen. Der fürst kommt dann gleich auf die erscheinungen zu sprechen.

Der älteste archetypus lehnte sich an die auch von Lercheimer und Hans Sachs berichtete gestalt dieses novellistischen zuges an, wonach Tritenheim dem kaiser Max die jugendgemahlin Maria von Burgund zeigte. Das von Lercheimer sehr gut festgehaltene elegische moment ist anscheinend ganz unversehrt in den deutschen archetypus hinübergenommen worden; das volksschauspiel weicht nur darin, und zwar mit guter absicht (s. s. 65) von Lercheimer ab, dass der kaiser keinen zeugen hinzuzieht und nachher nicht auf den zauberer böse wird. Ob es die feststellung der person durch das warzenmotiv hatte, ist allerdings auch fraglich; ich glaube, die fassungen müssten diesen zug treuer bewahrt haben, wenn sie ihn einst gehabt hätten. Ein selbständiges intermezzo, das den eindruck der erscheinung auf den fürsten festhält, wie Lercheimer ihn schildert, bestand daneben bis in die zweite hälfte des 17. jahrhunderts und konnte einzelne fassungen des Faustspieles noch beeinflussen s. s. 65.

Das elegische moment und die stimmung des fürsten lassen es als ausgeschlossen erscheinen, dass schon im ältesten archetypus neben der Maria noch eine andere gestalt erschien. Ausserordentlich früh aber kam ein neuer zug hinein, der dem elegischen moment und der traurigen stimmung den todesstoss versetzen musste. Der fürst lässt sich aus neugierde einen oder mehrere helden aus der vergangenheit zeigen. Schon Luther erzählt, dass Tritenheim dem kaiser Max ausser der Maria noch Alexander den Grossen, Caesar und andere helden gezeigt habe. In der Historia und bei Wid-

1) Die englischen comödianten können den edelmann sehr leicht selbst erfunden haben.

man finden wir dann die combination Alexander und Alexanders frau, worin die beibehaltung des warzenmotives ausserordentlich komisch wirkt. Aus der schilderung, welche die Historia dem Alexander angedeihen lässt und den daran vorgenommenen änderungen Widmans ersehen wir aber nun auch die herkunft dieses motivs der neugierde ganz deutlich und zugleich gewinnen wir dadurch die älteste form der novelle überhaupt. Alexander ist noch in der Historia nur dem namen nach Alexander der Grosse, in wirklichkeit ist er der römische kaiser Alexander Severus, den sich nach der mittelalterlichen sage sein sohn Heliogabal erscheinen lässt. Alexander erscheint inn aller gestalt, wie er im leben gesehen, nemlich ein wol gesetztes dickhs mändlen, hett ein rotten gleich falben dickhen barth, rottbackhet, vnnd eines *strengen* angesichts, *als ob er basilisken augen hett.* Das strenge angesicht und die basiliskenaugen erklärt der name Severus. Auch passt für den Alexander Severus viel besser, was der kaiser in seiner forderung ausspricht: er wolle einen vorfahren sehen, den er immer kaiser nennt[1]. Widman weiss, dass Spies noch den Alexander Severus schildert und ändert darum diese schilderung da, wo sie allzusehr nur auf Severus passt, während er sonst in dieser scene Spies fast wörtlich folgt. Man kann die absicht der änderung unmöglich verkennen[2]. Alexander Severus ist nun die älteste dieser totenerscheinungen. Das elegische moment ergibt sich aus dem verwandtschaftsverhältnis des geistes zum handelnden. Im anfang des 16. jahrhunderts krystallisiert sich das elegische moment um die das volksgemüt stark erregende tragische figur der Maria von Burgund: die Innsbrucker hochzeit, die bekannte abneigung Maximilians gegen seine zweite gemahlin helfen die erzählung pikant zu machen. Diese version geht auf Hans Sachs, Lercheimer und, ganz rein, auf das Faustspiel über. Daneben bestand das paar Alexander Severus-Heliogabal in der gelehrten sage bis gegen das ende des 16. jahrhunderts fort, wie die Historia und Widman — der ja undeutlich davon berichtet — beweisen. Schon früh wurden nun beide versionen kombiniert, aus Alexander Severus machte man aber seinen berühmteren namensvetter. Das elegische moment musste jetzt vor der neugier des fürsten zurücktreten. So Luther, vielleicht der schöpfer dieser nicht gerade glücklichen kombination: er mochte sich an beide versionen erinnern und ungewollt Alexander Severus durch Alexander Magnus ersetzend kombinieren. Das elegische moment wird dann schliesslich durch die ersetzung der Maria durch Alexanders des Grossen frau, eine höchst ungeschickte gelehrte verirrung, vollständig vernichtet. Wer diese unglückliche idee ausheckte, ist natürlich nicht festzustellen; es könnte die erste pädagogische umarbeitung[3] (= der zweiten quelle der Historia)

1) Dass die reihe der kaiser erst mit Julius Caesar begann und dass Alexander der Grosse nicht zu diesen vorfahren gehörte, wussten die leute im 16. jahrhundert besser als die meisten unserer zeitgenossen.

2) Alexander war kein grosse person, hette einen falben bart, und war eines strengen angesichts. Man halte den sonstigen wortlaut der beiden texte zusammen!

3) Vgl. besonders die betrachtung der X. scene.

gewesen sein. Noch in der Historia erscheint die „gemählin“ mit Alexander gar nicht verschmolzen[1]. Auf den ersten blick sieht man, dass die Historia dem volksschauspiel gegenüber unursprünglich ist; es gelingt ihr die beabsichtigte verwischung des elegischen momentes nur schlecht. Nichts hindert uns, im volksschauspiel auch die direkte quelle der Historia zu sehen, insofern der zug von Faust und nicht mehr von Tritenheim berichtet wird. Denn auch die Historia und Widman haben den markanten zug des alleinseinmüssens, den Lercheimer verwischt; sie haben auch die gnädige gesinnung des kaisers: es solt jm nichts widerfahren, bey seiner kayserlichen cron, die nach s. 65 eine erfindung des Faustspieles sein wird und deshalb ebenfalls Lercheimer fremd ist; bietet doch dieser davon das grade gegenteil.

Die übrigen texte des schauspieles werden dann Alexander den Grossen, den sie ausserordentlich früh der Maria zugesellt haben, ebenso der einflussreichen ersten pädagogischen umarbeitung entnommen haben, wie (Zs. 30, 332) die vereinfachung des teufels und die verlegung der dienerconcurrenz. Alexander der Grosse erscheint fast in allen fassungen, seine gemahlin hat aber das volksschauspiel nicht adoptiert; das ist ganz zweifellos.

Die Maria von Burgund wurde mit der zeit vergessen. Aber ihr name blieb. Aus der Maria von Burgund wurde die Maria mutter gottes mit dem bekannten erkennungszeichen des die brust durchbohrenden schwertes. Diese erscheinung musste vielfach ärgernis erregen. In allen auf katholische ursprungsländer deutenden fassungen — der crucifixversion, Geisselbrecht, Schütz-Dreher — wurde diese älteste hauptfigur der ganzen scene, die teure tote frau, ganz gestrichen, nur Alexander blieb zunächst übrig. Bei den Sachsen dagegen hielt sich die mutter gottes zunächst noch, hinterlässt in M^1M^2 ihre spuren in den wirkungen ihres auftretens und wird später durch die beliebte novellenfigur der Lucretia ersetzt, die in fast allen ausführlichen fassungen noch mit dem dolch in der brust ausgestattet ist. Ihr selbstmord allein motiviert diesen dolch nicht. Die Sachsen haben also in ihrem archetypus Alexander und Maria festgehalten[2].

Neben diesen die tradition festhaltenden fassungen gewinnt nun das farbenprächtige bild boden, das Marlowe B aus dem nüchternen von Ma (A) gemacht hatte. Die dreiergruppe Alexander-Darius-Alexanders frau löst sich in zwei bilder auf: den kampf Alexanders mit Darius und die alte dreiergruppe. Dazu kamen dann homerische episoden, die bilder des Tantalus, Sisyphus und Titys. Die dreiergruppe wird von Wallerotti zu Pompey Tod umgedeutet, in den jahren 1742—1767 aber völlig umgestaltet. Sie tritt uns bei v. Kurtz unter neuen und zwar biblischen

1) In dem Alexander betreffenden teile wird der „gemählin“ ganz nebenbei erwähnung getan, die drei worte scheinen jedesmal nachträglich hineingebessert, was s. 76, 32 ganz unterblieb, um unschöne häufungen zu vermeiden.

2) Wem diese aufstellungen zu sehr hypothetisch vorkommen, den verweise ich auf den excurs 3. Die figur der Lucretia und das verschwinden der hauptperson aus den meisten fassungen erklärt sich nur auf diese weise.

namen entgegen, die dreiergruppe selbst in zwei varianten. Zugleich wol wurden die homerischen episoden, so gut es gieng, in die sphäre Hans Wursts verlegt. Diese biblischen namen und Hanswurstiaden dringen dann in die vulgata ein, durchsetzen besonders stark die Sachsen, von denen L v. Kurtz am nächsten gekommen ist, weniger stark die Schütz-Dreherschen texte, die anderseits wider von der crucifixversion her einflüssen unterliegen.

U hält sich gänzlich an Marlowe (A). Die crucifixversion geht ihren eigenen gang und wird erst spät den einflüssen der vulgata zugänglicher.

So weit in kurzen zügen über den entwickelungsgang, dessen gesetzmässigkeit man nicht verkennen kann, wenn man tiefer und kritischer in die verhältnisse hinein schaut. Ich muss deren untersuchung einen besondern excurs (nr. 3) widmen.

Nachdem die erscheinung abgetreten, erfolgt im archetypus die einladung zur tafel.

VIII. Das festmahl.

Von dieser scene des archetypus wissen wir rein nichts. Die andeutungen im Bremer programm sowie in dem reisebericht des minoriten Georg Koenig über eine Wiener aufführung vom jahre 1715 gehen nicht hierauf, sondern stehen höchst wahrscheinlich mit der crucifixversion in kritischem zusammenhang. Diese hatte ein noch ganz deutlich erkennbares fest an dieser stelle, es wurde aber dem hofe von Faust auf einem von Mephisto in die Donau hineingebauten zauberschlosse gegeben. Vgl. den excurs 1.

IX. Mephistos warnung.

Mephisto rät Faust zu entfliehen, da ihm gefahr drohe. Dass die rache der hofleute Faust eigentlich gar nicht treffen kann, heben *B $(M^1)M^2$so hervor: Faust fragt hier den Mephisto, ob er denn diesen anschlag nicht hätte verhindern können. Die darauf erfolgenden antworten sind jedesfalls unursprünglich. Wahrscheinlich gab Mephisto darauf eine ausweichende antwort und meinte, er wolle ihm für das durch die nachstellungen nun doch verdorbene fest wo anders vergnügungen verschaffen. So BM^1M^2so. Diese ergänzungen konnten erst nach der streichung des festmahles in dieser form hineingebracht werden; dass sie sich auf die Sachsen und die diesen nahestehenden der Schütz-Dreherschen texte beschränken, zeigt wol auch ihre unursprünglichkeit.

Excurs 1.

Die crucifixversion. DIKrSwTcjrsw stehen auch in dieser scenenreihe in deutlichem gegensatze zu allen anderen fassungen. Die hauptunterschiede sind die folgenden: 1. der fürst schliesst, dass es bei Fausts kunst nicht mit rechten dingen zugehe und verbannt ihn bei strafe des verbrennens.

Faust bestraft den fürsten dafür mit dem hörnerzauber. Das letztere halten nur IKrjsw fest, darf man aber unbedenklich für *D*Sw*T*cr ansetzen. Zu seinem glauben kommt der fürst durch eine der erscheinungen in DIT Sw(c)jsw, durch „noch das grosse wunder", das Faust „vor seiner residenz" zeigte in Kr. In D erschrickt der fürst beim anblick des grausamen riesen, in SwTsw nicht im zusammenhang mit der erscheinungsscene, sondern nachdem Faust ihm sein unvermögen, ihn bestrafen zu können vorgehalten (SwT) oder sogar nach Caspers dummen spässen, die ihn über Faust aufklären (sw). Den zorn des fürsten über das höllenbündnis haben auch schhoschle und, modificiert, R: hier schlägt ihm Alexander, an den er gegen Fausts verbot zu nahe herangetreten, ins gesicht und das bringt ihn gegen Faust auf. Diese fassungen verwerten noch das s. 65 vermutete selbständige interludium. 2. Im anschluss an diese scene haben DIKrcj die sozunennenden wasserkünste, die in SwTsw nicht erwähnt sind, aber hier leicht gestrichen sein können; sie begegnen auch in dem der crucifixversion sehr nahestehenden volksliede (V) und in einzelnen bruchstücken in M^2 und einem Kollmannschen texte; in M^1OSwWr und anderen Kollmannschen stücken sind trümmer davon in die contractscene hineingetragen, wo sie unter Fausts bedingungen erscheinen (M^1OWKollm.); in di erscheinen sie trümmerhaft in einer auf die contractscene folgenden kameradenscene. 3. Mit den wasserkünsten in engster verbindung steht der streik Mephistos und seine bestrafung durch androhung harter arbeit; erhalten in DIM^2, weniger deutlich in Kr, verblasst in OSw.

Die wasserkünste werden in DIj als mittel zum zweck der bestrafung des königs eingeführt. In Ij soll Mephisto ein gewitter erregen, alle meerungeheuer heraufbeschwören, vögel im wasser schwimmen und fische in der luft fliegen lassen; Faust will dabei auf einem meerrosse reiten, wobei Mephisto vor ihm eine brücke aufbauen und „hinter ihm wider sammeln" soll. Dann soll er eine „kneipe" auf dem wasser bauen, wo Faust kegelt; Mephisto soll aufsetzen. Wenn dann der könig zum fenster hinaus schaut, um sich die sachen anzusehen, soll ihm das geweih anwachsen. In D soll Mephisto „diese zwei gestalten" wegnehmen, an ihrer stelle ein wasser vorstellen, auf dem seeungeheuer schwimmen, dann soll er blitzen und donnern lassen, Faust will sich auf das wasser begeben um zu kegeln, Mephisto soll aufsetzen; „ein solches schauspiel wird den herren sehr wunderbar sein". Die bestrafung fehlt, liegt aber nach den eingangsworten sicher zu grunde.

Man sollte meinen, Faust könnte seinen zweck, den fürsten zum ausschauen zu bewegen, leichter erreichen. Die anhäufung so vieler kunststücke ist sicher nur das resumée einer früher breiter ausgeführten scene, ohne dass diese den jetzigen zweck hatte. Dieser wurde schon durch ein einziges der spektakelstücke erreicht. So ist es noch in Kr: Mephisto soll zurückfliegen und „vor der residenz ein grausames spektakel" machen, das den von DI gewünschten effect besitzt. Nachher will Faust aber die „Donaugegend" sehen und „denen leuten" wunder auf dem wasser zeigen, er will dort spazieren, reiten, fahren, kegeln, „kurz alles auf dem wasser zeigen". Auch in c bilden die auf der Donau spielenden wasserkünste eine

scene für sich; Faust kegelt und noch „allerhand zaubereien“ werden getrieben.

Die hauptfrage ist nun: bildeten diese wasserkünste einst wie in Krc und wol auch V eine selbständige kameradenscene oder gehörten sie, wie in DI, in den rahmen der hofscenen?

Ich glaube, man darf unbedenklich DI das prius geben. An den wasserkünsten ist all den fassungen, die sie nicht im zusammenhang mit der hofscene bieten, der sonderbar anmutende zug gemeinsam, dass das wasser die Donau ist: KrOVcr. Es ist nun nicht der geringste grund dafür abzusehen, die Donau zum lokal einer für sich bestehenden kameradenscene zu machen: denn die auch von Kr bekundeten sympatien des österreichischen publikums für seinen lieben „blauen“ strom sind zu modern, um sie auch für ein publikum des 17. jahrhunderts, das sich sehr wahrscheinlich nicht an der Donau, sondern an der Moldau an der crucifixversion zuerst ergötzen durfte, als eltern des gedankens anzusetzen. Die einführung der Donau hat einen ganz anderen grund. Die hofscenen der crucifixversion spielten in Regensburg und deshalb auch an der Donau. Diese lokalisierung wurde später aufgegeben (vgl. excurs 2); in DIj, wo die wasserkünste im zusammenhang der hofscenen blieben, wurde aus der Donau das meer; in KrVc erhielt sich aber die Donau und deshalb lösten sich die wasserkünste von der hofscene ab. Ich glaube, die sachlage klärt sich so ganz gut.

Die wasserkünste von DI zerfallen also in zwei teile. Der eine, in Krc noch selbständig, wurde einem publikum gezeigt, das noch nicht bestraft werden sollte; der andere, selbständig nur in Kr, musste herhalten, um den könig zum ausguck zu bewegen. Für beide teile ist als publikum die hofgesellschaft anzunehmen. In DI ist denn auch noch ganz deutlich zu sehen, dass der erste teil nur zur ergötzung der hofgesellschaft dienen sollte: in beiden fassungen verspricht Faust als er sich vorstellt, die fische in der luft fliegen und die vögel im wasser schwimmen zu lassen, genau so wie es in I nachher in den wasserkünsten auch gezeigt wird. Dann passt der vorhin hervorgehobene satz von D, das schauspiel würde „den herren sehr wunderbar sein“, in seinem jetzigen zusammenhang gar schlecht, aber sehr gut, wenn er auf die vorstufe zielt, wo die „herren“ noch nicht bestraft werden sollen.

Wo hat nun dieser erste teil der wasserkünste gelegen? Zweifellos wurde der zorn des königs durch eine der erscheinungen hervorgerufen. Der erste teil der wasserkünste muss deshalb vor dieser erscheinung gelegen haben. Aber dass er vor der erscheinungsscene gelegen haben könnte, ist auch nicht recht möglich, weil die künste in allen fassungen hinter dieser liegen, und es doch höchst auffällig wäre, wenn diese alle selbständig auf diese verlegung hätten kommen können, wozu kein anlass vorlag. Diese schwierigkeit hebt sich nur dann, wenn wir annehmen, die erscheinungsscene sei nicht einheitlich: die schreckeneinflössende erscheinung sei nach dem ersten teil der wasserkünste, eine indifferente erscheinung vor diesem aufgetreten. Dann hätten wir folgendes schema: 1 Indifferente erscheinung im palast. 2. Erster teil der wasserkünste auf der Donau. 3. Schreckeneinflössende erscheinung. 4. Zweiter teil der wasserkünste, die den könig

zum ausguck bewegen. Der 3. abschnitt nun gieng sicher an einem orte vor sich, der nicht der palast des fürsten war, obwol dieser anwesend war; in DIT fordert der könig seine höflinge auf, ihn wegzugeleiten, damit sie durch den zauberer nicht ins unglück geraten. Wenn er in seinem eigenen saal wäre, wäre diese bemerkung höchst auffällig und unköniglich. In sw will er „sein land" verlassen, in dem es ihm unheimlich wird, und in Sw bestimmt er, der saal solle nicht mehr betreten werden, — Nun sind wir so weit, um das gerippe der crucifixversion reconstruieren zu können: Faust zeigt im palaste den Alexander (und die Helena?). Er ladet dann den fürsten zu einem zauberfeste ein, das er auf der Donau geben will. Mephisto baut zunächst einen damm in die Donau (Ir), darauf die „kneipe" (I), ein zauberschloss also[1]. Faust lässt fische fliegen und vögel schwimmen und veranstaltet ein kegelspiel, bei dem Mephisto aufsetzt; sehr wahrscheinlich auch ein scheibenschiessen, bei dem Mephisto als zielscheibe dient[2]. Zum schlusse erscheint (die Helena und?) der schreckeinflössende „grausame" riese. Darob gerät der fürst in zorn, verbannt Faust und zieht sich mit dem hofe zurück. Als Faust annehmen darf, dass der hof wider im palaste angelangt ist, da lässt er das zauberschloss unter donner ins wasser versinken (D). Der fürst schaut zum fenster hinaus und sieht — ein bild von grandioser schönheit — Faust auf seinem zauberrosse (DI*M²) abreiten, Mephisto dabei die steine hinter ihm aus der erde reissen und vor ihm wieder einrammen. Als der fürst den kopf hereinziehen will, merkt er dass ihm ein geweih angewachsen ist.

Zwischen der erscheinung Alexanders im palaste und dem ersten teil der wasserkünste lag der interessante und sicher hier beheimatete streik Mephistos. Dem teufel ist das verlangte zu schwer[3]. Er will Faust den blutbrief zurückgeben. Faust erzwingt aber den gehorsam des dieners und beschliesst ihn für die meuterei durch unnütze quälereien zu bestrafen: er soll ihm die strasse pflastern, seile aus sand binden und dergleichen. Mephisto beschliesst in echt teuflischer weise sich zu rächen: wenn Faust ihn von nun an tag und nacht quält, dann dient er nicht mehr, wie jeder andere diener, nur am tage, sondern ihm werden auch die nächte zu tagen: so verdoppelt sich seine dienstzeit. Er macht die rechnung wider glatt, indem er Faust die hälfte der ausbedungenen jahre

1) Der dammbau ist in I mit dem pflastern verquickt.

2) Andeutungen in V, in DI, wo Faust in anderem zusammenhang auf den teufel schiesst; ich halte auch die schnelligkeit Piks in I für einen reflex hiervon. Vgl. auch den zettel Zepfs, auf dem Mephisto als „büchsenspanner" figuriert. — Ausserdem wurde ein festmahl gegeben, dessen effect darin bestand, dass die gäste ein leeres zimmer betraten, und Hanswurst als koch und kellner erscheint, der alles zur tafel nötige aus einem sacke hervorzieht. So hat die scene — ob noch in verbindung mit der hofscene? — der minorit Koonig. Vgl. dann D, wo Mephisto dem Casper gegenüber Fausts wunsch, ihn nach Persien zu bringen, mit den worten begründet: Jetzt schickt er mich nach dir, damit du kommst ihm die speisen auf die tafel zu tragen. (S. 132ᵇ.)

3) Was, ist nicht sicher zu stellen, vielleicht das verlangen als zielscheibe zu dienen? Doch ist das eher eine der strafen.

abzieht. Dieser später in viele vulgatafassungen hineingeratene zug ist sicher in der crucifixversion beheimatet.

Auch im anfang der scenenreihe wich die crucifixversion wesentlich von dem archetypus ab. In DI spricht der könig im eingangsmonolog, vom hofstaat umgeben, den wunsch aus, keinen unebenbürtigen — D fügt noch hinzu „unangemeldet“ — zuzulassen. Im folgenden wird dieser gedanke nicht weiter gestreift. Er muss, gerade weil er so verloren dasteht, doch irgend einen grund haben; ihn für allgemeiner erwägung entsprungen zu erachten und ihm deshalb kritischen wert abzusprechen, wäre unrichtig, da dazu der gedanke nicht spontan genug klingt, und ein anlass zu ihm gar nicht zu finden ist. Da Hans Wurst nicht in frage kommt, muss diese bemerkung auf Faust zielen. Man erwartet dann einen conflict mit dem unebenbürtigen, unangemeldet auftretenden zauberer[1].

Halten wir nun das erschlossene zusammen, so ergibt sich eine sehr lebensvolle und ausserordentlich stark an die litterarische sage erinnernde gestalt der hofscenen. Der verfasser der crucifixversion lehnt sich an Widman oder gar erst Pfitzer an, benutzt die scenen im Encker zu Erfurt, die am hofe zu Anhalt sowie die erscheinung Polyphems (und der Helena?) vor den studenten, die er zu einem runden abgeschlossenen bilde zusammenzieht. Es sieht alles viel weniger nach naiver contamination, als nach bewusster verschmelzung und umgestaltung der litterarischen sage aus[2]. Die crucifixversion hat, gestützt auf das s. 65 vermutete selbständige interludium, die höflinge des archetyps mit dem fürsten verschmolzen, ihm ihre gefühle und ihre bestrafung zugewiesen. Auch die localisierung in Regensburg wird nicht naiv sein, vgl. excurs 2.

1) Vgl. auch A (hier s. 70 a. 2).

2) Es sind folgende züge benutzt: 1. Zum eintritt Fausts (conflict mit einem hofherren) Widman s. 512: Dr. Faustus kompt vnversehens in eine gasterey. Aus dieser lebendigen schilderung konnte sich leicht eine conflictscene entwickeln. 2. Zum festmahl auf dem zauberschloss Widman s. 618. Faust bittet den fürsten von Anhalt ihn zu begleiten, er wolle ihm ein schloss zeigen auff jhrer F. G. grundt vnd boden ... da sahe man ein tieffen, gerings herumb lauffenden waßergraben .. D. Faustus richtet seinen gesten eine herrliche königliche mahlzeit zu .. zu solchem werck braucht er seinen famulum, dieser empfieng vnsichtbar vom geist allerley kost ... Die gäste entfernen sich .... da gieng im schloss ein gross fewr auff, vnd daraus grosse büchsenschüsse. 3. Zum grausamen riesen Widman s. 501: Polyphem erscheint den studenten. Wahrscheinlich stammt auch die erscheinung der Helena, die wol auch an der tafel gezeigt wurde, aus Widman s. 636. Die Helena der crucifixversion ist nicht etwa eine ersetzung der Maria, sondern von anfang an die Helena gewesen. 4. Zum abgang Fausts Widman s. 511. Faust nimmt vom junker im anker zu Erfurt abschied, setzt sich auf sein zauberross, d. h. Mephisto .. er war aber kaum vor drey oder vier heuser vorüber, da schwang sich sein pferd mit jm vber sich in die lufft, das die jme nachsahen, jn bald nicht mehr spüren kundten. Die Erfurter geschichten hat die crucifixversion sicher nicht dem frühverschollenen Berliner Faustbuche entliehen. Zu Widman als quelle stimmt auch dass in V Faust aus Anhalt gebürtig ist.

Dass alle diese scenen einst in Regensburg spielten und dem könige gezeigt wurden, geht deutlich aus der erwähnung der Donau hervor. Dass wir für den gemeinsamen archetypus ähnliche, aber mit der hofscene nicht verbundene studentenscenen annehmen müssten, glaube ich nicht. Es ist aber sehr wol möglich, dass die studentenscene Marlowes, die ja auch nach RU drang, von dieser und jener älteren fassung adoptiert wurde, und dass die Marlowe kennende crucifixversion daher die anregung zu ihrer Donauscene erhielt. Aber in der crucifixversion ist alles so aus einem gusse, dass wir um die annahme ganz selbständiger gruppierung der verschiedenen sagenzüge, wie sie Widman bietet, gar nicht herumkommen können. Es ist anderseits aber auch sehr wahrscheinlich, dass die crucifixversion das selbständige interludium heranzog, in dem der herzog wegen der erscheinung der Maria auf Faust erzürnt wurde, wie schon bei Lercheimer, und in dem natürlich eine einladung zur tafel nicht erfolgte; vgl. das s. 65 darüber gesagte und dann R, das in vielen punkten zur crucifixversion stimmt, aber wol älter ist als diese selbst[1].

Wie schon oben angedeutet, zerfiel in den fassungen der crucifixversion bei der aufgabe Regensburgs als lokal der hofscene dieses zauberfest in zwei teile; eine selbständige, noch an der Donau spielende kameradenscene löste sich ab. Aus dem zauberritte auf dem pferde wird damals eine wagenfahrt mit vier pferden geworden sein, die von den ausserhalb der crucifixversion stehenden sächsischen und Geisselbrechtschen fassungen, sowie vom volksliede aufgenommen wurde. Einen dritten ableger bildete eine in Strassburg lokalisierte scheibenschussscene. Alles das sind sicher neuerungen, wie denn das volkslied, wie wir noch im letzten akt sehen werden, keineswegs die älteste, von DI ziemlich getreu bewahrte fassung der crucifixversion darstellt. An diese Donauscene schloss wol schon die älteste crucifixversion die abreise nach Konstantinopel, wo dem sultan und seinen frauen böse mitgespielt wird[2], und daran fügt sich sehr schön der die wendung herbeiführende flug über den Calvarienberg bei Jerusalem.

Excurs 2.

Die lokalisierungen. 1. In U spielt die scene am hofe des ungekrönten königs in Prag. Diesen ungekrönten hat man viel gesucht, Bielschowsky glaubt ihn, von Gindely angeregt, in Wallenstein wider-

1) Auch das Bremer spiel steht meines erachtens wie R dem vorläufer der crucifixversion sehr nahe; es teilt mit ihr eine anzahl von auffälligen zügen: Casper hält die teufel für vögel, beim bankett fliegt allerhand getier in der luft umher, der rabe kündigt das ende an. (Das bankett braucht nicht unmittelbar vor Fausts tod zu fallen.)

2) Nicht als ausgeführte scene, sondern nur für die fabel bestehend. Der zug drang nach Bso. Wenn Faust im volksliede nach der Strassburger scene nach Constantinopel abreist, wie sonst nach der hofscene, so spricht auch das dafür, dass diese kameradengeschichte in jüngerer zeit erst selbständig wurde. In Constantinopel braucht Faust, „um sicher zu sein", die fremden sprachen, die in Sw und im volksliede erwähnt sind, vgl. Zs. 30, 335 a. 2.

abzieht. Dieser später in viele vulgatafassungen hineingeratene zug ist sicher in der crucifixversion beheimatet.

Auch im anfang der scenenreihe wich die crucifixversion wesentlich von dem archetypus ab. In DI spricht der könig im eingangsmonolog, vom hofstaat umgeben, den wunsch aus, keinen unebenbürtigen — D fügt noch hinzu „unangemeldet“ — zuzulassen. Im folgenden wird dieser gedanke nicht weiter gestreift. Er muss, gerade weil er so verloren dasteht, doch irgend einen grund haben; ihn für allgemeiner erwägung entsprungen zu erachten und ihm deshalb kritischen wert abzusprechen, wäre unrichtig, da dazu der gedanke nicht spontan genug klingt, und ein anlass zu ihm gar nicht zu finden ist. Da Hans Wurst nicht in frage kommt, muss diese bemerkung auf Faust zielen. Man erwartet dann einen conflict mit dem unebenbürtigen, unangemeldet auftretenden zauberer[1].

Halten wir nun das erschlossene zusammen, so ergibt sich eine sehr lebensvolle und ausserordentlich stark an die litterarische sage erinnernde gestalt der hofscenen. Der verfasser der crucifixversion lehnt sich an Widman oder gar erst Pfitzer an, benutzt die scenen im Encker zu Erfurt, die am hofe zu Anhalt sowie die erscheinung Polyphems (und der Helena?) vor den studenten, die er zu einem runden abgeschlossenen bilde zusammenzieht. Es sieht alles viel weniger nach naiver contamination, als nach bewusster verschmelzung und umgestaltung der litterarischen sage aus[2]. Die crucifixversion hat, gestützt auf das s. 65 vermutete selbständige interludium, die höflinge des archetyps mit dem fürsten verschmolzen, ihm ihre gefühle und ihre bestrafung zugewiesen. Auch die localisierung in Regensburg wird nicht naiv sein, vgl. excurs 2.

1) Vgl. auch A (hier s. 70 a. 2).

2) Es sind folgende züge benutzt: 1. Zum eintritt Fausts (conflict mit einem hofherren) Widman s. 512: Dr. Faustus kompt vnversehens in eine gasterey. Aus dieser lebendigen schilderung konnte sich leicht eine conflictscene entwickeln. 2. Zum festmahl auf dem zauberschloss Widman s. 618. Faust bittet den fürsten von Anhalt ihn zu begleiten, er wolle ihm ein schloss zeigen auff jhrer F. G. grundt vnd boden ... da sahe man ein tieffen, gerings herumb lauffenden waßergraben .. D. Faustus richtet seinen gesten eine herrliche königliche mahlzeit zu .. zu solchem werck braucht er seinen famulum, dieser empfieng vnsichtbar vom geist allerley kost ... Die gäste entfernen sich .... da gieng im schloss ein gross fewr auff, vnd daraus grosse büchsenschüsse. 3. Zum grausamen riesen Widman s. 501: Polyphem erscheint den studenten. Wahrscheinlich stammt auch die erscheinung der Helena, die wol auch an der tafel gezeigt wurde, aus Widman s. 636. Die Helena der crucifixversion ist nicht etwa eine ersetzung der Maria, sondern von anfang an die Helena gewesen. 4. Zum abgang Fausts Widman s. 511. Faust nimmt vom junker im anker zu Erfurt abschied, setzt sich auf sein zauberross, d. h. Mephisto .. er war aber kaum vor drey oder vier heuser vorüber, da schwang sich sein pferd mit jm vber sich in die lufft, das die jme nachsahen, jn bald nicht mehr spüren kundten. Die Erfurter geschichten hat die crucifixversion sicher nicht dem frühverschollenen Berliner Faustbuche entliehen. Zu Widman als quelle stimmt auch dass in V Faust aus Anhalt gebürtig ist.

legenheit den ort, der so wie so schon im stücke vorkam. Später konnte dann sehr leicht der glaube entstehen, der ort, wo die leinwand geholt werden soll, stünde in irgend einem causalzusammenhang mit dem, wo die hofscene spielt. Beide sind ja, wie in Ic, zusammengefallen. Dieser glaube führte nun in D, das noch eine erinnerung an Regensburg bewahrt haben mochte, auf den gedanken, den ort, wo die materialien zum bilde zu holen waren, zu spalten: Mephisto geht in D nach Regensburg um leinwand, nach Portugal um farben. Das kann anders gar nicht erklärt werden. Später wurde in D Portugal durch Persien ersetzt, das ebenfalls nur ein verlegenheitsort ist. — 3. Ebenso kann nun auch Parma erklärt werden. Wie Portugal im archetypus von DIc, d. h. ganz nebenher, so wird Parma auch von Marlowe erwähnt: 119 (A 116 B): I'l levy souldiers with the coyne they bring, And chase the Prince of Parma from our land. Die stelle forderte heldisches pathos heraus, und konnte sich dadurch halten. Bemerkenswert ist, dass der sonst so grausam zusammengestrichene monolog Mountfords gerade diese verse beibehält. Könnten sie nicht, wie so manches andere, in eine version des deutschen dramas gelangt sein, im sinne vielleicht verdunkelt, aber doch mit beibehaltung des namens? Dann könnte, als der deutsche hof unmöglich wurde, dessen name durch den so wie so vorkommenden italienischen ersetzt werden und dieser dann allmählich auch in die übrigen fassungen hineindringen. Es ist doch gar kein grund abzusehen, warum man unter den vielen höfen, die in betracht kommen konnten, gerade den Parmesaner auswählen sollte. Jedesfalls hat mein erklärungsversuch, den ich übrigens gern preisgebe, wenn ich einen bessern finde, den vorzug der möglichkeit vor den mühsamen und trotzdem unendlich unergiebigen beweisführungen Bielschowskys, der einen herzog Ranuccio von Parma für den urfürsten unseres stückes halten will. Ich halte Parma als ort der hofscenen unbedingt für nicht älter als etwa die ersten jahrzehnte des 18. jahrhunderts[1].

Excurs 3.

Die erscheinungen. K = v. Kurtz, Sch = Schroeder, Wa = Wallerotti. AGKrS fehlen.

In den hundert und mehr jahren, die zwischen K und den neuesten fassungen liegen, ist die mehrzahl der erscheinungen dieselbe geblieben. Wir haben es also mit tradition zu tun, und die beliebte ansicht ist unbegründet, dass die principale die erscheinungen ganz nach gutdünken hätten wählen können.

Wir fragen, mit welcher art der tradition haben wir zu rechnen?

In erster linie werden nicht die namen, sondern die zur darstellung gelangenden motive überliefert. Die erscheinungen wurden nicht von lebenden darstellern aufgeführt, sondern waren wirkliche bilder, die man mit der zauberlaterne auf weisse flächen warf. So stellt z. b. dr. Hamm

1) Dass Maximilians frau eine Italienerin war und zufällig ihr name in L als der der herzogin begegnet, hat jedesfalls nichts zur bestimmung der localisierung in Parma zu sagen. Die namen der herzöge und herzoginnen in unsern stücken sind sämmtlich ganz jung.

für L die sache dar. Solch ein bild kann sich substanziell wie ideell ausserordentlich leicht vererben. Der ersatz für ein abgenutztes bild oder die copie, die ein schwiegervater seinem im metier bleibenden schwiegersohne von seinem stammbilde mitgab, wird meist dieselben züge, gruppierungen, motive zur schau tragen, wie das original. An dem bilde ist nun das kennzeichnende und bleibende die dargestellte idee, nicht das begleitende wort. Das bild eines mächtigen herrschers in allem krönungsschmuck wird heute als „Salomo“ vorgestellt, während es früher einen ganz anderen könig bedeutet haben kann. Ein bild, auf dem zu sehen ist, wie ein weib einem wehrlos darniederliegenden manne ans haupt fasst, heisst heute „Simson und Delila“ oder „Judith und Holofernes“, während eine frühere zeit etwas ganz anderes darin lesen konnte und mochte. Für unsere zwecke kommen daher die namen erst in letzter linie in betracht, viel wichtiger sind die motive. Als besonders bedeutend erweisen sich die gruppierungen, ob einzelbilder, zweiergruppen oder gar dreiergruppen mit bedeutendem hintergrunde. Von diesem standpunkte aus, gegen dessen berechtigung man wol nichts wird einwenden können, betrachte ich die erscheinungen und beginne mit den verwickelten dreiergruppen.

I. Wir haben eine solche zuerst bei Marlowe B zu constatieren. Alexander und Darius treten zu verschiedenen türen ein, treffen sich im kampfe, Darius unterliegt und wird getötet, Alexander nimmt ihm die krone ab und wendet sich zum gehen. Da tritt Alexanders frau „his paramour“ ein und wird von Alexander gekrönt.

Nehmen wir nun an, diese vorgänge wurden auf bildern mit räumlichem nebeneinander statt zeitlichem nacheinander dargestellt, so ergeben sich zwei bilder: 1. kampf Alexander-Darius. 2. Darius liegt am boden, Alexander reicht die krone der frau hin. Wir finden nun bei Wa (1742) ein motiv, leider nur mit zu wenig worten, erwähnt, das meines erachtens genau dasselbe ist: Pompey tod. Die figuren könnten Caesar und Pompeius im kampfe und dann C., P. und Cleopatra gewesen sein. Die zusammenstellungen wären nicht naiver als die von MaB. Ist meine vermutung richtig, so war 1742 der ideelle zusammenhang der bilder noch nicht gestört. K dagegen zeigt 1767 völlige auflösung des zusammenhängs.

Das erste bild erscheint seit K als Goliath und David im kampfe: BL$M^1M^2M^3$OSw(c?)difloschhaschhoschleso[1], also bei allen Sachsen, denen sich lo zugesellt und in sämtlichen Schütz-Dreherschen fassungen. R hat dafür Achilles-Hector.

Das zweite bild erscheint seit K um eine kleinigkeit verändert. Die mittelfigur ist nicht mehr der mann (Alexander), sondern die frau; die alte geste, mit der die mittelfigur der zweiten stehenden die krone hingereicht hatte, ist aber beibehalten. Die nüancierung ist sehr leicht; da die figuren sicher schon früh — wenigstens seit dem ende des 17. jahrhunderts — die klassische tracht gehabt haben werden, genügten ein paar pinselstriche, um aus dem manne eine frau zu machen und umgekehrt. Das bild erscheint in dreifacher version:

1) In T wird nur David genannt, vgl. s. 86 (II); in D(c?) treten zwar jetzt beide zusammen auf, aber zeitlich hintereinander und ohne kampf.

1. Wie Delila dem starken Simson seine haarlocken beraubet, und die Philister über Simson siegen. K, sonst nur noch L; vielleicht kannte das bild auch der Mahler Müller (Situation aus Fausts leben s. 20). Aus Alexander, bezw. Alexanders frau sind „die Philister" geworden[1]; die an stelle des mannes zur mittelfigur gewordene frau macht sich noch am kopfe des darniederliegenden mannes zu schaffen; aus der geste, mit der einst Alexander der frau die krone hingereicht hatte, wurde jetzt das herbeiwinken der Philister. Die krone war übermalt worden. Der „starke Simson" der Schütz-Dreherschen fassungen gehört nur mit dem namen hierher.

2. Die häufigste fortsetzung der bilder ist Judith, die dem Holofernes im bett im zelte das haupt abschlägt; im hintergrunde das assyrische lager. Hier ist die aufrechtstehende nebenfigur ganz gestrichen. In der hand trägt Judith nun das haupt des Holofernes[2], den ersatz der alten krone. Das bild finden wir bei K[3], in sämtlichen sächsischen und Schütz-Dreherschen fassungen, sowie die Judith allein (?) in T.

3. Der brudermord des Kain an Abel in di ist eher eine entwicklung dieses bildes als des kampfes Goliath-David.

Dass sowol Goliath wie Simson und Holofernes riesen sind, wird nicht zufällig sein. Das riesenmotiv könnte aus der crucifixversion herübergekommen sein. Wir sahen, dass nur die Sachsen und Schütz-Dreher mit K gehen, in anderen fassungen finden wir nur ganz vereinzelte spuren dieser biblischen vorgänge; ein deutlicher beweis, dass diese im schauspiel nicht beheimatet sind. Sie gehen unstreitig auf MaB zurück, und wurden in der zeit zwischen 1742—1767 biblisiert[4].

II. Der mächtige herrscher, der als einzelfigur schon sehr früh im drama erschien, Alexander der Grosse, begegnet in IRW²c. An seine stelle trat bei Sch Karl der Grosse[5], in den meisten deutschen fassungen aber Salomo: B¹B²B³M¹M³OSwfloschhaschhoschle. Die erscheinung fehlt den fassungen, die den Alexander beibehielten, ferner in DT, wo anstatt ihrer David erscheint, und in LM²diso, sowie bei K. Das letztere ist wichtig. K hat sich von den beiden alten erscheinungen (vgl. III) bewusst emancipiert und an ihrer stelle die aus MaB stammenden aufgenommen, auf die Sachsen, besonders auf L, hat er am meisten eingewirkt. Dass B

1) Nebenfiguren als begleiter Alexanders und Darius traten vielleicht schon auf dem alten bilde auf oder konnten doch sehr leicht hinzugefügt werden.

2) Man beachte die stehende formel: Judith mit dem haupte Holofernis in (B¹B³)LM²M³dif.

3) Dass K die wirkliche tötung dargestellt hätte, glaube ich nicht.

4) Dass schon bei Büttner David und Simson den studenten und dem „hohen herrn" N. erscheinen, hängt damit nicht zusammen. B. wollte den von ihm aufgezählten homerischen helden biblische zugesellen und da lagen ihm diese beiden am nächsten. Goliath als riese ist allerdings älter als K, vgl. s. 88.

5) Es ist durchaus unnötig Carolus als erinnerungs- oder lesefehler aufzufassen. Schroeders text weicht trotz seines alters so stark vom archetypus ab (vgl. Ztschr. 30, 354), dass man auch hier sehr wol eine beabsichtigte änderung annehmen darf.

ursprünglich, wie W, nur den Salomo-Alexander hatte, geht aus der exceptionellen stellung dieser erscheinung deutlich hervor; die ihr voraufgehenden sind nachträglich eingeschoben. Der nahe verwandte text so hat die durch die interpolation vereinzelte erscheinung dann nachträglich fallen lassen.

III. Die teure frau, Maria von Burgund, ursprünglich die einzige erscheinung, hat ihre besonderen schicksale erlitten. Während wir die Judith, die Delila, den Salomo und den kampf Goliath-David ohne irgend welche schwierigkeiten als reguläre weiterentwickelungen alter ausgangstypen erklären können, steht die bei allen Sachsen und in den jüngeren Schütz-Dreherschen fassungen $B^1B^2B^3$schhaso vorkommende Lucretia zunächst unerklärlich da. Sie kann nicht die aus der alten dreiergruppe losgelöste frau sein: denn das motiv ist dramatisch, die frau ohne den leichnam aber völlig unwirksam. Sie kann auch nicht eine schöne frau schlechthin sein und dann etwa der Helena von ISchc entsprechen: denn diese Helena ist ganz deutlich von anfang an nur die schöne Helena gewesen, die im letzten akte bestimmt ist Faust zu verführen, und ist in die erscheinungsscene der crucifixversion nur durch selbständige erfindung hineingeraten[1]; sie knüpft da unbedingt an keine ältere erscheinung an. Ob die Helena von Sch am hofe erschien, ist doch sehr fraglich; dem zusammenhange nach liegt hier die bekannte scene Marlowes vor. Auch ist die Helena, die nur durch ihre schönheit wirkt, von der Lucretia, deren selbstmord zur darstellung gelangt, im motive allzusehr verschieden, um ausreichende parallelen zu bieten. Eine dritte möglichkeit hätte mehr für sich, wenn sie nur besser beglaubigt wäre. Lucretia könnte auf eine ältere Cleopatra zurückgehen und dann an Pompey tod anknüpfung finden. Aber für eine Cleopatra haben wir nur eine einzige und ganz schwache stütze[2].

Es ist nun doch unbezweifelbar, dass Maria von Burgund die älteste aller erscheinungen in unserm stücke gewesen ist. Der name musste mit der zeit vergessen werden, aber das motiv konnte doch nicht so spurlos verschwinden; wir können keinen grund dafür entdecken, diese hauptfigur zu unterdrücken. Es liegt deshalb die annahme ausserordentlich nahe, dass die anscheinend spurlos verschwundene älteste erscheinung Maria von Burgund iu der nicht erklärbaren Lucretia widerzufinden sei. Nun hat Lucretia einen dolch in der brust in $BL(M^1)$, der in ganz formelhafter weise genannt wird. Das brachte mich auf den gedanken, das fehlende bindeglied könnte in der mutter gottes mit dem schwerte im herzen zu suchen sein. Der kaiser verlangte einst die Maria zu sehen, seine tote frau: als man vergessen hatte, wer diese Maria sei, dachte man die gewünschte Maria sei die berühmteste ihres namens; ebenso war ja aus Alexander Severus Alexander der Grosse geworden. Diese Maria erhält ihr stehendes prädikat,

1) Aus diesem grunde hat die crucifixversion das schon verbrauchte motiv im letzten acte umgeändert; hier verführt eine namenlose schöne frau den Faust.

2) Bei Heinrich Heine (Werke ed. Karpeles[2] 5, 408), wo Faust zwischen Judith, Cleopatra und Helena als concubinen zu wählen hat. Heinen ist offenbar die phantasie mit der wahrheit durchgegangen; er kann sich aber, als er dies schrieb, an unsere erscheinungsscene erinnert haben, in der dann Judith und Cleopatra auftraten.

das schwert im herzen. In katholischen gegenden besonders anstössig konnte diese Maria von den unzweifelhaft in solchen beheimateten texten ohne ersatz gestrichen werden: Schütz-Dreher[1], Geisselbrecht, crucifixversion. Die Sachsen aber konnten sie zunächst beibehalten und später durch die Lucretia ersetzen, die nahe genug lag, als man nach einem ersatz suchte. In den sächsischen fassungen M^1M^2 finden wir nun noch auffällige wirkungen der erscheinung der Lucretia, oder der erscheinungen überhaupt: in M^1 wird Lucretia vom fürsten geradezu angebetet: ich verehre diesen heiligen tugendsamen schatten, denn sie hat gott mehr gehorcht als den menschen. Man mag das wenden, wie man will, es sieht doch ganz eigenartig aus und stimmt zur Lucretia, der heidin, doch gar nicht recht. In M^2 verfällt Faust nach der erscheinungsscene in reue: ohne jeden sinn und verstand wird das jetzt damit motiviert, dass Faust in die herzogin verliebt sei und dass sich das mit seinem höllenbündnis nicht vertrage. Ein reueanfall hat hier jetzt gar keinen zweck. Aber wenn irgend ein empfindler einmal auf den gedanken gekommen wäre, dass ein solcher anfall da, wo Faust die mutter gottes sah, ganz am platze sei?

IV. Das paar Alexander-Alexanders frau in der Historia, bei Widman und Ma(A) findet sich nur in U. Ohne allen zweifel ist U in dieser scene ganz von Ma(A) abhängig, wie die phonetische gleichung paramour = Padamera, aber auch die in beiden vorhandene völlige nichtbeachtung Alexanders zeigt. U bewahrt nur in dem grauen des königs einen älteren standpunkt.

V. Die Helena erscheint in der crucifixversion — erhalten in Ic — wahrscheinlich nicht am hofe selbst, sondern bei dem festmahle, das Faust im zauberschlosse gibt.

VI. Der riese Polyphem der Erfurter geschichten wurde von der crucifixversion aufgenommen; wahrscheinlich trug er hier von anfang an schon den namen Goliath. Die gelehrten namen wurden schon früh unmöglich, einen bekannteren riesen als den Goliath konnte man dann nicht finden. Der schreckenbringende riese ist erhalten in Dcj; aus I wird er bei der zusammenlegung der beiden hauptscenen ebenso geschwunden sein, wie Helena aus D und Alexander aus j; dass er in *I vorhanden gewesen sein muss, beweist der schreck des königs. Diesen verspüren wir auch in SwT deutlich, in KrO ist er ganz verblasst, aber seine folge, der zorn des herzogs, bleibt. Ausserdem drang der schreck als ohnmacht der herzogin nach M^2, wo dies motiv ohne ersichtlichen grund angebracht wird, und nach B^2, wo Goliath das grosse ungeheuer, das damals alle welt in schrecken setzte, genannt wird. — Ziemlich früh, vor 1767, drang das riesenmotiv auch in die anderen texte hinein, hier aber nur als schaustück, nicht mit dramatischen zwecken. Alle Schütz-Dreherschen texte[2] mit ausnahme von B^2 so nennen den riesen Simson den starken; nur der name erinnert an die fortsetzung des aus Ma(B) stammenden dreiergruppenbildes, das motiv ist

1) Die wie B — der einzige ausführliche text — zeigt, früher nur den Alexander = Salomo hatten.

2) Für *B^1 (Personale) wird man Simson als 5. erscheinung anzusetzen haben, da hier die zählung von 4 auf 6 überspringt und ein 5. kaum etwas anderes gewesen sein kann.

ganz anders. Dass gerade diese fassungen hier den einfluss der crucifixversion verraten, kann uns nicht wunder nehmen. In den anderen fassungen, auch K, tritt das riesenmotiv nur in verbindung mit den gruppenbildern auf.

VII. Die homerischen episoden. Bei Wa erscheinen folgende plagen aus der Nekyia: die plagen Tantali, des Tity Geyer und des Sisiphi Stein; bei K begegnet davon nur noch die marter des Titius (so), dem die raaben das eingeweid aus dem leib fressen. Wo sind bei K Tantalus und Sisyphus hingeraten? Und warum sind sie, aber nicht des Tity Geyer später ausgefallen? Die antwort ergibt sich bei der betrachtung der figur der lustigen person, die sich im laufe der zeit immer mehr zu einem närrischen pendant Fausts auswächst. Seit Schultz (1748), Reibehand (1752), K (1767) und in ABLM^1M^2OWdifschhaschhososw, noch nicht bei Neufzer, Neuber und Wa (1742), in DISwcloschle und auf den zetteln von B^2schha[1] erscheint Hanswurst nun auch am hofe als Fausts affe, als betrüglicher künstler, einfältiger schwarzkünstler, zauberer von ohngefehr, natürlicher hexenmeister. Unter anderem will er nun zeigen: 1. Ein grosses wasser, in dem die anwesenden ersaufen, in BLM^2 schhaschho; die sündflut M^1; 2. einen mühlstein, der aus der luft fällt und die anwesenden so und so viel klafter in die erde schlägt, in BLM^1 M^2schha. In dem grossen wasser sehe ich den widerschein der plagen Tantali, in dem mühlstein den des steines des Sisyphus. Höchst wahrscheinlich hat schon K — ob auch Schultz und Reibehand wissen wir leider nicht, da hier die erscheinungen nicht genannt sind — den Tantalus und Sisyphus dem Crispin zugeteilt; denn von den plagen aus der Nekyia hat er nur die des Titys beibehalten, die man nicht in die sphäre Hanswursts bringen konnte. Die ausbildung dieses Hanswursttrics fällt sicher in die zeit zwischen 1742—1767. Als die Nekyiaplagen dem Hanswurst überwiesen waren, schwebte der geier des Titys in der luft und verschwand denn auch nach einiger zeit. Überblicken wir die fassungen, in denen homerischen episoden ins Hanswurstische übersetzt sind, so finden wir, dass es wider alle Sachsen und von den Schütz-Dreherschen Bschha sind, während sie in den andern Schützschen versionen noch nicht zur vollen aufnahme gelangten. Bezeichnend für die unursprünglichkeit der Hanswurstiaden auch in Bschha ist, dass auf deren zetteln diese Hanswurstfunction noch nicht figuriert.

Jedesfalls sind auch diese homerischen episoden nicht altüberliefert. Sie sind von einem hineingebracht, der den sagenzug kannte, dass Faust homerische motive zeigt.

VIII. Vereinzelte neuschöpfungen sind Lazarus in T, die zerstörung Jerusalems bei K, Hero und Leander in Ne, Hector und Achilles (= umdeutung des 1. bildes nach MaB) in R.

Nach allem ergibt sich der in der beilage aufgestellte stammbaum.

1) Die neben dem von L allein Hans Wursts functionen angeben.

GREIFSWALD. J. W. BRUINIER.

LITTERATUR.

Friedrich Ludwig Stamms Ulfilas oder die uns erhaltenen denkmäler der gotischen sprache neu herausgegeben (= Bibliothek der ältesten deutschen litteratur-denkmäler I. band). 9. auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1896. XV, 443 s. 5 m.

Text und wörterbuch von dr. Moritz Heyne.

Grammatik von dr. Ferdinand Wrede.

Streitberg, W., Gotisches elementarbuch (= Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte herausg. von dr. W. Streitberg bd. 2). Heidelberg, C. Winter. 1897. XI, 200 s. 3 m.

Gotische grammatik wird für alle zeit den unterbau deutscher sprachgeschichte abgeben müssen. Wenn wir das gotische heute auch nicht mehr so hoch taxieren wie es J. Grimm taxiert hat, so besteht doch über seinen ausserordentlichen historischen wert keinerlei meinungsverschiedenheit. Dass aber dieser sein historischer wert von der bisherigen forschung genau definiert sei, wird man nicht behaupten können. Es muss auf dem gebiete gotischer grammatik noch gründlicher gearbeitet werden. Wol könnte es den anschein haben, als wäre diese forderung nunmehr eingelöst. Denn ausser den oben verzeichneten beiden werken ist soeben eine dritte darstellung gotischer grammatik von F. Kluge in der neuen auflage des Grundrisses der germanischen philologie erschienen[1]. Wir sind aber damit nicht viel gefördert. Die meisterhafte darstellung Wilhelm Braunes bildet bis jetzt den höhepunkt der leistungen; Wrede, Streitberg, Kluge haben nach dem bauplan Braunes gearbeitet. Allerorts finden wir die originelle auffassung Braunes wider, die sich in so vortrefflicher weise bewährt hat.

Ich bin der ansicht, dass bei solchem sachverhalt es nützlicher gewesen wäre, die neueren bearbeiter hätten sich noch enger als es tatsächlich geschehen ist an ihr muster anlehnen sollen, wenn sie nicht in der lage waren, das bestehende wesentlich zu ergänzen.

Dass dies möglich ist, darin sind sich die genannten drei herren einig. Aber keiner hat zugegriffen. Wrede bekennt, seine abhängigkeit von Braune sei eine durchaus bewusste: er hat aber trotzdem zugelassen, dass Heyne seine arbeit als Wredes „eigene grammatik“ bezeichnete. Streitberg beginnt sein vorwort: „Während Braunes gotische grammatik überall vom buchstaben ausgeht, ist mein ausgangspunkt stets der laut“ und Kluge hebt hervor, die geschichtliche seite der sprachbehandlung trete bei Braune einigermassen zurück. Es ist ein leichtes, angesichts der vorliegenden neuen bearbeitungen als anwalt Braunes aufzutreten.

Ich wende mich zuerst an die neunte auflage von Stamms Ulfilas. Heyne erklärt, text und einleitung einer gründlichen revision unterzogen zu haben. Das ist immerhin mit einigem vorbehalt aufzunehmen. In der einleitung[2] vermisst man aus anlass der gotischen urkunden noch immer den hinweis auf Marini und die textfassung ist, weil Marinis lesung nicht herangezogen worden ist, immer noch ungenügend. Es ist zu lesen *Monnulus* 7. *Hosbat* 8. *praesbiteri* 17 (statt *paesbissti*).

1) Von dem Mailänder Friedmann kann hier billigerweise abgesehen werden.

2) Der cod. E (einleitung s. X, c), d. h. der mailändische palimpsest mit den Skeireinsfragmenten führt nicht die signatur G. 147, sondern E. 147 (vgl. Centralblatt für bibliothekswesen 13, 65).

octuginta 36. 46. 58. *docomento* 40. *cento* 41. *videmur* 42. *sexaginta solidus* 43. *hac* 57 und *huic* 55 ist zu streichen. In der urkunde von Arezzo scheint zeile 8 *rogatus a suprascripto* überliefert worden zu sein.

Zu dem bibeltext wäre dies und jenes zu bemerken, z. b. Lucas 8, 1 ist immer noch *biþe afar þata* stehen geblieben, immer noch liest man 15, 24 *wisan* statt *waila wisan* und Joh. 12, 14 ist immer noch ein mehr als überflüssiges *jah* in den text aufgenommen. Für die Nehemiabruchstücke darf ich jetzt auf Zeitschr. 29, 320 fgg. verweisen. Recht unbefriedigend ist aber namentlich der text der sogenannten Skeireins. Heyne sagt jetzt (s. XV), dass Wulfila der verfasser derselben, sei unmöglich — man möchte gerne die gründe hiefür kennen lernen. Hier kann nur die quellenfrage helfen und es bleibt aufs lebhafteste zu bedauern, dass Heyne immer noch nicht zu der einsicht gekommen ist, dass die gotischen sprachreste ohne die quellen unverständlich sind (vgl. Jac. Grimm, Kl. schr. 5, 250). Das ist der tiefste und ernsteste schaden, der seiner ausgabe anhaftet. Sie ist deswegen im unterricht nur zu gebrauchen, so lange man sich darauf beschränkt, grammatische formen zu analysieren. Es wird den bedenklichsten consequenzen vorschub geleistet, so lange man den studierenden nicht eine möglichst lebhafte anschauung davon beibringt, dass er es mit übersetzungslitteratur zu tun hat. Neun auflagen hindurch hat man sich die gotische litteratur als torso bieten lassen; hoffen wir, dass die 10. auflage endlich gut macht, was so lange gesündigt worden ist und dass sie zur bibel (wie zur Skeireins?) die quelle mit zum abdruck bringt. Wie wenig anspruchsvoll man in früherer zeit gewesen, kann man auch daraus ersehen, dass selbst ein für deutsche altertumskunde sonst so warm besorgter gelehrter wie Heyne, von der ravennatischen urkunde nur einen fetzen gibt und nicht einmal hinweise auf die kirchenrechtliche litteratur bietet, aus der studierende und lehrer etwas zur erklärung heranzuziehen vermöchten. Die zeiten sind doch vorüber, da man texte des altertums nur als toten leichnam unter das philologisch-grammatische seciermesser nahm. Wir sollten doch nun allmählich wissen, dass die philologische bearbeitung eines textes erst möglich ist, wenn man den text verstanden hat. Wer wollte behaupten, mit der Heynischen ausgabe und ihrem allzu bequem eingerichteten wörterbuch soweit gekommen zu sein! Einige ausgewählte beispiele möchte ich aus dem letzteren doch auch noch hersetzen. Im wörterbuch liest man unter *aftumists* aus anlass von Mc. 5, 23 *aftumist haban.* Diese worte bedeuten: in den letzten zügen liegen. Das ist unwahrscheinlich. Für *aftumist haban* gibt es nur eine richtige übersetzung und die lautet ἐσχάτως ἔχειν. *asiluquairnus* bedeutet nach Heyne: eselsmühle, mühlstein: die einzig richtige übersetzung μύλος ὀνικός hat er nicht mitgeteilt. Dass *nidwa* rost bedeute, hat noch niemand bewiesen; in einem wörterbuch ist allein die übersetzung βρῶσις gerechtfertigt. *gamainjan* verdeutscht Heyne: gemein machen, entheiligen, verunreinigen; in wahrheit bedeutet es: κοινῶσαι; wo auf germanischem boden wäre ausserhalb der bibel *gamains* zu der bedeutung unrein, unheilig gekommen, die Heyne ihm beilegt? Wer sich mit der gotischen bibel beschäftigt, will sie doch nicht so übersetzen, als ob er den inhalt sich auf neuhochdeutsch verständlich machen wollte. Wer die gotische bibel interpretiert, will wissen, wie Wulfila und was er übersetzt hat: wenn er das weiss, ist allen anforderungen genüge getan. Ich habe nicht die absicht, das wörterbuch durchzucorrigieren — es finden sich starke missgriffe darin, wie man sie nicht für möglich halten sollte (z. b. sagt Heyne *kawtsjo* bedeute caution, vgl. dazu Marini s. 346) —, spreche aber die bestimmte erwartung aus, dass in zukunft noch eine gründlichere revision vorgenommen, die

ausgabe den heutigen ansprüchen näher gebracht und dadurch das studium gotischer sprache und litteratur gefördert werde.

Das unerwartete ist nun aber damit eingetreten, dass derjenige mann, der vor jahren und vielleicht da und dort noch in der gegenwart als einflussreiche autorität in sachen altgermanischer grammatik gegolten, die der Ulfilasausgabe beigegebene grammatik nicht einmal mehr selbst bearbeitet hat. Ich muss gestehen, dass mir hiefür jede erklärung mangelt. Der geschäftige lexikograph verzichtet „in dieser blütezeit der deutschsprachlichen studien“ (vorwort zur vorliegenden ausgabe) auf die grammatische beherrschung gotischer sprache, tut vor aller welt kund, dass er den zusammenhang mit der sprachgeschichtlichen forschung der gegenwart verloren habe — und lässt uns andern nur übrig, dass wir uns fragen, wie dann überhaupt noch eine für die deutsche sprachgeschichte erspriessliche arbeit von seiner seite möglich und zu erwarten sei. Heyne hat damit selbst ein urteil über den wissenschaftlichen teil seiner lexikographischen sammlungen gesprochen, das viel rigoroser lautet als alles andere, was bisher dagegen vorgebracht worden ist.

Noch nach einer andern seite ist dieser verzicht Heynes von interesse: nachdem er capituliert, ist vollends die letzte schanze gefallen, die ältere richtung grammatischen studiums ist damit endgültig abgetan. Es gibt nun keinen gegensatz mehr zwischen altgrammatikern und junggrammatikern; es gibt jetzt widerum wie zu den zeiten J. Grimms nur eine art, deutsche grammatik zu treiben und zu schreiben. Dieses erfolges wollen wir uns freuen und daran die besten hoffnungen für die zukunft knüpfen. In diesem sinn begrüsse ich im alten Stamm die neue gotische grammatik.

Das verhindert mich aber nicht gegen einige neuerungen, die F. Wrede eingeführt hat und die auf sein eigenes conto kommen, einspruch zu erheben. Nicht weil es neuerungen sind, sondern weil es sich um voreilige neuerungen handelt. Er hat gut daran getan, sich möglichst eng an Braune anzulehnen. Der verfasser der bekannten arbeiten über das Wandalische und Ostgotische ist eben nicht streng genug in der selbstkritik gewesen und hat sich die sache zu leicht gemacht, indem er die „ergebnisse“ seiner früheren arbeiten in die gotische grammatik einsetzte. Nur ausnahmsweise (z. b. § 63 anm. 1) beurteilt er die verhältnisse etwas anders als wir sie in den ältern darstellungen finden. Die durchaus unsichere meinung Kelles, die bibel in der übersetzung Wulfilas habe sich ausgebreitet, so weit als der germanische arianismus reichte, jedesfalls über alle Wandilier (s. 335), hat sich bei ihm festgesetzt. Wir glauben nur zu wissen, dass die gotischen bibelhandschriften, die wir haben, aus Italien stammen: dass sie von Ostgoten herrühren, ist nicht bekannt und unbeweisbar. Man könnte bekanntlich mit einigem recht sogar an Langobarden denken. Wer wollte behaupten, die „Goten“ Theoderichs deckten sich mit dem was wir aus älterer zeit als Ostgoten kennen? Unter ostgotischer führung kam ein ganzes bündel germanischer stämme nach Italien herein; dass darunter auch sog. Westgoten sich befunden haben, ist nicht bezeugt, aber bei der herkunft der invasionstruppen mehr als wahrscheinlich und wol auch indirekt von Wrede selbst zugestanden, wenn man sich seiner ausführungen über die sprache der urkunden und des lateinisch-gotischen epigramms (*eils* usw.) erinnert. Ich bemerke, dass lange zeit vor dem erscheinen Theoderichs germanische schaaren auf römischem boden sesshaft geworden sind. Über ihr leben und treiben — völlig unabhängig von den Ostgoten — sind wir zufällig orientiert durch die notiz Prokops (B. g. III, 2) über die Rugier in der gegend von Pavia (ähnliches wissen wir von den Alemannen der Poebene). Durch die einfache behauptung, dass die bibelhandschriften von ost-

gotischen händen herrühren, ist dies noch lange nicht bewiesen. Dazu kommt der indifferentismus Theoderichs und seiner regierung in allen fragen des religiösen lebens. Geht man einmal der ostgotischen kirchenpolitik nach, so erscheint die annahme gefährdet, dass etwa die gotische bibel in der übersetzung Wulfilas der gottesdienstlichen praxis officiell zu grunde gelegt worden sein könnte: kurzum herr Wrede hätte sich erst genauer über die italienischen zustände im 6. jahrhundert vergewissern sollen, ehe er in sein buch blosse hypothesen als fundamentalen ausgangspunkt seiner darstellung aufnahm.

Schon um die voraussetzungen der Wredischen grammatik ist es also schwach bestellt. Wir erkennen nur einen „chronologischen unterschied von ca. anderthalb jahrhunderten zwischen der entstehung und der überlieferung“ der gotischen bibel an. Dass die entstehung westgotisch ist, bleibt eine tatsache, dass die überlieferung ostgotisch sei, hat Wrede behauptet. So lange der beweis fehlt, halten wir an westgotisch-byzantinischer entstehung und westgotisch-italienischer überlieferung fest. Das sind die gegensätze: hätten wir mit ostgotischen schreibern zu rechnen, dannn müssten wir sie doch wenigstens am texte selbst aufspüren können. Wrede gibt aber selbst zu: die wulfilanische übersetzung ist uns in der alten wulfilanischen sprache, nicht im ostgotischen dialekt überliefert, das wulfilanische original ist mechanisch abgeschrieben worden; mitunter sei dem ostgotischen schreiber die eigene dialektfärbung in die feder geschlüpft (s. 335 fg.) Freilich wie jemand, der sich mit der gotischen bibel ernsthaft beschäftigt, lehren kann, sie sei mechanisch abgeschrieben und von generation zu generation unverändert vererbt worden, ist unfasslich. Wrede hat sich offenbar über die textgeschichte der bibel nie den kopf zerbrochen: wie man ihr entgehen kann, wenn man sie liest, das weiss ich nicht; wie man wandlungen des textes, die für jedes auch noch so stumpfe auge sichtbar werden, geradezu bestreiten kann, dafür gibt unser autor keine erklärung.

Nicht weniger anfechtbar ist der an das eben citierte sich anlehnende satz: der grösste teil der fehler und ausnahmeformen in unsern handschriften lässt sich auf diese weise erklären als aus dem ostgotischen dialekt stammend. Das ist ganz eitel, wenn noch andere erklärungen ebenso gut möglich sind. Auch scheint sich die äussere unsicherheit des verfassers darin zu verraten, dass er nicht etwa geschrieben hat: nur auf diese weise. Von ostgotischen dialektspuren zu reden, wäre Wrede doch nur dann befugt gewesen, wenn für die fraglichen erscheinungen unserer überlieferung nur das ostgotische namenmaterial der italienischen zeit die erklärung brächte. Weit entfernt, dass dies der fall wäre! Trotzdem hat Wrede seine darstellung vollgespickt mit diesem bequemen aushilfsmittel ostgotischer dialektfärbung. Man sieht was ich von all diesen neuerungen halte. Sie sind entstellungen des sachverhalts.

Die tatsache, dass im wulfilanischen alphabet die einzelnen buchstaben phonetisch nicht eindeutig, sondern mehrdeutig sind, kommt Wrede besonders zu pass. Er dekretiert: das zeichen *i* bezeichnet sowol einen kurzen *e*- als einen kurzen *i*-laut. Die begründung ist so merkwürdig gefasst, dass ich sie hersetzen muss: In den übrigen germ. sprachen steht ihm teils *e* teils *i* gegenüber. Da dieser unterschied auch noch im ostgotischen des 6. jahrhunderts erkennbar ist, wird er auch für Wulfila im 4. jahrhundert noch bestanden haben (§ 13). Wrede fährt fort: „Demnach ist wulf. *i* zuerst ein kurzer (geschlossener) *e*-laut, dem ein germ., in der regel auch ein an. ahd. usw. *e* gegenübersteht, z. b. in *hilpan* = ahd. *helfan*“ (§ 14). Das kann nur soviel heissen: got. *hilpan* mit seinem geschlossenen *e* der stammsilbe ist mit ahd. *hel-*

fan trotz des offenen *e* der stammsilbe identisch. Was man aber von herrn Wrede sonst noch zu gewärtigen hat, das enthüllt erst die anmerkung zu dem genannten paragraphen. Ob die „tonerhöhung eines germ. *e* zu *i* durch nachfolgendes *i*" ... „auch schon auf die zeit Wulfilas übertragen werden dürfe, bleibt dahingestellt und die frage offen, ob in *gibis nimiþ midjis e* oder *i* (in der stammsilbe) anzusehen ist." Bei derartigen versuchen auf dem gebiete germanischer grammatik hält es sehr schwer, den ernst wissenschaftlicher kritik zu wahren. Es liegt mir aber daran, endlich einmal dem ganzen ostgotischen unfug in der grammatik des wulfilanischen gotisch einhalt zu tun.

Das πρῶτον ψεῦδος besteht darin, dass Wrede (vgl. Anz. f. d. a. 18, 310) mit der vorgefassten meinung an sein material herantrat, er werde im stande sein, wenn er die sicher ostgotischen personennamen der italischen zeit in allen ihren schreibungen aus den verschiedenen quellen zusammenstelle, aus den abweichungen oder übereinstimmungen dieser schreibungen auf die specifisch ostgotische lautgestalt zu schliessen und so die dialektischen eigenheiten des ostgotischen zu abstrahieren. Kögel hatte auf lücken im namenmaterial aufmerksam gemacht und abweichende erklärungen aufgestellt: Wrede hat sie a. a. o. abgelehnt, „weil sie seiner grammatik nur zu oft ins gesicht schlagen!" Darauf erklärte Kögel (a. a. o. 314): wo seine behauptungen „zu Wredes resultaten nicht stimmen, werden diese resultate eben falsch sein." Danach musste man erwarten, dass Wrede eine nachprüfung vorgenommen haben werde. Statt dessen scheint er sich nur noch tiefer verrannt zu haben.

Es ist ganz unmöglich, aus dem ostgotischen namenmaterial auch nur einen paragraphen ostgotischer grammatik zu entwickeln. Vom ostgotischen dialekt wissen wir gar nichts. Denn unser namenmaterial besteht, von seiner dürftigkeit abgesehen, aus umschriften, die in der italienischen (bezw. lateinischen) orthographie des frühen mittelalters gehalten zunächst vulgärlateinische zeugen darstellen, für die gotische sprachgeschichte jedesfalls erst verwertet werden können, wenn eine systematische behandlung des orthographischen systems die lateinischen bestandteile zu eliminieren ermöglicht. Wrede ist, um einen vergleich zu gebrauchen, mit den ostgotischen namen so verfahren, als wenn jemand das Edictum Theoderici für ostgotisch ausgeben wollte, weil es des ostgotischen königs namen trägt. Die ostgotischen männer waren Italiener geworden und haben vermutlich auch im bürgerlichen leben ihre namen italienisiert[1]. Wie viel mehr in der bücher- und urkundenschrift! Seit Mommsens Ostgotischen studien ist ein verfahren, wie es Wrede noch immer einhält, gerichtet.

Man nenne aus dem namenmaterial, das Wrede (und Kögel) zusammengestellt, irgend eine beliebige erscheinung, die mit dem wulfilanischen gotisch sich nicht deckt, und suche sie zuerst aus dem italienischen vulgärlatein des 6. jahrhunderts zu belegen. Was hat das mit ostgotischer sprache zu tun! Der ganze plan und gedanke der Wredischen arbeit war so grundverkehrt, wie nur möglich. Schon Förstemann (II, 153) hatte die warnungstafel aufgesteckt: „den lautverhältnissen liegt mehr die auffassung der romanischen schreiber als die der germanischen bevölkerung zu grunde." QF. 68, 4 erklärte Wrede: ich erweise im folgenden für das ostgotische durchgeführte monophthongierung von wulf. *ai* zu *e*. Dieser posten steht denn auch nunmehr in

1) QF. 68, 48 u. ö. nannte das Wrede: form des internationalen verkehrs, nostrificierte Römerbildung. Er hat sie selbst für den stammesnamen „Goti" anerkannt (s. 44).

der gotischen grammatik (§ 22 anm. 1). Wackernagel hatte beim burgundischen dem zweifel raum gegeben, ob nicht das *e* bloss durch lateinische auffassung und schreibung verschuldet sei (Kl. schr. 3, 362): wo hat Wrede durch systematische untersuchung der vulgärlateinischen orthographie diese zweifel aus der welt geschafft und wo nimmt er für sich das recht her, seine vagen constructionen als tatsächlich begründet auszugeben?

Was nun aber speciell seinen ansatz wulf. *i* = *e* betrifft, so leisten die ostgotischen namenformen hiefür gar nichts; denn der name Ibba erscheint als Ebba, -swintha als -swentha, -fridus als -fredus, hildi- als helde- usw. Dass wir es dabei mit nichts anderem denn mit italienischen formen zu tun haben, die mit der frage nach ostgotischem dialekt gar nichts zu schaffen haben, liegt für jeden, der die zeit- und schriftverhältnisse kennt, auf der hand (vgl. jetzt auch QF. 75, 77). Got. *iu* sagt Wrede (§ 30) ist schriftzeichen für den germ. diphthong *eu*, sein *i* entspricht also dem wulf. *i* = *e*. Demgemäss auch *eu eo* für wulf. *iu* in gotischen eigennamen bei den lateinischen historikern.“ Das klingt schon viel unbestimmter. Wer die sachlage nicht kennte, dem dürfte dieser § geradezu unverständlich sein. In der schreibung Theodericus hatte Wrede seinerzeit einen vortrefflichen beleg für die genauigkeit gefunden, mit der germanische namen niedergeschrieben worden seien. Er war der ansicht, *eu* liege zu grund: es habe jedoch, um mit dem lateinischen *eu* nicht verwechselt zu werden, einer graphischen modificierung bedurft. „Zu einer solchen benutzte man hier einmal (!) bewusst den aus der lat. schrift sonst geläufigen wechsel von *e* und *i*, *o* und *u*[1] und schrieb entweder *iu* — so enstandene *iu* in gotischen eigennamen darf man also (sic!) nicht ohne weiteres mit wulf. *iu* identificieren — oder häufiger *eo*“: auf grund solchen geredes wird ostgot. *eu* angenommen und nun neuerdings auch für wulfilanisch ausgegeben. Wrede hält es jetzt wenigstens für „sehr wohl möglich“, dass auch wulf. *e* zwei in der aussprache unterschiedene laute zusammenfasse, die gelegentliche vertauschung der *e*, *ei*, *i* in den hss. rühre erst von den ostgotischen abschreibern her, und die transscription des griech. *η* durch wulf. *e* lässt „auf eine durchaus nicht so ganz geschlossene articulation schliessen, weil *η* auch im 4. jahrhundert noch ein deutlicher *e*-, nicht *i*-laut war“ (§ 11. 12). Wie befangen Wrede verfährt, dafür nur noch ein beispiel. Obwol er sich für wulf. *e* neben *i* entschieden hat, wagt er nicht neben *u* auch *o* anzusetzen. Warum nicht: weil ein *a*-umlaut des germ. *u* selbst für das ostgotische des 6. jahrhunderts noch nicht nachzuweisen ist (§ 18 anm. 1). Aber in der bibel liegen doch belege dafür vor: Wrede nennt selbst *gawondondans* Luc. 20, 12, von andern belegen ganz abgesehen. Der leser fragt sich erstaunt, wie kommen den diese *o* in die wulfilanische bibel, wenn sie dem ostgotischen des 6. jahrhunderts fremd gewesen sind. Freilich was die ostgotischen schreiber für mirakel gewesen, das erfährt man nun erst aus der Wredischen grammatik. Ihre leistungsfähigkeit grenzt ans unheimliche, wenn man sich z. b. vergegenwärtigt, was sie bei dem diphthong *au* fertig gebracht haben. Das bitte ich jedoch lieber bei Wrede selbst nachzulesen (§ 26 anm. 1). Dass die grammatik seite für seite zu ausstellungen anlass bietet, ist leider tatsache; bald sind es geringere (wie z. b. § 28 anm. 1 *urredan* geht auf *uzredan*, nicht *usreden* zurück), bald grössere irtümer (wie z. b. s. 348 im idg. habe es viele ablautsreihen gegeben, deren zahl im germanischen wesentlich vermindert sei), bald ver-

1) Trotzdem muss § 17 anm. 1 zu dem wechsel zwischen *o* und *u* „der ostgotische schreiberdialekt“ herhalten.

altete ungeschicklichkeiten (wie die ungeordneten ablautsreihen § 33. 106 fgg.) oder ungerechtfertigte dürftigkeit (vocalisches auslautsgesetz § 40). In phonetischen dingen ist Wrede bekanntlich ganz unbeholfen (ich verweise jetzt z. b. auf die verdickung eines alten *jj* § 49 anm. oder auf § 58 anm., § 78 anm.) und seine historischen ausblicke sind mehr geeignet die dinge zu verschleiern als zu erläutern (vgl. z. b. § 57: *-ft* sei mindestens schon urgermanisch, § 78 werden *gaft* und *gifts* zusammengenommen, § 80 anm. 1 wird *t* in *gilstr* als junger einschub bezeichnet und § 81 gar eine ähnlichkeit zwischen vocalischem und consonantischem auslautsgesetz behauptet, das ist gerade so viel wert als wenn § 76 das Vernersche gesetz als bestandteil der lautverschiebung aufgeführt wird oder wenn § 82 die suffixe der flexion nicht mehr als schöpferische wortbildungselemente empfunden sein sollen. Immer noch gibt es bei ihm ein suffix für persönliche concreta *-rja-* (§ 91), in der flexionslehre herrscht immer noch die pedantische neigung zu unbelegten formen (§ 115 anm. 1. 118 anm. 2. 129 anm. 2), die pädagogisch wertlos sind. Den abschnitt über syntax will Wrede erst bei der folgenden auflage einer eingehenderen umarbeitung unterziehen: so sind also dem alten buch da und dort ein paar neue lappen angesetzt, aber brauchbar und empfehlenswert ist es dadurch nicht geworden.

Das Gotische elementarbuch von Streitberg (Grammatik. Lesestücke. Wörterbuch) braucht die concurrenz von seiten der Wredischen grammatik nicht zu fürchten. Warum er gerade die (englische) etikette: Elementarbuch an die stirne gesetzt hat, ist nicht recht verständlich. Sie hat für mich eine beimischung von mode und wäre besser unterblieben. Die englischen Primers — ihr vorbild — brauchen wir gott sei dank in Deutschland nicht, weil unser universitätsunterricht höhere anforderungen stellt. Die gotische grammatik ist denn auch nach gemeinem verstand ebenso wenig ein elementarbuch als desselben verfassers Urgermanische grammatik.

Auch sonst habe ich dies und das gegen Streitbergs darstellung einzuwenden. Zunächst, dass die zu eingang dieser besprechung erwähnte kritische stellungnahme zu Braune einen gegensatz urgiert, der faktisch nicht vorhanden ist. Streitberg tut sich etwas darauf zu gut, dass er — anders als Braune — nicht vom buchstaben, sondern vom laut seinen ausgang genommen habe. Es ist nur wortgepränge, wenn wir z. b. s. 21, 5 lesen: Im West-, Ost- und Krimgotischen geht das enge *ē* in (enges) *ī* über. Die schreibungen schwanken seit dem beginn des 5. jahrhunderts. S. 24, 2 *j* hat zweifellos überall den lautwert von unsilbischem *i* gehabt: diese behauptung hat bekanntlich eine so bedeutsame tatsache, wie den stabreim gegen sich. Über den phonetischen wert des got. *f* wagt er sich ebensowenig bestimmt zu äussern als die früheren und wenn er *a* als velaren vocal, *þ* als postdentalen spiranten, *ƕ* wahrscheinlich als stimmloses *u̯* bezeichnet und *q* als ein *k* definiert, bei dessen bildung nach Seelmann der mund eine röhrenartige form annahm, so können wir uns nur freuen, dass Braune das publikum mit solchen dingen verschont hat. Gerügt werden muss auch die mehr als überflüssige beziehung der gotischen lautzeichen auf hebräische, denn dadurch wird ein zusammenhang angedeutet, der niemals bestanden hat.

Ganz irrigen vorstellungen wird nun aber auch da vorschub geleistet, wo Streitberg sich über das verhältnis vom laut zum buchstaben auslässt. Es ist manchmal als wolle Streitberg sich den anschein besseren wissens geben, wo wir bestimmt zu sagen vermögen, dass er nur aufs geratewol hin sich entschieden hat. Streitberg behauptet, das runenzeichen für *u* habe Wulfila wählen müssen, weil er das lateinische *q* bereits für got. *q* vergeben hatte: glaubt denn Streitberg, Wulfila sei bei der aufstellung seines alphabets so verfahren, dass er mit *a* begonnen und mit *b, c*

fortgefahren? Woher weiss denn Streitberg, dass ihm für *j* „kein anderes halbwegs brauchbares zeichen“ zu gebot gestanden hat als lat. *g*? Die doppelschreibung des *w* in *Ewwa Laiwweis* deutet nach Streitberg (s. 29, 13) wol darauf hin, dass in got. aussprache die silbengrenze in das *w* fiel: wer wollte darauf bauen, wenn er weiss, dass diese orthographie gar kein specificum der Goten gewesen, im griechischen ebenso belegt ist wie im lateinischen. Genau ebenso verhält es sich mit formen wie *Johannes, Jaireiko,* welche für Streitbergs theorie, dass *h* durchweg hauchlaut gewesen sei, gar nichts leisten. Leider steckt eben Streitberg noch in dem wahn, jeden buchstaben auf seinen lautwert zu reducieren. Er hat sich anscheinend immer noch nicht von der notwendigkeit überzeugt, erst der geschichte der orthographie nachzuspüren, ehe man eine geschichte der laute wagen will. Ein dritter punkt, in dem er sich zu seinen ungunsten von Braune unterscheidet, sind die unbestimmten hindeutungen auf das Wredische „ostgotisch“ [1], obwol ihm dessen mangelhafte begründung zum bewusstsein gekommen war (z. b. § 41, anm. 1). Man sehe sich schon den satz in § 26 näher an: „Zweifellos dürfen manche der lauterscheinungen, die den orthographischen schwankungen zu grunde liegen, auch durch die einwirkung des ostgotischen dialekts der schreiber erklärt werden.“ Wie sich das Streitberg im einzelnen vorstellt, dafür nur ein beispiel, das sofort zeigt, in welche zwickmühle er sich damit begeben hat (§ 21, 8 c): „Bei Trebellius Pollio erscheint *Austrogoti.* Sonst (sic!) ist im ostgotischen vor dentalen monophthongierung eingetreten. Interessant ist auch (sic!) die umschrift des lat. *cautio* durch *kawtsjo* in der urkunde von Neapel. Gegen ende des 6. jahrhunderts muss, wie man schliessen darf, *au* vor dental im ostgotischen den lautwert *ō* gehabt haben, daher (sic!) der versuch der phonetischen schreibung des lateinischen diphthongs.“ Das ist so verzwickt, dass nur ganz wenige leser den satz verstehen dürften und jedesfalls bleibt das grosse rätsel bestehen, ob und wie viel denn am ende des 6. jahrhunderts vom ostgotischen noch vorhanden war? Man sieht es ist in dieser beziehung, was das verhältnis von laut und schrift, mit dem Streitberg sich brüstet, kein aufhebens zu machen und er hätte besser getan, die polemische bemerkung gegen Braune einerseits und seine hypothetischen definitionen andererseits zurückzubehalten.

Wo er das verhältnis der gotischen vokale und consonanten zu den germanischen bespricht, habe ich weniger anlass einspruch zu erheben. Zweifelhaft sind mir die von Streitberg angenommenen *ū* in nebensilben, wie z. b. in *fidūr* nach Paul (Idg. forsch. 4, 334), *-ūh, budū* (§ 66 fg.), seine unsichern vermutungen über den monophthongischen charakter von *-ai, -au* wären vielleicht auf anderem wege zu stützen, nur durfte er sich nicht § 69 auf das urnordische berufen! § 81, 2 ist „quantitative“ zu lesen. Bei den ablautsreihen sind die *ən, əm, əl, ər* der 4. reihe gegen die *n̥, m̥, l̥, r̥* der 3. reihe ohne jeden erklärenden hinweis unverständlich. Sicher falsch ist § 105 die behauptung, wir hätten es mit dem lautwechsel *-b- : -f* usw. mit einem specifisch gotischen lautgesetz zu tun, denn im niederdeutschen liegt bekanntlich genau dieselbe erscheinung vor. In der formenlehre sind noch weniger bemerkenswerte beobachtungen zu verzeichnen, doch lenke ich die aufmerksamkeit auf die duale der numeralia § 194, 2 anm. Die bekannte jüngste hypothese über die morphologie der schwachen präterita ist noch nicht so weit begründet, dass

1) Es spukt auch schon in darstellungen, von deren verfassern man keine selbständige kritik dieser dinge erwartet, wie z. b. in Kretschmers Einleitung in die geschichte der griechischen sprache s. 17.

sie in § 200 aufnahme verdiente. Besonders seltsam berührt aber bei einem den idola fori sonst so abholden gelehrten die vorliebe für „unregelmässige" verba (§ 203 fgg.). Das ist offenbar nur dem titel „Elementarbuch" zu liebe: man sieht wie bedenkliche consequenzen daran hängen. Gerne bekenne ich, dass mir das erfreulichste am ganzen buch der dritte hauptteil: Syntaktisches gewesen ist. Hier weht frische freie luft und das löblichste streben, dem wesen der erscheinungen auf den grund zu kommen, wenn auch der verfasser mit annahme von graecismen zu sparsam und mit dem schematisieren vielleicht vorschnell bei der hand gewesen ist.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen. I. band 38. 39. Weimar, Böhlau's nachf.

Diese beiden bände, deren erster die jugendschriften, der andere die frühesten gestalten der jugenddramen enthält, überraschte die verehrer Goethes im laufe des sommers 97; sie brachten endlich auch die lesarten zu bd. 37, mit denen wir unseren bericht anheben. Zuerst wird wenig eingehend des verlorenen gedacht, auch der „Idylle Mykon". Seiner schwester schrieb Goethe, „Mykon" habe eine gute anlage, könne aber besser ausgeführt sein. Geiger hielt es für möglich, dass „Mykon" ein drama sei; der hirtenname aber deutet eher auf eine idylle. Nach einem ausführlichen bericht über die Colloquia folgen die neujahrswünsche des knaben. Bei den ersten von 1757 wird eine nachhilfe des lehrers (des schreiblehlehrers) angenommen, doch muss auch einwirkung des vaters vorausgesetzt werden, der ja seit 1757 Wolfgangs lateinische übungen leitete. Der wunsch an den „erhabenen" grossvater besteht aus drei vierversigen jambischen strophen, deren äussere (männliche) verse mit den inneren (weiblichen) reimen; in dem spruche an die grossmutter folgen auf zwei solcher strophen zwei weibliche reimpaare. Viel freier fühlte er sich natürlich fünf jahre später in dem neujahrswunsche für beide grosseltern in acht bald männlich bald weiblich auslautenden reimpaaren, wobei er den wunsch ausdrückt, das nächste jahr in fremder zunge (lateinisch) zu ihnen reden zu können. Lateinische glückwünsche in prosa hatte er dem vater schon 1758 in seinem geburtsmonate, dem august, gewidmet. An manches andere schliessen sich die schon längst bekannten „Poetischen gedanken über die höllenfahrt Jesu Christi" in zehnversigen strophen und das schon von Suphan herausgegebene buch Annette, dann die Ephemerides mit einem nachweis der entlehnten oder übersetzten stücke. Es folgen die Elsässischen volkslieder, wörtlich nach der fassung der von A. Fresenius verglichenen ältesten handschrift. Den darauf folgenden, in Strassburg verteidigten thesen (Positiones juris) schliessen sich zwei seiner als rechtsanwalt gemachten eingaben an. Bei dem beabsichtigten drama Julius Cäsar wird die ansicht von der Hellens vertreten, Goethe habe seinen ursprünglichen plan von 1770 drei jahre später abgeändert, was aber die dafür angeführten gründe nicht dartun. Freilich zeigen Goethes physiognomische köpfe Cäsars bild als „nur verzerrte reste des ersten der menschen, eine eherne, übertyrannische selbstigkeit", aber von dessen umriss heisst es: „Wie wahrhaft gross, rein und gut! Mächtig und gewaltig ohne trotz. Unbeweglich und unwiderstehlich. Weise, tätig, erhaben, über alles sich fühlend, sohn des glückes, bedächtig, schnell — inbegriff aller menschlichen grösse." Warum sollte sich beim drama dem dichter statt des ursprünglichen heldenbildes der verzerrte

tyrann aufgedrungen, warum das bild „des ersten der menschen“ sich verschoben haben? Das scheint undenkbar. Wenn Goethe 1774 im briefe an Schönborn, dem er im vorigen jahre mit feuriger begeisterung von seinem Cäsar gesprochen hatte. die äusserung tat: „Noch einige pläne zu grossen dramas habe ich erfunden, d. h, das detail dazu in der natur gefunden und in meinem herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich zu bilden“, so muss jeder bei diesem nicht stutzen; wäre es doch äusserst seltsam, wenn Goethe dem freunde mit diesen worten andeuten wollte, er habe seinen plan geändert, und werde Cäsar als einen mit recht gemordeten tyrannen darstellen, woran er keine freude haben werde, vielmehr werde er sich für Brutus erwärmen. In einem „Versuch über Shakespeares genie“ wurde letzteres von Shakespeares drama angenommen. Eine beurteilung desselben in den Frankfurter gelehrten anzeigen (von Schlosser?) verwarf diese ansicht. Shakespeares Cäsar sei nicht stolz, sondern wie er sein soll. „Ein mann, der zehn jahre lang stetigkeit genug hat, auf einem einzigen fleck zu arbeiten — der darf gesinnungen äussern, die stolz atmen, allein grösse des Cäsar wird nie in diesem geschöpf Shakespeares verkennen, wer sie zu fühlen vermögend ist.“ Goethe hat bis zu seinem tode Cäsar stets als den grössten Römer verehrt; wer annehmen will, er habe je darin gewankt, der beweise es! Auch den plan seines Cäsar hat er nie verändert. An Schönborn schrieb er: euch recht freuen.

Mit der rede Zum Shakespeare-tag beginnt die reihe der von Georg Witkowski gelieferten bearbeitungen. Bei jener rede gedenkt dieser der annahme, sie sei nach Strassburg gesandt worden, um dort am festtage vorgelesen zu werden, und er schlägt sich damit seltsam herum, ohne mit einem worte zu erwähnen, dass ich schon 1891 in der schrift „Zur Goethe-forschung“ s. 393—408 über die Shakespearefeier und Goethes festrede licht verbreitet habe. Zu s. 130, 23 bemerkt W., in der handschrift treffe ein feiner schräger strich das abgekürzte wort erk(annte), vielleicht auch das folgende ich, und deshalb sollte vielleicht einfach die zeile beginnen mit Ich fühlte. Aber der feine strich ist nur ein zufälliger federzug, der gar nicht die absicht hatte, ein wort zu streichen. — Bei der schrift Von deutscher baukunst wird der ansicht Scherers frageweise gedacht, sie sei in Strassburg begonnen, ohne zu bemerken, dass ich a. a. o. s. 108—115 diese grille abgefertigt, ich die Shakespearerede und Goethes feier des Williamstages eingehend behandelt habe. — Weiter will W. von dem Brief des pastors und den Zwo biblischen fragen beweisen, Goethe habe gar nicht beabsichtigt, sie in die nachträge zur ausgabe letzter hand aufzunehmen. Er stützt sich dabei auf angaben, die er von Fresenius erhalten, die aber eher das gegenteil beweisen. Schon am 5. januar 1831 schrieb Goethe an den kanzler von Müller: „Zehn neue bände meiner schriften sind schon parat“; darunter waren auch die theologischen. Denn in dem am 31. mai aufgesetzten vertrag mit Eckermann heisst es: „Zur nächsten ausgabe eines nachtrages zu meinen werken liegen bereit (in einem kasten, zu dem Eckermann den schlüssel hatte) oder werden redigiert, ajustiert.“ Die im kasten liegenden waren: Götz (der erste entwurf und die bühnenbearbeitung), der vierte band von Wahrheit und dichtung und die dritte Schweizerreise, noch zu redigieren waren „kleine ältere schriften, einzelnes mit eingeschlossen, naturwissenschaftliche schriften. Die kleinen älteren schriften müssen neben den schon in Kunst und altertum abgedruckten Von deutscher baukunst die theologischen sein; denn ich wüsste nicht, welche andere damit bezeichnet sein könnten. Aber nach Goethes tode fand man noch so manches, das viel weniger fehlen konnte. So liess man denn auf die

Schweizerreise die Rheinreise, Kunst, Theater, Deutsche und fremde litteratur folgen, womit die zahl von zehn bänden noch überstiegen wurde. Die quartausgabe nahm noch den aufsatz Von deutscher baukunst auf, die theologischen schriften fanden endlich im 14. bande der vierzigbändigen ausgabe unterkunft. Wahr ist von Ws. behauptung nur, dass zu Goethes zeit der brief des pastors und die zwo biblischen fragen nicht „redigiert, ajustiert“ wurden, aber die aufnahme in den nachtrag war beabsichtigt. Fragt man, was unter dem „Einzelnes eingeschlossen“ zu verstehen sei, so dachte Goethe wol an die einzelnen aufsätze, die er zu der übersetzung Wagners von Mercier „aus seiner brieftasche“ mitgeteilt hatte, die auch später nach der schrift Von deutscher baukunst in der ausgabe der werke gegeben wurden.

W. hat auch Goethes beiträge zu den Frankfurter Gelehrten anzeigen übernommen, die er bereits für den 26. band von Kürschners Deutscher Nationallitteratur geliefert hatte. Ich hatte die bearbeitnng dieses bandes abgelehnt, da die entscheidung der frage, welche anzeigen Goethe gehören, höchst verwickelt ist und die bisherige, in alle weiten sich verlierende forschung auf einem irrwege zu wandeln schien, auf dem Scherer sich alle zügel hatte schiessen lassen. Witkowski hat sich die sache recht bequem gemacht, sich meist begnügt, wie er sagt, das gesamte material vorzulegen, was er nur in ungenügender weise getan. Bei Kürschner hatte er die beurteilung der von mir gegen Minor vorgebrachten gründe für Herder unter dem vorwande abgelehnt, die stelle sei für eine wissenschaftliche behandlung der dort berührten einzelfragen nicht geeignet, da es doch nur galt, meine gründe anzuerkennen oder zu widerlegen. Man sollte denken, in der auf wissenschaftlichkeit vollsten anspruch machenden Sophienausgabe hätte es bei der breiten erwähnung der geschichte der forschung sehr nahe gelegen, meiner teilnahme an derselben zu gedenken. Doch W. zieht es vor, sie totzuschweigen, während ich von meiner ersten bis zur letzten schrift beiträge zur lösung der frage gegeben habe. In seiner ausgabe erscheinen zunächst die sämtlichen anzeigen, wie sie in Goethes ausgabe letzter hand stehen, nur diejenigen, welche als anderen angehörend sich ergeben haben, in kleinerer schrift. Den schluss bilden drei anzeigen, die spätere zeugnisse Goethe zuweisen. Aber nicht alle grossgedruckten anzeigen gehören unzweifelhaft Goethe an; mehrfach, wie bei der Empfindsamen reise, bei Cymbeline, den Neuen schauspielen, den Briefen über die wichtigsten wahrheiten der offenbarung u. a. vermissen wir jeden schein eines beweises für Goethes urheberschaft. Wo ein Goethe fremder ton herscht, hilft er sich sonderbar mit dem verweise auf die beiden theologischen briefe: aber dort spricht Goethe im namen eines frommen pastors, lächerlich würde es sein, wenn er als beurteiler einer gelehrten zeitung den frommen pastor spielte. Unter der aufschrift Paralipomena lässt W. dann noch einundsiebenzig anzeigen oder stellen aus solchen folgen, bei deren auswahl gewissenhaft die innere form und die behandelten gegenstände in erster linie den ausschlag gegeben habe, die äussere form weniger beachtet worden sei. Vielfach folgt er Scherers vermutung, die er oft für wolberechtigt, einleuchtend, zutreffend erklärt, ja behauptet, seine vermutung lasse sich zur vollen gewissheit erheben, aber wo er gründe dafür angibt, bewähren sie sich nicht. Schliesslich wird noch bei sieben anzeigen die möglichkeit Goethischer mitwirkung oder seines anteils offen gelassen, aber auf seine schwankenden beweise ist nichts zu bauen.

Die untersuchung muss auf eine ganz andere bahn geleitet werden, nur feststehende zeugnisse oder sichere gründe dürfen entscheiden. Den ersten platz nehmen



zeugnisse von Goethes freunden ein. Als verfasser von fünf anzeigen kennen wir Goethe durch zeugnisse seines schwagers Schlosser, des juristen Höpfner und Jacobis; es sind die von Gessners idyllen (25. august), den „Gedichten von einem polnischen juden“ (1. september), Lavaters „Aussichten in die ewigkeit“ (3. november), Hausens „Leben und charakter von Klotz“ (29. mai) und Jacobis schrift über Hausen (18. december). Was an zweiter stelle Goethes eigene bestimmung seiner anzeigen betrifft, so erklärt er selbst am 3. juni 1828 gegen Boisserée, er erinnere sich nicht, diesem oder jenem werke, dieser oder jener person zu seiner zeit diese aufmerksamkeit geschenkt zu haben, wie er auch in andern fällen, wo man es nicht vermuten sollte, seine völlige vergessenheit bekennt. Gern verdanken wir W. hier die mitteilungen über Goethes handexemplar der Frankfurter Gelehrten anzeigen, welches gerade die unzuverlässigkeit Goethes ins volle licht stellt. Er liess sich, als er eben im zwölften buche von Wahrheit und dichtung seiner anzeigen gedenken wollte, am 1. februar 1812 durch seinen neffen Schlosser ein exemplar der ersten jahrgänge der 1772 herausgekommenen Frankfurter Gelehrten anzeigen übersenden und erhielt die beiden ersten jahrgänge. Den ersten gieng er gleich zu seinem zwecke durch; den zweiten sah er nicht durch, da der schluss des jahrganges den beweis lieferte, dass er an diesem nicht mehr mitgearbeitet hatte. In jenem bezeichnete er mit rötel als ihm angehörig die anzeige von Sulzers allgemeiner theorie, von der Laroche Geschichte des fräulein von Sternheim, von Mauvillon und Unger Über den wert einiger deutschen dichter, von der Empfindsamen reise durch Deutschland, von der Charakteristik der vornehmsten europäischen nationen und von Sulzer Die schönen künste (vom 11. februar bis zum 18. decbr.). Da ist es nun merkwürdig, dass diese erste auswahl den offenbaren beweis liefert, wie wenig Goethe sich der wirklichkeit erinnerte; denn wir wissen, dass die drei ersten dieser anzeigen Merck angehören, und unter diesen eine, die damals das grösste aufsehen erregte. Freilich hat man in der dritten die sechszehn zeilen von den worten an: „Der recensent ist zeuge“ usw. für einen einschub Goethes erklärt, weil Merck nie einer vorlesung Gellerts beigewohnt habe. Aber erwiesen ist es noch keineswegs, dass Merck in den jahren 63 und 64 nicht in Leipzig gewesen sei, und da Merck in dieser anzeige keineswegs persönlich auftritt, so konnte er sich sehr wol auf das berufen, was ihm Goethe berichtet hatte. Freilich erzählt Goethe in Wahrheit und dichtung, seine freunde hätten ihm erlaubt, innerhalb ihrer aufsätze zu scherzen, und auch bei einzelnen gegenständen selbständig aufzutreten. Aber jene ganze, ohne lebendige erinnerung ersonnene darstellung ist so unzuverlässig wie unglaublich. Solche kongresse, solche besprechungen über angelegenheiten der zeitschrift fanden überhaupt nicht statt; sie waren ganz wider Goethes und Mercks sinn, die freilich in den folgenden jahren sich mehrfach im dorfe Langen trafen, aber die anzeigen wurden nie so geschäftsmässig betrieben, wie es sich Goethe vierzig jahre später vorstellen konnte, da eben über diesen teil seines lebens, wie über manche andere, die vergessenheit ihre flügel gelegt hatte, so dass er nur mit hilfe des erhaltenen jahrganges darüber berichten konnte. Wenn er damals erklärte, an einzelnen stellen glaube er sich wider zu erkennen, so waren das nur luftspiegelungen. Ja, wäre jener bericht wahr, so würde Goethes teilnahme an den anzeigen nur äusserst gering sein. Nach 1812 dachte er an die Frankfurter Anzeigen nicht mehr; erst als er im anfang der zwanziger jahre in die ausgabe letzter hand eine anzahl Frankfurter anzeigen aufzunehmen sich entschlossen hatte, kehrte er zu ihnen zurück. Jetzt erst, wo die anzeigen ihm einen bedeutenden bei-

trag liefern sollten, griff er auch zum jahrgange 73, während er früher erkannt hatte, dass er an diesem nicht mehr mitgearbeitet hatte. Mit noch kühnerem unsichern tasten wählte er jetzt eine viel grössere zahl von anzeigen, die er mit bleistifthaken bezeichnete, und sie dann ausschreiben liess. Die abschriften lagen bereits 1823 vor, als Eckermann nach Weimar kam. Diesem gab er die beiden bände der Anzeigen, worin er alle seine damals geschriebenen beurteilungen finden werde; sie seien nicht gezeichnet, aber der junge freund werde, da er seine art und denkungsweise kenne, leicht die seinigen herausfinden; später wolle er ihm die abschriften der von ihm ausgewählten mitteilen. Offenbar wollte er die von Eckermann gemachte auswahl mit der eigenen vergleichen; sie sollte ihn in seiner ansicht bestätigen, auch etwa die aufnahme noch anderer veranlassen. Auf solcher unsichern grundlage ruhte die schliessliche entscheidung.

Eine gewissenhafte untersuchung hätte nach einer festen grundlage zur unterscheidung der anzeigen Goethes von den übrigen suchen, besonders über die hauptmitarbeiter sich unterrichten müssen. Merkwürdigerweise hat die neuere forschung das bedeutende zeugnis Höpfners in seinem briefe an Nicolai vom 18. februar 73 unbeachtet gelassen, der als recensenten ausser Herder Merck, Goethe und Schlosser nennt, von denen der letzte die meisten geschrieben, ja man übersah, dass Merck als redakteur nicht allein die bedeutendsten anzeigen machte, was durch die tatsache bestätigt wird, dass gleich im februar drei sehr eingreifende von ihm stammen, sondern als solcher auch wol manche andere lieferte, welche sache einer umsichtigen redaktion sind, wie die anzeigen anderer kritischen blätter und einzelner schriften, welche nicht unerwähnt bleiben konnten, sondern mit einem treffenden witzworte abgetan werden mussten. Hätte er dies beachtet, so würde er da, wo zwischen Merck und Goethe die wahl offen stand, sich unbedingt für den redakteur, nicht für den überreich bedachten Goethe entschieden haben. Leider kannte er auch Merck viel zu wenig. Wären ihm die vielen anzeigen gegenwärtig gewesen, die Merck später für Wielands Merkur lieferte, hätte er den reichen umfang von Mercks kenntnissen überschaut, dessen eigentliches fach die bildende kunst war, dem aber auch die meisten übrigen wissenschaften bekannt waren, so würde dessen anteil viel grösser geworen sein, der Goethes sich wesentlich vermindert haben. Und wie armselig kommt Schlosser bei Scherer weg, der nach Höpfner die meisten anzeigen geschrieben hatte! Seine eigentliche bedeutung, die doch in zahlreichen schriften und in dem treuen lebensbilde seines wackeren enkels Alfred Nicolovius vorliegt, hat Scherer nicht von ferne geahnt. Freilich war dieser ein sittlich strenger mann, aber kein trockener patron, sondern mit vollem herzen allem menschlichen zugewandt, für das wol des volkes begeistert und gerade damals ein durch die liebe von Goethes schwester beseligter bräutigam, und waren auch seine gesichtszüge abstossend, durch liebenswürdigkeit und feine bildung ausgezeichnet, wie ein damaliger brief von Karoline Flachsland beweist. So ganz ungehörig vorbereitet, trat Scherer an die schwierige scheidung der von Goethe und anderen gelieferten anzeigen. Aus einem nichtssagenden grunde hat er die beurteilung der Geschichte des selbstgefühls Goethe zugeschrieben, was denn W. zur vollen gewissheit dadurch erheben zu können wähnte, dass sie (die ganze lange beurteilung!) ein selbstbekentnis sei, dem man unter allen anderen nur Goethes anzeige der Gedichte von einem polnischen juden vergleichen könne. Vielmehr atmet sie ganz Schlossers, treues, reines und liebes wesen, und wenn die schöne stelle über die liebe ein selbstbekenntnis sein soll, so stimmen wir darin vollkommen mit ihm überein, aber es ist ein selbstbekenntnis des bräu-

tigams Schlosser von dem glücke seiner liebe, wie es vier wochen vorher in jener eben von W. erwähnten anzeige Goethe von sich gegeben, als er schon Lotte hatte entsagen müssen. Schlosser lieferte noch 1794 eine „fortsetzung des platonischen gesprächs von der liebe", durch die Schiller zu einer scharfen neckerei gereizt wurde. Die zahl der wirklichen anzeigen Schlossers übersteigt bei weitem die sehr geringe der von Scherer ihm zugeteilten. Der „rechtsgelehrte in Frankfurt", der Münters „Bekehrungsgeschichte des grafen Struensee" nach Petersen beurteilte, war Schlosser, den hier auch Scherer annimmt, bei dem dieser sonst wenig in betracht kommt. W. selbst hat wenigstens bemerkt, dass der verfasser der anzeige von Münter auch die der schrift Meine vorsätze oder wenigstens die anmerkung dazu geschrieben haben müsse. Ausserdem hat Goethe noch manche andere anzeige Schlossers in seine werke aufgenommen, wie die von Sulzers Cymbeline und Wielands Goldenem spiegel, von den Briefen über die wichtigsten wahrheiten der offenbarung, von Alexander von Joch Über belohnungen und strafen nach türkischem gesetz und Sonnenfels Über die liebe des vaterlandes; ausserordentlich viele anzeigen der Paralipomena gehören Schlosser, der ganz eigentlich der vertreter der französischen und englischen litteratur war. Über die beiträge Herders sind wir durch dessen eigene gleichzeitige versicherung unterrichtet, dass er höchstens zehn geliefert, und durch die in seinem nachlass gefundenen abdrücke. Minor und Scherer haben ihm anteil an manchen zugeschrieben, mit denen er gar nichts zu tun gehabt.

Unter den sonstigen mitarbeitern wird Mercks jugendfreund, der gymnasialdirektor Wenck, genannt. Ihm möchten wir die anzeigen von Seybolds Schreiben über Homer und die Franken zur griechischen litteratur, unter den Paralipomena die von Horazens oden von Küttner zuschreiben, bei der man selbst an Herder gedacht hat; gegen Goethe spricht die anführung vieler einzelheiten (fast in der weise wie Lessing einst den pastor Lange abgekanzelt hat), und in der der Franken die anführung Homerischer verse in griechischer sprache. Höpfner schrieb nach seiner eigenen versicherung an Nicolai fast alles juristische; trotzdem steht die anzeige der Walchischen ausgabe von Hopps „Commentatio succincta ad Institutiones Justinianeas" unter den Paralipomenis, und man hat, um die sache recht zu verderben, gar angenommen, Goethe spreche am schlusse dieser „in der hauptsache Schlosserschen recension". So verbaut man sich das licht. Höpfner wird auch die Gedanken über die verfassung eines allgemeinen gesetzbuches geschrieben haben, die Scherer Goethe oder Herder zuschrieb, und daraufhin W. gleich unter die Paralipomena aufnahm. Raspe in Kassel sandte Merck einen beitrag, für den dieser am 30. januar 1772 dankt. Wahrscheinlich war es die anzeige von Hallers Usong, die am 10. februar erschien. Man hat dabei an Goethe oder Merck gedacht; auf unsere naheliegende vermutung ist niemand gefallen. Merck bat Raspe um weitere beiträge, etwa um vierteljährige artikel über das gebiet der ganzen staatengeschichte. Sollte Raspe nichts weiter geliefert haben, obgleich er mit Merck bis zum ende des jahres in freundlicher verbindung blieb? W. führt unter den mitarbeitern noch ausser Herder Goethe, Merck und Schlosser, den Giessener Schmid, Bahrdt, Wenck, Le Bret, Leuchsenring und Behrend ohne weitere begründung an. Hätte er Mercks verhältnis zu Leuchsenring im jahre 1772 näher gekannt, so würde er diesen nicht genannt haben. Eine 1772 von Bahrdt gelieferte anzeige kenne ich nicht. Der verleger Deinet schreibt am 18. januar an Raspe, Merck bekomme von ihm verschie-

dene handschriften, von deren verfassern er so wenig wisse, wie er selbst von den Merckischen.

Von grosser wichtigkeit ist es, aber bisher unterlassen worden, die anzeigen am faden der persönlichen verbindung Goethes mit Merck zu verfolgen. Letzterer hatte, wie eine antwort der frau von Laroche an Merck zeigt, mit dem anfange des jahres die redaktion der Anzeigen übernommen; aber sonderbar ist der erste bedeutende beitrag Mercks vom 11. februar datiert, und jede andeutung des wechsels der redaktion fehlt. Schon anfangs april hatte er dem verleger mitgeteilt, dass im fach der schönen wissenschaften der junge Goethe mitarbeiten werde. Die erste anzeige, welche dieser später für sich in anspruch nahm, ist die der Empfindsamen reise in Deutschland, die am 3. märz erschien, aber wir tragen bedenken, diese ihm zuzuschreiben, weil sie der vornehmen weise widerspricht, in welcher er auftrat, da sie, um zu beweisen, dass alles hier ganz unter der kritik sei, weitläufige auszüge brachte, während Goethe wirklich immer kurz und gefasst erscheint. Biedermann schreibt sie Goethe zu, als dem begeistertsten Shakespeare-verehrer, aber sie gehört Schlosser, der hier durch proben beweisen wollte, „welche schwere handtierung wir treiben, dem publiko solche Yorikschen versuche vorlesen zu müssen". Am folgenden tage kam Goethe mit Schlosser zu Merck nach Darmstadt. Damals teilte der dichter den ersten entwurf des Götz Merck mit, und versprach, von zeit zu zeit beiträge zu liefern. Im verlaufe des monats am 20. und 31. erschienen zwei Goethes durchaus würdige vornehme treffende anzeigen. Die erste beurteilt Wielands Gedanken über eine alte aufschrift. In einer philosophischen laune, an welcher man den ungenannten verfasser der Musarion und des Agathon nicht verkennen könne, werde hier gezeigt, wie wunderlich die welt lob und tadel verteile, und er schliesse mit der grundmaxime seiner menschenfreundlichen moral, dass man die menschen ertragen solle, ohne sich über sie zu ärgern. Die wenigen blätter enthielten eine menge vortrefflicher anmerkungen: aber der verfasser, dem man so gern zuhöre, hätte uns auch den wachspuppenzustand vorstellen sollen, in dem diejenigen leben, welche nicht stärke genug haben, der maxime seiner aufschrift zu folgen: „Ein eigen herz ist der kostbarste besitz, den unter tausenden kaum zwei haben." Über das gedicht Die jägerin des früheren barden Rhingulf (advokat Kretschmann) wird angemerkt, es finde sich hier nicht das geringste wildschöne, nicht einmal waidmannskraft; das sei freilich wenig. Der dichter sei nicht zum walde geboren und möge die harfe mit der zither vertauschen, an einem schönen abend von lieblichkeiten der natur und niedlichkeiten der empfindung singen. „Er würde unsere erwartung ausfüllen und wir ihn mit gesellschaftlichem freudendank belohnen." Das war hübsch und fein! Im april kam Goethe wider nach Darmstadt, von wo er Merck mit nach Frankfurt nahm; beide wollten von Frankfurt aus die dort erwartete frau von Laroche nach Darmstadt begleiten, fanden sich aber von der vornehmen weltdame sehr enttäuscht, und Goethe blieb zu Frankfurt zurück. Noch einmal kam er im mai nach Darmstadt, um von Merck abschied zu nehmen, ehe er als praktikant nach Wetzlar gieng. Vor den abgang nach Wetzlar fallen drei von Goethe aufgenommene anzeigen, die vom 3. april bis zum 1. mai erschienen, aber die beiden ersten sind nicht von Goethe, die Briefe über die wichtigsten wahrheiten der offenbarung von Schlosser, die der neuen Wiener schauspiele lieferte wol Schmid. Von Goethe ist nur die anzeige von des Baiern Braun Versuch in prosaischen fabeln und erzählungen nebst einer angehängten kleinen theorie, nach welcher „die jungen leute fabeln schreiben könnten; die anmassung des verfassers trifft er

mit heiterem spotte und stellt wirklich eine neue theorie der fabeln auf. In die erste Wetzlarer zeit fallen drei Goethe sicher angehörende anzeigen. Dass er die von Hausens „Leben und charakter des g. r. Klotz" geschrieben (am 29. mai), bezeugt Höpfner. Den charakterlosen blossteller aller schwächen und gemeinen menschlichkeiten seines verstorbenen freundes trifft Goethes höhnische verachtung, und er schliesst mit den zerschmetternden worten: „Wir sagen gar nichts von der person, die herr Hausen selbst in diesem stücke spielt; vielleicht könnte er's übelnehmen, und jeder leser muss die bemerkung ohne uns machen."

Ein zeugnis, dass die anzeige der Epistel an Oeser von dessen dankbarem schüler Goethe sei, was ich wol zufällig zuerst ausgesprochen habe, fehlt freilich, aber man hat allgemein anerkannt, dass jeder zweifel hier ausgeschlossen sei. Bei diesem „gesellenscherz" bedauert Goethe, dass ein solcher mann nur als künstler (nicht auch als lehrer und mensch) und so bekomplimentiert werde. Eine woche später wurde bei den lyrischen gedichten des bekannten dichters Blum, der gewiss nicht ohne genie sei, bedauernd hervorgehoben, dass fast alle unsere besten lieder nur nachgemachte copien seien, Blum nicht aus sich heraus singe, sondern gleich ermatte, wenn nicht Horaz oder David ihm gedanken und gefühle, wendungen, situationen, ja ersterer sogar seine mythologie leihe. „Wir wünschen dem verfasser ein unverdorbenes mädchen, geschäftlose tage und vielen dichtergeist ohne autorgeist." Das buch Eden mit einer vorrede von Bahrdt hat weder Goethe noch Herder beurteilt, sondern Schlosser. Auch vermisse ich alle spuren, dass Goethe die abhandlung Über die liebe des vaterlandes und die Lobrede auf Creutz beurteilt habe; bei ersterer könnte man an Höpfner, bei der anderen an Merck denken. In der zeit von Goethes glücklichem liebesleben, im juli erschien keine anzeige von ihm. Freilich entdeckt Scherer nach seiner art bei dreien Goethe, aber er sieht immer nur, was er will. Als schon die krise in Goethes liebesleben eingetreten war, am 18. august traf der dichter in Giessen mit Merck zusammen, der eben auf dem wege nach Wetzlar war. Dieser wollte den freund, dessen bedenklichen zustand seine briefe ihm verraten hatten, nach Frankfurt zurückholen; aber sofort Wetzlar zu verlassen, war Goethe unmöglich, er versprach in vierzehn tagen mit ihm bei frau von Laroche in Thal Ehrenbreitstein zusammenzutreffen. Merck schied schon am 20. august, Goethe floh am 10. september von Wetzlar. In dieser zeit erschienen zwei anzeigen Goethes, eine starken widerspruch findende von Gessners Idyllen (am 25. august) und die berühmte beurteilung der Gedichte von einem polnischen juden (am 1. september) mit dem herrlichen wunsche: „Lass, o genius unseres vaterlandes", die krone seiner würdigung der lyrischen dichter; seine vier anzeigen derselben geben ein lebendiges bild seiner hohen auffassung der lyrischen dichtung. Ob Goethe die letztere anzeige schon früher eingesandt oder Merck sie in Wetzlar von ihm erhalten hatte, wissen wir nicht. Mit Merck und dessen familie weilte er bis zum 19. september in Thal Ehrenbreitstein. Die anzeigen von Seybolds Schreiben über Homer, der schrift Die erleuchteten zeiten, den Franken zur griechischen litteratur und von Sulzers Cymbeline, die am 11. und 15. erschienen, sind nicht von Goethe. An der Rheinreise bis Mainz erfreuten beide sich landschaftlichen zeichnens. Ist die am 29. september erschienene anzeige der Zwei schönen neuen märlein wirklich von Goethe, so könnte sie zu Thal Ehrenbreitstein oder in den gemütlich in seinem vaterhause verlebten tagen geschrieben sein. Wielands Goldenen spiegel zeigte nicht Goethe, sondern Schlosser an. Durch des letzteren zeugnis steht auch fest, dass der am 3. november erschienene bericht über Lavaters

Aussichten in die ewigkeit von Goethe ist; er zeichnet sich dadurch vor allem aus, dass Goethe hier mehr als je auf einzelnes eingeht, wodurch er dem freunde, von dessen ansichten er abweichen musste, einen öffentlichen beweis seiner innigen teilnahme geben wollte.

Seit seiner rückkehr von Thal Ehrenbreitstein beschäftigte er sich sehr eifrig mit zeichnen und bildender kunst; zunächst wollte er mit Merck die antiken in Mannheim studieren, weshalb er am 15. nach Darmstadt eilte. Da aber der freund durch amtsgeschäfte abzureisen verhindert war, richtete er in dessen hause eine malerakademie ein, beschäftigte sich in grösstem eifer mit zeichnen und kupferstechen. „Ich bin jetzt ganz zeichner“, schrieb er den 5. december an Herder, der seine mystische feier der gotischen baukunst freundlich aufgenommen hatte, „habe mut und glück, Merck versifiziert und druckt (er schrieb satirische reimverse und druckte diese und anderes in seiner eigenen druckerei in einem nahen dorfe). Wir bespiegeln uns untereinander und lehnen uns aneinander und teilen freud' und langeweile auf dieser lebensbahn.“ Endlich riss er sich los und kehrte am 11. von Darmstadt, wo er für die Frankfurter Anzeigen kaum etwas getan haben dürfte, nach Frankfurt zurück. Vier tage später schrieb er von dort: „Seit ich von Darmstadt wider hier bin, bin ich ziemlichen humors (Jerusalems selbstmord hatte ihn erschüttert) und arbeite brav. Abenteuerlich wie immer, und mag herauskommen, was kann. NB. Mit diesem jahre hören wir samt und sonders auf, zeitung zu schreiben, dann wird es ein recht honettes stück arbeit geben.“ Merck hatte dem verleger gekündigt. Goethe übernahm die anzeige Sulzers, der den 2. band seiner Theorie für sich hatte erscheinen lassen, um den liebhaber und kenner desto eher in den stand zu setzen über das ganze zu urteilen. Er trat hier hart und herb dem mann entgegen, von dem man gerühmt hatte, er sei ein so grosser philosoph als einer der alten, nahm sich der kunst von seiten der künstler und der sinne an, und stimmte einen selbstbewussten ton an, so dass man fast glauben sollte, er habe sich mit Merck über diesen letzten von ihm unternommenen feldzug gegen den nüchternen, dünkelvollen theoretiker besprochen. Die scharfe zurückweisung erschien am 18. december, zugleich mit Goethes bitterer abfertigung der schrift von Friedrich Jacobi Über Hausens leben des h. g. r. Klotz. Die Nachrede der herausgeber statt der versprochenen vorrede schrieb Goethe am 25. Gegen Kestner klagte er, leider müsse er sich die schönen stunden von weihnachten mit recensieren verderben, doch tue er es mit gutem mute, da es für das letzte blatt sei. Auch die nachrede betrachtete er als pflicht der recensenten. Freilich W. bezieht hier das recensieren auf die im letzten blatte stehende recension der Kritischen abhandlung über die fehler der maler wider die geistliche geschichte und das kostüm, die aber keine spur von Goethes sprache zeigt, und wol von Merck stammt. Demselben freunde berichtete er gleich darauf: „In meiner Nachrede habe ich das publikum und die verleger turlupiniert; lasst euch aber nichts merken! Sie mögens für balsam nehmen.“ Die herausgeber, in deren namen er sprach, waren die Eichenbergschen erben, deren firma Deinet übernommen hatte. Ein bitterer spott war es, wenn er in deren namen den abgang der diesjährigen redaktion als einen vorteil des neuen jahrgangs darstellte, da man mit recht sich über den ausschweifenden geist derselben beklagt habe. Wir halten die vermutung, der anfang und das ende der Nachrede seien vom verleger hinzugesetzt, für völlig unberechtigt. Goethe hatte die ganze Nachrede, wie sie gedruckt wurde, im namen der verlagshandlung geschrieben.

Auf solche weise dürfte die frage nach dem eigentum der einzelnen recensenten auf einem sicherern boden stehen. Schliesslich möchten wir nur bemerken, dass künftig alle nachweislich nicht von Goethe stammenden anzeigen auch von dessen werken ausgeschlossen werden müssten. Wie ganz anders nehmen sie sich aus, wenn sie nach der folge ihres erscheinens gegeben werden, als jetzt, wo man erst nach fünf ihm ganz fremden zu einer der letzten der ihm gehörenden anzeigen gelangt, dann wider einmal auf eine unechte stösst, ehe man durch vier kurze ausstrahlungen seines lichten geistes erfreut wird. Auch Mercks und Schlossers anzeigen für sich zusammenzustellen wird sich jetzt lohnen, wo das eigentum beider nicht mehr von blinden augen abgeschätzt zu werden braucht.

Die entdeckungen von Goethes prosaischen beiträgen zu dem Wandsbecker boten werden mit recht zurückgewiesen. Bei den Parabeln und dem Hohen lied Salomons sind die urhandschriften zu grunde gelegt. Von den stücken Aus Goethes brieftasche fehlt die handschrift, nur konnte zu dem abschnitt Nach Falconet die französische urschrift verglichen werden. In der Wallfahrt s. 325, 2 muss ich bezweifeln, dass die änderung Anspulen in Anspülen eine schlimmbesserung sei, bei Anspulen das bild vom weben vorschwebe. Das blatt soll hindern, dass das mittelmässige sich anspüle, sich ansetze. Bei den Physiognomischen fragmenten wurde von der Hellen mit recht gefolgt. 344, 11 ist Witkowskis vorschlag, das T als Thal Ehrenbreitstein auszufüllen, überflüssig, da der ort im volksmunde einfach Thal heisst. Die zugabe der physiognomischen bilder aus Lavater ist willkommen, während mehrfach bei angabe der züge der handschrift facsimiles vermisst werden.

Im vorwort zu band 38 fällt die behauptung auf, das kleine gelegenheitsgedicht für Lili, „Sie kommt nicht!“ sei verloren; es wurde nie gedichtet, sondern ist später bei der ausführung des letzten bandes von Wahrheit und dichtung rein erdichtet. Von anderen wirklich verlorenen dichtungen werden die wenigen erhaltenen erwähnungen mitgeteilt. Zu dem Concerto dramatico, womit band 38 beginnt, wird Goethes reinschrift ohne vervollständigung der satzzeichen mitgeteilt. Vers 82 wird ein (ein'n) statt in beibehalten. Musterhaft ist Max Riegers ausgabe von Götter, helden und Wieland. Zum ersten mal erhalten wir hier eine sorgfältige vergleichung der handschrift und der redaktor des bandes hat die so fleissige wie einsichtige arbeit ganz unverkürzt gelassen. Die form abgeweihet, wegen deren herstellung in der dreissigbändigen ausgabe ich einst von Hirzel unverständig verklagt wurde, und gastoffnen hof statt des von Goethe selbst übersehenen druckfehlers gasthof sind jetzt zu vollen ehren gelangt, und die von Goethes ganz einzigem humor getränkte Turlupinade, die Lessing viel zu ernst fasste, haben wir endlich „ganz wie sie der verfasser schrieb“. Von dem mikroskopischen drama Hanswursts hochzeit liegen die beiden hauptteile in Goethes reinschrift vor, einige kleine stücke als besondere fetzen und mehrere aus lauter gemeinen schimpfwörtern zusammengesetzte verzeichnisse der auftretenden personen, die mit der eigentlichen dichtung ebensowenig zu tun haben, wie seine späteren gedanken, wen er hier noch hätte auftreten lassen können. Der handschrift des vierten bandes von Wahrheit und dichtung legte Goethe ein kürzeres personenverzeichnis bei (hier als 1 c abgedruckt), „unseren herausgebern die zulässigkeit zu beurteilen anheimstellend“. Ich verstehe nicht, wie diese worte Erich Schmidt dunkel bleiben konnten, da doch offenbar die zulässigkeit gemeint ist, das verzeichnis hier abdrucken zu lassen.

Jetzt erst erhalten wir durch Minor die so lange ersehnte auskunft über die handschriftliche überlieferung des Ewigen juden. Der hauptteil der ursprünglichen dichtung steht auf zwei ineinandergeschobenen halbbogen (H 1) desselben postpapiers, auf welchem der Urfaust geschrieben ist. Den eingang (1—72) enthalten die 3 ersten seiten (die erste hat 22, die zweite 34, die dritte 26 verse), die vierte ist unbeschrieben; der zweite teil, der mit dem verse anhebt: „Als er sich nun herniederschwung", umfasst 179 verse, des Heilands niederfahrt bis zum schlusse; er findet sich auf s. 5—8, von denen die fünfte 32, die sechste 28, die siebente 27, die achte die letzten 10 verse bringt; die folgenden blätter sind unbeschrieben. Wir haben hier Goethes reinschrift; die ersten entwürfe sind verloren, nur die 4 ersten verse finden sich quer auf einem folioblatt, dessen papiersorte nicht angegeben ist, rasch hingeworfen (H 3), auf der entgegengesetzten seite steht der entwurf von 73—108, die also wol zunächst nach den grossen bruchstücken gedichtet waren. Ein gleich grosser foliobogen (H 4) hat vorn 109—154, hinten 155—192. Was sonst von Goethes alter dichtung vorhanden ist, hat uns ein blatt von ganz unregelmässigem format erhalten (H 2), wobei wir leider wider die angabe der papiersorte vermissen, die uns vielleicht gezeigt hätte, ob Goethe hier die verse, wie sie ihm gerade einfielen, hintereinander geschrieben, wie Minor behauptet, oder viemehr die auf verschiedenen blättern ursprünglich hingeworfenen gesammelt habe. Gerade die anordnung dieser bruchstücke erregt bedenken, doch auch bei den auf H 3 erhaltenen versen findet sich ein zweifel, der aber leicht zu lösen ist. Die verse 89—92 „Behalten auch zu unseren zeiten", die auf die gute weinzunge der rheinischen geistlichkeit gemünzt sind, stehen in H 3 neben 93=103. Die quartausgabe stellte sie vor 84, Minor richtig nach 88, da die beziehung auf die schon genannten priester sich aufdrängt. Erwünscht ist auch Minors angabe, dass Goethe Riedesheim nach landläufiger weise schrieb, nicht Rüdesheim. In H 2 folgt das bruchstück 94 unmittelbar auf 103—105, freilich nur durch einen verweisungsstrich dahin gezogen. Minor will in 106—108 einen „unmittelbaren sanfteren ersatz von 103—105" sehen, die er deshalb ausscheiden möchte, wenn er sie auch in seinem text des zusammenhanges wegen beibehält! Aber dazu stimmt gar nicht, dass die 3 verse nach vers 94 eingeschoben sein sollen. 94 muss jedesfalls ein druckfehler sein; denn der hier herschenden dreiversigen strophe wegen kann die neue nur nach 95 oder 98 eingeschoben werden, dem zusammenhange nach erst nach 105. Die sache ist ganz einfach. Gott vater hat im ärger, dass er so lange nach dem sohne hat rufen müssen, sich zum vorwurf hinreissen lassen, dieser habe eine dummheit begangen, er besinnt sich aber gleich wider und lobt nun dessen menschenfreundlichkeit. Das ist ganz im sinne der treuherzigen menschlichkeit, in welcher Hans Sachs die göttlichen personen auftreten lässt. 94 hat Minor nach der handschrift richtig seinen statt seinem hergestellt.

H 2 hat nach 108 noch vier bruchstücke, von denen nur 2 und 3 bekannt waren.

1. Ich habe nun dem strengs(ten) heilgen leben
   Von meiner jugend mich ergeb(en). —
2. O freund, der mensch ist nur ein thor,
   Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.
3. Du fühlst nicht, wie es mir dur(ch) mark und seele geht,
   Wenn ein geängstet herz bei mir um rettung fleht,
   Wenn ich den sünder seh' mit glühenden (oder: sehen muss glühende?)

4. Und fand, als ich mich aufgerafft,
Verschüttet ach in meinem bette
Des lebens-balsams füllekraft,
Womit ein fürstenkind sich wol begnüget hätte.

1 und 4 gehören offenbar zur erzählung eines einsiedlers von einer versuchung, wie sie von so vielen heiligen erzählt werden. Merkwürdig ist, wie Minor dies übersehen und bemerken konnte: „Natürlich eine Goethesche improvisation ohne jeden zusammenhang mit unserem gedicht.“ Eine solche verführungsgeschichte passte vielmehr ganz vorzüglich in den kreis des derbe hiebe nach allen richtungen, besonders an die angeblichen frommen austeilenden Ewigen juden. Das zweite bruchstück ist recht aus Goethes geist, wenn wir auch nicht bestimmen können, wer der angeredete freund ist: die worte wurden wol Christus selbst in den mund gelegt. Das dritte sollte wahrscheinlich Gott der sohn gegen den vater äussern, am schluss thränen oder zähren stehen.

Verfolgen wir die dichtung weiter, so bezogen sich v. 109 fgg. wol auf die verbrennung der Arianer. Sie stehen quer am rande neben den versen 122—136, dem berichte, mit welchen menschenfreundlichen gedanken der sohn Gottes zur erde herabfuhr. Minor bemerkt richtig, der fragende sei Christus gewesen, als auf seiner wanderung die rede auf die schauderhaften glaubensstreitigkeiten gekommen sei. Vor 122 (Er fühlt in vollem himmelsflug) stand durchstrichen der kühne vergleich unauslöschlicher liebe:

Wie man zu einem mädchen fliegt,
Das lang an unserm blute sog,
Und endlich treulos uns betrog.

Goethe hatte sie freilich durchstrichen, aber sie wirklich zu unserer stelle gedichtet, wo denn freilich v. 122 Fühlt er statt Er fühlt gelesen werden müsste. — Zu v. 165 bemerkt Minor, dass dieser sich nicht unmittelbar an 164 angeschlossen haben könne. Sein grund ist, das folgende endurteil des Heilands setze seine erfahrungen voraus, die er erst auf seiner wanderung machen sollte. Er übersieht, dass der Heiland schon aus der höhe herab gesehen, wie schlimm es auf der erde gehe, dass sie nicht besser sei, als damals, wo er zuerst auf der erde gewesen. Ich muss gestehen, dass ich hier keine lücke bemerken kann. Minor scheint auf den gedanken einer lücke nur dadurch gekommen zu sein, dass hier wirklich 4 verse durch zwei sich entsprechende kreuzchen in die handschrift eingeschoben worden sind. Sie scheinen an Welt (165) sich anzuschliessen. Goethe wird sie wol zu der zwischen 192 und 193 klaffenden lücke haben verwenden wollen. Die verse lauten:

Nicht gut, nicht bös, nicht gross, nicht klein,
So scheissig, als sie sollten sein.
Doch wenn (?) ers thät sich feste (?) kopfen,
Das reich Gottes hineinzupfropfen.

Zu v. 1 war wol gedacht: „Er fand sie“. 2 müsste etwa konnte statt sollten stehn. 3, wo Minor klopfen vermutet, ist mir eingefallen: „Dacht, wie er tät sie feste stopfen“.

Hiermit ist der kreis der neuentdeckten bruchstücke geschlossen. Wir gedenken noch einiger abweichenden lesarten. 170 liest Minor: „Die weis aus meinem blut entsprungen“; bisher stand treu statt weis. Nach Minor ist weis unzweifelhaft, aber zuerst stand ein mit *h* beginnendes wort; er denkt an weiss für rein; aber

seine berufung auf Z. Werners pietistisches „Gewaschen bin ich weiss im blut des sohnes“ genügt kaum zur erklärung. Warum soll aber weis nicht im gewöhnlichen sinne von weise stehen? — 177 muss ich auch nach Minors mitteilung der einzahl freude, wie im reimverse dürrem eingeweide den vorzug geben. — 210 verteidigt Minor das überlieferte Und statt Um; aber wovon soll dann der infinitiv tun abhängen? — 224 fg. hat er die einzig richtige satzzeichnung aufgegeben und punkt nach religion gesetzt. Der ort Thal Ehrenbreitstein ist der mittelthron, von wo die geistlichen erlasse ausgehen; der thron ist die residenz des kurfürsten, Trier. Goethe hatte im vorigen jahre einen blick in die dortige geistliche verwaltung getan.

Besonders wertvoll ist die angabe der früheren, schon in der handschrift verbesserten fassung. Vers 3 stand zuerst mit der Goethe geläufigen trennung zusammengesetzter wörter: Seelen voller, wofür schon die reinschrift seelevoller änderte, wie auch 126 Augeblick sich findet. Sonst ist das erste grosse bruchstück ohne änderung. Vor 76 hatte der erste entwurf durch versehen schon den vers: „Verachtet, was ein jeder ehrt“, worauf 76 fortfuhr „Und wollen“. 82 hatte mit Dass ihn angefangen. Im zweiten grossen bruchstücke fand sich 112 ursprünglich wieder statt näher; 124 Und wie; 126 Erinner (erinnert?) er; 128 Rings vom; 132 Mein ahndungsvolles; 138 zuerst angefangen ich ko(mme), 145 versteh statt verstehe, was der reimvers fordert. Ganz abweichend lautete 147: „Und doch dein innrer wunsch nach licht“; 148 stand bebst; 150 selbst statt neu; 151 aus meinen reinen sternen; 152 nicht (mich?) selbst für dein wol nicht ruhen; 155 verwundert für begierig und unter für sich um; 157 der welt kreis für die welt, doch diese änderung nahm Goethe wider zurück; 158 stand noch statt tief; 159 fg. Sie statt er und ihn; 173 die hagere diebsgestalt statt mit ewgem hungersinn; 176 tückisch vor sich hin; 178 ebnen statt reichen; 179 dürren statt seinen; 185 ihn statt ihm; 201 bekehr (belehr?) statt betheuert.

Der herausgeber hat über satzzeichnung und rechtschreibung nur einige allgemeine bemerkungen gemacht, die der redaktor des bandes am anfange der lesarten mitteilt. Goethes ältere schreibung ist befolgt, die freilich durchaus nicht gleichmässig ist. Genaueres über Goethes ursprüngliche schreibung hat Erich Schmidt zum Urfaust in unserem bande mitgeteilt. Es ist zu bedauern, dass diese bemerkungen über die rechtschreibung nicht an derselben stelle zusammenstehen. Gleichmässigkeit ist hier nicht erstrebt oder wenigstens nicht geleistet. So findet sich noch 21 Heiligen, während sonst ein solches *i*, wo es metrisch nicht zählt, ausgelassen wird.

Auf den Ewigen juden folgen das drama Künstlers vergötterung nach der urschrift, Erwin und Elmire nach der ersten fassung in der Iris mit berücksichtigung der bühnenbearbeitung, und Claudine von Villa-Bella in der ersten gestalt. Den schluss des bandes bilden von Erich Schmidt unter dem wenig treffenden namen Späne aus zwei bündeln des archivs, Varia conservanda und Varia bildende kunst, gesammelte niederschriften mannigfaltigster art, die freilich manches anziehende enthalten und deshalb wol im Goethe-jahrbuch, aber nicht in der ausgabe der Werke hätten erscheinen sollen. Wie der herausgeber sagt, hat er sie in zwei gruppen zerlegt, und womöglich einen gewissen zusammenhang hergestellt. Vor dem ersten span steht Frankfurt, vor dem vierundzwanzigsten Weimar. Diese unterscheidung der zeit hätte freilich wert, wenn sie durchgeführt werden könnte; daneben aber mussten sie nach ihrem charakter geordnet werden, was

nicht gehörig geschehen ist. Goethe pflegte, wie seine sprüche zeigen, einzelne ausdrücke und bildliche redensarten, die ihm merkwürdig schienen, durch niederschrift festzuhalten, wovon sich auch hier manche beispiele zeigen. Auch sonderbare charaktere zogen ihn an, und er suchte sie gleichsam einzufangen. Am liebsten waren ihm solche, die er dramatisch darstellen konnte. Gleich anfangs steht ein gespräch eines syndicus über den jungen rechtsanwalt und dichter mit seinem schreiber Seidel. Auch reden seiner mutter und andere schrieb er auf. Am anziehendsten ist das unwürdige gespräch des ihm widerwärtigen kriegsrat von Volgstädt bei der militärkommission mit einem rekruten, der gern vom dienst befreit werden wollte. Von Merck finden sich eine geschichte vom teufel, der als spitzbube gefangen wird, und eine andere von einem Darmstädter lieutnant und seiner magd (3, 3. 17). Wirkliche verse haben wir 23. 25—27, die seltsame späne sind. Zum schlusse hat Schmidt zwei burleske volkslieder gegeben, die Goethe aus dem gedächtnisse frei ergänzt hat.

Band 39 beginnt mit dem so lang ersehnten ersten entwurf des Götz, den August Sauer mit widergabe aller schreibfehler und versehen hat abdrucken lassen, und zwar ist zu grösserer sicherheit die correctur nach der handschrift von dem mit Goethes schrift vertrauten J. Wahle gemacht. Die satzzeichnung ist möglichst in ihrer eigensinnigen sonderbarkeit gewahrt. Die schwierige arbeit konnte keinen besseren händen anvertraut werden; wir haben jetzt den Urgötz wie früher den Urfaust. In der handschrift sind etwa ein dutzend kleinere stellen wahrscheinlich vor dem versuche der umbildung gestrichen worden, besonders einzelnes derbe. Bemerkenswert ist vor allem der schluss des auftritts zwischen Elisabeth und Marie im 2. aufzug.

Zuletzt erhalten wir den ersten entwurf der Iphigenie, von dem hier vier phasen unterschieden werden. Die angebliche erste und vierte phase können wir nicht anerkennen. Die durch Knebels vermittelung an fräulein von Räthsamhausen gelangte handschrift, die später in die Strassburger bibliothek kam, mit der sie verbrannte, war eine blosse abschrift, die Goethe in seiner raschen weise durchgesehen hatte, um die schreibfehler zu verbessern. Ganz eigentümlich verhält es sich mit der vierten phase. Goethe hatte das Parzenlied des vierten aktes mit der einleitung und dem abschluss als lyrisches gedicht ausgezogen und in verse abgeteilt, aber nichts weniger, als eine ähnliche umschrift des ganzen stückes auch nur beabsichtigt. Bei der wirklich zweiten fassung, von der Lavater eine abschrift genommen, und diese seinem freunde Armbruster zur veröffentlichung in seinem Schwäbischen magazin (1785) erlaubt hatte, wird vom kundigen und sorgfältigen herausgeber Victor Michels, wie er sagt, sehr energisch die frage aufgeworfen, ob sie überhaupt von Goethe herrühre. Wir weisen sie ebenso energisch zurück. Lavater schenkte seine abschrift derselben dem fürsten von Dessau als eine seltenheit, und sie befindet sich noch auf der herzoglichen bibliothek. Dass Lavater mit einer vorgeblich von Goethe gemachten abschrift hintergangen worden sei, ist völlig unglaublich, so lange es nicht tatsächlich bewiesen ist. Könnten wir auch keine wahrscheinliche vermutung aufstellen, wie Goethe zu dieser abschrift in versen veranlasst worden sei, so genügte doch dieser mangel keineswegs zur begründung eines solchen verdachtes. Wäre Michels mit Goethes verbindungen in Zürich näher bekannt gewesen, so würde sich ihm eine vermutung von selbst aufgedrungen haben. Vor 45 jahren habe ich zuerst auf Goethes innige verbindung mit Barbara Schulthess hingewiesen, der er alles vertraute, auch als er mit Lavater schon gebrochen hatte. Die neuere zeit hat diese verbindung noch in näheres licht gesetzt. Hatte Goethe auch Lavater seine Iphigenie nicht

mitgeteilt, aus unglauben, dass dieser an einer heidnischen wundergeschichte anteil nehmen werde, seiner Bäbe konnte er sie nicht verheimlichen. In verse schnitt er sie wol, weil Bäbe verse besonders liebte, wie sie denn alle gedichte Goethes früh gesammelt hatte. Auch die beiden akte des Tasso erhielt sie fast ganz allein, und zwar den ersten, sobald er abgeschlossen war, mit dem gehaltenen versprechen, den zweiten bald folgen zu lassen. Es war natürlich, dass Lavater, dem schon durch Knebel Iphigenie bekannt geworden war, die ihn so anzog, dass er sie eigenhändig abschrieb, später, als er von Bäbes handschrift erfuhr, sich diese geben liess. Von der dritten fassung konnte jetzt auch eine noch nicht verglichene handschrift benutzt werden.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

Gottsched und die deutsche litteratur seiner zeit. Von dr. **Gustav Waniek**, direktor am staatsgymnasium im II. bezirke von Wien. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1897. XII, 698 s. 12 m.

Schon seit jahren zeigte die verlagshandlung dieses werk als im druck befindlich an; es wurde stückweise je nach der fertigstellung grösserer abschnitte in satz gegeben. Im jahre 1893 erwähnt S. M. Prem, Wanieks damaliger kollege am gymnasium zu Bielitz, in seiner Goethe-biographie, s. 432 (anmerkung) die schreibung eines ortsnamens durch „G. Waniek in seiner neuen monographie über Gottsched"; freilich behauptet Prem, Waniek schreibe die neben Juditten zulässige form Judittenkirch, „Judithenkirchen aber (Goedekes Grundriss 3, 357) kommt nie vor" — während in dem vorliegenden werke s. 6 gerade Judithenkirchen gedruckt ist! Ob ein umdruck des betreffenden bogens oder wahrscheinlicher ein versehen bezw. verhören Prems anzunehmen ist, bleibe dahingestellt: genug dass teile des buches tatsächlich jahre lang gedruckt sind, also schon aus äusseren gründen die rege Gottsched-forschung der letzten jahre nicht benutzt werden konnte.

Eigentümlich und für den uneingeweihten völlig unverständlich ist die form, in welcher Waniek diesen tatbestand umschreibt. An die aufzählung seiner ungedruckten quellen schliesst das vorwort folgende bemerkung: „Die erwähnung zweier quellenarbeiten, welche stofflich über den rahmen meines buches hinausgehen, wurde für diese stelle vorbehalten: Reickes schrift über Gottscheds universitätsjahre, welche ich in der Zeitschrift für deutsches altertum und litteratur [so!] (bd. 37) bereits besprochen habe, und die beiden aufsätze Eugen Wolffs über Gottscheds sprachliche und philosophische wirksamkeit, die nun auch vereinigt erschienen sind." So viel worte, so viel — rätsel. Um nur den wichtigsten punkt herauszuheben: Soll die anreihung jener „quellenarbeiten" an Wanieks handschriftliche quellen bedeuten, dass er auch aus jenen geschöpft? — aber sie sollen ja „stofflich über den rahmen" seines buches hinausgehen! Hat er sie für seinen stoff nicht benutzen können, so bedarf es aber keiner besondern betonung, dass ihre erwähnung „für diese stelle vorbehalten wurde". Aber gehen die genannten schriften denn stofflich über den rahmen von Wanieks buch hinaus? Wie bei Prem a. a. o., so war immer in den zahlreichen vorankündigungen (vgl. namentlich Erich Schmidt: Lessing II, 786) von einer die ganze tätigkeit Gottscheds umfassenden monographie Wanieks die rede. Der titel lässt allerdings zweierlei deutung zu: entweder will Waniek unter ihm die gesamtwirksamkeit Gottscheds behandeln — dann steht er auf dem älteren standpunkt, dass diese wesentlich durch die praktische und theoretische beschäftigung mit der litteratur

beschlossen ist; oder er steht auf dem boden der neuesten forschungen und will sich auf die litterarische tätigkeit Gottscheds unter ausschluss gewisser anderer wirksamkeitsgebiete beschränken. Schon das inhaltsverzeichnis bietet indes die kapitelüberschriften: „Philosophie“, „Die deutsche sprachkunst“, „Der neologische krieg“, und auch innerhalb mancher andern kapitel wird auf die sprachlichen und philosophischen bemühungen Gottscheds, wenn auch immer nur kurz, eingegangen. Wie nun gar der ausschluss von Reickes stoff aus dem rahmen von Wanieks untersuchung glaubhaft erscheinen soll, bleibt vollends unklar: „Gottscheds lehrjahre auf der Königsberger universität“, die darstellung seiner familienverhältnisse wie seiner poetischen lehrjahre wird doch auch ein buch über „Gottsched und die deutsche litteratur seiner zeit“ nicht umgehen können; Wanieks erstes kapitel führt denn auch den titel „Königsberg 1700—1724“ und behandelt ausser „vaterhaus“, „poesie“, „Pietsch“ sogar auch die von Reicke gleichfalls stark betonte „theologie“, „philosophie“ nebst den „dissertationen“. Nehmen wir den satz hinzu, der von der einleitung zur darstellung von Gottscheds jugend überleitet: „Seine eigentliche bedeutung aber kann sich nur aus einer betrachtung der gesamtheit seiner wirksamkeit ergeben“ — so erhellt als unerschütterliche tatsache, dass Wanieks buch auf eine gesamtdarstellung von Gottscheds tätigkeit angelegt ist und dass erst die neueren forschungen ihn über der arbeit und nach dem druck weiter teile überzeugten, dass er den rahmen von Gottscheds entscheidender wirksamkeit teils zu eng, teils schief gezogen, indem er die jugendentwicklung sowie die sprachlichen und philosophischen verdienste beiher abgetan, statt sie als entscheidende faktoren mindestens gleichberechtigt neben den ästhetischen u. ä. fragen zu behandeln.

Als eine art von ergänzung des ersten kapitels will Waniek nun wol durch die angezogene bemerkung im vorwort seine recension der 1892 erschienenen schrift Reickes bezeichnen. Gerade Wanieks darstellung des verhältnisses zwischen Gottsched und Pietsch hätte eine festere grundlage gewonnen, wenn er vor beginn der ausarbeitung oder doch des druckes an seinem buch die von Reicke reproducierten thesen Pietschs über die poesie und über die grenzen der gebundenen und ungebundenen rede gekannt hätte. Wennschon sich Gottsched nicht auf sie beruft, ersehen wir aus ihnen zum ersten mal umfassend und sicher den geist, in welchem sich Gottscheds ästhetische erziehung vollzog. Waniek hätte alsdann wol auch nicht s. 14 schlechtweg behauptet, Pietsch wäre „kein theoretiker“. Auch der einfluss der übrigen Königsberger lehrer auf Gottsched würde nach kenntnisnahme von Reickes ausführungen wol zuverlässiger bezeichnet sein. Namentlich ist die bedeutung von Quandt für Gottscheds entwicklung überschätzt, dagegen die entscheidende von Kreuschner fast völlig ignoriert; nur gelegentlich und äusserlich erwähnt wird er s. 11, 17, 49, obgleich Gottsched selbst immer in erster linie sich als Kreuschners theologischer und philosophischer schüler bekannte (s. Reicke s. 21 und 23 fg. sowie des referenten schrift „Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben“, bd. I, s. 112 fgg. und 116). Manches andere hat Waniek ersichtlich durch eigne umsicht erforscht, nur dass seinem verzettelten druck inzwischen Reicke zuvorgekommen. Ist Reickes stil ein kompositionsloses nebeneinander, so bleibt Wanieks gewandte darstellung gar zu knapp.

Wie schon die unbekanntschaft mit Kreuschners wesen und bedeutung Waniek zu keiner vollen und klaren schätzung von Gottscheds geistiger entwicklung gelangen lässt, so fehlt jedes eingehen auf die philosophisch-theologische bewegung in Königsberg. Nichts hören wir auch davon, wie ihn die ostpreussische heimat für seine sprachliche mission vorbereitete. Sofort zeigt sich in bedenklichem masse jene äusser-

liche geschichtschreibung, welche mehr aufzählt als entwickelt und ihren gegenstand isoliert, statt vor allem die fäden zu verfolgen, durch die er mit vor-, mit- und nachwelt zusammenhängt. Wir wissen nicht, wie weit die niederschrift der einleitung zurückliegt; nur so viel steht fest, dass die 4 seiten, die an der spitze des buches geschichtlich ausholen, teils veraltete, teils nichtssagende anschauungen vortragen. Die geistige bewegung des 17. jahrhunderts ist nicht erkannt, die litteratur mit den alten schlagworten eilfertig durchmessen. Schief und einseitig wird besonders über Christian Weise abgeurteilt; „dem talentvollen Günther" werden „edle perlen in formloser umhüllung" zugestanden — das ist die ganze charakteristik. Die „entsittlichenden aufführungen" der „sogenannten haupt- und staatsaktionen", daneben „die entnervende oper" — über solche allgemeinen wendungen kommt der geschichtliche rückblick nirgends hinaus. Ebenso sind die paar sprachgeschichtlichen bemerkungen der einleitung unselbständig und oberflächlich: „Luther galt natürlich als auktorität" — das ist in dieser allgemeinheit falsch. In der „reinigkeit" der sprache konnte Opitz „auch nicht mehr muster sein" — weiter verrät die einleitung nichts über sein sprachliches verhältnis zum 18. jahrhundert, obgleich er gerade gegen Luther ausgespielt wird. Sehr zum schaden seiner selbständigkeit und unbefangenheit stellt sich Waniek schliesslich schon hier auf den standpunkt von Danzel, um die litterarische gesamtanschauung, die kodifikation der litterarischen erscheinungen in geschlossenem zusammenhang als grundlegendes verdienst Gottscheds zu preisen. Ähnlich wie der im übrigen gewiss um Gottscheds würdigung hochverdiente Danzel bringt Waniek überhaupt von vornherein zu viel allgemeine massstäbe mit, wodurch die konkreten erscheinungen mehr umnebelt als geklärt werden. Dahin gehört besonders die schematische gegenüberstellung, dass die Schweizer „in der intensität ihrer wirksamkeit stecken geblieben", während Gottsched besonders „durch den achtunggebietenden umfang seiner wirksamkeit" die aufgabe der zeit gelöst habe.

Im einzelnen wäre zu Gottscheds jugend nachzutragen, dass er — wie schon Reicke vermutet und ich bd. I, s. 113 nachweise — mindestens eine reihe von jahren auf dem akademischen collegio wohnte, während Waniek s. 8 nur das haus des oheims als wohnort des studiosen kennt. Nicht „das lobgedicht auf den prinzen von Holstein" — es handelt sich um herzog Ludwig Friedrich von Holstein-Beck —, wie Waniek s. 17 vermutet, sondern eine predigt des langen kerls lenkte die aufmerksamkeit des werbelustigen generals auf Gottsched (s. meinen bd. I, s. 122 fg.). Gottscheds eintreffen in Leipzig setzt Waniek auf den 3. februar 1724 an, wie nach mehr als einem vierteljahrhundert Gottscheds Singularia Vindobonensia gelegentlich behaupten; hier sind wir, Reicke und ich, der selbstbiographie von Gottscheds bruder, leidensgenossen und reisebegleiter Johann Heinrich Gottsched gefolgt, die unter genauer bezeichnung der reiseroute den 18. februar nennt. Auf Gottscheds predigten und recht charakteristische disputationen aus der Königsberger zeit ist Waniek nicht eingegangen, s. Reicke s. 19 fgg. — Über die geschicke der abhandlung „De conversione hominis" hat Waniek (s. 9 fg.) verabsäumt Stolles zusätze der Historie der philosophischen gelahrtheit heranzuziehen, auf die sowol Reicke s. 19 wie ich bd. I, s. 118 verweisen: so übersieht Waniek, dass kein andrer als Quandt der „berühmte theologe" war, dem Gottscheds auffassung wol nicht orthodox genug schien. — Waniek widerholt einen Gottschedschen irrtum, wenn er 1722 als erscheinungsjahr für die „Dubia circa Monades" ansetzt, Reicke weist s. 20 die veröffentlichung im vorhergehenden jahre nach.

Aus den folgenden kapiteln möchten wir zunächst die philosophie- und sprachgeschichtlichen partieen überblicken, bevor wir bei den eindringenderen litteraturgeschichtlichen untersuchungen verweilen. Freilich fällt als einer der bedenklichsten mängel nicht nur in der würdigung des denkers und aufklärers, sondern auch des ästhetikers Gottsched sogleich auf, dass der einfluss Menckes gänzlich ausser acht gelassen ist. Zwar fehlt es — wie bei Danzel — nicht an hindeutungen auf die äusseren vorteile und die organisatorischen vorbilder, die sich Gottsched durch die verbindung mit Mencke aufdrängten: an den bedeutsamen aufklärerischen und ästhetischen schriften des mannes, die für Gottscheds tätigkeit in vieler hinsicht grundlegend wurden, geht Wanieks fast immer am äusserlichen haftende darstellung achtlos vorbei. Für die entwicklung Gottscheds fehlt damit der vielleicht wichtigste schlüssel (ich behandle die stellung Menckes in der Geschichte der aufklärung bereits 1894 bd. I, s. 124 fgg., inzwischen auch die ästhetische bd. II, s. 35 und besonders s. 37 fgg.). Waniek ist so weit entfernt, das hier vorliegende problem auch nur zu sehen, dass er behauptet: „Dass es die Leibnizsche philosophie gewesen wäre, welche Gottsched die Menckeschen kreise erschlossen hätte, wie Danzel behauptet, ist durch nichts zu begründen.“ In wirklichkeit handelt es sich aber um Gottscheds eigene vermutung (Lobschrift des frh. v. Wolf, s. 72 fg.). — S. 22 fällt gerade einmal das wort, seine „beziehungen zu dem hause Mencke“ seien „auch für seine innere entwicklung wie für seine stellung an der universität und in der gelehrtenwelt von bedeutung“; es bleibt aber bei dem wort, um trotzdem nur wider die organisatorische bedeutung von Menckes briefwechsel und journalen hervortreten zu lassen. — Die philosophischen schriften erwähnt Waniek, bezeichnet auch in einem oder ein paar sätzen treffend ihre tendenz, verzichtet aber auf eine historische charakteristik. So heisst es s. 28 gleich über die Leipziger dissertation: „Unter zugrundelegung der Leibnizschen lehre vom metaphysischen, physischen und moralischen übel sucht er nachzuweisen, dass die ursache des bösen (moralischen übels) in der intellektuellen unvollkommenheit der menschen zu suchen sei.“ Das ist — wie gesagt — nicht falsch und doch geeignet, falsche vorstellungen zu erwecken. Eindringende betrachtung zeigt, dass sich schon Christian Wolf und noch weiter Gottsched von Leibniz nach der intellektuellen seite entfernt: das laster entspringt einem mangel an tugend — dort, einem mangel an erkenntnis, bildung und einsicht — hier. Ein solches ausgehen von Leibniz kann man doch nur im äusserlichsten sinne zugrundelegung nennen. Auch das philosophische verhältnis Gottscheds zu Haller, die rein geistige scheidewand zwischen beiden, hätte sich hier am klarsten demonstrieren lassen (meine darlegung I, 128 fgg. erschien fast drei jahre vor Wanieks buch). — Treffend kommt dagegen der bezeichnende zusammenstoss mit Olearius zur behandlung, ebenso wird mit gutem grunde gerade hier an die geschicke von Wolf und Thomasius erinnert. Dankenswert ist auch die heranziehung von Gottscheds rede über die toleranz.

Dass sich die schönwissenschaftlichen leistungen jener zeit ausser zusammenhang mit dem rationalismus gar nicht würdigen lassen, erweisen besonders die moralischen wochenschriften. Den ruf an die frauenwelt, den Gottscheds „Vernünftige tadlerinnen“ ergehen lassen, sein dauerndes eintreten für frauenbildung, erklärt sich Waniek aus dem „natürlichen wesen“ des frauenzimmers (s. 37 und 43): hierauf gründe Gottsched, der ja „ein natürliches wesen des dichters“ forderte, „die berechtigung seines strebens, die frauenwelt für die poesie zu interessieren“ usw.! Als gelegentliche galanterie spricht Gottsched dergleichen wol einmal aus: in wirklichkeit sucht er die frauen gar nicht in erster linie für die poesie, sondern für bildung über-

haupt zu gewinnen, und zwar vor allem im dienste der aufklärung (vgl. jetzt meinen II. bd., s. 116 fgg. und 119 fgg.). Zutreffender weist Waniek s. 45 darauf hin, dass Gottscheds bestrebungen überhaupt auf den geistigen mittelschlag abzielten. Leider kommen „die ideen der aufklärung und der nationalen erhebung“ auch bei der besprechung dieser zeitschriften nur gerade wider mit diesem einen wort zur andeutung, obgleich auf ihnen vielleicht der hauptaccent der Gottschedschen tätigkeit liegt und sie jedesfalls nicht weniger bedeuten als seine rein litterarischen bemühungen. Dagegen ist anzuerkennen, dass der verfasser für Gottscheds ästhetische doktrin den rationalismus, besonders auch den der französischen aufklärer, als grundlage mitheranzieht (s. 41).

Das wesentlich chronologische verfahren Wanieks führt ihn nach mancherlei gewaltsamen überleitungen zu einer würdigung von Gottscheds Fontenelle-übersetzungen. Auch sie fasst er mit recht nicht nur in ihrer stilistischen bedeutung, vielmehr auch als kundgebungen des Gottschedschen rationalismus. Um so überraschender ist der anstoss, den Waniek s. 63 an Gottscheds versündigung gegen die toleranz nimmt: nicht toleranz, sondern aufklärung ist die tendenz der zeit, erstere nur soweit man sie für die aufklärer von der orthodoxie und dem pietismus forderte; wie immer so war namentlich in dieser seiner blütezeit der rationalismus selbst ausgeprägt intolerant gegen die dunkelmänner — und das ist nicht einmal unbedingt seine bedenklichste seite. Die isoliert-monographische betrachtungsweise rächt sich nicht minder, wenn der verfasser ebenda gerade Gottsched vorwirft, „dass er nicht einmal in ein tieferes historisches verständnis der reformation eingedrungen war, da er nur die rein negative seite derselben im auge hat.“ Auch dieser zug ist notgedrungen dem gesamten rationalismus — damals wie heut — seinem wesen nach unvermeidlich eigen. Was Waniek hier noch über Gottscheds stellung zur geistlichkeit anfügt, ist in seiner allgemeinheit nicht bloss oberflächlich, sondern direkt falsch: „Die geistlichkeit war und blieb ihm immer ein dorn im auge, nicht nur die katholische, auch die protestantische. Wenn er gegen die letztere nicht so offen auftrat, so lag die ursache hiervon im hochwürdigen konsistorio in Dresden, welches auch eine oberaufsicht über die universität führte.“ In diesem satzgefüge geht jede wendung irre: hat denn nicht Gottsched gerade mit geistlichen aller drei konfessionen auf litterarischem, sprachlichem und besonders auch philosophisch-theologischem gebiete zusammen gearbeitet? Reformierte französische prediger dienen ihm als litterarische schildknappen; reformierte und lutherische geistliche stehen überall im vordergrunde der alethophilengesellschaften, die Waniek allerdings zu behandeln unterlässt (s. meinen bd. I, s. 215—230); besonders katholische klostergeistliche weiss er für seine deutschsprachlichen und rhetorischen bestrebungen zu interessieren; nächst dem grafen Manteuffel dürfte pastor Brucker wol der eifrigste korrespondent Gottscheds sein, obgleich dieser ihn als positiv, um nicht zu sagen orthodox kennt. Gottscheds stellung zu den einzelnen schichten der geistlichkeit behandle ich eingehend a. a. o. I, 188—215; es ist jedesfalls ein neues verfahren, $2^1/_2$ jahre später inzwischen veraltete druckbogen herauszugeben, ohne sich auch nur zu einem nachtrag gemüssigt zu sehen.

Für die ästhetischen partien im „Biedermann“ findet Waniek wider den richtigen gesichtspunkt im rationalismus, den ich I, 186 fg. an der gleichen wochenschrift aufweise. — Gottscheds behauptung, dass seine begriffe von der beredsamkeit besonders gut auf Wolfs philosophie passeten, ist keine „lächerliche rodomontade“ (s. 78) sondern im princip zutreffend. — Da Waniek mit besonderm nachdruck und gewiss verdienstlich oft hervorhebt, dass Gottsched auf den inhalt in litterarischen werken das hauptgewicht lege, so wäre aus den oden die verherrlichung von Copernikus,

Keppler, Leibnitz, Wolf, Sturm, Gericke nicht halb ironisch zu nehmen (s. 93), vielmehr als charakteristisch für den naturwissenschaftlichen zug der aufklärungsphilosophie hervorzuheben. Wie diese töne in Deutschland nachwirkten, vgl. jetzt meinen bd. II, s. 18 fg. — Gottscheds verständnislosigkeit für humor und komik leitet Waniek s. 125 auch aus seinem „Luthertum" her: „wie der reformator ist auch er ein feind des burlesken und der posse." Luther selbst hat nun freilich manche proben schalkhaften humors hinterlassen und der gemütvollen weltfreude, trotz einzelner ausfälle gegen „fleischliche" dichtungen, ausdrücklich raum gewährt. Auf das orthodoxe Lutheranertum nach Luther dürfte indes Wanieks hindeutung zutreffen; nicht jenem, sondern dem rationalismus gehört Gottsched nun zwar an, doch verstand auch dieser keinen harmlosen spass, verharrt vielmehr tatsächlich auch dadurch noch in den banden der Lutheraner orthodoxie, aus denen er hinausstrebt, dass er komik nur im dienste moralisierender zwecke anerkannte. — S. 234 ist Waniek geneigt, Marpergers antrag, die deutsche gesellschaft solle die reform des kalenders mit übernehmen, wo nicht als eine „bosheit", so doch jedesfalls nicht ernst zu nehmen: „die unsterblichen als kalendermacher!" spottet er. Hätte Waniek den kreis seiner monographie nicht gar zu eng auf Gottsched beschränkt, so würde er gesehen haben, wie viele gesellschaften ähnlicher „unsterblichen" damals die kalenderreform übernehmen, und wol dann auch darin die charakteristische tendenz gegen den aberglauben nicht übersehen haben (vgl. meinen bd. II, s. 23 und 25). — Die drei dissertationen über den Influxus physicus sind inhaltlich gerade auf einer seite (248) berührt, obgleich sie Waniek s. 250 mit recht „so ziemlich Gottscheds einzige selbständige tat auf dem gebiete der philosophie" nennt; eindringendere betrachtung in historischem zusammenhang hätte diese leistung doch noch in andere beleuchtung gerückt (s. meine entwicklungen bd. I, s. 133—144). Waniek könnte nun auf seine nachträgliche entschuldigung hinweisen — die von grösserer klugheit als offenherzigkeit zeugnis ablegt —: die betrachtung der philosophischen schriften ginge „stofflich über den rahmen" seines buches hinaus; aber er hätte diese leistungen entweder gar nicht oder zulänglich würdigen sollen. — Das alles gilt in erhöhtem masse von Wanieks behandlung des Lehrbuches der weltweisheit. Kaum eine halbe seite (251) geht auf den inhalt ein, sonst wird — wie fast immer — nur die äussere geschichte des werkes erzählt. Überdies beginnt jene besprechung mit den kategorischen sätzen: „Mit unrecht hat man ihm vorgeworfen, er habe nur Thümmigs Compendium übersetzt. Schon der ausgangspunkt ist verschieden." Nun hat referent 1894 (Bd. I, s. 145—150, s. 152 fg. usf.) durch nebeneinanderstellung vieler entscheidender partien und kurze bezeichnung weiterer abschnitte den beweis erbracht, dass für weite strecken des buches jener vorwurf des P. Dornblüth zutrifft, und sogleich die selbständigen partien herausgehoben, darunter auch (s. 151) die von Waniek nach Gottscheds eigenem vorgang so stark betonte abweichung in der definition der philosophie. Wider muss man voraussetzen, dass Waniek bei der drucklegung dieses bogens meinen nachweis noch nicht kannte, ebenso wenig freilich Thümmigs Kompendium. Abermals jedoch wäre Waniek besser beraten gewesen, wenn er die bei ausgabe seines buches objektiv nicht mehr haltbare behauptung wenigstens in einem anhang zurückgezogen hätte. Noch irriger ist — soweit das möglich — die folgende behauptung von dem „überaus servilen geist, in dem die politik behandelt war": das gerade gegenteil ist der fall; wie ich a. a. o. s. 159 fg. zeige, fusst Gottsched hier auf Miltons Defensio pro populo Anglicano und Lockes briefen von der toleranz; welche vorgeschrittenen ansichten er da in das überkommene gebäude

der s. z. geltenden staatsphilosophie einführt, mag man dort nachlesen, um die bodenlosigkeit von Wanieks meinung zu verstehen. — Auf der folgenden seite ist es ein irrtum, Steinauers philosophische vorlesungen vor damen nach Strassburg zu verlegen: sie fanden in Schweighausen statt (nach Steinauers handschriftlichem brief an Gottsched vom 20. april 1740). — Ganz unzulänglich sind s. 389 fg. Gottscheds Schriften zur verteidigung der Leibniz-Wolffschen philosophie gegen den vorwurf des Spinozismus und alsdann namentlich die von ihm geleitete und kommentierte Bayle-übersetzung erwähnt. Mit zwei sätzen ist die bedeutung dieses gewaltigen Gottschedschen unternehmens abgetan. Die zahlreichen aufschlüsse philosophischer, sprachlicher, litterarischer und persönlicher natur, welche Gottsched in seine anmerkungen hineingelegt hat, sind übersehen. — An besprechung des streites um die monadenlehre knüpft Waniek die wichtige betrachtung: „Im sinne der Alethophilen suchte Gottsched der aufklärung auch durch popularisierung der naturwissenschaften zu dienen.“ Dass der verfasser nun einen augenblick auf Gottscheds naturwissenschaftliche beobachtungen und bemühungen eingeht, ist verdienstlich. Wer aber sind die Alethophilen? Ein paar mal fällt gelegentlich der name: wie aber Gottsched durch diese gesellschaften in den mittelpunkt einer propagandistischen organisation der aufklärer gerückt wird, überhaupt das wesen und die ausdehnung dieses Wolfianischen schutz- und trutz-verbandes kommt in keiner weise zur ausführung. Wanieks kenntnis der gesellschaft und des verkehrs unter den mitgliedern scheint nach einer bemerkung auf s. 386 recht dürftig zu sein: „Sein haus“, heisst es da von Gottsched, „ward um diese zeit, da die alethophilische gesellschaft eben in ganz Deutschland filialen gegründet hatte, ein mittelpunkt der nach aufklärung strebenden geister.“ Weissenfels und Stettin sind doch noch nicht ganz Deutschland! Sonst geschah um diese zeit (1741) die verlegung des schwerpunktes von Berlin nach Leipzig, und zwar infolge von Manteuffels übersiedelung. Dessen haus wurde zu Leipzig in wahrheit der officielle mittelpunkt der aufklärer zu ernster verhandlung wie rein geselligem meinungsaustausch. — Aber, was noch weit erstaunlicher, das verhältnis Gottscheds zum grafen Manteuffel selbst gelangt immer nur beiher zu einsilbiger erwähnung. Jeder versuch fehlt, den gräflichen mäcen Gottscheds bei den philosophischen wie litterarischen bestrebungen zu charakterisieren; jeder versuch fehlt, auf dieses bedeutsamste lebensbündnis Gottscheds irgend näher einzugehen. Hier bleibt Waniek weit hinter Danzel zurück, statt noch tiefer aus den handschriftlichen quellen zu schöpfen, die Waniek freilich immer nur spärlich heranzieht. — Ähnliche lücken klaffen an vielen orten. So schliesst das kapitel über „Die deutsche sprachkunst, reise nach Wien, verhältnis zu Süddeutschland“ mit dem lakonischen abschnitt (s. 566): „Auch die ausbreitung der Wolfschen philosophie und jene allgemeine bildung, welche eine voraussetzung für das durchdringen des Josephinischen geistes waren, gehen meist auf Gottsched und die Sachsen zurück, wie denn die gräfin Kaiserling, die übersetzerin seiner Weltweisheit, am 23. april 1754 ihr lebhaftes interesse, das ihr die philosophie für die wissenschaft erweckt hatte, mit warmen worten schildert und dann geradezu erklärt: ‚C'est vous qui m'avez mise en cette carrière.‘“ Das ist alles, was ein fast 700 seiten starkes werk über diese epochemachende wirkung zu verraten nötig findet: das heisst doch mehr ein problem bezeichnen als es lösen (gerade dieselbe österreichische schülerin Gottscheds hebe ich I, 49 heraus; vgl. I, 48 fgg.; eine ausführlichere darlegung der beziehung Gottscheds zur österreichischen aufklärungsbewegung brachte der II. band). — Gegen schluss seiner monographie gedenkt Waniek mit umsicht der opposition, in die Gottsched zu den

französischen freigeistern trat (s. 641 fg.). Nachdem am anfang (s. 57) der abhängigkeit des mannes von der französischen aufklärungslitteratur gedacht war, gewinnt der leser durch die verzettelte darstellung keinen rechten gesamteindruck von Gottscheds stellung zur französischen philosophie des 18. jahrhunderts — wie oft in anderen fragen. Je nach zeit und gelegenheit wird bald das eine, bald das andre extrem einseitig hervorgehoben. Für einen geist von reicher entwicklung wäre ein im princip chronologisches verfahren eher angebracht als für einen Gottsched. — Nicht verstanden hat Waniek, um welchen kreis es sich bei Bahrdts angriffen auf Gottsched handelt. Der äussere beweis liegt schon darin, dass er Bahrdts genossen fortgesetzt (und auch im register) Mag. Zeller nennt, während es sich um den bruder von Wilhelm Abraham Teller handelt: wie an diesem eigenen berühmten bruder, speciell an dessen bedeutsamem rationalistischen „Lehrbuch des christlichen glaubens", hatte der naseweise magister sich, mit Bahrdt vereint — par nobile fratrum —, an Gottsched und Bel gerieben. Das hätte Waniek aus s. 190 meines I. bandes ersehen können, der ihm 11 seiten vor schluss seines werkes doch vorgelegen haben dürfte?! Das Leipziger rats-archiv bewahrt die akten betr. der beiden professoren beschwerde über die anwürfe. Friedrich Teller und Bahrdt schieben sich die wider Gottsched gerichteten stellen gegenseitig in die feder, Bahrdt wird als „der vorzüglichste urheber sotaner stellen" ausser zu 20 thlr. geldstrafe zu abbitte und ehrenerklärung verurteilt, Gottsched aber begibt sich freiwillig „der persönlichen annehmung dieser satisfaktion." Mit gewohnter cynischer offenheit berührt übrigens Bahrdt seine moralische niederlage in der „Geschichte seines lebens" I, 319 fg.

Auch wenn der verfasser auf rein sprachliche fragen nicht eingehen würde, bliebe zu fordern, dass die in erster linie sprachgeschichtliche bedeutung vieler schöpfungen Gottscheds nicht verkannt würde. Namentlich treten die „Deutschen gesellschaften" in grundsätzlich andere beleuchtung, wenn man sie nicht — wie es Waniek noch in alter weise tut — in erster linie nach ihren dichterischen leistungen und ihrer ästhetischen stellungnahme, sondern nach ihrer mitwirkung an der kultur der sprache sowie an erweckung von interesse für litteratur- und bildungsbestrebungen beurteilt. Gleich zu anfang ist auf das verhältnis zu den sogenannten sprachgesellschaften des 17. jahrhundert (s. 23 und 26 ist 16. jahrhundert gedruckt) nicht näher eingegangen. Ebenso wenig kommt die sprachliche entwicklung der gesellschaft vor Gottscheds eintritt, die ergänzung des ursprünglich allein giltigen Schlesischen durch einführung obersächsischer freiheiten, zur erwähnung. Die äusserliche art von Wanieks darstellung macht sich auf diesem gebiet besonders unangenehm bemerkbar. Über Gottscheds Pietsch-ausgabe liesse sich in sprachlicher hinsicht allenfalls folgende lakonische bemerkung verwerten: „Das buch ist Joh. Burchard Mencke gewidmet, der, wie die zueignungsschrift ausführt, unter den Meissnischen dichtern der grösste ist, wie Pietsch unter den preussischen. Wir sehen hieraus, welche rolle noch immer der stammesgegensatz spielt." Gedankenstrich. Es ist allerdings höchst bedenklich, wenn Waniek erst durch solch ein äusserliches gelegenheitszeichen über den fortbestand des „stammesgegensatzes" aufgeklärt wird. Wie er die bedeutungsvolle vorbedingung, die für Gottscheds spracheinigende wirksamkeit in seiner ostpreussischen herkunft liegt, nicht erkennt, so übergeht Waniek auch die selbst Gottsched gegenüber in Leipzig noch immer hochmütig empfundene sprachliche überlegenheit. — Von vorn herein klingt es oft wie eine art tadel, wenn Waniek die sprachlichen kriterien des Gottschedschen kreises erwähnt, so s. 54 und 56: die grundsätzliche bedeutung dieser voranstellung sprachlicher gesichtspunkte gelangt nirgends

zu unbefangener würdigung. — Von ernstem eindringen in die sprachlichen verhältnisse zeugt es nicht gerade, dass Waniek sich ein paar mal (s. 52 fg.) das vergnügen macht, die schreibung Leüthe und Landesleüthe im König-Bodmerschen briefwechsel mit anführungszeichen als kuriosität herauszuheben. — Der sprachabstand der Schweizer kommt wider nur in gewohnter äusserlichkeit als tatsache gelegentlich zur erwähnung; vergebens suchen wir eine ausführung, durch welche eigenheiten sich denn nun in aller welt ihr abstand vom hochdeutschen charakterisiert. Treffend kommen dagegen hie und da ihre sprachtheoretischen anschauungen zur besprechung. — Auch die verstreuten sprachgeschichtlichen erörterungen lassen bedauern, dass die vorwaltende zeitliche reihenfolge bedeutendes wie unbedeutendes bunt durcheinander würfele, das entscheidende deshalb mangels scharfer hervorhebung verschwimme. Ganz richtig hebt Waniek s. 88 hervor, wie es gleichzeitig die lateinische gelehrtensprache und die französische modesprache der aristokratie zu überwinden galt. Aber genügt eine solche vereinzelte behauptung? beides war auszuführen, zu beweisen, d. h. Gottscheds kampf gegen beide fronten zu verfolgen, zu veranschaulichen. Wie sich die universität Leipzig zu Gottscheds deutschsprachlichen bestrebungen stellt, bleibt unerörtert. — Gelegentlich der würdigung von Gottscheds rhetorischen bemühungen kommt s. 96 fg. eine fortgeschrittene sprachtheoretische ansicht Gottscheds zur erwähnung, nicht ohne dass sie sogleich in das richtige verhältnis zu Gottscheds beschränktheit in abwehr der volkssprache gesetzt wird. — Nun folgt die besprechung der „Redekunst“, leider in eigentümlichem zickzack: erst wird von der „vertrauten rednergesellschaft“ gehandelt, darauf folgt eine kurze charakteristik vom „grund-riss einer vernunftmässigen rede-kunst“, der nächste abschnitt beginnt: „Mit der theorie gieng auch hier die übung hand in hand“, und deutet auf die „nachmittägige rednergesellschaft“ hin, schliesslich wird nochmals ausführlicher auf die „Redekunst“ zurückgegriffen, wobei der (vom referenten bereits stark hervorgehobene) kompilatorische charakter und die von Waniek immer richtig erkannte betonung des sachlichen gehaltes der rede zu ihrem recht kommen. Wir stehen auf s. 99. Erst 180 seiten später wird die „Ausführliche redekunst“ genannt, unter ihrem erscheinungsjahr, leider viel zu dürftig. Entweder — oder! hätte sich Waniek hier überall sagen sollen: in wahrheit aber unterschätzt er alle ausserästhetischen und innerlichen momente. — Auf den zusammenhang der Redekunst gerade mit der „Deutschen gesellschaft“ wird nicht eingegangen, obgleich auf diesem gebiete ihr hauptverdienst zu suchen ist. — Ausführlicher verweilt Waniek dankenswerter weise bei den reden selbst, die aus der nachmittägigen und vormittägigen rednergesellschaft hervorgiengen (s. 280 fgg.). Auch auf die geistliche beredsamkeit wird mit recht eingegangen (s. 283 fg.); zu wirklicher ausführung gelangt wider nur der aus dieser partie der „Redekunst“ erwachsene äussere konflikt, den schon Danzel behandelt. Wir können es nur loben, dass Waniek in diesem zusammenhang, unter abgehen von der zeitlichen reihenfolge, sogleich die homiletik Gottscheds abhandelt und den praktischen einfluss dieser bestrebungen auf prediger hervorhebt. — Ausführlich und dankenswert sind die sprachlichen bemerkungen aus der „Kritischen dichtkunst“ herausgehoben. Eindringlicher charakterisierend hätte sich die darstellung gestalten lassen, wenn Gottscheds auffassung der dichtersprache durch ihr verhältnis zur prosa illustriert wäre. — Der für erkenntnis der sprachlichen zustände sehr wichtige briefwechsel zwischen Clauder und Bodmer ist so gut wie garnicht ausgenutzt. Wie die kenntnis des handschriftlichen briefschatzes in Bodmers und Breitingers nachlass überhaupt eine sehr eng

begrenzte ist, werden Clauders briefe nur an zwei schon von Hirzel bezw. von Baechtold veröffentlichten stellen herangezogen. — Im weitern verlauf erwähnt Waniek da und dort Gottscheds stellung zum hochdeutschen; die historische charakteristik bleibt indes unzulänglich, so lange nicht das verhältnis zur bisherigen entwicklung des hochdeutschen hervortritt und andererseits Gottscheds Königsberger hochdeutsch nicht erkannt wird: nur dass er die kenntnis des niederdeutschen und des polnischen aus seiner heimat mitgebracht, gelangt zu gelegentlicher erwähnung. — Der versuchung, specialforschungen zur geschichte des neuhochdeutschen heranzuziehen, hat der verfasser mannhaft widerstanden: namentlich wird auch an Burdachs und Kluges abhandlungen vorübergegangen, wo immer der gegenstand dazu aufforderte. — Wie stets mehr beschreibend und referierend als eindringend und charakterisierend, kommt auch (s. 279) die verbesserung des stils zur erwähnung. Um so freudiger ist der hinweis zu begrüssen, dass Gottscheds forderung von klarheit und deutlichkeit ein mittel war, der aufstrebenden deutschen litteratur auch die geistig tiefer stehenden volkskreise zu erschliessen. — Im zusammenhang mit den „Critischen beyträgen" zieht Waniek eine reihe anderer sprachforscher zur besprechung heran. „Auf den abschluss, den diese sprachlichen bestrebungen durch Gottscheds „Deutsche sprachkunst" gefunden haben, werden wir noch zurückkommen" — heisst es hier, s. 276. Auf s. 540 fgg. wird dieses versprechen eingelöst. Leider rückt Waniek diese betrachtung von vornherein ins dunkel. Das kapitel beginnt: „Je tiefer Gottsched seine autorität auf dem gebiete der dichtkunst sinken sah, desto nachdrücklicher wandte er sich der wissenschaft zu und suchte die weitgehenden pläne seiner jugend zu abschliessender ausführung zu bringen. 1748 erschien zunächst seine „Grundlegung zu einer deutschen sprach-kunst", durch welche er bei manchen, wie bei Hagedorn, den letzten kredit verlor." Jeder, der sich erst aus Wanieks buch über Gottsched informieren wollte, müsste aus dieser einleitung zu der durchaus schiefen auffassung gelangen, Gottsched habe 1) das sprachliche gebiet nur notgedrungen als asyl aufgesucht, weil er fühlte, dass er in der dichtkunst abgewirtschaftet, und er habe 2) nun wirklich durch die sprachregelnde tätigkeit nur vollere verachtung herausgefordert. Gerade das gegenteil entspricht in beiden fällen der wahrheit. — Aus dem inhalt der „Sprachkunst" selbst werden eine seite lang einige wichtige punkte herausgehoben. Man vermisst jedoch vor allem die bezeichnende auffassung Gottscheds von unregelmässigen beugungen, „unrichtigen" nach seiner verdeutschung, ferner eine präcisierung der klassischen autoren, des verhältnisses zu Luther wie andererseits zur kanzlei, endlich die auch hier angestrebte überwindung der dialekte. — Heinzes schrift gegen Gottscheds Sprachkunst ist nicht in bausch und bogen zu verwerfen (s. 544), s. den I. bd. meiner G.-schrift s. 57 fg. Dankenswert weist Waniek auf Schwabe als verfasser der unter dem naheliegenden decknamen Kunze gehenden Gottschedianischen duplik hin. — In seiner genugsam gekennzeichneten manier verfährt Waniek mit den sonstigen angriffen auf die „Sprachkunst": nachdem einige gegner kurz abgetan, verweilt die darstellung bei Popowitsch; statt indes die berechtigung der von diesem manne vorgebrachten einwürfe zu prüfen, kommt nur der zank wegen der ironischen deklination von Gottscheds namen zu breiterer behandlung. — Das verhältnis Gottscheds zu den Benediktinern wird nur höchst dürftig erwähnt: kennt doch Waniek die wichtigsten, gedruckt vorliegenden quellen nicht, weder die briefe Gottscheds und Rudolf Grasers an P. Placidus Amon noch die Historia rei litterariae Ordinis Benedictini. — Mit willkommener ausführlichkeit ist der neologische krieg dargestellt, so dass denn auch manche aufklärung geboten wird. Ob das „Ragout à la Mode" nicht Meier,

sondern Zink zuzuschreiben, möchten wir freilich nicht so kurzer hand entscheiden. Im übrigen vermisst man unter den quellen neben Burdachs forschungen die ausführungen von Köster im A. f. d. a., bd. XXII, s. 366 fgg. — Sehr wirksam ist schliesslich die heranziehung von Adelung, durch welche die charakteristik Gottscheds als sprachforscher an historischer beleuchtung gewinnt.

Wenden wir uns den litteraturgeschichtlichen seiten des buches zu, so vermisst man zunächst eine berücksichtigung der litterarischen tradition, die Gottsched in Leipzig vorfand. Das ausserachtlassen der dort bereits herrschenden litterarischen reformideen ist nicht nur ein mangel, wird vielmehr zu einem wirklichen fehler: denn vieles erscheint nun in Wanieks darstellung als tat Gottscheds, was in wahrheit von ihm nur übernommen und fortfgeführt ist. Die ersten Leipziger jahre Gottscheds treten dadurch in falsche beleuchtung; es tritt nirgends hervor, wie man sich ihm zunächst überlegen weiss, ihn das auch fühlen lässt, bis er sich in zunehmendem masse als besonders betriebsames werkzeug für die aufgaben erweist, an deren lösung die Leipziger litterarischen kreise schon vor Gottscheds ankunft arbeiten. Gleich Menckes einfluss kommt der von J. U. König nicht zu seinem rechte. Wie sich das bild des sächsischen hofdichters durch eindringende betrachtung litterarisch und persönlich überhaupt hebt, so ist ihm namentlich der bisher Gottsched zugeschriebene plan zu verdanken, dass sich die Deutsche gesellschaft in Leipzig mit kurfürstlichem privileg zu einem gegenstück der Académie Française herausbilde. Auch die eigentümliche tatsache gelangt nicht zur würdigung, dass J. U. König grundsätzlich den späteren zankapfel, die oper, schon vor Gottscheds angriffen preisgab und nur im praktischen hinblick auf den hof aufrechterhielt. Ähnlich ist für den hofpoeten entscheidend, dass er im princip die reimlose poesie billigt und nur wegen des zustandes der deutschen sprache sachlich vernünftige bedenken hegt. Durch umstellung der glieder des satzgefüges erzielt Waniek fast den entgegengesetzten eindruck. Wanieks verfahren, in bausch und bogen zusammenzufassen statt sachlich zu entwickeln, führt gerade an diesen entscheidenden punkten zu vielen schiefheiten. So ist es mit Königs „entschiedener parteinahme für Gottsched“ (s. 75) nicht weit her; vielmehr spricht er sich teils herablassend, teils wegwerfend über den neuen klienten aus, der durch ihn sein glück machen wolle. — Wenigstens ist erfreulich, dass bei späterer gelegenheit (s. 104 fgg.) auf die bemerkenswerten versuche hingewiesen wird, die König und Henrici unternahmen, um das lustspiel an das leben anzuknüpfen. — Wanieks verzicht auf ruhige entwicklung der tatsachen führt bisweilen heterogene dinge zusammen. Da wird aus einem gedicht Gottscheds an König citiert:

„Wer weiss von Zieglern nicht? wer weiss nicht von Philandern,
Doch diese spielten nur der Pleissen nymphen vor;
Ihr ton ergetzte noch kein grosses fürstenohr!“

Philander von der Linde ist bekanntlich Menckes pseudonym; so muss die verstohlene schmeichelei für den gönner am hofe zu einer kühnen überleitung herhalten (s. 54): „Mencke tritt denn auch in der tat immer mehr in den hintergrund, was in verbindung mit den parteiungen in der deutschübenden gesellschaft den raschen niedergang derselben zur folge gehabt haben mag.“ Auch tatsächlich entbehrt diese vermutung der begründung. — Für die ganze art, in welcher Gottscheds tätigkeit durch die sächsischen litteraturkreise vorbereitet ist, kann referent jetzt auf den II. band seiner Gottsched-schrift, s. 34—43 und s. 58 fgg. verweisen.

Wanieks betrachtung der Gottschedschen wochenschriften verfährt isolierend. In jenen moralischen modeblättern kehren bestimmte gedanken als gemeingut überall wider: diese züge dürfen bei der charakteristik nicht ausser acht gelassen werden. Im übrigen findet verfasser die richtigen gesichtspunkte, dass die „Tadlerinnen“ das weibliche geschlecht auf nationale gesinnung, sitte und sprache sowie auf interesse für wissenschaft und poesie hinlenken wollen. — Den schon in der ersten wochenschrift ausgesprochenen ästhetischen grundsatz von nachahmung der natur hat Gottsched von Pietsch übernommen, was zur beantwortung der s. 42 aufgeworfenen frage bemerkt sei (s. meinen II. bd., s. 35). — Über Braitmaiers Geschichte der poetischen theorie usw. urteilt Waniek in diesem zusammenhang gerecht abwägend und zutreffend. — Die zahlreichen pamphlete, die von den „Tadlerinnen“ hervorgerufen werden, sind nicht berücksichtigt; nur bei anderer gelegenheit (s. 69) wird wenigstens Henricis sendschreiben „An die vernünftigen tadlerinnen“ erwähnt. Es sei auf die folgenden (in der königl. bibliothek zu Berlin vorhandenen) flugschriften verwiesen: Oratorum Novorum Pica cum remedio; Zweyer guter freunde gespräch über das tractätgen Oratorum Novorum Pica cum remedio; Artzt! hilf dir selber! das ist der gute rat, welchen dem verfertiger der Picae Novorum oratorum als einem selbst jetzt höchst kranken artzte ... mitteilete ... ein ... Hallisches frauen-zimmer; Das urteil der vernünfftigen tadlerinnen von dem bissher in Jena geführten kleinen federkriege; Nötige anmerkungen zu dem urteil der vernünfftigen tadlerinnen. — Gottscheds moralisches verhalten gelegentlich seiner Pietsch-ausgabe wird treffend beurteilt, leider aber nur bei diesen äusserlichkeiten seitenlang verweilt und kein raum für die litterarische bedeutung der ausgabe und der Gottschedschen vorrede gefunden. — Über Manteuffels kritik des „August im lager“ von König (s. 51) hätte der briefwechsel der grafen Manteuffel und Wackerbarth (auf dem Dresdener hauptstaatsarchiv) nähere aufschlüsse gewährt; besonders Manteuffels ausführliche äusserung vom 4. januar 1732 betont, seine gründe gegen dies epos stammten allein „du bon sens et de mon ami Horace.“ — Die ursache für Königs zerfallen mit Brockes möchten wir nicht nur in „verletzter persönlicher eitelkeit“ suchen (s. 52): zwischen der natürlichkeit des einen und der schwülstigen verstiegenheit des andern klafft doch in der tat ein sachlicher gegensatz. — Dankenswert wird über Gottscheds teilnahme an Königs streit mit Hanke aufschluss gewährt. — Dass Gottsched bereits 1725 betr. annahme oder ablehnung von dramen einfluss auf einen theaterprincipal ausgeübt (s. 69), dass er überhaupt „damals mit dem theater bereits in innigster fühlung stand“, ist nirgends belegt und widerspricht Gottscheds eigenen darstellungen seiner beziehungen zur bühne. Die mahnung Henricis an die „Tadlerinnen“, sie mögen in verbesserung anderer nicht sehen lassen, dass sie selber der verbesserung bedürftig seien, vor allem niemandes ehre antasten und den „circul ihres berufes“ nicht übertreten, war keineswegs „eine mahnung für den jungen magister, sich mit der bühne nicht zu vermengen“, sondern offenbar eine ablehnung als sittenrichter. — Das souveräne ignorieren aller neueren forschungen zeigt sich abermals eklatant in der behauptung (s. 71): „Seit Danzel hat man sich gewöhnt, den grossen litteraturstreit so darzustellen, als ob bis zum jahre 1740 das beste einvernehmen und eine völlige übereinstimmung in den bestrebungen der beiden parteien bestanden hätte.“ Nun, Waniek hätte sich nur erinnern sollen, was J. Crüger (in der Deutschen nationallitteratur, bd. 42, einleitung s. LVI fgg.), was Bernays (A. d. biogr. s. 501 fg.), was Baechtold (Geschichte der deutschen litteratur in der Schweiz s. 536 fgg., 547, 557), was Braitmaier (in seinen ersten kapiteln) vorbringen, und er würde erkannt haben,

dass nicht erst seine darstellung Danzels auffassung als veraltet erscheinen lässt. — Die in der tat charakteristischen angriffe, welche Gottsched im „Biedermann“ gegen Bodmer richtet, sind klar herausgehoben (s. 78 fg.). — Wanieks vermutung (s. 81), die öffentliche erklärung Königs gegen Bodmer werde von Krause herrühren, ist gegenstandslos; König teilt am 22. oktober 1728, bereits wider von Dresden aus, Gottsched seine absicht mit, das publikum öffentlich aufzuklären. — Die oden der Deutschen gesellschaft sind s. 90 fgg. meist geschickt abgefertigt. Zu viel wird von Gottscheds ode „Das lob Germaniens“ verlangt: „Der dichter sucht offenbar nach nationalem gehalt, aber statt deutsches leben mit deutschem geiste zu durchdringen und darzustellen, trägt er ... geschichtliche tatsachen zusammen ...“ Das unhistorische von Wanieks massstäben tritt hier so recht hervor. Dieses renommieren mit den grosstaten der deutschen vergangenheit herrscht in der poesie seit dem 17. jahrhundert, ja geht bis in die tage Huttens zurück, gehört auch keineswegs zu den unrühmlichen seiten jener epoche. — In den anfängen der deutschen anakreontik wird der zug nach klarheit und die scheu vor erwähnung sinnlicher vorstellungen (s. 94 fg.) glücklich aufgewiesen; durch hinweis auf die unsittlichheit des lebens wäre die prüderie noch in wirksamere beleuchtung getreten.

Das VI. kapitel wendet sich der bühnenreform zu. Um hier wesentlich über Danzel hinaus zu gelangen, um überhaupt eine für den heutigen stand der forschung ausreichende geschichtliche würdigung zu erreichen, wäre zunächst viel weiter auszuholen, in die bühnenentwicklung des 17. jahrhunderts einzudringen, alsdann aber auch der geist Gottschedscher „regelmässigkeit“ in seiner verwandtschaft mit der kunst und kultur seiner zeit zu bezeichnen. Waniek theoretisiert und konstruiert zu viel, statt die tatsachen umfassend und in ihrer natürlichen verknüpfung sprechen zu lassen. Um das zusammenhangslose und das unhistorische dieser darstellung noch zu erhöhen, glaubt Waniek „auf den fortschreitenden epischen charakter“ des dramas hinweisen, ferner betonen zu müssen, „die vergröberung des heldentums gieng bald so weit, dass man meist wahre gottesgeisseln der menschheit, Nerone, Domitiane usw. auf die bühne brachte.“ Die damit angedeuteten erscheinungen treten in andere beleuchtung, wenn wir uns erinnern, wie sich das drama gerade aus epischen quellen heraus entwickelt hat und wie im gegensatz zu dem aus dramatischer charakteristik vorschreitenden englischen das französische drama noch tief im epischen stecken geblieben war. Eine ähnliche oberflächlichkeit liegt im ausserachtlassen der älteren auffassung des heldentums im deutschen drama: trat etwa gegen die heldenauffassung des Hans Sachs eine vergröberung ein? und zeigen nicht schon die ersten deutschen schüler der englischen komödianten das groteske? war es nicht durch den marinismus verstärkt? — Gottscheds verlangen nach einer darstellung „nur solcher laster und tugenden, die im gemeinen leben unter leuten von allerlei ständen häufig vorkommen“ (s. 109) hat seine zwei seiten, die man beide gern bezeichnet gesehen hätte. — Die zerstückelung der arbeit sowie das wesentlich chronologische verfahren bringen es mit sich, dass eine person bald einseitig ungünstig, bald einseitig günstig beleuchtet ist, z. b. König. Ebenso werden aber an einer stelle unter umständen quellen ausser acht gelassen, die einige hundert seiten später herangezogen sind; so vermissen wir über einführung des regelmässigen repertoires (s. 111 fgg.) die benutzung der „Briefe, die einführung des englischen geschmacks in schauspielen betreffend“, die jedoch bei der vertreibung des Hanswurst (s. 335) zu rate gezogen sind. — Auf der quellenliste für die poetik fehlt vor allem Mencke. Waniek gibt s. 113 nur die von Gottsched selbst später aufgezählten quellen wider, um sogleich

zwei anzuzweifeln: „ob und wie er die übrigen schriftsteller benützt hat, wird im nächsten kapitel erörtert werden"! Sogleich aber werden schon Gottscheds ästhetische anschauungen bruchstückweise behandelt, als wenn sie ihm eigentümlich wären. Schon die moralisierende tendenz auf strafe des lasters und lohn der tugend als dramatisches ziel — bildet sie etwa Gottscheds eigentümliche dramaturgische theorie? Nur wer die verbreitung dieser tendenz in der weltlitteratur heranzieht, könnte zu historischer charakteristik von Gottscheds ästhetischer richtung gelangen. — Die bühnenreform ist im ganzen viel zu theoretisch und dies theoretische überdies viel zu abstrakt aufgefasst. Schon das endergebnis von Wanieks vorläufiger dramaturgischer untersuchung zeigt, wie weit er mit seiner (leider schon von Danzel geübten) auflösung bestimmter einzelheiten in abstrakte allgemeinheiten gelangt: „So hatte das suchen nach dramatischen gesetzen Gottsched gleichzeitig nach zwei verschiedenen richtungen, nach der idealistischen und realistischen gedrängt"! Eine solche contradictio dürfte einer verwischung der tatsachen näher kommen als ihrer präcisierung. — Noch bitterer rächt sich diese principienreiterei bei darstellung des repertoirewechsels. Alles soll zielbewusste umwälzung, fester plan, graue theorie sein, des lebens goldner baum grünt für Waniek nicht. Zunächst lässt schon Gottsched selbst seine teilnahme an der reform (in den „Briefen, die einführung des englischen geschmacks betr.") viel bescheidener erscheinen. Die praxis behielt die führung. Gottsched gibt wol hie und da ratschläge, vor allem aber neue stücke bezw. übersetzungen, und das ehepaar Neuber versucht es schüchtern und schrittweise mit diesen neuartigen vereinzelten bereicherungen des repertoires. Der äussere, pekuniäre erfolg ermutigte zu weiteren schritten auf dieser bahn. Viel zu ideal ist die Neuberin genommen: „Sie billigt Gottscheds ansicht von dem idealen zweck des dramas und weiss, wie er bei verwerfung der oper gegen die sinnlichkeit losdonnert, aber sie erkennt auch, dass sich die echte kunst von dem boden der sinnlichkeit aus zum ideale erhebt" (s. 124)! Eine lebensvolle charakteristik der madame Hui würde mehr von ihrer geschicklichkeit und gesunden natur, weniger von ihren idealen sprechen. Im übrigen trifft Waniek gewiss das richtige, wenn er darlegt, dass die Neuberin Gottsched von anfang an ferner steht als ihr mann (s. 123 fg.). Beim bruch war sie die treibende kraft, daher auch ihre spätere verdunkelung in Gottschedianischen schriften (eine realistische entwicklung der bühnenreform unternehme ich bd. II, s. 174 fgg.). — Die ausserachtlassung der tatsachen zu gunsten vager konstruktion zeigt aber im folgenden sogleich wider die behauptung: „Wäre der einfluss der Neuberin bei der fassung und ersten durchführung der reformgedanken ein grösserer gewesen, so hätte sich das repertoire jedesfalls mehr im lustspiele als in der tragödie bewegt." Im lustspiel lag vielmehr zunächst kein neues material vor, wird auch sonst weniger geleistet, und die steifheit lässt sich mit der würde der tragödie noch eher vereinen als mit der niedrigkeit des kleinbürgerlichen lustspiels. — Waniek meint, das einsetzen mit der tragödie entspringe Gottscheds bewusster berechnung: „der gegensatz der neuen richtung konnte mit der tragödie entschiedener und schärfer hervorgehoben werden" usw. — immer wittert Waniek zu viel absichtlichkeit, zu strenge feldzugspläne. — S. 122 wird Fürstenau im gegensatz zu Danzel als vertreter der forschung „neuerer zeit" vorgeführt: seine schrift: „Zur geschichte der musik und des theaters am hofe zu Dresden" erschien 1861 fg.

Das siebente kapitel behandelt die „Kritische dichtkunst". Hier wird endlich Menckes „Unterredung von der deutschen poesie" — dem titel nach aufgeführt, als beleg für die ästhetischen interessen der deutschen gesellschaft, ohne prüfung des

weitgehenden einflusses auf Gottsched (ich handele darüber bd. II, s. 39 fg.). — Der betrachtung der „Kritischen dichtkunst“ ist die erste auflage zugrunde gelegt; die zahlreichen abweichungen der späteren überarbeitungen werden wenigstens hie und da in vereinzelten bemerkungen berücksichtigt. Der kompilatorische charakter des werkes ist natürlich nicht verkannt, ebenso tritt hervor, wie die auswahl meist von bestimmten grundsätzen oder doch lieblingsgesichtspunkten aus geschah, doch immer so dass der Gottschedschen poetik missverständnisse und widersprüche nicht erspart bleiben. Dies kapitel gehört auch dadurch zu den verdienstlichsten, dass Gottscheds ausführungen meist im verhältnis zu den fremden quellen entwickelt werden. Wie manche missverständnisse Gottscheds in auslegung des Aristoteles auf Dacier zurückgehen, hätte des nachweises gelohnt. Die widersprüche erklären sich zum guten teil aus der mannigfaltigkeit der quellen. — Verblüffend klingt die behauptung s. 177, Gottscheds Krit. dichtkunst habe „der poesie den handwerksmässigen charakter endgiltig benommen.“ Was zur begründung dient, ist an sich richtig, nämlich dass sie „nicht nur die formalen künsteleien verwarf, sondern auch die dichtersprache als den angemessenen ausdruck dichterischen geistes fasste, mochte sich derselbe auch in den engen grenzen des verstandes bewegen.“ Übte denn Gottsched aber nicht selbst die poesie handwerksmässig auf bestellung aus? Und bewahrt nicht jede kunstlehre, welche sich trotz voraussetzung von talent wesentlich in aufstellung erlernbarer regeln erschöpft, eine handwerksmässige auffassung der poesie? Gottsched hat ja später Breitingers konkurrenzwerk durch den einen donnerschlag zu vernichten geglaubt, dass man mit hilfe desselben weder eine ode noch eine kantate usw. machen lerne! — Ähnlich geht Waniek in seinen sonstigen schlussfolgerungen zu weit: „Das ganze lückenhafte und stellenweise geborstene gebäude durchweht ein moderner zug: der ruf nach natur.“ Es ist zweifellos richtig, dieses Gottschedsche streben nach natur im gegensatz zu dem „gezierten, verschnörkelten und verstiegenen“ 17. jahrhundert aufzufassen. Aber erstlich ist Gottscheds ruf nach natur nichts anderes als ausfluss rationalistischen geschmacks, gewiss also geschmackvoller als der marinismus, aber zugleich doch unkünstlerisch. Ferner hätte eine zulängliche historische charakteristik nicht den zusammenhang der Gottschedschen bestrebungen mit der gleichzeitigen kunst und kultur ausser acht lassen dürfen, in welchem sie nur als teil einer allgemeineren reaktion erscheinen. — Zu den urteilen über Gottscheds Krit. dichtkunst sei noch auf eine äusserung verwiesen, die Abraham Kästner am 31. juli 1771 an Johann Heinrich Voss schreibt (handschriftlich im Voss-archiv der Eutiner gymnasialbibliothek): „Gottscheds dichtkunst ist nicht ganz zu verwerfen. Sie kann die gröbsten fehler vermeiden lehren. Weiter braucht auch das genie keine regeln.“ — Treffend zieht Waniek Goethes gerecht abwägendes urteil heran.

Am beginn des nächsten kapitels: „Das älteste tragödien-repertoir und die musik“ steht der satz: „Von stufe zu stufe gelangt er jetzt an die spitze der deutschen kulturbewegung.“ Noch ein paarmal findet sich ein solcher hinweis auf den kulturzusammenhang, leider kommt er nicht zur behandlung, trotz dieses aufdämmernden verständnisses ist es nur die alte litterarisch-ästhetische enge, auf welche sich die eigentliche ausführung beschränkt. — Dass Gottscheds anlehnung an das französische drama keineswegs bedingungslos geschah, wird s. 186 gegen Lessings 17. litteraturbrief mit recht geltend gemacht. Hier, wo der geschmack der Engländer dem der Franzosen gegenübergestellt wird, hätte Waniek auch auf Gottscheds geständnis verweisen sollen: „Es scheint als wenn die Engländer die Franzosen bald aus Deutsch-

and verjagen wollten. Es möchte immer seyn, wenn nur nicht eine ebenso blinde hochachtung gegen sie einreisst" (Brief an Bodmer vom 2. mai 1739). — Für die wirkung des „Sterbenden Cato" hat Waniek nicht die richtige erklärung gefunden: durchaus nicht die moralischen oder gar die freiheitlichen anschauungen (s. 189 fg.) begründen seinen eindruck, sondern die bezeichnenden litterarischen eigentümlichkeiten des neuen stils, der äussere anstand, die würde, die verstandesklarheit. — Im verfolg des verhältnisses zur Neuberin vermisst man den plan einer organischen verbindung mit der Deutschen gesellschaft (vgl. Reden: Karoline Neuber, s. 170 fg. und Eug. Wolff, bd. II, s. 177). — Die ergänzung der gesetze der Deutschen gesellschaft, wonach diese sich vorbehält, leute von bekannter geschicklichkeit selbst vor ihre mitglieder zu erklären", geht bereits auf J. U. Königs plan zurück (s. meinen bd. II, s. 41). — „Der Deutschen gesellschaft erläuterung ihrer absichten" kommt zu geschickter verwertung. — Im gefolge von Gottscheds journalistischen bemühungen marschiert die heerschaar seiner kampfgenossen auf. — Von völliger nichtachtung der übungszwecke der Deutschen gesellschaft zeugt der schlussgedanke des neunten kapitels: „Die Deutsche gesellschaft ist von 1735 ab für Gottsched nur der sockel, auf dem er sich zu persönlichem ansehen und zu litterarischem einfluss erheben will." Es ist dies eine jener souverän klingenden, aber gegenstandslosen kombinationen, die im vorliegenden werke auch sonst bisweilen die historische charakteristik der erscheinungen ersetzen. Vielmehr sucht Gottsched diese und verwandte gesellschaften andauernd, um durch sie die von ihm erstrebten sachlichen wirkungen zu erzielen, vor allem deutsche, dialektfeie, korrekte und gewandte litterarische schulung und betätigung.

Die folgende betrachtung der frau von Ziegler fällt recht dürftig aus. Die grundlegende abhandlung von Philipp Spitta: „Über die beziehungen Sebastian Bachs zu Hunold und Mariane v. Ziegler" (in den „Histor. u. philol. aufsätzen Ernst Curtius gewidmet", bereits 1884 erschienen!) kennt Waniek nicht. So weiss er auch nichts von ihrem vorwaltenden musikalischen interesse und verkehr, nichts von der komposition ihrer neun geistlichen kantaten durch Sebastian Bach, nichts von diesen bemerkenswerten gedichten selbst. Jedes eingehen auf ihre dichtungen, reden und briefe ist überhaupt vermieden, nur rein äusserlich werden die litterarischen beziehungen und ehrungen der Zieglerin sowie die verwegenen scherze ihres salons abgehandelt. Der verhängnisvollen geschichte von ihres vaters lebenslänglicher gefangenschaft wird mit keinem worte gedacht. Vgl. über die Zieglerin jetzt meinen II. bd., s. 117 fgg. und 156—174. — Einen glücklicheren griff tut Waniek in der charakteristik der frau G. — denn hier kann wirklich von charakteristik die rede sein. Sehr geschickt wird auch ihre äussere physiognomie hierfür verwertet. Freilich kommt neben den persönlichen und litterarischen eigenschaften jene auf einen übergang vordeutende mischung stark aufklärerischer mit gefühlvollen zügen nicht zur geltung. Im übrigen ist ein prägnantes bild der geschickten helferin Gottscheds gewonnen.

S. 290 betont Waniek, es finde sich von der auffassung der dichtkunst als eines nebenwerkes für müssige stunden in Gottscheds schriften seit den dreissiger jahren keine spur mehr: aber noch am 3. juni 1734 schreibt Gottsched an Bodmer: „Das lob solcher kenner kan niemanden, und am wenigsten mir gleichgültig seyn. Allein ein poet und weiter nichts zu seyn nährt bey uns seinen mann nicht. Wir können nicht alle professoren der poesie werden: und der ausgang hat es letzlich gewiesen, dass ich die logick und metaphysick zu lehren bestimmet gewesen." —

Die darstellung von Gottscheds konflikt mit seinem „lieben brüderchen“ Bock, dem Königsberger poetiker, hätte sich aus Gottscheds briefwechsel lebendiger gestalten lassen. — S. 313 vermisst Waniek den brief, durch welchen Haller sich mit Gottsched in verbindung setzte. Er hätte ihn unter den von frau Gottsched herrührenden abschriften in der Dresdener königl. öffentlichen bibliothek finden können; veröffentlicht habe ich ihn bd. I, s. 53; — s. 313 scheint also wol schon vor märz 1894 gedruckt zu sein? Auch Gottscheds antwort ist schon vor Hirzels Haller-ausgabe 1868 in Ludwig Eckardts Wander-vorträgen, s. 239 fg., gedruckt. — S. 314 fehlt die kenntnis von Mosheims plan einer verpflanzung der Leipziger Deutschen gesellschaft nach Göttingen (s. Eug. Wolff, bd. II, s. 49 und die dort erwähnten quellen). — Das verhältnis zu den Schweizern bis zum jahre 1738 gelangt in den grundzügen zu treffender darstellung; nur ist die geschichtlich wichtige entwicklung der beziehungen nicht eingehend in ihren tatsächlichen kritischen und brieflichen zeugnissen verfolgt, sondern mehr auf allgemeine kennzeichnung der parteistellung angelegt. — S. 322 hat Waniek übersehen, dass Baechtold s. 174 der anmerkungen seiner Gesch. d. dtsch. litt. i. d. Schweiz durch ein tatsächliches zeugnis die von Waniek für überzeugend erklärte auffassung J. Crügers in sachen der „Charaktere der Teutschen gedichte“ widerlegt. — Der blick, den Waniek s. 325 fg. auf die tochtervereinigungen der Deutschen gesellschaft wirft, leidet von vornherein unter verdunkelnder und schiefer beleuchtung, indem Waniek keinen andern grund für den zusammenschluss kennt als das „gefühl poetischer ohnmacht“ und das streben, „sich durch verbände jenes ansehen zu geben, welches sich die einzelnen durch ihre dichterische wirksamkeit nicht erwerben konnten.“ Gegenüber solchen sich wie eine ewige krankheit fortpflanzenden oberflächlichkeiten hätte eine durcharbeitung der zahlreichen handschriftlichen quellen über die tätigkeit der gesellschaften gezeigt, welche fülle sachlicher ideen und interessen in diesen kreisen lebte und wie heilsam die schulung im gewandten schriftlichen und mündlichen gebrauch der hochdeutschen bildungssprache für die übenden gesellschafter wie für die gelenkigkeit der deutschen sprache wurde. Auch der aufklärerische zug dieser gesellschaften kommt nicht zur geltung. — Dass Waniek die allmähliche umwandlung des Harlekin betont und verfolgt, ist sehr verdienstlich. Schon Lessing hat darauf im 18. stück der Hamburgischen dramaturgie hingewiesen. Das verhältnis des Harlekin zum Hanswurst hätte einen seitenblick verdient. — Sehr unwirsch gibt sich Waniek am schluss dieses kapitels: es wird ihm „schwer zu sagen, ob es verblendung oder unverfrorene verwegenheit war, wenn er (Gottsched) Manteuffel nicht nur bittet, die angelegenheit der Deutschen gesellschaft in Dresden zu fördern, sondern seine unmassgebliche ansicht geradezu dahin äussert, der hof möge die beschäftigungen der beiden Parisischen akademien, der Académie française und des belles lettres mit einander in einer einzigen verbinden“ und dieser dann zugleich auftragen, „jährlich etliche deutsche schauspiele auf französischen fuss für den hof zu liefern.“ Es war nichts als Gottscheds alter plan, nichts als eine zusammenfassung aller interessen der Deutschen gesellschaft. Die äusserung gegen Manteuffel erfolgt, weil des grafen vorhergehender bericht eben gerade widereinmal den zeitpunkt für die staatliche sanction seiner steten bestrebungen günstig erscheinen liess.

Dass die Deutsche gesellschaft Gottscheds austritt ruhig mit ansah, ja sein einlenken ignorierte, erklärt Waniek nach meiner meinung durchaus zutreffend aus der unleidlichkeit von Gottscheds zunehmender herrschsucht und aus der rivalität der Zieglerin und Gottschedin bezw. ihrer salons. — Zu Steinauers angriffen auf Steinbach und J. U. König (s. 351 fgg.) ist Otto Günthers abhandlung (Mitteilungen der

Deutschen gesellschaft in Leipzig, bd. IX, s. 47 fgg.) übersehen, welche namentlich aktenmässiges material über den verlauf des von Waniek nur angedeuteten konflikts mit König beibringt. — Die über Steinauer s. 353 fallende behauptung: Gottsched „sandte ihn später als agenten für den Gottschedianismus nach Bern“ ist irrig, es blieb bei dem plane. — Arg versehen hat sich Waniek in fixierung des beginns der litteraturfehde. Auf die autorität von Gottscheds eigenem späteren zeugnis setzt er den ausbruch in das jahr 1738 mit den Erörterungen von der schönheit der deutschen sprache. Waniek übersieht, dass Gottscheds angabe auf irreführung und ablenkung berechnet ist, soweit nicht geflissentlicher selbstbetrug des verblendeten vorliegt. Zunächst ist nämlich schon im einzelnen Wanieks darstellung jener polemik tatsächlich falsch; schreibt er doch (s. 358): „Als nun Bodmer von Gottsched um einige kleine prosaische aufsätze für die „Beiträge“ ersucht wurde (9. mai 1738), sandte er gegen den ersten teil jenes artikels die „anmerkungen eines ungenannten über die unvollkommenheit der deutschen sprache“. Es war der erste, zwar versteckte, aber darum nicht minder heftige angriff auf die Leipziger.“ Nun, danach müsste Waniek den beginn der litteraturfehde noch um weitere sechs jahre zurückdatieren. Hätte er in Bodmers nachlass die wichtigen briefe Clauders wirklich gelesen, so würde er wissen, dass sofort nach dem erscheinen des ersten stücks der „Crit. beiträge“ Bodmer seine anmerkungen zu Gottscheds aufsatz an Clauder sendet, der sie weiter ausführt, alsdann anfang 1733 mit Bodmers wissen Gottsched übergibt und ihn zur beantwortung „ermuntert“. Erst 1738 druckt Gottsched die anmerkungen mit seiner antwort ab, das betr. stück erschien zu ostern, also noch vor dem 9. mai! Noch am 1. april 1739 entschuldigt sich Bodmer überdies, dass er die am 9. mai 1738 erbetenen, von ihm am 30. juli zugesagten prosaischen aufsätze noch nicht ausarbeiten konnte. Und dann welche gedankenlosigkeit: erst sollen die anmerkungen in erfüllung von Gottscheds bitte, andererseits anonym eingesandt sein (s. 359). Aber auch weiterhin geht Waniek fehl, wenn er sich so ausdrückt: „Gottsched erkannte natürlich in dem „ungenannten“ sofort den einsender Bodmer selbst und sah in den angriffen nicht nur eine zurückweisung jenes artikels in den „Beiträgen“, sondern, da er sich als repräsentant der deutschen litteratur fühlte, eine verurteilung seiner ganzen litterarischen wirksamkeit ...“ Clauder hatte Gottsched die provenienz der anmerkungen durchaus nicht verschwiegen; nur aus persönlicher schonung für Bodmer richtet Gottsched seine duplik an die bequemere adresse eines „ungenannten“ und formuliert dem entsprechend auch die überschrift der von Clauder weiter ausgeführten Bodmerschen bedenken. Wie gefährlich Wanieks neigung zu verallgemeinernden grossen worten ist, erhellt aus dem hier geführten fehlschlag: wenn Gottsched „seine ganze litterarische wirksamkeit“ verurteilt gesehen, hätte er wol nicht $5^1/_2$ jahre heuchlerischer freundschaft bis zur abwehr hingehen lassen. Sehr diplomatisch führt er Bodmers eigene leistungen gegen den „ungenannten“ ins feld. Auch die bezeichnung dieses „ungenannten“ als ausländer ist keine impertinenz Gottscheds, findet vielmehr seine erklärung in der von Clauder gewählten einführung, die schon den (von Waniek übersehenen) bedeutsamen gesichtspunkt andeuten sollte, dass es sich hier nicht um feststehende gegenmeinungen von Bodmer oder gar von ihm, Clauder, selbst handle, sondern um „einem briefe inserierete“ „reflexiones“, was etwa ein nichtdeutscher den darlegungen Gottscheds von der schönheit der deutschen sprache einwenden könne. Vgl. meine Ausführungen II, 66 fg. und die briefe im anhang. Der briefwechsel zwischen Gottsched und Bodmer schreitet ungestört noch anderthalb jahre fort, ja auch Breitinger setzt sich jetzt in direkte verbindung mit Gottsched.

Es bleibt dabei, dass um die wende der jahre 1739 und 40 mit vollendung des druckes der Zürcher kritischen hauptschriften, namentlich der „Krit. dichtkunst“, Gottsched die offene fehde proklamiert. Als bezeichnend ist wol auch aufzufassen, dass die vereinzelten, nirgends entscheidenden seitenhiebe auf Gottsched im text dieser schriften fast ausnahmslos ohne namensnennung erfolgten und erst das register unter seinem namen auf die betr. seiten verwies. — Der beurteilung der neuen ästhetischen schriften von Bodmer und Breitinger vermag ich in allem wesentlichen ebenso freudig zuzustimmen, wie der früheren darlegung ihrer principien. Die Zürcher sind stärker spekulativ und idealistisch veranlagt, dennoch geht ihre kunstauffassung durch das medium der logik, einer logik freilich, die recht verworren ist; sehr glücklich spricht Waniek von phantasielogik. Zu wünschen wäre als ergänzung dieser theoretischen betrachtung gewesen, wie sich das praktische eingreifen beider parteien in die entwicklung der sprache, der bildung, des dramas bezw. des epos stellt. Auch vermisst man die vorführung dessen, was die Zürcher litteraturhäupter, was andere Schweizer männer und jünglinge von Gottsched und seinen bestrebungen gelernt und profitiert hatten.

„Der geistvolle poet“ rührt nicht von Elias Schlegel her (s. 395), sondern von dessen bruder Adolf, — vgl. meinen nachweis Vierteljahrschrift f. litteraturgesch. IV, 393. — Im übrigen kommt Johann Elias Schlegel in Wanieks darstellung zu kurz. Wer nichts von ihm wüsste als die verstreuten dürftigen bemerkungen Wanieks, könnte nicht ahnen, dass es sich hier um eine andere erscheinung als den sonstigen tross der schüler Gottscheds handele. Meist ist er ganz wie einer der erbärmlichen gesellen mit ein paar äusserlichen wegwerfenden bemerkungen abgetan, nichts davon, wodurch er sich über die Gottschedsche schule seiner grundanlage nach erhebt, nichts, wodurch er in der dramatischen produktion, fast nichts, wodurch er in der dramaturgischen theorie der vorläufer Lessings geworden. Freilich liegt hier absicht vor; stichelt Waniek doch s. 420 auf moderne „rettungen“. Nicht aber bequemt er sich das jetzt ziemlich allgemein über J. E. Schlegel geltende urteil zu widerlegen, er wirft nur sein abweisendes urteil gegen neuere forschungen in die wagschale. Ausdrücklich leitet Waniek von Gottsched über: „Eine ähnliche verarmung des dramatischen lebens finden wir bei El. Schlegel.“ Dem widersprechen nun schon die unmittelbar folgenden ausführungen Wanieks über „Die Trojanerinnen“: „Die fülle der handlung hat schon Mendelssohn im 310. litteraturbriefe gerühmt.“ Ebenso der nächste satz: „Überreich sind verwickelung und komposition auch in „Orest und Pylades“.“ Anders dann freilich in der „Dido“. Einige zeilen später: „Weniger drückend ist die armut der handlung im „Hermann“, wo die kontraste schärfer ausgeprägt, spiel und gegenspiel lebhafter verwoben sind.“ Danach erweist sich die überleitungsformel als phrase. Dass die kraft in „Dido“ versagte, begründet Waniek damit, dass sich Schlegel „an eine epische quelle wandte und bei der komposition auf sich allein angewiesen war.“ Creizenach wies aber Ztschr. XXII, 230 fgg. ausdrücklich auf dramatische quellen der „Dido“ hin. — Nur das verständnis Schlegels für Shakespeare gelangt zu treffender würdigung. Und in diesem zusammenhang gesteht Waniek denn wenigstens Schlegel ansätze einer determinierteren charakteristik zu. Noch verächtlicher werden Schlegels lustspiele behandelt: „Allein der berüchtigte Quistorp ist noch immer nicht so langweilig wie Schlegel“ — lautet die überleitungsformel. — Zweimal (s. 342 und 413) muss dieselbe angeblich absprechende äusserung eines Gottschedschen korrespondenten Fabricius über Holberg die vage vermutung stützen, dass „in Gottscheds kreisen (!) kein inneres bedürfnis nach jenen dämonischen

komödien herrschte." Ja, „wer weiss, ob er (Gottsched) anfangs nicht geradezu widerstrebt und endlich nur bedingungsweise dem nordischen Plautus seine „schaubühne" geöffnet hat." Wer weiss! Die benutzung Holbergs in den lustspielen seiner frau spricht nicht gerade dafür. Dass er ihn 1754 als derbkomisch abfertigt (s. 637), lässt keinen schluss auf seine stellung am anfang der vierziger jahre zu. Aber wie steht es schon mit dem ausgangspunkt dieser ganzen gedankenkette, dem briefe von Joh. Fabricius in Kopenhagen? Waniek citiert (s. 342) in nur indirekter rede, Fabricius berichte, „dass das theater aufgehoben worden sei, und gibt als grund den brand des opernhauses an, ferner den umstand, dass von den umherziehenden banden nichts vernünftiges aufgeführt wurde. „Denn noch", fährt Waniek in direkter rede fort, „denn noch werden des h. prof. Holbergs dänische komödien aufgeführt." Waniek hat die handschrift falsch citiert: das gegenteil steht da: „Dennoch (ein wort!) werden des h. prof. Holbergs dänische komödien, welche hier auch vorhin gespielet worden sind, von vielen annoch gelesen und gelobet." — Das scherzgedicht „Der process" kennt Waniek, nach der blossen registrierung s. 429, anm. 5 zu schliessen, nur aus zwei anzeigen (vgl. jetzt darüber meinen bd. II, s. 127—133).

Das nächste kapitel verfolgt den pamphletkampf. Hier giebt Waniek dankenswerte inhaltsübersichten sowie aufklärungen oder vermutungen über die verfasser und über pointierte anspielungen. Die verspottung Gottscheds auf offener scene durch das vorspiel der Neuberin: „Der allerkostbarste schatz" am 18. september 1741 (s. 442) wäre in neue beleuchtung getreten, wenn Waniek die eingabe gekannt hätte, welche „rector, magistri und doctores der universität" Leipzig unterm 9. august 1741 an den könig-kurfürsten richteten, des inhalts: „dass die Neuberische komödiantenbande seit verwichener oster-messe wöchentlich allhier zweymahl komödien spielet... Wir sehen dieses institutum als eine der auf hiesiger academie studierenden jugend höchst schädliche ... sache an, in betrachtung der prädominierende affectus voluptatis die liebe zu denen studien und begierde selbigen mit fleiss obzuliegen, in vielen sudiosis bereits vermindert, ja fast gar auslöschet ..... Wir sehen Uns demnach genötiget, ... zu bitten, ... dass ausser denen 3 messen keine komödien gespielet werden sollen" (handschriftlich auf dem Dresdener hauptstaatsarchiv). — Im ganzen verharrt Waniek leider in der alten auffassung des verhältnisses zwischen Gottsched und den Schweizern. Auch er sieht keine andere als die ästhetische seite der beziehungen. Darum setzt er (s. 451) ein: „Wenig erfolg hatten die versuche Gottscheds, die Schweizer in ihrem eigenen lande anzugreifen." Wie namentlich in Bern, nächstdem in Basel und auch in Zürich noch nach ausbruch der ästhetischen fehde Gottsched sprachlichen und kulturellen einfluss ausübt, suchte ich inzwischen, zum teil auf grund neuer quellen, im II. bd. von „Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben" darzulegen. Aber auch die bekannten quellen und neueren forschungen hätten Waniek manche fingerzeige für Gottscheds wirkungen auf die Schweiz geben können. — Im einzelnen ist es irrig, dass Mosheim erst nach dem märz 1741 Gottscheds bekanntschaft mit Hürner vermittelt habe. Waniek hat Hürners brief an Gottsched vom 3. november 1741 offenbar nur sehr flüchtig gelesen; da steht sogleich: „Wenn der verlauf einer zeit von drei jahren mich bei E. H. E. nicht in vergessenheit gebracht hat, so bin ich glücklicher als ich verdient habe. Ein brief von sr. hochw. dem hrn. abt Mosheim hat mir, so lange ich in Leipzig geblieben bin, dero unschätzbare gewogenheit zuwege gebracht." In wirklichkeit begründet denn auch Hürner anfang 1739, unmittelbar nach seiner heimkehr von Leipzig, die

Deutsche gesellschaft in Bern. — Waniek erwähnt s. 452 nur Hürners dankschreiben für die widmung des VII. bandes der „Crit. beyträge"; das sehr bezeichnende eigene schreiben der gesellschaft würdigt er nicht: es hätte ihm ebenfalls als zeugnis für Gottscheds einfluss auf „das aufnehmen, die reinlichkeit und zierlichkeit" unserer muttersprache in der Schweiz dienen können. Alle innern verhältnisse, die absichten, ideen, arbeiten und erfolge dieser Schweizer gesellschaften bleiben unberücksichtigt; ausführlich ist nur wider der äussere verlauf des satirenstreits mit der fronde behandelt. Unzulänglich und schief sind namentlich auch die Basler bestrebungen erwähnt. — Haltlos ist im fernern verlauf dieses 14. kapitels s. 458 fg. die hypothese, Schönemann sei einer der beiden verfasser der gegen die Neuberin gerichteten unflätigen zwei „Proben eines heldengedichtes". Dass gar Gottsched und seine frau auch bei diesen schmutzigen pasquillen die hand mit im spiele gehabt, ist eine völlig gegenstandslose vermutung, für die Waniek auch nicht den versuch einer begründung unternimmt. — Waniek verfolgt dann die schwankungen in der litteraturfehde zu Dresden, Greifswald, Göttingen u. a. o. — Gross, der herausgeber der Erlangischen zeitung (s. 467), unterhielt noch 1749 freundliche beziehungen zu Gottsched. Angriffe gegen diesen giengen ohne sein wissen von seinem hilfsredakteur Richter aus (vgl. Will in Waldaus Beiträgen zur gesch. der stadt Nürnberg. bd. III). — Die briefliche angabe, einige junge Thorner hätten den grössten anteil an den Hallischen „bemühungen", ist keineswegs eine lüge Gottscheds, sondern nur seine irrige voraussetzung, weil tatsächlich einer der in Halle studierenden ehemaligen Thorner „bestrebenden" namens Reyher (vgl. dessen brief vom 17. august 1743) Gottsched das erste stück der Bemühungen übersandte. „Sie sind", bemerkt Reyher, „wider den einreissenden schlimmen geschmack nach den regeln der gesunden kritik, oder welches gleichviel ist, nach den vorschriften, so man in den schriften E. H. E. findet, von unbekannten aufgesetzet." Darauf überschreibt Gottsched am 21. jene voraussetzung an Flottwell und gleichzeitig an Reyher selbst, der erst am 25. Gottsched diesen falschen glauben nimmt. Dass der ganze plan der zeitschrift auf Gottsched zurückgeht, erweist sich danach als blosse phantasie Wanieks (s. 469). — Zu stark ist s. 478 die bezeichnung des „Tintenfässls" als des „wol pöbelhaftesten produktes der deutschen litteratur." Allein schon hinter den „Proben eines heldengedichtes" bleibt es weit zurück. Als verfasser des „Rasenden Ulrich" weise ich (bd. II, s. 140) Steinauer nach, der dies fragment an Gottsched sendet; so ist Gottscheds teilnahme an der zusammenstellung des „Tintenfässls" endgiltig festgestellt.

„Die neue bewegung. Abfall von Gottsched; seine schule seit 1745" behandelt das 15. kapitel. Von äusseren bezeichnenden tatsachen wird manche interessante einzelheit mitgeteilt. Von dem ganzen äusseren verlauf der litteraturfehde entrollt Waniek ein anschauliches bild. Gottscheds fortdauernde innere wirkungen treten daneben freilich zurück, und es verbleibt fast überall der veraltete gesamteindruck, als sei der erbärmliche dichter und kunstrichter das einzig wesentliche an Gottsched. — Auch auf Elias Schlegel kommt hier die darstellung widerholt zurück. S. 484 wird seine stellung zu Haller erwähnt. Unter den epischen behandlungen nationaler stoffe fehlt s. 491 Schlegels „Heinrich der Löwe", ebenso später seine aufnahme des englischen tragödienstils und -verses. Auf der nächsten seite wird seines abrückens von Gottsched gedacht: „Trotzdem ist er selbst über die Gottschedsche schule nicht hinausgekommen, wenn sich auch, wie wir bereits bei der „Schaubühne" gesehen haben, ansätze zu lebensvollerer dramatischer gestaltung in seinen stücken vorfinden." Dieser lakonischen abfindung seiner trauerspiele folgen 5 seiten später in der übersicht

über die komödien der Gottschedschen schule noch folgende magern allgemeinen wendungen: „E. Schlegel überschritt mit seinen späteren stücken das niveau der „Schaubühne“ und gieng seine eigenen wege. Mit dem „Geheimnisvollen“ trat er, wenn auch ohne besondere förderung seines komischen talentes, aus der schule Molières, im „Triumph der guten frauen“, welcher den lebhaftesten beifall Mendelssohns und Lessings erhielt, gelang ihm lebensvolle charakteristik; mit der „Stummen schönheit“ endlich wollte er durch wideraufnahme des Alexandriners die komödie in eine idealere sphäre erheben.“ Ebenso obenhin und nichtssagend wie dieser bedeutendste schüler Gottscheds ist J. Christian Krüger mit seinen lebendigen sozialen komödien abgefertigt. — Nicht nur für Quistorps „Aurelius“, auch für Schlegels „Hermann“ liegt der beleg im briefwechsel vor, dass Gottsched honorar für beiträge zur Schaubühne zahlte (s. meine schrift über „J. El. Schlegel“, s. 50 und anm. 115). — Die „Gesellschaft der bestrebenden“ in Thorn (s. 508 fg.) bestand aus gymnasiasten unter aufsicht eines lehrers; sie suchte in Gottscheds sinn grammatische, stilistische, rhetorische und poetische bestrebungen zu vereinen (s. meinen I. bd. s. 81). — Für die Hamburger jünglingsgesellschaften brachte ich inzwischen (bd. II) einige aktenmässige belege bei. — Wie auf die tätigkeitsgebiete und den geist der einzelnen gesellschaften nirgends näher eingegangen ist, wird aus den schriften der Kielischen gesellschaft auch nur die ästhetische stellung herausgehoben. Ebenso unzureichend erwähnt Waniek die Altdorfer Deutsche gesellschaft, die Erlanger übergeht er ganz. — Das kapitel schliesst mit dem fruchtbaren hinweis: „An die stelle Gottscheds trat Gellert.“ Leider ist der gegensatz nicht ausgeführt, ebenso wenig bei späterer gelegenheit s. 631, und damit das litterarische bild Gottscheds eines wirksamen kontrasts beraubt.

In der dankenswert eingehenden untersuchung des „Witzlings“ betont Waniek mit recht, vergeblich sei es, für jeden der drei auftretenden jugendlichen litteraten ein original aufzufinden, auf welches alle züge passen würden. Trotzdem glaubt er zu erkennen, wen die lose frau professorin jedesmal im auge gehabt. Nun muss man das geschick, mit welchem Waniek den anspielungen nachspürt, gewiss rühmen, aber doch vorsichtigerweise stärker in anschlag bringen, dass Gottsched nach eigenem geständnis das persönliche der satire möglichst verwischt habe. — Über die weiteren fehdeschriften wird alles tatsächliche erschöpft, freilich nicht immer die frage aufgeworfen, wie weit die angriffe berechtigt seien. Wo er indes abwägt, zeigt sich Waniek als mann von nüchternem urteil.

Manches, wie Gottscheds ausfälle gegen die Oberpfalz (s. 556 fg.), wäre vielleicht besser komisch als mit entrüstung aufzunehmen. An dem sprachlichen kern der Gottschedschen beschwerden ist hier vorübergegangen; auch ästhetisch reicht die bezeichnung von Gottscheds naturideal der platten ebene nicht hin, es wäre auf die entwicklung des naturgefühls einzugehen. — Mit den übrigen briefen Gottscheds an P. Placidus Amon ist Waniek (s. 559) beim erwähnen der versuchungen zum glaubenswechsel die für Gottsched ehrenvolle art entgangen, in welcher er solche zumutung abwehrt (s. Eug. Wolff, bd. I, s. 199 fg.). — Wanieks behauptung s. 562 fg.: „Die konfessionelle scheidewand, welche seit dem 16. jahrhundert den norden Deutschlands von dem süden trennte, wurde überhaupt durch den aufklärungsapostel eher verstärkt als niedergeworfen“ — ist das diametrale gegenteil von der wahrheit. Dass die katholiken, sogar die Jesuiten, sich der schule Christian Wolfs freundlicher gegenüberstellen als sonst protestantischen geistesbestrebungen, ist längst bekannt. Wie es speciell Gottsched gelingt, manche katholische kreise Süddeutschlands und

Österreichs in die mitteldeutsche sprach- und bildungsbewegung hineinzuziehen, weise ich besonders bd. I, 23 fgg., 64, 198 fgg. und bd. II, s. 15 fgg., 22 fgg u. a. o. nach. — Religiöse anstössigkeiten zu vermeiden, muss Scheyb den Leipziger professor nicht bei gefahr einer untergrabung ihrer freundschaft „ernstlich bitten“ (s. 563 fg.), vielmehr ihm nur aus praktischen gründen jovial anraten, wie der ganze ton Scheybs bei dieser und andern gelegenheiten zeigt. Am schluss des citates aus Scheybs brief vom 13. april 1754 ist nicht Freunde, sondern Fremde zu lesen.

Des weiteren sei herausgehoben, dass Waniek (s. 614) den gegensatz zwischen Gottsched und Rousseau aufnimmt. Es ist schade, dass dieser wie so mancher gute gedanke Wanieks angedeutet, aber nicht verfolgt ist. Dann wäre auch klar geworden, dass Gottscheds naturnachahmung aus dem rationalismus hervorgeht, und Waniek hätte das irreführende seines zusatzes eingesehen: „Und doch hatte auch Gottsched für die natur gekämpft.“ — Unter den mitgliedern der gesellschaft der freien künste schweigt Waniek vor allem von Reiske und Böhme. Ebenso gelangt die Tochtergesellschaft, welche Joh. Nath. Reichel in Zwickau stiftete, nicht zur erwähnung. — Gedichte Gottscheds wie das s. 632 oben erwähnte fordern mehr durch ihren aufklärerischen gehalt als durch ihre formellen geschmacklosigkeiten aufmerksamkeit heraus. — Mit recht verweist Waniek (s. 635 fg.) auf einen fortschritt der Gottschedschen anschauungen in der vorlesung: „Ob man in theatralischen gedichten allezeit die tugend als belohnt und das laster als bestraft vorstellen müsse“; er hätte Franz Servaes als vorgänger in diesem nachweis nennen können. — Der gegensatz zu Young (s. 638) dürfte doch aus dem optimismus der rationalisten leicht begreiflich sein. — Oetter ist im zusammenhang mit Gottscheds germanistischen bemühungen (s. 647 fg.) auch deshalb zu nennen, weil er Gottsched die erwerbung deutscher handschriften aus Ulm vermittelte (nach Gottscheds brief an Oetter vom 6. april 1748, auf der Münchener hofbibliothek). — Auf versehen beruht die angabe s. 652, frau Gottsched habe ihre Geschichte der lyrischen dichtkunst „aus verdruss über die saumseligkeit des verlegers“ den flammen preisgegeben: vielmehr aus verdruss über die ablehnung seitens aller verleger, denen Gottsched das manuscript zum druck anbot (s. Eug. Wolff, bd. II, s. 137). — Wanieks behandlung von Gottscheds im ganzen so vortrefflicher prosaübersetzung des Reinke vos (s. 652 fgg.) enthält böse irrtümer. Gottsched fusst keineswegs unmittelbar auf der Lübecker originalausgabe von 1498, sondern auf F. A. Hackmanns keineswegs gewissenhaft reproducierender edition von 1711. So ist auch Wanieks behauptung eitel, dass es Gottsched war, der erst Heinrich von Alkmar als den verfasser des epos bezeichnete, „ein irrtum, der wol auch durch die pietätvolle rücksicht mitveranlasst war, die der herausgeber gegenüber dem ebenfalls aus Alkmar gebürtigen berühmten kupferstecher Everding beobachtete“, dessen kupfer Gottscheds übersetzung schmückten! Bekanntlich hat aber Gottsched die behauptung dieser autorschaft nur übernommen. Das verhältnis Gottscheds zu Hackmann legte ich in meiner ausgabe des Reinke vos (bd. 19 der Deutschen national-litteratur) s. 5 dar; vgl. betr. Gottscheds übersetzung weiter bis s. 11, wo auch über den stil und den einfluss auf Goethe gehandelt ist. Jenen würdigt Waniek gar nicht, dieser wird durch die worte „stoffliche grundlage“ nicht genügend präcisiert; vgl. vor allem das programm von Martin Lange (Gymnasium Dresden-Neustadt 1888).

Im letzten kapitel beklagt Waniek, dass uns nach dem jahre 1756, mit welchem die sammlung des Gottschedschen briefwechsels schliesst, eingehendere nachrichten fehlen. Mancherlei handschriftliche und gedruckte quellen aus Gottscheds letztem jahrzehnt sind Waniek leider unbekannt geblieben, so briefe Gottscheds an

Borowski, Kästner, Formey, frau Heck und die schwester seiner zweiten frau, gedichte an die jungfer oberstleutnantin, die (vielleicht aus dem kreise des jungen Breitkopf) mit satirischen glossen gedruckt wurden, glückwunschreden und -gedichte zu seiner zweiten hochzeit u. ä. Auch dem von Waniek benutzten briefwechsel Gottscheds mit seiner nichte hätte sich mehr entnehmen lassen. Namentlich seine enge freundschaft mit Böhme und dessen frau, den mentoren des jungen Goethe, hätte eine untersuchung verlohnt. — Auch die freundschaft Bielfelds bleibt dem exdiktator erhalten. — Das auffallende erscheinen einer Lessingschen übersetzung in Gottscheds zeitschrift, auf das Köster in Euphorion, bd. 1, s. 64 fgg. aufmerksam machte, bleibt ebenfalls unberücksichtigt. — Verdientlich ist, dass Waniek noch zum schluss spuren Gottschedscher einwirkungen auf Frankreich, Polen und Russland verfolgt. — Der nachruf Ernestis verdient ein näheres eingehen als das blosse epitheton „würdig". — Die letzten drei seiten fassen Gottscheds bild und seine wirksamkeit kurz zusammen. Mit recht werden hier endlich — im widerspruch mit dem ganzen werke Wanieks selbst — die sprachlichen gesichtspunkte vorangestellt, die philosophischen angereiht und dann erst in dritter linie die litterarischen leistungen gewürdigt. Die letzten moralisierenden betrachtungen sind wol ein wenig zu scharf gehalten; jedesfalls haben auch Gottscheds gegner genug auf dem kerbholz. Der sittliche charakter, insbesondere die litterarische moral der zeit wäre zu berücksichtigen gewesen.

KIEL, 14. FEBRUAR 1898. EUGEN WOLFF.

Zur syntax des althochdeutschen Tatian von dr. **V. E. Mourek.** (Separatabdruck aus den Sitz.-ber. der kgl. böhm. ges. d. wiss. 1894, stück XI und XIII 1895 st. XXIII; 1897 st. X.) Prag 1897.

Der erste teil dieser abhandlungen ist von uns an dieser stelle XXIX s. 123 fg. schon angezeigt worden; er behandelte I. Artikel und substantiv. II. Pronominalsubjekt. III. Kongruenz. Wir können uns daher auf den neuen teil beschränken, welcher die übersicht über den gebrauch der casus enthält. Die parallelen aus der bibelübersetzung der böhmischen brüder sind jetzt überall hinzugefügt; wir hätten gewünscht, es wäre auch der lateinische text der bequemlichkeit halber an allen abweichenden stellen, nicht bloss bei den bedeutenderen abweichungen hinzugefügt. Die anordnung erfolgt nach praktischen gesichtspunkten. Casuslehre wird im weitesten sinne gefasst; d. h. es wird bei verben nicht bloss der absolute gebrauch angegeben, sondern auch alle formen der ergänzung, welche im Tatian vorkommen. Auf den accusativ entfällt natürlich der löwenanteil (X s. 5—118). — Soweit wir uns durch nachprüfung überzeugt haben, zeigt auch der letzte teil die gleiche genauigkeit, wie die ersten partieen, und wir bedauern nur, dass der verfasser hiermit seine Tatianstudien vorläufig abgeschlossen hat. Die aufarbeitung des gesamten materials wäre durchaus erwünscht. Freilich, grosse ergebnisse wird sie ebenso wenig liefern, wie die casuslehre; aber sie gibt den sichern unterbau für allgemeine untersuchungen ab. Wie stark die lateinische vorlage auf die deutsche übersetzung gewirkt hat, zeigt auch Moureks arbeit wider und wider, z. b. in der tatsache des acc. c. inf. (vgl. s. 43), des nur 2mal aufgelösten abl. abs. (s. 133), des dat. bei *fol* und *uuirdig* = lat. abl. (s. 129). Um so beachtenswerter sind demgegenüber die konstanten abweichungen, z. b. hinsichtlich des gen. partit. (teil XXIII s. 36 fgg.), des tempor. acc. (wie lange?) = lat. abl. (s. 129), der widerholung der präposition (s. 135 fgg.).

An einzelheiten, bezüglich deren ich vom verfasser abweiche, erwähne ich: s. 43. In der stelle 38, 1 sah der übersetzer *animae vestrae* sicher als gen. an: *ni sît suorcfolle íuuares ferahes;* vgl. 38, 3 *ȝiu sorget ir thanne thes andares] de ceteris;* und Mourek s. 46! — S. 47, n. 8. In den stellen 120, 3 und 143, 1 möchte ich ursprüngliche gen. partit. sehen. — Stück X s. 10 anm.: 196, 4 ist es, wie der lat. text zeigt, unmöglich *gisehan* .. *uuesan* als inf. pass. zusammen zu nehmen; vielmehr übersetzt *uuesan* das lat. *fieri.* — S. 119. In 61, 1 wäre bei *farantemo themo heilante folgetun zuene blinte* eine konstruktion ἀπὸ κοινοῦ angezeigt; aber der lat. wortlaut zeigt neben dem abl. abs. das *sequi* absolut gesetzt. Nebenbei bemerkt, hat in der stelle Prol. 3 (= Luc. 1, 3) *folgentemo .. allem] assecuto .. omnibus* die Vulgata richtig: *omnia.* — S. 125. In 63, 3 ist *sorga* doch gewiss nominativ. Vgl. 126, 1 *nist thir suorga.* — Zu s.126 hätte zu der stelle 83, 1 die lat. fassung = *pranderet apud se* hinzugefügt werden sollen. — S. 134. Die stelle 69, 5 scheint ein schreibfehler zu sein.

Dem glossar von Sievers erklärt der verfasser zu grossem dank verpflichtet zu sein. Da auch ich die vorzüge der trefflichen ausgabe so oft anzuerkennen gelegenheit hatte, so sei es mir gestattet, hier als scherflein meines dankes einzelne berichtigungen und verbesserungen zu veröffentlichen, die vielleicht dem einen oder andern dienen könnten.

Von druckfehlern nenne ich s. 177, z. 36 *cum* st. *eum.* — S. 244, 8 *gratías* st. *gratis,* wie richtig im glossar 477 b. — Im glossar s. 480 *ursurgi] securis.* S. 509 b *s. v. zantron* lies *prunae* st. *pruinae.* S. 486 b *s. v. gi-uuelih* 67, 15 lies *fon íu* (*vobis*) st. *fon in.* S. 515 b unter *zui-jârig* fehlt **in** vor *innan.* S. 361 b unter I 7 muss der verweis II 5 heissen statt II 2, 6.

Im lat. texte dürften als blosse schreibfehler zu ändern sein s. 213, 34 (= 141, 23) *hypocrisin* in *hypochrisi*; es folgt gleich darauf *et iniquitate.* — S. 24, 25 (= anfang von 6, 3) ist das *factum* bloss aus dem anfang des folgenden v. 15 stammende verschreibung für *facta.* — Zweifelhaft bin ich, ob in der lat. handschrift steht s. 240, 14 *dixoro,* s. 71, 37 *eraut* st. *erat,* s. 152, 19 (= 106, 4) *circuminspiciens.*

Im deutschen texte ist s. 137, 22 wol *uuerden* (= *uuerdē*) zu drucken, wie zeile 29; vielleicht ebenso 178, 7. — Sollte s. 27, 35 der circumflex über *gibôran* auf das falsche wort geraten sein?

Beim glossar ist zu bedauern, dass die beigefügten lateinischen bedeutungen nicht immer dem lat. texte entsprechen, z. b. ist *gotcund* zwar dem sinne nach = *divinus,* es übersetzt aber *dei*; bei *heim-uuartes* steht das *domum versus* nicht im lat. texte. — S. 346 a, n. 6 unter *haben* als umschreibung des perf. fehlt die bemerkung, dass auch im lat. *habeo* steht, ausser an den stellen 149, 4 und 28, 1. — *naht-uuahta* 6, 1 = *vigilia noctis,* nicht = blossem *vigilia.* — *bilidi* ist 122, 1 nicht = *similitudo,* sondern *parabolam;* der infinitiv *mugan* 189, 3 = *possum; ginuog* 166, 4 = *satis est; lustôn* 158, 2 *lustônto* = *desiderio; biotan, biote* 15, 4 nicht = *mandet,* sondern = *mandavit* (fut.); bei *biscof* ist nicht geschieden zwischen *sacerdos* und *episcopus.* — Manchmal fehlen die lat. bedeutungen, z. b. *scaz,* wo das letzte citat 117, 2 = *aes; ouh* ist 56, 10 = *enim; arbeit* ist 75, 2 und 145, 6 = *tribulatio; mihhil* 60, 17 = *maximo.* Es wäre überhaupt ein verdienstliches, freilich auch mühevolles werk, neben dem deutsch-lat. ein kurzes lat.-deutsches glossar beizugeben.

Von stellen, die im glossar fehlen, sind mir aufgestossen *s. v. ir* beim imperativ 164, 2 *haltet ir,* 244, 1 *ir sizzet* (*vos*); 82, 2; 91, 4 *neomanne ni saget ir* = *dixeritis*. Bei 141, 6 ist *ni curet ir* citiert statt *ir ni curet* = *vos autem* .. — *s. v. thû.* Es steht beim vokativ 111, 1. — *thana:* 72, 2. — *himil:* 90, 2 *in himile.* Im eigennamen-verzeichnisse fehlt Simon *Bar-Jona* = *tûbun sun.* — S. 516 fehlt hinter *scribae:* (sonst *scribera* oder *buochara*).

Schliesslich berühre ich noch ein paar stellen, die ich abweichend auffasse oder zu ändern vorschlage. Glossar *s. v. jungiro*] ist *quad einen iungiron* (s. 269, 42) als acc. sing. gefasst; doch liegt es näher, einen fälschlich gesetzten dat. plur. statt des lat. sing. *discipulo* anzunehmen. — Zum texte. S. 263, 28 müsste *habetis* st. *habetos* mindestens in den noten platz finden; vgl. Gloss. 346. — S. 196, 39 ist *ginuhtsamo*r statt *ginuhtsamo*n in den text zu setzen (so vermutet Gloss. 398). — S. 133, 21 ist *grisgrimmot* zu drucken. — Auch 82, 10 *lebet* **in** *euuidu*] *in aeternum* scheint schreibfehler statt des sonst zwölfmal, auch 82, 11 erscheinenden **ȝi** *euuidu.* — 138, 2 *uuidar thriuhunt pfennigo*n ist vielleicht das letzte *n* zu streichen; denn *zueihunt* (80, 3. 236, 7) und *fimfhunt* (138, 9) verbinden sich bloss mit dem gen. partit.; es folgt nach 2 wörtern *thurftigo*n, was *pfennigo*n als schreibfehler erklärlich macht.

BEDBURG. E. ARENS.

Die urreligion der Indogermanen. Vortrag gehalten im verein für volkskunde. Von **E. Siecke.** Berlin 1897. Mayer und Müller. 38 s. 0,80 m.

Im vergleich zu der „Liebesgeschichte des himmels“ vom jahr 1892 (vgl. Anz. f. d. a. 19, 338) constatiere ich einen entschiedenen fortschritt, der auf ernsthaftere berücksichtigung der wissenschaftlichen litteratur zurückgeführt werden darf. Der verfasser kann aber immer noch nicht ganz ernsthaft genommen werden, weil ihm die grenzlinie zwischen hypothese und vorurteil immer noch nicht zum bewusstsein gekommen ist. Sieckes grundsatz ist bekanntlich, an keinen naturmythus zu glauben, den er nicht mit eigenen augen-sehen kann: Óđinn als windgott, Demeter als kornmutter usw. usw. finden vor ihm keine gnade. Er schränkt die „indogermanische urreligion“, immer noch auf die schmale basis eines dienstes der sichtbaren naturkräfte ein und erklärt sonne und mond als die hauptgötter der Indogermanen. „Diese beiden lichtwesen sind wie den meisten völkern in ihrer kindheit so auch dem urvolk der Indogermanen als die interessantesten wesen in der welt erschienen“ (s. 16), sie haben in der urzeit auch schon religiöse stimmung geweckt und waren bereits auf höhere stufe der gottesverehrung erhoben worden. Óđinn, Týr, Þórr, Freyr gehen im grunde samt und sonders auf die sonnengottheit zurück; Loki, Heimdall, Baldr, Frigg, Sif, Gerđr, Freyja, Nerthus und viele andere göttinnen auf die mondgottheit; paare wie Freyr und Freyja, Fjǫrgynn und Fjorgyn, Niǫrþr und Nerthus sind im grunde nichts anderes als sonne und mond.

Einen berechtigten kern vermag ich nur denjenigen partien zuzugestehen, in denen Siecke sich zum anwalt des mondes, „der grossen weltenuhr“ aufwirft. Er kann mit fug und recht an die bedeutsamen forschungen von Hillebrandt anknüpfen. Es lässt sich zeigen, dass die nordische mythologie auch den mond nicht aus dem spiel gelassen hat. Der nachweis kann aber auf dem wege apodiktischer behauptung niemals gelingen. Siecke fehlen anscheinend durchaus die vorkenntnisse, die ihm eien begründung seiner flüchtigen behauptungen ermöglichten, er wird es andern überlassen müssen, sie wissenschaftlich zu vertreten. Wer wird z. b. etwas darauf geben,

wenn s. 18 behauptet wird, „Mime's haupt mit dem Odinn worte wechselt" sei eine erscheinung des mondes? Man zeige erst entscheidende combinationen auf, dann wollen wir dem gern beistimmen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

MISCELLEN.

Ein gotischer göttername?

Meines wissens ist diese von Müllenhoff in der Ztschr. f. d. a. 23, 43 fgg. gestellte frage noch immer nicht beantwortet.

Es handelt sich um den merkwürdigen Tractatus in Lucam, den Angelo Mai in seiner Scriptorum Veterum Nova collectio III, 198 aus dem Bobbieser cod. C 73 inf. der Ambrosiana herausgegeben hat.

Diese handschrift hat mir im august 1897 in Mailand vorgelegen. Ich kann bestätigen, dass die schrift vollkommen deutlich und gar nicht daran zu denken ist, dass hier „vielleicht ein ganzes nest von gotischen göttern" ausgenommen werden könnte. Ich brauche wol nicht hinzuzufügen, dass die an Müllenhoff gelangten mitteilungen eines Studemund absolut zuverlässig sind und die einsicht in die handschrift nicht mehr erforderlich ist. Müllenhoff freilich kam trotzdem zu dem ergebnis, dass möglicherweise hier doch noch ein gotischer göttername stecke.

Die fragliche stelle lautet nach meiner abschrift;

tantum eis inesca
tus insidiis me ministeriis placet honoret
obsequiis
non me sed ante me satanan
et idolorum eius culturam in quibus inli
cientes ueneratur hore
quae deceptione mea propria facta sunt

In *hore* hat Jacob Grimm zuerst den rest eines gotischen götternamen vermutet (vgl. Krafft, De fontibus Ulfilae Arianismi s. 16). *hore* müsste dann subject sein zu *veneratur:* der relativsatz lehnt sich aber an *satanan* an, es bliebe also kein anderer ausweg als in *hore* einen namen des *satanas* zu finden. Dazu konnte man jedoch nur so lange geneigt sein, als die möglichkeit bestand, dass in der handschrift eine lücke sei. Das ist aber, wie Studemund constatiert hat, nicht der fall.

Ich verdanke dem liebenswürdigen bibliothekar der Ambrosiana Sacerdote dr. Mercati den hinweis darauf, dass *hore* nichts anderes sein werde als *hore* d. h. *honore*. Dr. Mercati wartete mir auch sofort mit anderweitigen belegen aus Cypriancodices. auf. Inzwischen ist mir wenigstens auch ein inschriftlicher beleg bekannt geworden Auf einem der neuerdings in Saarburg ans licht gekommenen votivsteine steht *hor* = *honorem* wie Keune im Correspbl. der Westd. zeitschr. 15 sp. 61 festgestellt hat.

Die sachlichen voraussetzungen der stelle sind aus der altkirchlichen dämonologie so bekannt, dass ich darauf nicht einzugehen brauche.

1) Vgl. Hartel 3, 497; dsgl. in derselben ausgabe De laude martyri (Appendix s. 27) *horis* = *honoris;* die belege werden sich leicht vermehren lassen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Zu Wulfila Luc. I, 10.

Die ansicht von Warnatsch, Ztschr. 30, 247 fg., dass *beidandans* für *bidandans* stehe, lässt sich kaum halten. Ich habe Ztschr. f. d. a. 40, 332 darauf hinge-

wiesen, dass im Hel. an der entsprechenden stelle (v. 103) *bed* steht, was nicht zufällig sei. Nachträglich sehe ich, dass schon vor mehr denn neunzig jahren Zahn in der einleitung zu seinem Ulfilas, s. 30 diese übereinstimmung zwischen dem got. text und der „Cottonischen evangelienharmonie“ hervorgehoben hat. An derselben stelle hat Zahn auch bemerkt, dass zwei griechische evangelienhandschriften die lesart *προσδεχόμενον* bieten.

WIEN, 17. NOV. 1897. M. H. JELLINEK.

Zu den Merseburger Zaubersprüchen.

Felix Hartmann bemerkt im jahresbericht der german. philologie 16, 234 zu meiner in der Ztschr. 27, 433 fgg. erschienenen arbeit in betreff der etymologie des namens *Phol*: „die deutung aus ndd. *polle, pol* „kopf, spitze, wipfel“ oder gar die vergleichung von ahd. *kolo, kol* „glut, brand“ sind recht unwahrscheinlich“.

Ich bin ganz der meinung des sehr geehrten herrn berichterstatters, nur nicht, wie jemand in unkenntnis dessen, was ich geschrieben habe, etwa glauben könnte, erst seit F. Hartmann, sondern schon in meiner arbeit selbst, in der ich s. 460 ndd. *pol* ausdrücklich abweise und s. 462 die heranziehung von ahd. *kolo* schwierig finde. Mein text fährt demnach sogleich fort: „ich ziehe daher die ableitung aus ig. **bel*, **bol* „stark“ entschieden vor“ und ich muss lebhaft bedauern, dass herr Hartmann nicht auch diese etymologie als recht unwahrscheinlich zu bezeichnen sich die mühe nahm, da seine offene türen einrennenden worte, wenn nicht den eindruck absichtlicher verschleierung meiner ausführungen — zu welcher annahme ich nicht berechtigt bin — so doch zum mindesten den einer grösseren flüchtigkeit der lektüre machen, als dem mitarbeiter eines ernsthaften und objektiven jahresberichtes zugestanden werden darf.

WIEN, AUGUST 1897. THEODOR VON GRIENBERGER.

Zu Bosserts Lutherana, Ztschr. 29, 372 fgg. und 30, 429 fg.

Zu Ztschr. 29, 373. *socher* „siecher“ passt weder lautlich noch begrifflich. Mit „tropisch“ ohne weitere anhaltspunkte kann man alles erklären. Eine Ztschr. 27, 58 von mir vermutete nebenform zu rotwälsch *socher* ist immerhin sprachlich möglich und liegt im sinn nicht zu weit ab. Auch an *säcker* „sackträger“ wäre zu denken, vgl. DWb. 8, 1622 und 1627, wo „sackträger“ auch in übertragener bedeutung des öfteren nachgewiesen ist. *ö* in *söcker* ist dann = umlauts-*e*. — Ebenda *perner* = „pfarrer“. „Den zusammenhang der stelle“ konnte ich „nicht genauer“ erwägen, weil mir an meinem damaligen aufenthaltsorte Poach Luthers predigten nicht zugänglich waren.

Zu Ztschr. 30, 430. Ich habe keineswegs den versuch gemacht die lesart *hamerstetig* zu ändern, sondern nur angedeutet, dass es ursprünglich ein und dasselbe wort ist wie *hamelstettig hemelstettig*. Es ist eine volksetymologische umdeutung des letzteren, weil *hamel* „abgrund“ nicht mehr verstanden wurde.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Dieter, Ferd., Laut- und formenlehre der altgermanischen dialekte. Zum gebrauch für studierende dargestellt von R. Bethge, O. Bremer, F. Dieter, F. Hartmann und W. Schlüter. Erster halbband: Lautlehre des urgermanischen, gotischen, altnordischen, altenglischen, altsächsischen und althochdeutschen. Leipzig, O. R. Reisland. 1898. XXXV, 343 s. 7 m.

Günther, L., Recht und sprache. Ein beitrag zum thema vom juristendeutsch. Berlin, C. Heymann. 1898. XVI, 369 s. 7 m.

Herrmann, Max, Die reception des humanismus in Nürnberg. Berlin, Weidmann. 1898. VIII, 119 s. 2,80 m.

Kahle, Bernh., Isländische geistliche dichtungen des ausgehenden mittelalters. Heidelberg, C. Winter. 1898. VIII, 120 s. 4 m.

Liebich, Bruno, Die wortfamilien der lebenden hochdeutschen sprache als grundlage für ein system der bedeutungslehre. 1. teil, 1. lieferung. Breslau, Preuss & Jünger. 1898. 80 s. 2 m. (Subscriptionspreis für das ganze werk 10 m.)

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 9. Sp. 1233—1392. an — anfäkta. Lund, Gleerup (Leipzig, M. Spirgatis). 1898. 1,50 kr.

Rössner, Otto. Untersuchungen über Heinrich von Morungen. Ein beitrag zur geschichte des minnesangs, Berlin, Weidmann. 1898. VIII, 96 s. 2,40 m.

Thudichum, F., Die rechtssprache in Grimms Wörterbuch. Stuttgart, Fr. Frommannn. 1898. 55 s. 1,20 m.

Trautmann, Moritz, Kynewulf der bischof und dichter. Untersuchungen über seine werke und sein leben. Bonn, P. Hanstein. 1898. VIII, 123 s. 3,60 m. (Bonner beiträge zur anglistik, heft 1.)

Vossler, Karl, Das deutsche madrigal, geschichte seiner entwickelung bis in die mitte des 18. jahrhunderts. Weimar, E. Felber. 1898. XI, 163 s. 3,50 m. (Litterarhistor. forschungen herausg. von Jos. Schick und M. frh. v. Waldberg, heft 6.)

Witkowski, Georg, Die handlung des zweiten teiles von Goethes Faust. Leipzig, Seele & co. 1898. 46 s. 1,20 m.

Wolff, Eugen, Zwei jugendlustspiele von Heinrich von Kleist. Oldenburg, Schulze. 1898. XXXVIII, 127 s. 2 m.

NACHRICHTEN.

Die 45. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird vom 26. bis 30. september 1899 in Bremen stattfinden. Anmeldungen von vorträgen für die plenarsitzungen sind vor mitte juni an einen der beiden vorsitzenden (schulrat Sander, Bremen, Feldstr. 52 und dr. C. Wagener, Bremen, Besselstr. 39), für die germanistische section an einen der beiden sectionsobmänner (prof. dr. M. Heyne in Göttingen, Wöhlerstr. 6 und prof. dr. Fritze in Bremen, Herderstr 40[a]) zu richten.

Berichtigung.

Ztschr. 30, 252, z. 36 l. *cavet* st. *caret*, s. 253, z. 1 l. *studiose*, s. 254, anm. 4, z. 2 l. *ed.* st. *id.*, s. 12 l. *nos Germanos sono literae F.*

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Alexander Severus
Elegische stimmung.

Maria von Burgund.
:hs. Lercheimer. Selbständiges interludium. Erzürnter fürst.

Falsche combination mit unrichtiger erinnerung. Alexander Magnus, Caesar und andere helden, Maria von Burgund. Neugierde des fürsten. Luther.

Einwirkung des interludiums auf vorstufen von R und der crucifixversion.

Erste pädagogische umarbeitung.
Alexander Magnus und Alexanders frau.
Einfluss Luthers. Die elegische stimmung möglichst entfernt, dafür neugierde.

Historia, Widman, Marlowe A.

Zweite pädagogische umarbeitung.
(*A *U)

Einflüsse von Ma A. U.

ıB. Dreiergruppe.

Vergröberung der Wolfenbüttler hs.

ei bilder: 1. Alexander - Darius im kampfe. 2. Alexander - Darius - Alexanders frau.

r 1. als Hector - Achilles bewahrt, vgl. R

Aufnahme der drei episoden aus der Nekyia. Stufe 1.

Biblische namen. 1. zu Goliath - David. 2. zu Judith - Holofernes. Stufe 2. [schho - schle].

Teilweise überweisung der Nekyia an Hans Wurst. Stufe 3.

Umdeutung des Bildes zu Pompey Tod. Wallerotti.

Heine?

gestrichen.

Dazu Simson und Delila. L.

und
i.

Der Geyer des Titys gestrichen.

Verschmilzt mit den Sachsen und den jüngeren Schütz-Dreherschen texten.

Neben Judith und Holofernes: Simson und Delila. Stufe 4.

Dazu die zerstörung Jerusalems. v. Kurtz.

frauennamen enthalten, deren einer in diesem zusammenhang nur als apposition zu verstehen ist, liegt die vermutung nahe, dass die beiden wörter, welche als *hrund* und *skorđ* überliefert sind, zusammen eine umschreibung eines weibes bilden. Ich lese z. 5 statt *h^u^nd* : *h^o^ns,* d. h. *horns. horns skorđ* (vgl. *víns skorđa*), „säule, welche den becher darbietet", ist ein weib. Freilich wird dadurch die hending in z. 5 zerstört; doch wird statt *fast* zu lesen sein: *enn*; dazu vergleiche man s. 34, 24: *Stýrimannzkona ..... var því jafnan vǫn at sauma at hǫndum Grettis.* Denkbar wäre freilich auch ein genitiv anstatt *skorđ*; doch weiss ich in diesem fall keine besserung, welche dem text nicht ziemlich grosse gewalt antäte. *hrund seims,* „göttin des goldes", wäre zwar verständlich (so Skáldhelgarímur), doch ist nicht zu verstehen, wie *seims* zu *skorđ* geworden wäre; auch würde die lesart die hending zerstören.

Str. 17 s. 39. S. 1—4 lauten in A:

Mier hefir brugdizt vera
blik Ryrandi at skyru
bratt sp... bragnaR þetta
bauga uon i haugi.

Die str. fehlt in E.

Varianten: z. 1. *brugdid* b. *vera*] *baru* CβbD. z. 2. *at*] fehlt βb. z. 3. *spyri* (*spuri* D) hss.; in A *-yri* unlesbar.

Die ältere ausgabe hat offenbar *bregđaz* verstanden, wie J. Þ. es später erklärt, und aus dem grunde *hefira* statt *hefir* gelesen. J. Þ. erklärt: *Báru blikrýrandi! Mér hefir-a brugđizt bauga ván í haugi.* „Mann! Die hoffnung, gold in dem hügel zu finden, hat mich nicht betrogen," *bragnar spyri þetta brátt at skýru,* „die männer mögen das bald genau vernehmen."

Aber sämtliche handschriften haben *hefir* (*-er -ur*), die einzige metrisch mögliche lesart (l. *hefr*). Ich glaube ferner, dass b das richtige hat in *brugdid,* und übersetze *bregđa* (activ) durch „bewegen, reizen", vgl. z. b. *bregđa e-m til glímu* (*faa en til at brydes* Fritzner I, 181 a). *at skýru* gehört zum hauptsatze. Also: „Fürwahr, die hoffnung auf gold hat mich angetrieben, den grabhügel zu öffnen."

Str. 20 s. 52. Z. 5—8 lauten in A:

Saa eingi mic sitia
syd fir biarn[ar] hydi.
þo kom ec ullar otra
ut hellis skutaa.

Varianten von bedeutung: z. 5. *sa at* E. *eingin* (*-en*) bED. z. 6. *fyr*]

hjá βbC. *biarnar*] *-ar* in A fast unlesbar. z. 8. *ut*] *ór* fügen hss. ausser A richtig hinzu.

J. Þ. bemerkt zur strophe, dass sie kaum richtig überliefert sein kann. In z. 5 und z. 7 fehlen die hendingar. In z. 7 ist ausserdem die umschreibung *ullar otra* unverständlich. Auch der hiatus in z. 5 wirkt störend. Es fällt auf, dass *otra,* welches in z. 7 metrisch unmöglich scheint, mit *sitja* in z. 5 richtig reimen würde. Es scheint nicht unmöglich, dass das wort, etwa auf grund syntactischen zusammenhangs aus z. 5 in z. 7 geraten ist. Setzen wir z. 5 den gen. sing. *otrs* statt des zweisilbigen gen. plur. *otra* ein, so ist statt *sá engi* zu lesen *sáut,* wodurch der hiatus zwischen zwei hebungen beseitigt ist.

An der stelle, wo die handschriften *otra* haben, hat ein zweisilbiges wort gestanden. Wahrscheinlich hat nicht bloss syntactischer zusammenhang, sondern auch graphische ähnlichkeit beider wörter die änderung bewirkt. Wir nehmen aus dem grunde an, dass die beiden letzten buchstaben des richtigen wortes, wie von *otra, ra* sind. Der stabreim beweist, dass das wort vocalisch anlautete. Die hending scheint nach dem vocal *l* zu verlangen; doch bleibt vielleicht noch eine andere möglichkeit übrig.

Nehmen wir an, dass die worte **otrs ullar ..ra** zusammengehören, und betrachten wir die übrigen worte der halbstrophe, so zeigt es sich, dass dieselben zwei vollständige sätze bilden. „Man hat mich abends spät nicht vor der höhle des bären sitzen gesehen; doch bin ich aus der höhle herausgekommen.“ Das bestätigt die annahme, dass jene drei wörter zusammengehören, und zwar zeigt der zusammenhang, dass sie entweder die bedeutung eines vocativs haben müssen, mit dem Grettir seinen gegner anredet, oder die eines subjectes zum ersten satze. Also bilden sie eine umschreibung eines mannes. Wo ist aber der nominativus? In *otrs* steckt er nicht; aber ebensowenig halte ich es für möglich, ihn in dem letzten worte *..ra* zu suchen. Auch wenn sich ein vierbuchstabiges vocalisch anlautendes substantivum auf *-ra* auffinden liesse, welches in umschreibungen für männer anwendbar wäre, wo soll man denn mit *otrs ullar* hin? „Wolle des otters“, oder „otter der wolle“, als bestimmung etwa zu einem götternamen? Die einzig mögliche auffassung der sachlage ist die, dass der nominativ in *ullar* steckt. In *ullar* haben wir den nom. plur des götternamens *Ullr* zu suchen. Nun wird die kenning bald klar. *otr* kommt nämlich in umschreibungen für gold in derselben bedeutung wie *ormr,* schlange vor, z. b. *otrs dýna,* culcita lutrae (s. Lex. Poet. 634 b). Wir haben demnach in dem letzten worte einen namen für bett, grund oder etwas

ähnliches zu suchen; das richtige wort ist *akra*. *otrs akr* ist gold, dessen gott (Ullr) ein mann. Dass der anlaut eines wortes den schluss der hending bildet — die den reim tragenden silben sind *þók [vamk] : akr [a]* — ist ja auch sonst mehrfach belegt.

Str. (I), s. 179 nur in AE. Z. 5—8 lauten in A:

gillr er hiarandi handa
hristar nordr en miste
biorn bratt ok Gunar
bader lif ok nader.

Varianten von bedeutung: z. 5 *gillr*] *gullz* E, *gall* ausg. 1853 und J. Þ. z. 6 *nordr en*] *vaþrinn* E, *nađrinn* ausg. und J. Þ. Z. 7 *biorn*] *lietz* fügt E hinzu, *lét* fügen ausg. u. J. Þ. hinzu, *ok Gunar*] *at gumnum* E. 8 *baþi* E.

Jón Þorkelssons construction: *Hristarnađrinn gall, er Hjarandi misti handa, báđir, Björn ok Gunnarr, lét(u) brátt líf ok náđir.*

Hristarnađrinn bedeutet nach J. Þ. „*valkyrju ormr*"; dazu bemerkt er: „*á ađ tákna sverđ, enn er óvanaleg sverđskenning*". Dazu kommt die anwendung des bestimmten artikels, welche um so unmöglicher ist, als den substantiven die bestimmung *Hristar* vorangeht. Zieht man nun in betracht, dass die lesart *nađrinn* gar nicht handschriftlich überliefert ist, so erheben sich gegen diese interpretation gewichtige bedenken. Ferner beruht auch die lesart *gall* in z. 5 auf conjectur oder fehlerhafter lesung, ebenso *lét* in z. 7. Schliesslich ist z. 5 eine silbe zu lang (die zweite silbe von *Hjarandi* ist reimsilbe). Halten wir uns in bezug auf z. 7 an E, so sieht es aus, als ob die worte *Bjǫrn léz brátt* einen selbständigen satz bilden. Es ist auch ganz in der ordnung, dass Grettir Bjǫrn, der ihn zuerst herausgefordert hatte, gesondert nennt, während von den beiden brüdern, welche ihn rächen wollten, in einem einzigen satz die rede ist. *báđir* in z. 8 scheint sich demnach auf *Hjarandi* und *Gunnarr* — nicht auf *Björn* und *Gunnarr* zu beziehen.

Mit *hristar nordr en* (A) ist ebensowenig anzufangen als mit *hristar vaþrinn* (E). In z. 5 ist *gillr* durchaus unverständlich; hier aber ist die lesart von E heranzuziehen. *gullz* deutet auf eine umschreibung eines mannes, deren hauptglied in *hristar nordr en* zu suchen ist. Man erwartet ein wort von der bedeutung „spender" oder „zerbrecher" und braucht nach der richtigen lesart nicht lange mehr zu suchen. Das einzig mögliche ist *hristimeiđr en*. In den beiden hss. A und E ist die überlieferung entstellt; doch ist in A *en* noch richtig von dem vorhergehenden substantivum getrennt.

gulls hristimeiðr, „baum der das gold schüttelt, ausstreut“, bedeutet einen mann. *en* setzt die erzählung fort. In z. 1—4 wurde mitgeteilt, dass Grettis schwert oft *nam skǫpum skipta;* man erwartet darauf mehr als éin abenteuer zu vernehmen. Das geschieht in der tat. Die beiden abenteuer werden in logisch coordinierten sätzen mitgeteilt, den ersten leitet die conjunction *þá* ein; daran schliesst sich die zweite erzählung, welche syntaktisch mit *en* anhebt. Eine solche diction ist mehr dem inhalte gemäss als eine erneuerte erwähnung des schwertes, welches ein für allemal in z. 2 genannt wurde.

Ich streiche *er* in z. 5, halte mich in bezug auf z. 5. 6 und 7 an die lesarten von E, lese nur in z. 8 *lífs* und *náða* für *líf* und *náðir* und construiere wie folgt: *en Hjarandi gulls hristimeiðr, misti handa ok* (scil. *hann ok*) *Gunnarr báðir lífs ok náða. Bjǫrn léz brátt.*

In bezug auf das gegenseitige verhältnis dieser beiden sätze liesse sich die frage aufwerfen, ob nicht der letzte zuerst zu lesen ist; *en* würde in dem fall den ersteren satz an *Bjǫrn léz brátt* knüpfen. Dafür könnte man anführen, dass in der tat Bjǫrn derjenige der brüder war, der zuerst getötet wurde. Etwas entscheidendes habe ich gegen diese auffassung nicht einzuwenden, doch scheint mir die betrachtung der strophe als ganzes auf die oben ausgeführte deutung als die richtigere zu weisen. Freilich wird in bezug auf diese kleinigkeit kaum jemals vollständige sicherheit erreicht werden.

Str. 66 s. 189 und 67 s. 189—90. Die beiden strophen lauten in A:

flutta ec upp ur eyiu
w mett hofud Grettis
þan grætur nala nauma
naudug har Raudan.
hier mattu gialfurs aa golfe
grid biz hofud líta
þad mun fagur lofs fridri
funa allt nema sallte.

Auf diese anrede des Þorbjǫrn ǫngull, der Grettis kopf mit sich führt, antwortet Ásdís:

Mundut eigi sidir en sauder
syrur garfs fir dyri
komid er nordur od niordum
nytt skaup aa siaa hlaupa
ef styr uider stæder
stala freyr J eyni.

uerid hef ec lofs um lyde
leit av siukan Gʀetti.

Varianten von bedeutung: in str. 66 z. 2 *omett* Cβb, *omellt* D, *olett* E. Z. 3 *þat* E. Z. 4 *nauđuglig* E (*nauđug-ig* ACβbD!), *harravđan* E. Z. 5 *muntu* E, *gialfur* CED. Z. 7 *fagur lofs* AC, *fagrlofs* E, *fagr logs β, fagur loks* Db, *fridri (fridri, -e)* ACβb, *fridi* D, *friþum* E. Z. 8 *salltit* E, *sal(l)ter* Cb, *salt er β*, *sie salltat* D. In str. 67 z. 1 *Muntu* E, *mundu* βb. *sidur* (*siþr)* CβbED. Z. 2 *syrar graaps* C, *fyrir garps* D, *syragarps* E, *syr garps (-z)* βb, *sýrgarpr* ausg. 1853 und J. Þ. z. 3 *norđr*] *mordz* βb, *od*] *at* (*ad)* hss. ausser A. *mordum* D, *modum* βb. Z. 4 *nytt*] *mitt* βb, *naup* D. *skaup*] *skip* D. Z. 5 *styr uider (-ir)* AC, *stor urider* D, *styrviđr* βb, *stinnviþir* E. *stæđi* ED, *hefđi stađit* βb. Z. 6 *eyju* CβbD, *eyru* E. Z. 7 *uered*] *uerd* D, *ut* E, *kveđit* J. Þ. *hefde* βb. Z. 8 *leit(t)* AED] *létt* C, *liett* βb. *Grettir* E.

Die erste halbstrophe von str. 66 besteht aus zwei sätzen, welche je eine viertelstrophe enthalten. In z. 4 wurde schon in der älteren ausgabe mit C *nauđuglig* gelesen. Z. 2 *ómett* ist nicht ohne bedenklichkeit; der vorwurf der gefrässigkeit ist Grettir gegenüber wenig zutreffend. J. Þ. nimmt die möglichkeit an, dass *ólétt* (E) das richtige ist. Dagegen scheinen metrische gründe zu sprechen, da die zeile eine ađalhending verlangt; vgl. aber str. 67, 8: *létt — Gretti.* Die zeile scheint zu beweisen, dass der dichter dieser beiden strophen an *é — e* in der ađalhending keinen anstoss nahm.

Z. 7 liest J. Þ. im anschluss an die ältere ausgabe *Fríđi,* was er für eine nebenform von *Fríđr* hält. *gjálfrs fagrlogs Fríđi,* „göttin der schönen meeresflamme“ wäre ein weib. In einem mir zugesandten exemplare der Skýringar bemerkt der verfasser, dass *Fríđi* eher als dativus incommodi denn als vocativus zu verstehen ist. Übrigens fehlt in z. 7 die hending, welche J. Þ. dadurch widerherstellt, dass er *þađ* liest für *þat.*

Abgesehen von dieser metrischen schwierigkeit, welche durch die änderung *þat*] *þađ* kaum gelöst wird, macht auch der inhalt der halben strophe einen ausserordentlich faden eindruck. Namentlich fällt die bemerkung auf, Grettis kopf werde ganz und gar verfaulen, *(þat mun fúna alt nema saltit).* Denn der kopf hat schon den winter über im salze gelegen, also ist er entweder schon verfault, oder das salz wirkt conservirend, und dann wird er auch nachher nicht verfaulen. Das hat auch abschreiber veranlasst zu schreiben: *nema saltir,* „wenn du ihn nicht in salz legst“. Noch eine andere erwägung, welche sich

aus der betrachtung der str. 67 ergeben wird, nötigt uns, die strophe auf eine andere weise aufzufassen.

In z. 7, wo die ausg. und J. Þ. mit *β fagr logs* lesen, haben die hss. ACE *fagr lofs*. Es ist sehr denkbar, dass der genitiv *lofs* irrtümlich geschrieben wurde, dass ein abschreiber in dem worte ein glied einer kenning sah, deren hauptglied das unmittelbar folgende wort, welches als *friđi, friđri* überliefert ist, war. Ich glaube, dass *fagr lof* das richtige ist. In *friđi* aber steckt ein fehler. Wenn die zeile im übrigen richtig überliefert ist, muss aus metrischen gründen statt des *đ* ein anderer consonant, und zwar entweder *t* oder *g* gelesen werden. Ich glaube, dass *g* richtig ist und lese *fægri,* „poliatori“, vgl. Korm. saga str. 74[3] *fæger Fjǫlnis veigar.* Dazu gehört eine bestimmung, welche mit dem worte eine umschreibung eines mannes bildet. Dieselbe scheint in *gjálfrs* zu suchen zu sein.

Wir gewinnen auf diese weise eine teilung der halbstrophe in zwei sätze, welche von der bisher angenommenen ziemlich stark abweicht. Der hauptsatz ist: *Hér mátt líta hǫfuđ griđbíts *fúna *alt nema saltit.* Es leuchtet ein, dass statt *fúna fúit* „verfault“, zu lesen ist. Der infinitiv wurde an die stelle des adjectivs geschrieben, als man die verse nicht mehr verstand; *fúit* wurde zu *mun* in beziehung gesetzt. Für *saltit* wird ferner mit D *saltat* zu lesen sein. Þorbjǫrn sagt: „der kopf wäre gänzlich verfault, wenn er nicht eingesalzen wäre“.

Der nebensatz lautet: *þat mun fagr lof fægi gjálfrs.* Der gedanke ist klar, „das wird mir zu ruhm gedeihen“ (denn ich habe ihn getötet). Nur die umschreibung *gjálfrs fægir* ist nicht ganz verständlich. *gjálfr* bedeutet „lärm“ und „mer“; in umschreibungen für poesie begegnet das wort öfter; doch scheint es mir gewagt, anzunehmen, dass es so ohne weiteres „poesie“ bedeuten könnte; vielleicht ist die überlieferung verderbt. Statt *gjálfrs* könnte man annehmen *galdrs,* obgleich die hending dadurch weniger genau wird; doch begegnen dergleichen reime sehr oft, auch in der Gr. s. (vgl. z. b. in der folgenden strophe z. 1: *síđr — sauđir;* str. 5, 3: *fákr — ríki;* str. 8, 4: *berk — hverri*; str. 14, 5: *dagverđar — darra;* z. 7: *tysvar — nesja*). Wie es sich aber mit *gjálfrs* verhalten möge, jedesfalls wird die richtigkeit meiner auffassung der halbstrophe durch die folgende strophe bestätigt. Denn dort antwortet Ásdís mit einer anspielung auf Þorbjǫrns anrede. Þorbjǫrn sagt: *þat mun (mér) fagr lof;* an derselben stelle (z. 7) der folgenden strophe sagt Ásdís: *kveđit hefk lof um lýđi létt.* Diese worte erhalten ihre bedeutung dadurch, dass sie eine antwort sind auf Þor-

bjǫrns selbstlob. Sie beweisen auf jeden fall, dass str. 66, 7 *fagr lof* nicht *fagr log(s)* zu lesen ist.

Doch gebe ich die möglichkeit zu, dass *galdrs* in z. 5 nicht das richtige trifft.

In bezug auf str. 67 ist das folgende zu bemerken. Z. 1 *eigi* wird mit recht von J. Þ. im anschluss an die ältere ausgabe gestrichen; die negation ist in *mundut* enthalten. Dazu gehört als subject ein substantiv in der mehrzahl. Da dasselbe in der ersten halbstrophe nicht begegnet, suppliert J. Þ. es aus z. 5: *styrviðir.* Zwar ist die construction möglich, aber beliebt ist sie nicht; auch dürfte eine weniger ehrenvolle bezeichnung Þorbjǫrns und seiner freunde am platze sein. Für z. 2 *syrur garfs* (vgl. var.) lesen ausg. und J. Þ. *syrgarpr* „gyltukappi“, in der tat das einzige wort, welches ohne von dem lautbilde der überlieferung zu sehr abzuweichen einen verständlichen sinn gibt. Doch wird die hinlängliche silbenzahl dadurch erreicht, dass nach *syrgarpr fyrir* zweisilbig gelesen wird. Wahrscheinlich kommt es mir vor, dass die ältere form *fyr* widerherzustellen und statt *syrgarpr* der nom. plur. *syrgarpar* zu lesen sein wird. Das wort bildet das subject zu *mundu*, und die verse enthalten eine ausgearbeitete vergleichung: *syrgarpar mundut síðr* (scil. *fyr Gretti*) *á sæ hlaupa en sauðir fyr dýri,* wenn Grettir gesund gewesen wäre. Die vergleichung mit schafen, welche vor einem raubtiere flüchten, beweist wol, dass an dieser stelle Grettir feinde nicht *styrviðir* „kämpfer“ genannt werden konnten. Der gedanke wird in z. 5—8 fortgesetzt, doch gehe ich darauf nicht ein und verweise auf J. Þ. Aber der zwischensatz z. 2—3 bietet eine schwierigkeit. *komit er norðr at Njǫrðum nýtt skaup* wird übersetzt: „*ný svívirðing hefir hent menn á norðlandi*“. *Njǫrðr* aber ist der name eines gottes, also eine hálfkenning und aus dem grund verdächtig. Man versteht auch nicht, aus welchem grund Ásdís von „neuer schande“ spricht; die schande kommt im gegenteil zum ersten mal über die Norðlendingar. Die richtige lesart wird *nadds* sein: *nadds Njǫrðr,* „gott des pfeiles“, „mann“. Z. 1—4 sind demzufolge auf die folgende weise zu lesen:

Mundut síðr en sauðir
sýrgarpar fyr dýri
— *komit er norðr at* Njǫrðum
nadds skaup — *á sæ hlaupa,*

ef styrviðir stæði Gretti ósjúkan í eyju.

II.
Zur Fóstbrœđra saga.

Benutzt wurde das folgende material: 1. Fóstbrœđra saga ved Konrad Gislason. Kjøbenhavn 1852. Darin AM 132 fol. (*M*). AM 566 B 4⁰ (*m*), abschrift von *M*. AM 544 4⁰ (*H*). 2. Der text der Flateyjarbók (*F*).

Für *H* (= Hauksbók) wurde der 1892—96 erschienene diplomatische abdruck der Hauksbók und Finnur Jonssons erklärungen z. st. verglichen.

Gisl. s. 10. Flat. II s. 96. Nur in *m F*.

Z. 5—8 lauten in *mF*:

efnd tók Hávars hefndar
hafstóđs þá er var Móđi
hann varđ hǫpp at vinna
hvetr 15 vetra.

Varianten in F: z. 7 *varđ*] *hlaut*. Z. 8 *hvatr*. Z. 8 ist eine silbe zu kurz. Gislason (Njála II, 121) schlägt zweifelnd vor zu lesen: *hvetr ok 15 vetra*, „und das (nur) 15 jahre alt". Doch vermutet er einen tiefer liegenden fehler[1]. Das richtige scheint zu sein *hetja* (bezeichnung eines starken menschen, u. a. von Þórr). Das wort ist subject zu *þá er var 15 vetra*, während *hafstóđs Móđi* zu *tók efnd hefndar* gehört.

Gisl. s. 22. Nur in *M*. Z. 1—4 werden von Gislason auf die folgende weise gelesen:

Vel dugir verk at telja
[vápna hreggs] firir seggjum
(opt flýgr geirr frá gunni)
[gjóđ] Butralda [hljóđa]

d. h. *Vel dugir Butralda at telja verk* (oder: *at telja verk Butralda*] *firir seggjum. opt flýgr geirr frá gunni. vápna hreggs gjóđ hljóđa.*

Gegen diese interpretation spricht: 1. *Butraldi* kann keine taten mehr erzählen, denn er ist tot. Von den taten des Butraldi soll auch nicht die rede sein, sondern von Þorgeirs taten. 2. die geschosse im kampfe werden nur ausnahmsweise von walküren geworfen; man erwartet anstatt *gunni* die bezeichnung eines mannes. 3. ein neutrum *gjóđ*

[1] In den Aarb. 1879 s. 160 fg. hat Gislason die stelle noch einmal behandelt und spricht hier die vermutung aus, dass Þormódr statt *fimtán* eine ältere form *fimtían* gebraucht habe (vgl. *sjautján, átján, nítján*). Diese hypothese wird dadurch sehr wahrscheinlich, dass Gislason noch eine 2. verszeile desselben dichters (Fóstbr. 76[24]) beibringt, die ebenfalls durch die änderung von *-tán* in *-tían* auf das regelmässige mass von 6 silben gebracht wurde: *reggs þrettán seggja*. H. G.]

existiert nicht; nur ein masculinum *gjóđr* „avis species". (*vápna hreggs gjóđr*, „vogel des kampfes", adler oder rabe). *gjóđ hljóđa* ist daher monströs; entweder muss man lesen *gjóđar*, was das metrum nicht gestattet, oder das wort ist nicht subject zu *hljóđa*. Gegen die überlieferung zeugt ferner das fehlen der hending in z. 3.

Ich glaube, dass *gjóđ* ein schreibfehler für *gjóđs* ist, verbinde *vápna hreggs gjóđs* mit dem substantivum, welches in z. 3 als *gunni* überliefert ist, und lese dafür *grenni* (in der vorlage geschrieben *g^enni*) „Fütterer des raben" ist eine umschreibung für „mann".

Von dem manne *flýgr opt geirr*. Dass in *geirr* ein fehler steckt, beweist wie gesagt das fehlen der hending. Zu bemerken ist auch, dass Þorgeirr Butraldi nicht mit einem speere, sondern mit einem beil getötet hatte. Prof. Gering macht mich darauf aufmerksam, dass in den nafnaþulur der Sn. E. (I, 569) unter den bezeichnungen der axt das wort *genja* begegnet, welches den anforderungen der silben- wie denen des buchstabenreims entsprechen würde. Wenn man annehmen dürfte, dass das seltene wort durch ein allgemein bekanntes (*geirr*) ersetzt worden ist und dass infolge dessen die zeile, um die nötige silbenzahl widerherzustellen, weitere änderungen erfuhr, so könnte man als ursprüngliche lesart etwa vermuten: *genja fló frá grenni*.

Es bleibt übrig: *Vel dugir verk at telja firir seggjum Butralda *hljóđa**. Nur die beiden letzten worte bereiten schwierigkeiten. Dass *Butralda* ebensowenig dativ zu *dugir* wie genetiv zu *verk* sein kann, leuchtet ein. Es bliebe also nur noch die möglichkeit, es mit **hljóđa** zu verbinden. Entweder gehören die beiden wörter zum hauptsatze, oder sie bilden einen satz für sich. Im ersteren falle können sie kaum etwas anderes sein als eine umschreibung des mannes, dem es geziemt *verk at telja*. In **hljóđa** wäre dann ein substantiv zu suchen, aber ein mit *h* anlautendes wort, das eine hending zu *gjóþ* enthält und „mörder" bedeutet, scheint nicht zu existieren. Es bleibt demnach nur die annahme übrig, dass in **hljóđa** eine verbalform steckt; — die strophe ist, wie z. 5—8 ausweisen, Þorgeirr in den mund gelegt, — und dass Þorgeirr gesagt habe: *Butralda hlóđum*, „ich habe B getötet". Nachdem irrtümlich *hljóđum* geschrieben war, wurde später *hljóđum* in *hljóđa* geändert.

Im anschluss an das erörterte wäre zu lesen:

Vel dugir verk at telja
(vápna hreggs), fyr seggjum
(genja fló frá grenni
gjóđs) — Butralda hlóđum —.

Gísl. s. 29. Nur in *M.* Z. 5—8:

Sjároknum réð sækir
sveims (fráka ek þat; heima
opt vann auðar skiptir
erring) í haf knerri.

Z. 6. *fráka ek þat* „ich habe es nicht vernommen". Aber der dichter hat es richtig vernommen, sonst könnte er es nicht berichten Zu lesen ist: *frák þat.* Die törichte änderung wurde vorgenommen, um der zeile die notwendige silbenzahl zu geben, nachdem *sveima,* was widerherzustellen ist, in *sveims* geändert war.

Ferner ist in z. 6 *heiman* für *heima* zu lesen. Im zusammenhange des satzes: *opt vann auðar skiptir erring* ist *heima* sehr anstössig, denn Þorgeirr kämpft, wo er hin kommt, nicht bloss daheim[1]. Aber, wie die prosa erzählt, reist er sechsmal (7 muss auf grund der strophe natürlich in 6 geändert werden): *af Íslandi*; das wird in der strophe durch *heðan* wie durch *heiman* angedeutet. Also:

Særoknum réð sækir
sveima (frák þat) heiman
[opt vann auðar skiptir
erring] í haf knerri.

Gisl. s. 42. Flat. II, 156. Hauksb. s. 373. Z. 7—8 fehlen in F. Z. 5—8 lauten bei Gisl. s. 66:

Varð eggjaðr þar þriggja
þorgeirr á hvöt meiri
(leygs hefi ek slíkt frá sæki
sannspurt) bani manna.

Varianten z. 1 *Varð] unð-* M. *þar] þa* M. *beGia* M. Z. 2 *á hvöt] hutu* F. Z. 3 *leyks* M. *sliks* M.

Egilsson schliesst sich dieser auffassung an, nach welcher zu construieren ist: *þorgeirr eggjaðr á meiri hvǫt varð þar bani þriggja manna, ek hefi sannspurt slíkt frá sæki leygs.*

Aber die kenning *leygs sækir* ist sehr bedenklich[2]; auch Finnur Jónsson in Hauksb. nimmt daran anstoss und ändert *slíkt* (var. *sliks*)

1) Es hiesse wol einen sinn in die verse hineininterpretieren, wenn jemand übersetzen wollte: „Þorgeirr ging sechsmal auf das schiff, weil er daheim keinen frieden hatte." Zwar ist er *sekr,* aber deswegen bleibt er von Island nicht fort, sondern er kehrt jeden zweiten winter heim. Dazu kommt, dass *erring* nicht gleichbedeutend ist mit *sekð,* sondern „kampf" bedeutet; und kampf scheut Þorgeirr am wenigsten.

2) Egilsson gibt für *leygr* die folgenden bedeutungen an: 1. *mare,* 2. *ignis,* 3. *gladius.* „Erwerber des schwertes" wäre eine umschreibung für „mann". Für

in *síks*, genitiv zu *sík*, „kanal“. *síks leygs sækir*, „erwerber des goldes“ (*leygr* = feuer), „mann“. Doch wird eine andere schwierigkeit durch Jónssons erklärung nicht beseitigt. *eggjaðr á hvǫt meiri* soll bedeuten: *ophidset til en større dåd.* Aber von dieser construction ist, soviel ich weiss, kein zweites beispiel überliefert. Das, wozu man jemand aufhetzt, wird entweder durch den genitiv oder durch *til* angedeutet. *á* bei *eggja* deutet die person an, welche aufgehetzt wird und wechselt mit dem accusativ. *eggja einhvern á hvǫt* scheint demnach unmöglich. Darauf beruht vielleicht der unglückliche besserungsversuch des schreibers der Flateyjarbók. Ich suche den fehler der überlieferung nicht in *slíkt*, sondern in *eggjaðr*, wofür ich *eggja* vermute. Der fehler konnte um so leichter entstehen, als unmittelbar darauf *þar* folgte; *eggja þar* konnte als *eggjaðr* gehört werden; später wurde dann *þar* noch einmal hinzugefügt.

In z. 7 hat M nicht *leygs*, sondern *leyks*. Das kann eine schreibung für *leiks* sein, *eggja leiks* ist eine bekannte umschreibung für kampf; *eggja leiks sækir*, ein mann.

á in z. 2 fasse ich als eine verbalform auf; der satz *Þorgeirr á hvǫt meiri* bedeutet: Þorgeirr hat grössere kühnheit (zu supplieren ist: als die drei männer, welche er getötet hat).

Beispiele für die bedeutung „kühnheit“ (alacritas, strenuitas, fortitudo) im Lex. poet. s. v. *hvöt.* — *eiga hvǫt* wie *eiga móð; ek á fróðan sefa; eiga hjarta* usw.

Ich construiere die halbe strophe:

Varð [eggja] þar þriggja
(Þorgeirr á hvǫt meiri)
[leiks hefk slíkt frá sæki
sannspurt] bani manna.

„Er tötete dort drei männer; das habe ich der wahrheit gemäss vom kämpfer gehört. Þorgeirr hat grössere kühnheit.“

Gisl. s. 53. 73—74. Hauksb. s. 380. Nur in mH.

die bedeutung *gladius* wird jedoch neben dieser nur noch éine stelle angeführt, nämlich Sn. E. I, 408: *bǫrr leygs gǫtu ginnvita gráps*, was erklärt wird: ***leygs gata***, *semita gladii* = *vulnus*. *l. gǫtu ginnviti*, *ingens ignis vulneris*, ***gladius***. *l. g. ginnvita gráp*, *procella gladii*, *pugna*, *l. g. g. gráps bǫrr*, ***pugnator***. Aber statt des *ἅπαξ λεγόμενον ginnviti* haben die hss. **Wa** das **auch sonst** belegte *gunnviti*, *ignis bellonae*, *gladius*. Das ist ohne zweifel richtig; ich construiere daher: *leygr gǫtu gunnvita*, *ignis semitae gladii*, *ignis **vulneris***, ***gladius***. Hier bedeutet also *leygr ignis*, nicht ***gladius***.

Z. 5—8 lauten nach Gisl. in m:

Aull tekr seggr enn snialli
sannleiks friþar manni
fliorz þa er fyrdar nyta
full mæli ređ tæla.

Varianten in H: z. 5 *allt.* Z. 6 *sanlavgs. monnum.* Z. 7 *fliot.* Z. 8 *fvllmæli.*

Gislason s. 74 schreibt z. 8 *réđu.* Er nimmt also an, dass *fyrđar* das subject ist. Dadurch wird aber die zeile siebensilbig. Ebenso Egilsson (s. v. *sannleygr*), der den text in GhM II, 289 zu grunde legt; dieser fasst ferner *leygs fljóts* (conj. für *fliot*, *fliorz*) *nýtr* als eine umschreibung für „mann" auf (*nýtr* adj. als subst.). Nach dieser auffassung wäre zu construieren: *Enn snjalli seggr tekr manni (mannum?) ǫll fullmæli griđar, þá er fyrđar réđu tæla sanleygs fljóts nýta.* Bei dieser interpretation ist der dativ *manni* (oder *mannum* ohne umlaut?) ganz unverständlich. Es kommt hinzu, dass *nýtr* als subst. nicht ohne bedenklichkeit ist, und wie *tekr* übersetzt werden muss, ist nicht ganz klar.

Finnur Jónsson (Hauksbók s. 380) trennt *sannleygs;* für *sann* liest er *sǫnn*, das er als prädicative bestimmung zu *fullmæli* auffasst. *En snjalli seggr tók* (conjectur für *tekr*) *mǫnnum ǫll fullmæli friđar sǫnn,* „hielt alle versicherungen für aufrichtig". Ferner conjiciert er *fergir* für *fyrđar; fljóts leygs fergir,* „ein mann", d. h. Þorgrímr; dieser *réđ tæla nýtan* „betrog den helden (Þorgeirr)".

Bedenken gegen diese an sich sinnreiche erklärung erregt jedoch 1. die bezeichnung eines helden durch das einfache adjectiv *nýtr* in der bestimmten form, 2. der inhalt der erzählung. Derjenige, welcher den andern betrügt, ist an dieser stelle nicht *Þorgrímr,* sondern *Þorgeirr. Þorgeirr* betrügt *Þorgrímr* und dessen genossen, indem er mit ihnen ein friedensbündnis schliesst, ohne dass er ihnen vorher erzählt hat, dass er ihren verwandten Gautr getötet hat[1]. Man erwartet, dass die strophe das mitteilen werde. Auch z. 1—4 preisen die schlauheit Þorgeirs, der gegen übermacht zu kämpfen keine lust hat.

1) Man könnte vermuten, dass die worte *þá er* ... *réđ tæla* auf den späteren friedensbruch anspielen. Aber als die *griđ* bestimmt wurden, hatte Þorgrímr noch nicht die absicht, den frieden zu brechen; dazu entschliesst er sich erst, nachdem er vernommen hat, dass er betrogen worden ist. Von einem absichtlichen falschen versprechen seinerseits kann daher in der strophe die rede nicht sein.

Die bisherigen erklärer der strophe haben ausnahmslos *nýta (nýtan)* als adjectiv aufgefasst. Ich glaube, dass in *nýta* ein infinitiv verborgen ist, der von *tók* (Jónssons conjectur für *tekr*) abhängig ist, und dass *fyrđar* in *fyrđa* geändert werden muss. Dann wäre zu construieren: *enn snjalli seggr tók *nýta* ǫll friđar fullmæli, þá er ... . réđ tæla fyrđa.*

Die wörter, für welche raum freigelassen wurde, bilden das subject zu *réđ* und können nur eine umschreibung eines mannes enthalten. Sie lauten in der überlieferung: *manni (monnum) sannleyks (sanlavgs) fliorz (fliot)*. Das zweite wort kann in diesem zusammenhang nur in übereinstimmung mit Gislason und Lex. poet. aufgefasst werden als ein genitiv zu *sannleygr*, verus ignis. Ein dativ hat in diesem zusammenhang keinen sinn; *manni* (oder *monnum*) steht an der stelle eines wortes, welches entweder nominativ oder genitiv war; im letzteren falle hat es wahrscheinlich mit *sannleygs* eine umschreibung für gold gebildet; das metrum fordert in der ersten silbe dieses wortes die lautverbindung *ann*; die richtige lesart *hranna* ergibt sich von selbst; *hranna sannleygr*, versus ignis undarum ist „gold". Für *fliorz (fliot)* vermute ich ferner *njótr*. „geniesser des goldes", mann. Freilich verlangt der stabreim zwei silben, welche mit *f* anlauten. Aber für *nýta* wird *flýta* zu lesen sein, der typische ausdruck für die mühe, welche man sich gibt um eine sache zu stande zu bringen, und jedesfalls das einzige wort, welches an unserer stelle einen vernünftigen sinn gibt.

Man kann sich vorstellen, dass der fehler in z. 7 auf die folgende weise entstanden ist. Im anschluss an *njótr* wurde anstatt *flýta nýta* geschrieben (fehlerhafte auffassung des stabreims). Ein abschreiber sah, dass der reim nicht zweimal *n*, sondern zweimal *f* forderte und berichtigte den fehler auf seine weise; er schrieb: *fljótr*; das wurde zu *sannleygs* in syntactische verbindung gesetzt; so entstand *fljots*, wovon die lesarten der hss. wider entstellungen zu sein scheinen. Doch lässt sich der vorgang auch auf andere weise erklären. Ich hebe hervor, dass die emendation: *fliorz* — *nýta* zu *njótr* — *flýta* weniger gewalttätig ist als die von *fyrđar* zu *fergir*.

Nach meiner ansicht ist die halbe strophe zu lesen:

Oll tók seggr enn snjalli
sannleygs, friđar, hranna
njótr, þás fyrđa, flýta
fullmæli, réđ tæla.

„Der beredte mann (Þorgeirr) brachte einen vergleich zu stand, aber

er betrog dadurch die männer (buchstäblich: „während der geniesser des goldes die männer betrog")".

Gisl. s. 55 2. str. 75 2. str. Hauksb. s. 382. Nur in *mH.* Z. 1—2 *kent hefir fiorr (fiorv m) hve frændum folkbeitir (folk hneitir m) skal veita.*

fólkbeitir wird von Egilsson erklärt als: incitans militum, pugnator, vir, und die bedeutungen von *beita* lassen diese erklärung als die natürliche erscheinen. Doch ist *fiorr (fiorv)* nicht zu erklären. Deshalb liest Finnur Jónsson a. a. o. *fjǫrs* und construiert *folk - fjǫrs - beitir,* „mand-livs-beder" (*beita*, bede, fange). Möglich scheint mir das, aber nicht notwendig, und in einer strophe so einfachen stiles sehr unnatürlich. Würde nicht die lesart *fjǫrum,* auf welche *fiorv* der hs. *m* weist, den vorzug verdienen? *kent hefr fjǫrum* usw., „er hat den leuten gezeigt".

Gisl. s. 56—57. 76. Hauksb. s. 384. Nur in *mH.*

Finnur Jónsson hat die strophe der hauptsache nach richtig gedeutet. Doch ist die überlieferung von z. 3—4

sá vas rækjandi enn ríki
reggs XIII seggja

gewiss nicht fehlerlos. Namentlich z. 3 ist zu lang, während z. 4 nur fünf silben enthält. In z. 3 ist statt *rækjandi rækir* zu lesen. Ob auch *sá* gestrichen werden muss, entscheide ich nicht. *Sás* (praesens) für *sá vas* dürfte kaum das richtige treffen. Z. 4 liest Finnur Jónsson [mit K. Gíslason, Aarb. 1879 s. 160] *þrétían* (dreisilbig), was mit rücksicht auf das unsichere alter der strophe nicht ohne bedenken ist. Wahrscheinlicher ist wol *reggja* für *reggs.* [Vgl. jedoch oben s. 149 anm. H. G.].

Gisl. s. 90—91. Flat. s. 212, vierte str. Hauksb. s. 397. Nur in *FH.* Z. 5—8 lauten in F:

gnyþolli let ek gialla
gert hefig firir mer suortum
mæirr hefnde þo þeirra
þorgæirs uinir flæire.

In H sind z. 7—8 vor z. 5—6 gestellt. Dazu kommen die folgenden varianten: z. 6 *giort hefi ek fyrri mik svartan.* Z. 7 *hefni.*

Finnur Jónsson erklärt die halbstrophe nicht; er nimmt an, dass sie sehr verderbt ist.

Den in den meisten fällen schlechteren text lege ich zu grunde, weil er, wie sich zeigen wird, die richtige reihenfolge der zeilen hat.

Unter den lesarten von F fällt sofort auf z. 6 *suortum*, wo H *svartan* hat. Dass *svǫrtum* richtig ist, beweist die hending (statt *gert* ist zu lesen *gǫrt*). *svǫrtum* ist adjectiv zu *gnýþolli*, welches ein teil einer umschreibung für „mann“ ist. *gnýr* bedeutet „lärm“; dazu erwartet man ein wort, welches zusammen mit *gnýr* „kampf“ bedeutet; vgl. *gnýstafr hjǫrva*. Die ganze kenning bildet das logische object zu *létk gjalla* (scil. *hǫgg*), „ictum inflixi“, wie Egilsson richtig übersetzt. *svǫrtum* bezieht sich also nicht, wie Finnur Jónsson vermutet, auf Þormóđr selbst, der die strophe spricht, sondern auf Þorgrímr Trǫlla, den er getötet hat; vgl. die erste strophe auf s. 90 (Flat. s. 212 1. str.), wo es heisst: *ef hreggbođa hǫggit hefk vart í skǫr svarta nadda borđs.*

An den gedanken der z. 5 schliesst sich z. 6 *gǫrt hefk fyr mik*, „ich habe das meinige getan.“ Man erwartet nun den gedanken: „wenn mehr getan werden soll, so mögen andere es tun.“ Es ist die rede von der rache für Þorgeirr; es sind also seine freunde, denen diese pflicht obliegt. Das sagen z. 7—8 in der tat aus: *þorgeirs vinir fleiri hefni þó meirr*. Unerklärt bleibt *þeira*. *hans* wäre denkbar, da von Þorgeirr die rede ist, doch passt das wort nicht in die zeile hinein. In *þeira* steckt das wort, welches die kenning, deren wichtigstes glied *gnýþollr* ist, vervollständigt. Das wort ist *þorna* (dadurch wird auch die skothending widerhergestellt). *þorn* bedeutet u. a. spiculum, jaculum, vgl. *þorna þorn*, arbor jaculorum, vir. *þorna gnýþollr*, arbor strepitus jaculorum, vir. Die halbe strophe ist demnach zu lesen:

Gnýþolli létk gjalla
(gǫrt hefk fyr mik) svǫrtum
[Meir hefni þó] þorna
[þorgeirs vinir fleiri]

„Dem schwarzgelockten baum des kampfes gab ich einen schlag; das meinige habe ich getan; mögen Þorgeirs übrige freunde ihn mehr rächen.“

Gisl. s. 110. Flat. II, 363—64. Hauksb. 414. Nur in *FH.*

Á sér, at vér várum
vígreifr međ Oleifi
(sár fekk ek) heldr (at hváru)
hvítings (ok friđ lítinn)

Var. z. 2 *uigræifir* F. Z. 3 *ek*] fehlt F. *heldr* in den hss. *helldr* geschrieben.

Die satzteilung ist bei Gislason und Finnur Jónsson dieselbe. Unverständlich ist *hvítings*; Jónsson verbindet das wort mit *heldr*,

wofür er *Hildr* liest; dea poculi = femina (eine frau wird angeredet). Ich stimme ihm darin bei, dass der name einer göttin suppliert werden muss, aber ich glaube nicht, dass er in *helldr* zu suchen ist. Überaus auffällig ist in z. 2 das singular *vígreifr* nach dem plural *vér várum* (auch der schreiber von F hat daran anstoss genommen); das metrum verlangt aber ein zweisilbiges wort; und da Þormóðr von sich selbst allein redet, ist *vígreifr* nicht absolut zu verwerfen. Aber man möchte wünschen, dass die mehrzahl des subjects nicht so stark betont wäre, wie das hier der fall ist, nicht nur durch das pronomen *vér*, sondern auch durch die alliteration; *vér* und *várum* sind beide reimstäbe. Ich glaube, dass zu lesen ist:

Á sér, Vǫr at várum
vígreifr með Óleifi usw.

Vǫr ist eine asynje; *Vǫr hvítings,* dea poculi, femina.

Scheinbar entsteht auf diese weise in z. 1 aðalhending. Dazu ist zu bemerken, 1. dass davon in den strophen der Fóstbr. s. mehrere beispiele begegnen, 2. dass — falls die strophe echt ist, über welche frage ich mich an dieser stelle nicht äussere — man vielleicht annehmen dürfte, dass zur zeit, wo sie gedichtet wurde, der umlaut in *várum* noch nicht durchgedrungen war.

III.

Zur Gunnlaugs saga Ormstungu.

Str. 7. Ísl. s. II, 233. Jón Þorkelsson s. 20.

Z. 1. *Segit er frá jarli.* Die zeile hat eine silbe zu wenig. Das pronomen *ér,* welchem jeder satzton fehlt, ist träger der alliteration. Der zusammenhang zeigt, dass Gunnlaugr nicht nur das urteil der männer constatiert, sondern in gewisser hinsicht es billigt (vgl. Jón Þorkelssons erklärung der strophe). Ich lese also:

Vel segið ér frá jarli

Vel und *jarl* sind die stuðlar.

Str. 11. Ísl. s. 251—52. J. Þ. 28—29.

Z. 5—8. *lítt sá höldr hinn hvíti*
hjörþeys, faðir meyjar,
gefin var Eir tel aura
úng, við minni túngu.

Var. z. 5 *höldr*] *heiðr (heyðr)* A 2, 3 m, 4, 5. Z. 6 *hjörþeyrs* A 1, *hjörsþey* A 2, 3 m, 4—6; *hjörleiks* BC. 8 *úngs* BC.

Jón Þorkelsson ändert *höldr* in *Höðr* und verbindet den namen mit *hjörþeys*. „*hjørþeyr, sverðvindr, bardagi; Höðr, einn af Ásum, hjørþeys Höðr, víg-áss, m* (d. h. *maðr*).“ Z. 8 liest er mit BC *ungs* und vermutet „*að ungs sé eignarfall af nafnorði sem í nefnifalli hafi verið annaðhvort ung, hvk., eða ungr, k k. = l. unio, perla, eða = fr. oignon, e. onion* (l. *unio*), *laukr*.“ Also *Eir ungs* (wie *lauka lind* in str. 10). Auf Mogk's deutungsversuch, der anzunehmen scheint, dass *Eir* ohne weiteres „mädchen“ bedeuten kann, gehe ich nicht ein.

Gegen Jón Þorkelssons deutung ist nur einzuwenden, dass *ung* (oder *ungr*) perla (oder *laukr*) nicht belegt ist. Die lesart der hss. BC kann zwar ursprünglich sein, sieht aber wie eine der von J. Þ. vorgeschlagenen ähnliche conjectur aus. Ausserdem ist J. Þ. genötigt, in z. 5 *hǫldr* zu emendieren. Ich glaube, dass der fehler in *hjörþeys* steckt, und lese *hornþeys*, was ich mit *Eir* verbinde; *hǫldr* bleibt; *ung* ist adjectiv.

hornþeys Eir, „göttin des stromes, der aus dem horn fliesst“, „göttin, welche das getränk darbietet“, ist eine umschreibung für „frau“. Ähnlich in der Kormáks saga (ed. Möbius) s. 41: *Freyja hornþeyjar*. Zu *hǫldr enn hvíte* vergleiche man z. b. *sveinn enn hvíte* in der Bjarnar saga Hitdœlakappa s. 27. 30.

Str. 17. Ísl. s. 260. J. Þ. 33.

Z. 5—8 J. Þ. liest, ohne zweifel in der hauptsache richtig:

Nú er svanmærrar síðan
svartaugum ver bauga
lanns til lýsi-Gunnar
lítil þörf at líta.

Nur gegen z. 5 *síðan* erhebe ich einspruch. Statt *svartaugum ver* haben die hss. in z. 6 *svört* (*svarit* A 1) (*svíða* A 2—6) *augu mér (með, men[n], meir)*, was Mogk veranlasst *svíða* aus A 2—6 aufzunehmen und in z. 5 an die stelle von *síðan* zu setzen. In der tat scheint *svíða* in jenen hss. eine verderbnis der richtigen lesart in z. 5 und etwa aus einer randbemerkung nach *síðan* aufgenommen zu sein, worauf *svart-* (resp. *svört*) ausgefallen ist. *síðan* erweist sich wie das ausserdem bedeutungslose *svíða* als fehler durch das fehlen der hending. Das richtige ist *svinnrar*. *svinnr* wechselt nach bekannten regeln (Noreen § 201) mit *sviðr*; gen. fem. *svinnrar* und *sviðrar*; in der vorlage der hss. stand *sviðrar*, was zu *svíða* und *síðan* verderbt wurde.

Das adjectiv *svinnr* ist mit *svanmærrar* coordiniert und bildet eine bestimmung zu *bauga lanns lýsi-Gunnar*; es ist ein sehr häufiges

epitheton für frauen; vgl. Grettis s. str. 58 *svinn sól gullbúa stóla*; Bjarnar s. Hitd. s. 27 *svinn snót* usw.

Str. 22. Ísl. s. 271. J. Þ. 39.

Z. 1 *Rodit var sverd; enn sverda*
sverdrögnir mik gerdi.

J. Þ. erklärt im anschluss an K. Gislason (Njála II, 181 fg.) *sverda* als „mit dem schwerte hauen". — *gerdi sverda mik, madrinn veitti mér mörg og stór sár.* Doch ist die diction sehr unnatürlich, und ein verbum *sverda*, „hauen" sonst nicht belegt. In z. 5—6 begegnet der dreifache reim *blód-, blód, blód-*. Ebenso z. 7—8 *sár-, sár-, sár-*. Wenn nun die ganze strophe nach demselben muster gebaut ist, erwartet man dieselbe eigentümlichkeit in z. 1—2 und in z. 3—4; wenn nach anderem muster, weder in z. 1—2 noch in z. 3—4. Nun lauten z. 3—4:

Váru reynd í randum
randgálkn fyr ver handan;

also nur zweimal dieselbe silbe und in z. 3 *skotending.* Man erwartet daher eine übereinstimmende metrische behandlung der z. 1—2. Doch konnte das beispiel von z. 5—6 und z. 7—8 einen abschreiber zu dem versuche veranlassen, die metrische figur von der zweiten über die erste halbstrophe auszudehnen. Bei z. 1—2 gelang ihm das; bei z. 3—4 nicht. Auf grund des angeführten lese ich z. 1—2 wie folgt:

Rodet vas sverd; en særdan
sverdrǫgnir mik gerde,

wodurch in z. 1 die skothending widerhergestellt und der satz verständlich wird.

LEEUWARDEN. R. C. BOER.

DIE JERUSALEMFAHRT JOACHIM RIETERS AUS NÜRNBERG (1608—1610).

(Im auszuge mitgeteilt.)

Da von der oben genannten reise bisher nur bekannt war, dass ein handschriftlicher bericht im Nürnberger stadtarchive enthalten sei[1], so bat der verfasser um eine sorgfältige kopie, die ihm auch durch vermittlung des herrn dr. Reicke vom archivassistenten herrn Mann mit dankenswerter bereitwilligkeit besorgt wurde; wir teilen daraus folgendes mit.

Der codex (Nürnberger stadtarchiv R. XIII, 10, papier, $15^1/_2 \times 10^1/_2$ cm., in ein pergamentblatt als einbanddecke geheftet; von uns der kürze halber mit N. bezeichnet) hat 60 blätter, von denen 1—25 beschrieben sind; nur auf dem letzten und vorletzten blatte finden sich aufzeichnungen von anderer hand, nämlich eine berechnung der apokalyptischen zahl 666 (auf Martin Luther!) und eine windrose mit deutscher und italienischer nomenclatur. Auf der einbanddecke steht, wahrscheinlich von anderer hand: „Herrn Joachim Rieders von Kornburg Reissbeschreibung 1609“; der text beginnt mit der überschrift: „Raiss in Lobäntä Balestinä Egigtem (sic) mong (sic) Horeb et Sinäe vnd Andery heylige Ertter mer.“

Der pilger, welcher sich nicht nennt, erzählt zunächst, wie er 25. mai 1609 mit bewilligung seiner „lieben hausfrauen und befraindten“ von haus nach Schongau (s. von Landsberg a/Lech) aufbricht, bis wohin ihn Sebastian Herlin, Cristof Wex, Johann Goling, Hans Jacob Velder, Geörg Alber, Lucass Lutz, Niclas Hirschmann, Lorenz Pollä, Georg Landporder, Paullus Pichler und Franz Reindl das geleit geben. Er übernachtet in Rottenbuch, trifft am 26. mai in Partenkirchen, am folgenden tage in Innsbruck ein, wo er bei Hoff logiert, dann geht er über Brixen nach Bozen, wo er „in der Glocke“ übernachtet, und erreicht glücklich Trient, wo er „in der Sonne“ wohnt; er vergisst nicht, die bekannte geschichte von dem durch juden an einem christenkinde (1485) verübten frevel mitzuteilen, die noch viele andere pilger berichten. Am 30. mai verlässt er Levico und kommt über Castelfranco am 1. juni nach Mestre, wo er glaubt sein pferd verkaufen zu können, es aber, da die käufer die verlangten 100 taler nicht bezahlen wollen, durch Bartelme Dietmair nach hause schicken lässt. Er fährt sofort weiter zu schiff nach Venedig, wo er durchsucht wird, aber die nicht voll-

1) Bibl. geogr. Palaestinae no. 921.

wichtigen dukaten, die er in Mestre in die stiefeln genäht hatte und ohne frage an die douane verloren haben würde, „mit gottes, des allmechtigen hilfe vor den hunden rettet“ (1. juni). In Venedig nimmt er quartier in dem bekannten gasthofe „zum weissen löwen“ und wird mit mehreren deutschen pilgern, so mit Hans Albrecht von Dondorff (dessen diener Petter Kheller von Lauben genannt wird), Otthainrich von Perndorff, Joachim Rieter, Wilhelm Barth, der aber wegen vieler ursachen nachher wider ausgeschlossen wurde, einig, zusammen die fahrt nach dem heiligen lande anzutreten. Da aber dazu erst in länger als einer woche gelegenheit sich finden soll, so beschliessen sie zunächst eine pilgerfahrt nach Loretto und Rom zu machen. Am 5. juni geht der pilger mit Joachim Rieter nach dem Franziskanerkloster della Vigna, um dort von „Pater provisor de Jerusalem“ ein empfehlungsschreiben und vom päpstlichen legaten erlaubnis zum antritt der pilgerreise zu erhalten; dafür muss er einen ducaten bezahlen. Er vollbringt die reise nach Loretto (9. — 21. juni) unter mannichfachen beschwerden, wohnt (27. juni) der hinrichtung eines venetianischen nobile (de Capolano) bei, knüpft mit dem deutschen priester P. Lorenzo freundliche beziehungen an und besucht (6. juli) mit dem freiherrn von Wolkenstein und anderen deutschen herren das arsenal, dessen genaue beschreibung er folgen lässt. Nachdem er sich ein empfehlungsschreiben des französischen gesandten nach Tripolis besorgt und dem staatscommissar, welcher das pilgerwesen zu überwachen hatte, die erforderlichen 100 dukaten als Reisegeld gezeigt hatte (12. juli), ladet er den deutschen kaufherrn Ulstätt[1], Stupper[2] sowie den signore Antonio Garofolo in den weissen löwen zu gaste (14. juli), dessen wirt Hans Haider[3] ihn beim einkauf von vorräten für die reise unterstützt, speist dann mit Elias Hupper im Deutschen hause zu mittag (15. juli), erlegt bei Ulstätt das fährlohn bis Tripolis (81 venetianische pfund und 4 schillinge) und besorgt sich von Hupper im Deutschen hause einen wechselbrief nach Tripolis, dessen spesen aber so hoch sind, dass er für je 2 dukaten der summe immer 3 in baar bezahlen muss. Die pilger beichten bei P. Lorenzo, der schon einmal im heiligen lande gewesen war und sie mit guten ratschlägen versorgt, communicieren und segeln (29. juli) endlich ab; ihre route führt sie, wie gewöhnlich die pilger an der dalmatischen und griechischen küste entlang. Am 11. august

1) Wol David Ulstätt (Simonsfeld, Der Fondaco bei Tedeschi II, 210).

2) 1610 consul der deutschen kaufmannschaft in Venedig (ebenda II, 210); er starb 5. juli 1627 (ebenda II, 252).

3) Vgl. ebenda II, 181 und 252.

kommt es zwischen dem mitfahrenden grafen Bartholomeo Martimenghov und dem von Dondorf zu einem heftigen streite, der glücklich beigelegt wird; am 28. august geht das schiff im hafen von Tripolis vor anker.

Nun beginnt (Bl. 17r) ein neuer bericht mit den worten: „Den letsten tag augusti a. 1609 montags ist Mathias Egger sampt den anderen vnsern pilgergesellen H. Hanss Albrecht von Dondorff, H. Otthainrich von Perndorff, H. Wilhelm Parth und Peter Keller und Joh. Joachim Rieter von Kornburg vff den berg Libano in Canobin offenberg Libano, da der patriarch wohnet, gezogen"; der erzähler ist also von hier ab Joachim Rieter. Dieser bleibt bei dem am 1. september erkrankten Matthias Egger zurück, während die bisherigen reisebegleiter (11. sept.) Tripolis verlassen; er stellt eine kurze rechnung zusammen, was für die pflege des kranken ausgegeben worden ist und wie die nun sich trennenden pilger ihre gegenseitige rechnung geordnet haben; den piaster rechnet er auf 15 saiat, 1 saiat auf 10 asper. Egger bestimmt 50 dukaten zum nutzen des heiligen grabes in Jerusalem, vermacht dem landrichter Karl Egloff sein leibpferd und des bischofs von Eichstädt gnadenpfennig, der wirt vom weissen löwen solle die bei ihm zurückgelassenen 4 ringe seiner frau nach Landsberg schicken und diese ihm zum andenken „ein schön epitaphium machen lassen" [1]. Diesen letzten willen lässt Joachim Rieter in gegenwart des signore Antonio Garofalo, Simon Moro, des procurators der christen in Tripolis und des schiffspatrons schriftlich fixieren und da Egger bald darauf stirbt (12. sept.), die leiche nach deren besichtigung durch den supascha nach dem 2 meilen entfernten griechischen kloster S. Jacob überführen. Den schluss des berichtes bildet eine zusammenstellung der kosten für pflege und begräbnis, so dass von dem bei Egger vorgefundenen gelde (113 dukaten oder nach türkischem gelde 169 piaster und 30 maidin) nach abzug derselben und des legats für das heilige grab nur noch 37 dukaten (55 piaster und 30 meidin) übrig bleiben, die Rieter mit dem erlös aus seinen habseligkeiten den erben zustellen will, der in dem nun folgenden verzeichnis auf 57 piaster und 45 maidin angegeben wird. In dem genau aufgestellten inventar wird auch ein buch erwähnt „Jerusalemsche reiss des Kazenuella", unter dem man vielleicht die in Bibl. geogr. Pal. nr. 300 erwähnte reise des grafen von Katzenellenbogen (ob den dort A nr. 3 erwähnten Kemptener codex?) verstehen darf, ferner ein „Buch, darinnen er (M. Egger) alles vffgeschrieben, is diess" (bl. 24v). Aus dieser letzteren bemerkung allein schon geht

1) Nach direkter erkundigung ist dies epitaphium heute nicht mehr erhalten.

hervor, dass also der Nürnberger codex von blatt 1^r—16^v den originalen pilgerbericht Eggers, von da bis zu ende (blatt 17^r—25^v) die fortsetzung desselben durch Joachim Rieter bietet.

Dieser unvollständige bericht wird in der dankenswertesten weise durch den Joachim Rieters selbst ergänzt, wie er uns in seinem tagebuche vorliegt, das der codex der Berliner königl. bibliothek msr. germ. 4^0, nr. 1263 enthält (B). Es ist betitelt: „Herrn Joachim Rieters von Kornburg reissbuch nach Jerusalem und anderer ort von 1608, 1609 und 1610“, im ganzen 63 zum teil leere blätter, von verschiedenen händen beschrieben, sicher aber aus der zeit des beginnenden sechszehnten jahrhunderts. Auf blatt 1^r—11^v gibt Rieter nachricht über die wichtigsten erlebnisse, von seiner geburt (20. juni 1578) bis zum jahre 1602, dann folgen leere blätter (12^r—14^v); auf bl. 15^r steht der neue titel: „Mein Joachim Ritters von Kornburg Reyssbuch nach Jerusalem und andere (ort fehlt) von Anno 1608, 1609 und 1610“; mit blatt 16^r beginnt dann der text der reisebeschreibung und zwar anfangs in zierlicher kunstschrift, aber von Rieters hand nachcorrigiert, wie sie mit kleinen abweichungen von bl. 25^v dann bis zu ende weiter geht (bl. 63^v).

Rieter reist 6. dec. 1608 von Nürnberg ab und zwar zunächst nach Augsburg, das er mit Georg Heinrich vom Thal (21. dec.) verlässt, dann nach Venedig, wo er 2. jan. 1609 eintrifft und (8. jan.) Tobias Niebele, ein herr von Schlieben (der später in Ägypten starb) und ein Oelschnitz auf einem holländischen schiffe nach Syrien abfahren. In der hoffnung, im frühling mehr reisegefährten zu finden, schliesst er sich ihnen nicht an, sondern geht (17. jan.) nach Padua, von wo er (15. febr.) aber wieder nach Venedig zurückkehrt, um kreditbriefe und wechsel zu holen. Obgleich in der fastenzeit wider ein schiff (la Foscarina) nach der Levante abgeht, bleibt Rieter doch noch zurück und vereinigt sich (19. mai) mit Hans Albrecht von Dondorf, fürstl. bayr. rat und kammerherrn, Ottheinrich von Perndorff (die einen barbier Peter Keller bei sich hatten), und Wilhelm Barth aus München zur gemeinsamen reise auf dem schiff „la Balba“, welches nach Tripolis bestimmt ist, erlangen mit hilfe des herrn Ulstätt empfehlungsbriefe, besonders an den mitreisenden Antonio Garofalo und an den patron, dem sie, ohne kost, jeder einzelne 25 dukaten zahlen müssen, nehmen (3. juni) auch den gastwirt Matthes „Egger vom Mohrenkopf“ aus Landsberg am Lech in ihre gesellschaft auf, während sie einen Niederländer und einen Böhmen, die sich anschliessen wollen, abweisen. Die pilgerreise nach Loretto, über welche N. berichtet, wird, wenn auch mit

einigen abweichenden einzelheiten und daten, ebenfalls erzählt, aber hier allein wird berichtet, dass Rieter und Egger einander versprechen, dass der gesunde dem möglicherweise erkrankenden reisegefährten bis zur genesung oder bis zum tode beistehen wolle, wie es die beiden adligen herrn sich vor ihrer abreise auch gelobt hatten. In Tripolis (28. aug.) angelangt nimmt Rieter wohnung bei Simon Moro, dem prokurator der Christen, zugleich mit den aus Venedig ihn begleitenden patron Franciscus Pacificus und Stephanus, die almosen nach Tripolis bringen sollten, während die übrigen pilger wie Wilhelm Barth, der zwar aus der reisegesellschaft ausgeschieden worden, aber auf demselben schiffe mitgefahren war, ein Piemontese aus Chiari und ein Dominikaner in der französischen herberge unterkunft finden. Die pilger machen den uns aus N. bereits bekannten ausflug nach Canobin, von dem Egger krank nach Tripolis zurückkehrt; er wird im S. Jacobskloster auf der linken seite des chores in einer kapelle auf der rechten seite des altars begraben.

Nach seinem tode erkrankt Rieter auch, borgt dem (18. oktober) in Tripolis landenden erzbischof Sergius in einer bedrängnis 60 dukaten (die er am 9. jan. 1610 auch wider zurückerhält), in der hoffnung, bei ihm seine genesung abwarten zu können; am 4. nov. kehrt auf „der Balba“ Antonio Garofalo nach Venedig zurück, während (8. nov.) P. Angelo nach Jerusalem reist. Nachdem Rieter ende november wider genesen, segelt er (13. jan. 1610) auf einem schiff aus Marseille (S. Bonaventura) nach Beirut, wo er die S. Georgskirche und die höhle des lindwurms besucht (19. jan.) und sich dem von Tripolis eingetroffenen französischen consul anschliesst, um nach Sidon weiter zu reisen. Am 23. jan. kommt er nach Tyrus („allda ist auch kayser Friederich Barbarossa begraben“), am 24. nach Accon, am 27. auf den Carmel und erreicht endlich nach grossen beschwerden (1. febr.) über Ramlah Jerusalem, wo er eine halbe stunde vor dem tore warten muss, bis der dolmetscher, der sandschak, der kadi und subascha ihm den eintritt gestatten, worauf er, da die Franziskaner den Zionsberg hatten räumen müssen, im S. Salvatorkloster unterkunft findet. Er besucht alle heiligen stätten in und bei Jerusalem, deren beschreibung jedoch durchaus nichts neues bietet, erhält auch den ritterschlag des heiligen grabes und findet in der nähe der christlichen königsgräber an der wand das wappen des Nürnberger geschlechts der Haller mit der unterschrift Lorenz (?) Haller, in der klosterherberge von Bethlehem den namen

Hannibal Rieter und Christoph Fürer[1] eingekratzt, wie in Ramlah den Karl Nützels mit rötelstein angeschrieben. Am 12. febr. 1610 treffen Jacob Wahl aus Nürnberg (der in Cypern krank zurückgeblieben war), Heinrich Willens von Amsterdam und der barbier Heinrich Helfeldt aus Braunschweig in Jerusalem ein, mit denen Rieter (14. febr.) zum heil. abendmahl geht. Er reist (18. febr.) von Jerusalem über Ramlah, Caesarea nach Accon, von wo er auf einem holländischen schiffe (15. märz) nach Tripolis abfährt, landet (30. märz) dann auf Cypern, schifft sich hier (19. april) ein und landet (6. juli) erst in Amsterdam, von wo er (13. juli) nach Antwerpen und anderen niederländischen städten reist.

Nach diesen mitteilungen (bl. 59^{v}) beginnen kurze tagebuchartige notizen, welche über die persönlichen erlebnisse des autors bis 1619 (er † 2. nov. 1619) handeln.

1) Die 1563 und 1569 im heiligen lande waren (Röhricht, Deutsche pilgerreisen 257—260); Nützel war dort 1586 (ebenda 273, 286). Die übrigen im texte genannten deutschen pilger können wir sonst nicht nachweisen.

BERLIN. R. RÖHRICHT.

ZU DEN KLEINEREN SCHRIFTEN DER BRÜDER GRIMM.

1. Die Leipziger recensionen.

Nachdem von den vierzehn in Wilhelm Grimms Kleineren schriften abgedruckten anonymen recensionen der Leipziger litteratur-zeitung bereits die über Henriette Schubarts Schottische lieder sowie über Köpkes Barlaam und Benekes Wigalois als Jacobs eigentum erkannt worden waren (vgl. Ztschr. 29, 200. 201), setzt mich eine inzwischen gefundene aufzeichnung in den stand, über weitere Leipziger recensionen auskunft zu geben, und lässt mich den versuch machen, die autorschaft derselben überhaupt ins reine zu bringen. Jacob Grimm hat nämlich auf dem inneren deckel des von ihm zu verschiedenen notizen gebrauchten „Rheinländischen hausfreundes oder Neuen kalenders auf das jahr 1819“ mit eigner hand vermerkt:

recensiert

Leipz. litt.-z. 1818 nr. 188. Schubart schott. lieder [Wilhelms kl. schr. 2, 208].
nr. 172. Reinecke Fuchs [2, 206].
nr. 172. Kolotzer codex [2, 198].
1819 nr. 7. Büschings H. Sachs [2, 227 und 276].

nr. 229. Furchaus H. Sachs [2, 233].
Fr. Holle [2, 234].
nr. 261. Barl. u. Wigal. [2, 235].

Diese aufzeichnung Jacob Grimms bietet eine wirksame handhabe, die Leipziger recensionen nach ihrer autorschaft zu sondern. Die entfernte möglichkeit, dass sich vielleicht ein irrtum in die aufstellung eingeschlichen habe, wird durch die innere beschaffenheit der genannten anzeigen beseitigt. Wer, einmal darauf aufmerksam geworden, aus dem stil der Leipziger anzeige des Reineke Fuchs nicht die völlige sicherheit der autorschaft Jacob Grimms gewönne, der lese in Jacobs späterer ausgabe des Reinhart Fuchs die ersten acht seiten vom wesen der tierfabel, um sich von der schlagenden gleichheit der gedanken und ausdrucksweise zu überzeugen. Hinsichtlich des Kolozer codex erkennen wir Jacobs urteil, der seinem standpunkte gemäss auch hier erklärt, dass er unter obwaltenden verhältnissen gern von der forderung einer eigentlich kritischen ausgabe abstehe und mit dem gegebenen ganz rohen abdrucke vorlieb nehme. Die anzeige von Büschings Hans Sachs I. teil zieht auch die von Jacob nicht ausdrücklich sich zugeschriebene recension des II. teiles (Wilhelms Kl. schr. 2, 276) nach sich, da diese mit einer berufung auf die frühere anzeige beginnt; auch der aufsatz über Furchaus Hans Sachs gehört in diesen bereich. Und widerum Jacob ist es, der den gewiss nicht sanften widerspruch gegen die erzählung von der frau Holle erhebt.

Wie steht es nun mit den 6 Leipziger recensionen, die in Wilhelms Kleineren schriften noch übrig sind?

Man könnte aus Jacobs aufstellung den negativen schluss ziehen, dass die 6 ihm nicht gehören. Indessen hat Hinrichs über sie positive angaben gemacht, die nicht ohne weiteres damit übereinstimmen, und daher betrachtet werden müssen. Zweien nämlich, einer ganz kurzen, nur die druckfehler einer früheren ankündigung verbessernden anzeige von 1812 (Wilhelms Kl. schr. 1, 587) und ebenso der recension des Narrenbuches 1812 (ebenda 2, 52) gibt Hinrichs den vermerk „mit Jacob Grimm“. Bei der ersteren ist die frage nach der autorschaft gleichgültig und müssig. Anders bei der recension des Narrenbuches. Hinrichs sagt in der anmerkung zu 4, 648, sie sei durch Arnim belegt, und bezieht sich augenscheinlich auf einen ungedruckten brief Arnims an beide brüder vom 13. juli 1812, worin es heisst: „Eben habe ich auch Eure recension des Narrenbuchs gelesen, sie ist recht gut und nebenbei in salzlauge getunkt, z. b. wo Ihr ihn (d. i. von der Hagen) aufs eigne buch seiner sammlung aufmerksam macht.“ Indessen aus

dieser pluralen anrede folgt nicht die gemeinschaftliche autorschaft beider brüder, wie wol geschlossen werden konnte. Denn vorher hatte Wilhelm, den 10. december 1811, an Arnim geschrieben (ungedruckt): „Wenn Du über Hagens Narrenbuch eine tadelnde recension, die ich übrigens erst noch machen muss, finden wirst, so sei von meiner überzeugung überzeugt. Es ist ein sehr liederlich und leicht zusammengesetztes buch, mich soll in dem urteil nicht irren, dass ich selbst schon längst auf ein ähnliches werk gearbeitet habe, und dass ich ihm das ausdrücklich gesagt, ich eile nicht auf diese art, wiewohl ich das durch alle länder durchgreifende poetische schon recht gut und interessant ausführen könnte, wovon er nichts hat, ich werde ihm für die mitteilung des Kalenbergers, wovon ich nur den auszug bei Flögel hatte, zu danken auch nicht vergessen.“ Diese gedanken finden sich in der Leipziger recension des Narrenbuches auch wider. Sie muss daher Wilhelm allein zugeschrieben werden.

Die recension der Eschenburgschen ausgabe von Boners Edelstein (2, 77) enträt zwar eines ausdrücklichen zeugnisses; allein durch mein gefühl bin ich versichert, dass Wilhelm sie verfasst hat: sein ist die gern anerkennende, nur mild tadelnde beurteilung, sein die ganze art sich litterarisch mitzuteilen. Die eine eigentümlichkeit seines stiles, das hilfsverb häufiger fortzulassen, hätte beim neudruck der kleineren schriften weder hier noch an anderen stellen gestört werden sollen.

Gleichfalls aus inneren gründen muss die Leipziger recension der Wundergeschichten und legenden der Deutschen (2, 195) für Wilhelm in anspruch genommen werden. Ihm, nicht Jacob, gehört die sprache und die leicht ironische färbung des aufsatzes. Dass er z. b. ohne recht sichtlichen anlass den „bibliothekar des romantischen“ da hineinbrachte, entsprach seinen persönlichen erfahrungen mit Vulpius in Weimar und hielt sich innerhalb der spässe, die er und Arnim damals über ihn zu machen pflegten. Worauf sich Hinrichs' vermerk (4, 648) stützt, dass Jacob diese recension (für Wilhelm) belege, weiss ich nicht zu sagen. Will man aber seines urteils gewiss und sicher werden, so braucht man nur Jacobs gleichzeitige und stoffähnliche Leipziger recension über Büschings Volkssagen, märchen und legenden (6, 130) zu lesen: die verschiedenheit beider anzeigen ist augenfällig.

Aus dem vorstehenden ergäbe sich also: Sechs Leipziger recensionen verbleiben Wilhelm Grimm. Acht dagegen scheiden aus seinem bisherigen besitzstande aus und treten zu den zwölfen hinzu, die Jacobs Kleinere schriften (5, 486) bereits enthalten.

---

2. Die Heidelberger anzeige von Arnims gräfin Dolores.

Als Arnim seinen freunden Grimm die Gräfin Dolores sandte, sprach er den wunsch aus, Wilhelm möge das buch in den Heidelberger Jahrbüchern recensieren. Wilhelm schickte ihm handschriftlich die recension am 25. oktober 1810: „Ich bitte dich ganz ohne rückhalt Dein urteil zu sagen über die recension, was Du richtig darin findest oder schlecht. Hast du nichts zu erinnern, so sei so gut mich davon zu benachrichtigen, und ich will sie an Wilken (nach Heidelberg) senden ... Du brauchst mir die blätter nicht wider zu schicken, da ich eine abschrift behalte.“ So erklärt sich, dass Wilhelms niederschrift in Arnims nachlass sich erhalten hat, während andererseits in Grimms hinterlassenschaft die bemerkungen vorhanden sind, die Arnim damals zu Wilhelms recension machte. Beide schriftstücke liegen also der druckgestalt der anzeige voraus.

Die vergleichung lehrt, dass der tatsächliche inhalt der anzeige derselbe geblieben, und nur die sprachliche form für den abdruck noch einmal leicht überarbeitet worden ist. Es ergeben sich aus dem manuscript aber eine anzahl berichtigungen der druckgestalt (Wilhelms Kleinere schriften 1, 289). Man bessere s. 289 textzeile 3 „anforderungen“ für „aufforderungen“. S. 290 in der mitte „in dem reinsten sinne des worts“, für „das wort“. In der folgenden zeile „erworben“ für „erwecken“. S. 291 in der letzten zeile „hier auch“ für „hierauf“. S. 293 z. 25 „wem“ für „wenn“.

Nur zu einem einzigen sachlichen zusatz hat sich Wilhelm Grimm auf einen einwand Arnims hin verstanden. Grimm hatte nämlich den im genusse schwelgenden und verführenden Markese des romans in parallele gesetzt mit dem Roquairol in Jean Pauls Titan und sich dahin entschieden, dass das entsetzliche derjenigen zeiterscheinung, die sich hier verkörpere, in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer und poetischer ausgeführt sei. Dagegen machte nun Arnim von seinem standpunkt aus geltend, dass in gänzlich von einander verschiedener herausbildung Roquairol eine durchaus deutsche natur sei, die wunderbar phantastisch allem hohen für einzelne lebenszeiten nachstrebe und in der abspannung sich und andere verfluche und verderbe, während sein Markese, nach dem vorbild ihm bekannt gewordener Südfranzosen entstanden, mit allen kräften dem genusse nachjage, ohne je von einem gefühl der reue niedergehalten zu werden. Diese absicht des dichters erkannte Wilhelm durch den einzigen zusatz an, mit dem er sein erstausgesprochenes urteil über den Markese und Roquairol beschränkte (1, 294):

„wiewol diesen das stete bewusstsein der schuld von dem Markese unterscheidet und ihn noch sündhafter macht.“

---

3. Die Heidelberger anzeige von Arnims Kronenwächtern.

Auch die Heidelbergische recension der Kronenwächter bedarf einer näheren betrachtung. Sie ist mit $\beta\gamma$ gezeichnet, was Bettina und Grimm bedeuten sollte. Dem widerabdruck in Wilhelm Grimms Kleineren schriften 1, 298 fgg. wurde daher der vermerk „mit Bettina von Arnim“ zugesetzt. Diese festbeglaubigte tatsache von der zwiefachen, wiewol in eins verschlungenen autorschaft hat jedoch nicht verhindern können, dass die recension in litterarhistorischer benutzung wie eine von Wilhelm Grimm allein geschriebene behandelt worden ist. Es scheint mir, um mancher bezüge willen, nicht vergeblich zu sein, das anteilverhältnis beider autoren klar zu legen.

Als Arnim die Kronenwächter schrieb, wohnte er einsam auf seinem gute Wiepersdorf. Bettina war die einzige, die ihm geistige teilnahme bei der arbeit entgegenbrachte. In ihre hände kamen auch zuerst die frischgedruckten bogen des romans. Sie las einzeln nach einander die „Geschichten“, aus denen sich das ganze zusammenschliesst. Es drängte sie, ihre gedanken und empfindungen über das gelesene zu papier zu bringen. So entstand auf grossen foliobogen, die sich im nachlass erhalten haben, gewissermassen eine interpretation der Kronenwächter durch Bettina. Sie hat folgenden wortlaut:

Einleitung. Pagina 4: „Es gab zu allen zeiten eine heimlichkeit der welt“ pp. Dies sind die worte des autors, die uns die stuffen, auf denen sein geist in diesem werk einherschreitet, am besten zu erleuchten scheinen; es blickt manches durch, was der eigenheit dieses menschen so nahe liegt, dass es leicht den zeitgenossen nicht ganz deutlich seyn mag. Indessen wünschen wir um diesem buch solche leser zu verschaffen wie es sie verdient, dass grade diese einleitung mit gesammelter aufmerksamkeit gelesen werde. So viele die sich berufen glauben, die werke des geistes beurteilen, ja sogar zerlegen zu können, wissen nichts davon, dass sie unfähig sind sie zu geniessen und zu verdauen. Wenn der dichter sagt: „Wer misst die arbeit des geistes auf seinem unsichtbaren felde? Wer bewacht die ruhe seiner arbeit? Wer ehrt die grenzen, die er gezogen? Wer erkennt das ursprüngliche seiner anschauung?“ so überkömmt uns eine unwiderstehliche rührung, dass auch hier vielleicht keiner stehe, der die arbeit des geistes in diesem buche mit sicherem blick durchschaue und

ermesse. So mancher, der in die aufgehende sonne schaut, ohne zu denken was er sieht; wenn nun ihm, dem sie vor andern aufgegangen, kein lichtstrahl der erinnerung bleibt, was sollen die andern glauben, die ihn darnach fragen?

Weiblingen. Diese beschreibung ist wie ein reines feingebildetes gedeck, welches der sorgende wirt vor seinen gästen ausbreitet. Die geschirre und vorbereitungen zum feste sind so edel, dass wir mit lust und begierde uns zu der fülle des genusses wenden.

Der pallast des Barbarossa. Bis hierher hat uns der dichter auf anschaulichen und umschaulichen wegen bis zu der höhe geführt, wohin ein jeder gemütliche gelangen will, und was ihm das allein fesslende im leben wird. Die beiden eheleute mit dem freund, dem kind und der lahmen elster bilden einen kreiss, in welchen der gewanderte gern sich einpflanzen mag, der wol weiss dass nach dem rausch des lebens nichts übrig bleibt als ein besinnen und wiedererkennen an dem was uns am nächsten verbunden. Die schauerliche ahndung und ängstliche sorge, die in den beiden ersten geschichten sich nach allen seiten hin bewegen, um die geschicke gleichsam herbeizuziehn, die ihr daseyn rechtfertigen, ruhen hier wie abgeschirrte lasttiere von der mühe des tags. Aber plötzlich entfaltet sich der teppich, üppig und überfüllt wie der kindersinn in den ersten jahren, in dem auffinden der ruinen des pallasts; überschwenglich scheint dem kleinen Berthold der reichtum und mannigfaltigkeit der mit seltnen pflanzen und bäumen durchwachsnen ruinen und steinbilder, das glück seines lebens ist gehäuften maasses vor ihm ausgeschüttet. Mit freudigem entzücken reisst er es an sich: „Es ist mein, ruft er, ich will es ausbauen!“ Die dichtung zeigt ihre doppelbildung hier im reinsten licht, in der höchst wahren kindlichen darstellung, sie spiegelt sich in jedem tieffühlenden herzen. Haben wir nicht, noch ehe uns die geschicke hinausrissen, eine grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere lebensplane überfüllt herrlich erscheinen, grade die grenzen, die dem erfahrnen eine andeutung und aussicht in ungemessne weite geben? und ist darum die freude des kindes herzzerspringend für uns und den alten Martin, der in diesem gefühl sein herrlich schauerliches lied singt. Die ahndung vom reichtum der dichtung gehet von hieraus nach allen seiten, sie gewinnt unwillkürlichen bezug aufs innere und äussere leben, und wir wünschen dem dichter kraft die zügel seines geistes und fantasie festzuhalten, die schon hier im liede wie mutige pferde mit ihrem gebiss spielen — so hat er gewonnen spiel.

Schatz und messer. Wenn das kind der mutterbrust nicht mehr bedarf und entwöhnt wird, so nennt man es den ersten verlust seines lebens, rührend ist es, wenn der tod die mutter von ihm scheidet, noch ehe es das alter erreicht hat, wo es dieser nahrung entbehren kann. Auch hier trifft der tod des alten Martin in einem zeitpunkt ein, wo der teilnehmende leser erwartet, dass er den kleinen Berthold gleichsam grosssäugen soll zu den zu erwartenden grossen ereignissen seines lebens. Er allein scheint wie ein siegel vor dem testament von Bertholds geschicke zu liegen und durch seinen tod scheint, wie durch das verletzen des siegels, dieses testament ungültig gemacht. Die geschichte lässt schnell gras drüber wachsen und beinah zu schnell breitet sich ein üppig ergiebiger obst- und blumengarten über die stätte seines todes aus. Die erzählung lässt sich hier durch die umstände etwas drängen und reisst die im anfang so wolgeordneten dämme durch eine überrumpelnde hochzeit etwas ein. Die versteigerung des gartens scheint uns meisterhaft, der wahrheit im gemüt gleichsam abgestohlen ist es, dass Berthold mit trockner fast erdrückter stimme seine fünf goldgülden bietet, durch diesen umstand an sich klein macht sich die tüchtigste eigenschaft des dichters sehr bemerkbar. Die erscheinung des alten ist woltuend, wer mögte den geist seiner kinderjahre nicht gern an einen ähnlichen schutzgeist ketten, überreich ist Berthold in diesen verhältnissen und fürstlicher bedient wie anerkannte fürstenkinder. Das widerfinden von traum, schatz, garten und haus, ist alles gut und ihm gegönnt; dass er aber Apollonia auch gleich mit verschlingen will, scheint etwas vorschnell. Die scene auf dem namensfest von Apollonia im ganzen sehr gut, im einzelnen zu überhäuft; so könnte das eichhörnchen ganz wegbleiben, auch ist das gespräch von ritter und katzenritter etwas verwirrt. Sehr glücklich und seiner geahndeten abkunft angemessen zieht sich Berthold aus seiner verlegenheit, und sehr wahrhaft tölpelt das bürgerliche wesen des herrn bürgermeisters dafür zur treppe hinunter.

(Der bau.) Die erscheinung des baumeisters macht uns die verbindung mit Fingerling und die abschiedsscene vom turme, welche etwas unbequemes hat, bald vergessen; er spricht gut, man mögte ihm noch länger zuhören, was er sagt ist aus dem geist, der dem buch gewicht gibt. So versöhnt uns auch erst das angestimmte Gloria mit der übereilung in der beschreibung vom wesen im nonnenkloster.

(Die hohe fremde und ihr ritter. Der sturm.) Bei der erzählung der fürstin tritt die geschichte gleichsam aus einer engen haft hervor und breitet sich aus wie die teppiche, die die hohe frau

dabei ausbreitet. Die reise des ritters nach der Kronenburg, gleich einer pflanze, die in ihrem geschlossnen keim schon auf ihre seltenheit deutet, und den betrachtenden leser an ihre allmählige entfaltung fesselt, treibt empor auf dem üppigsten fleck. Wir steigen mit dem ritter an dem felsen der Kronenburg hinauf, mit ihm erblicken wir die welt unter uns; es ist eine höhe, auf die uns der dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in ferne und nähe als aussicht gewinnen; eine mehrzahl von gedanken liegt wie die mehrzahl der bergspitzen in nebel und sonnenglut, beschneiet und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wol in unsrer umgebung. Da wir glauben durch den anblick einer weiten natur erregt zu werden, sollten wir es nicht auch durch den anblick eines erschlossenen gemütes, dessen darstellung uns zwar um so geheimnisreicher umgibt, je wahrer und begeisterter es sich zeigt? Aber die versicherung, dass das leben weit reicher ist, als wir es in unsern täglichen beschäftigungen glauben können, ist doch wol dasselbe was die aussicht auf einer hohen bergspitze ist. Es wäre hier noch manches zu sagen; besser weisen wir zurück auf die worte der einleitung, und statt zu fragen bitten wir: „bewacht die ruhe seiner arbeit, ehrt die grenzen die er gezogen, und erkennt das ursprüngliche seiner anschauung!“ Auch der dichter bedarf der pflege, er bedarf des vaterländischen bodens, dass dieser nicht von ihm abfalle und seine wurzeln entblösse.

Zweites buch. Wunderbare heilung. Hier tritt eine neue erscheinung und mit ihr in vollem lichte die laune des dichters in der person des maler Sixt hervor, der gleichsam durch sie zu einer komischen arabeske verflochten, das traurige leben unsers geliebten Bertholds umgibt. Wir finden ihn wider, das antlitz nach der abendseite gekehrt, um die letzten strahlen seiner untergehenden sonne noch aufzufangen. Schmerzliche wehmut durchschneidet ihn bei der erzählung des malers; die herrliche romanze, wolgemessen in ihrem bau wie der bau, von dessen gründung sie erzählt, ergreift den kranken um so heftiger mit ihrem letzten schauder, und wir fürchten mit dem maler, dass es seine auflösung befördern möge. Dass der baumeister auf eine so seltsame weise unserm blick entschwindet, befremdet zwar, allein wir vermögen nicht es zu tadlen. So herrlich er durch die wenigen umrisse erzielt war, so anschmiegend er durch den abschied von der fürstin für uns geworden war, so dürfen wir doch nicht wollen, dass er öfter erscheine; die falten seines verbergenden gewandes liessen zu edle formen durchschimmern, als dass er lange mit irdischem verknüpft seyn konnte. Wie zweideutig seine auflösung auch scheint, wir glauben an seine seligkeit.

(Die reise nach Augsburg. Der becher.) So ahndungsschwer die heilung Bertholds (noch in der vorigen geschichte) vor sich geht, finden wir ihn doch seiner natürlichen neigung zum erstenmal entsprechend bei dem einzug des kaisers auf dem ritterpferde sehr glücklich wider. Das herrliche in der darstellung des brautzugs wird von einem jeden nicht unbeachtet bleiben, so seine bekanntschaft mit Anna, das stechen pp., alles ist ein feld voll ebenmaas, wo die saat, gedrängt, gesund und gleichmässig in der erzählung emporschiesst. Dabei hat der dichter das glück in kurzen andeutungen oft ein gesammeltes licht auf die wahrheit der darstellung zu ziehen, wie bei der heilung: „Der schornstein streckt eine feurige zunge gen himmel“, bei der beschreibung der fürstlichen braut: wie sie ihre schönheit hinter dem pfauenwadel versteckt; bei Anna: wie sie ihren feldblumenkranz auf dem haupte mit dem rosenbusch am busen bekannt macht; ferner der kleine zug, dass sich Bertholds gestalt zu dünn und zu lang für alle rüstungen findet, welches seinem stubensitzen zugeschrieben wird, wo denn die rüstung seiner ahnen, die ihm passt, uns einen blick in die zeiten des alten starken herrschergeschlechts gewährt. Solche züge, so selten sie dem vorübereilenden leser in erinnerung bleiben, bezeichnen den wahren dichter und sind die handhaben, an denen das werk auf den ehrenplatz des ausgezeichneten gehoben wird. Das gespräch mit dem schreiber des kaisers ist wie ein zu dichter wald voll junger eichen, die sich alle nach ausbreitung sehnen.

(Die ringe.) Die edle beherrschung der erzählung wird unterbrochen durch die nachricht von Apolloniens früherem leben. Man sieht, dass der erzähler in diesem augenblick ungern die grosse heerstrasse, deren aussichten sich mannigfaltig erweitern, verlässt, um uns mit dem nebeneinlaufenden knüppeldamm von Apolloniens begebenheiten bekannt zu machen. Er räumt da schnell auf und hat recht; denn der nebenweg enthält nicht viel erfreuliches, aber wahrheit genug in der art des schicksals, denn aus den doppelten blüten erwächst nie eine frucht. Wider ein leicht zu übersehender zug, der grade darum verdient angemerkt zu werden, ist es, wie Kugler entzückt vom traulichen gespräch, das er selber meist allein führt, den Berthold bittet ihm sein wappen ins gesellenbuch zu malen. Kunz führt den von seiner braut begeisterten Berthold plötzlich zu dem von der wahrheit begeisterten Luther, der in seiner einsam erleuchteten kammer sich aufopfert für ein volk, das im schmettern und pauken der lebensgenüsse seiner nicht wahrnimmt. Die erscheinung des kurfürsten mit der Mansfelder gräfin ist zu sehr hingehaucht, durch keine wahrscheinlichkeit befestigt, doch gibt

sie einen angenehmen hintergrund zu Luthers erscheinung. Wie ein leuchtender heiligenschein schmiegt sich das lied des wächters und freundes um die in der nacht eilenden.

(Die rose. Der mahlschatz.) Die scene bei Annens erstem erwachen in Bertholds hause ist dem widerschein eines traumes zu vergleichen, der sich durch zufällig gebrochne lichtstrahlen ins leben hereinspiegelt. Sie strählt ihr haar am fenster, ein wind, der die betauten gesträuche im garten auseinander beugt, wirft ihr die angst aufs herz, frau Hildegard mit dem mahlschatz im elfenbeinernen schränkchen zerstreut die angst zum teil. Herrlich erwacht sie bei der inschrift, welche Berthold an die stelle seines glücks gesetzt hat, sie erkennt ihr ganzes glück, dass es nicht so ist, wie sie eben im letzten frühschlummer geträumt. Wer hat nicht erinnerung von ähnlichen empfindungen, die er nicht weiss, ob sie aus dem wirklichen leben oder dem traum hervorgegangen sind. Wir werden mit Anna von dem gebet ergriffen

Gieb liebe mir und einen frohen mund,
Dass ich dich, herr der erde, tue kund pp.

es ist innig tiefes gefühl, dem der leicht anschmiegende reim durchdringende rührung verleiht, und daher den früheren liedern Goethens im Wilhelm Meister zu vergleichen.

(Der brunnen. Das hausmärchen.) Mit dem eintritt des bergmanns nimmt der grund der erzählung die erdfarbe an, auf dem die gestalten herumblitzen wie der glimmer im gestein. Der emporschiessende wasserstrahl betäubt wie ein lang ersehntes und gefürchtetes. Erst nachdem er in sein ruhiges bett zurückgetreten, hoffen wir, dass der teufel hier nicht ganz die oberhand gewinne. Der schmuck des brunnens ist herrlich schön und entspricht der damit verknüpften erzählung, die wie eine exotische pflanze, gleich den fensterbogen, über der schönen gruppe sich ineinander flechtend und blühend verdachet, und alle himmelslichter in buntem widerschein auf sie strahlt; gewebe der blätter und blüten, fein und unverletzt, der duft fremdartig und edel; reine fantasie brütet wie der silberne vogel über den bildern, die wider wie aus goldnen eiern hervorschlüpfen und mit ihren bunten flüglen an das geranke der pflanze sich anschmiegen. Die weisheit, die sich auf allen strassen, vor jeder haustür in dem alltäglichen gewand des irdischen lebens erblicken lässt, zeigt sich hier in einem duftigen schleier, der mit den wolken des himmels verschwimmt.

Drittes buch. (Die hochzeit. Das bild am giebel. Gute hoffnung.) Fröhlich und kräftig stemmt sich hier die laune gegen den ernst und wird scheinbar überwiegend. Worin es liegt, dass die

scenen am brunnen und Antons am giebel des hauses einen andern scenen dieser art weit überlegenen reiz haben, lässt sich nur durch die eigentümlichkeit des dichters, die sich nicht darlegen lässt, erklären. Der spass, dass Grünewald sich in eine tyrolerin verkleidet, ist zu überraschend, als dass er nicht anfangs befremden sollt; das lied, was er singt, ist zu schön, als dass es nicht mehr wie einmal gelesen zu werden verdiente. Jedoch müssen wir mit Anna und Berthold die augen zudrücken, um ihnen zu helfen, dass sie ihn nicht erkennen.

Schloss Hohenstock. Wir hatten es anders dort vermutet, vielleicht mit uns der dichter; man sieht, dass keine stimmung seinen geist fesselte, und dass trotz allem anschein und wol gar zu seiner eignen verwunderung die wahrheit der begebenheiten aus seiner fantasie strömte. Sehr gut schleift und reinigt sich das ganze im gespräch, das Anna und der ehrenhalt im herabgehen von der burg führen, die wie ein geheimnisvoll eisernes gefängnis hinter uns emporsteigt, worin die höheren rätsel des lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die welt in einen andern umschwung brächten. Das lied von Grünewald zeigt uns den rost, den die zeit auf dem erblindeten glanz des schlosses erzogen.

Traubenlese. Wenn wir auch hier im stillen vorüber eilen, weil die schöne erregsamkeit des ganzen den leser gewiss nicht unberührt lässt, so mahnt uns doch das lied es anzuerkennen: es ist ein grosser unterschied zwischen einem lied, das man aus frömmigkeit macht, und einem, das fromm macht.

(Das todaustreiben.) In dem eingang zur sechsten geschichte tritt die eigentümlichkeit des dichters, der wir so vieles zu verdanken haben, deutlich hervor in der engen berührung mit der natur; er ist bewegt von dingen, an denen tausende kalt vorüber giengen. Ein solcher konnte uns nicht betrügen, er konnte seine helden nicht in schränke verschliessen, um sie wie puppen vor verletzung zu bewahren. Die geschicke haben sie in ihren ernsten tanz aufgenommen, sie müssen sich nach ihrem veränderlichen takt schwingen, ja können selbst nicht vermeiden oft seltsame sprünge zu machen.

(Die gräber der Hohenstaufen.) Der geliebte Berthold weiht alles eigentum mit blicken und küssen und gebet, sein beklemmender schmerz erfasst uns mit. Halten wir ihn gegen die geschicke, die ihn erzogen, so fühlen wir, dass sein gehalt unvergleichlich herrlich, obgleich jene nicht die augen der menge auf ihn gezogen; ja wir fühlen, dass auf den thron erhoben oder in der mitte des lebens verschwunden, die geschicke den königlichen immer königlich bedienen.

Statt dass bei den hohen am sterbtag in allen kirchen für sie gebetet wird, führen seine guten engel ihn selbst zum gebet in die kirche. Der tag der taufe seines kindes feiert den flug seiner seele nach der heimat, nach der er sich so oft gesehnt, sein geist entfaltet die reinen schwingen in den worten: „O wie so oft hab ich ein zeichen erhofft, zogen sterne den schimmernden bogen durch die himmlische leere, durch die himmlische tiefe, dass ich der irdischen schwere endlich auf immer entschliefe. Aber der morgen löschte die sterne aus, weckte die sorgen, weckte des herzens haus, und des alltäglichen macht zwang die ahndung der nacht."

Wir wollen bei ihm unsre betrachtung enden, die diesem buche angehört. Anton und Anna werden wahrscheinlich noch in einem zweiten teil erscheinen. Der, dem wir das buch zu verdanken haben, erscheint uns wie ein mann, der aus der dämmerung einer nicht geahndeten welt hervortritt, das reichbeschwerte füllhorn auf der kräftigen schulter, ein gemisch von künstlichen kleinoden, seltnen blumen und früchten, zum teil noch unbekannt, aber alles edel und mit einer grossmut dargeboten, die keine sorge, keine sparsamkeit für die zukunft kennt. Freilich rollen sie im umstürzen vor uns hin, manches herrliche wird verdeckt durch anderes; aber überschaut es im ganzen und sagt, ob die fülle euch nicht entzückt!

Will man den grad der ästhetischen anschmiegung an Arnims dichtung, den Bettina erreicht, völlig nachempfinden, so ist es notwendig, dass man sich den inhalt der kronenwächter wider vergegenwärtige. Denn den inhalt will Bettina nicht darlegen, sie setzt ihn vielmehr als gegeben voraus. Ihre interpretation begleitet den lauf der erzählung, wie scholien den text, dem sie dienen. Die einzelnen abschnitte schrieb sie, wie die beschaffenheit ihres manuscriptes aussagt, an verschiedenen tagen nieder. Vor widerholungen in wort und gedanken brauchte sie sich nicht zu hüten. Ihr kam es allein darauf an, bis zu den verborgensten gedanken des dichters vorzudringen und ihm in ihrer auffassung des gelesenen ein bild seiner schöpfung zurückzugeben.

Arnim hat, wie ein paar züge seiner feder verraten, die blätter in der hand gehabt. Er teilte sie den freunden in Kassel mit, von denen Wilhelm im begriffe war, eine recension für die Heidelberger jahrbücher zu verfassen. Wilhelm Grimm erkannte den wert dieser unmittelbar persönlichen art der erklärung und ausdeutung des romans an, und er richtete auf der von Bettina geschaffenen grundlage seine

eigene anzeige auf. Es kann jetzt jedermann feststellen, was Wilhelm Grimm beibehielt, und was er eigenes hinzufügte.

Es ergeben sich eine anzahl verbesserungen für den gedruckten text. In Wilhelm Grimms Kleineren schriften 1, 302 ist „Keimen“ in „Keime“ oder „Keim“ zu ändern. S. 304 lese man „streckt“ anstatt „streckte“; gleich darauf ist der name „Alma“ ein druckversehen für „Anna“. S. 306 bietet die Heidelberger anzeige „Mit dem eintritt des bergmanns nimmt die grundfarbe der erzählung die erdfarbe an, auf der die gestalten hineinblitzen“, während nach Bettinens niederschrift „grund“ und „herumblitzen“ herzustellen ist. Wahrscheinlich auch s. 308 „geheimnisvoll eisernes gefängnis“, nicht „geheimnisvolles eisernes gefängnis“, und wenig später „erzogen“ anstatt „gezogen“. S. 309 „in der mitte des lebens verschwunden“, nicht „in die mitte des lebens verschwunden“.

Wichtiger erscheint es jedoch die allgemeineren gesichtspunkte für Wilhelm Grimms benutzung des ihm vorliegenden manuscripts zu gewinnen. Für Bettina gab es bei ihrer einsamen niederschrift nur zweierlei: die persönlichkeit Arnims und seine dichterische schöpfung, ohne jede nebenbeziehung. Wilhelm Grimm dagegen musste ausserdem noch das gelehrte lesepublikum ins auge fassen, dem er wissenschaftliche und gewissenhafte auskunft schuldete. Seine aufgabe bestand darin, dem anzuzeigenden werke sowol innerhalb der allgemeinen litterarischen als auch innnerhalb der individuellen entwicklung Arnims die stellung zu bestimmen. Diesem zwecke dient die von Grimm vorgeschobene einleitung (s. 298—300) und der angehängte schluss (s. 309—310). Auf der zwischenliegenden strecke ist Bettinens betrachtung ausgiebig und zum grösseren teile wörtlich benutzt. Er gab aber das perikopenhafte seiner vorlage zu gunsten einer fortlaufenden beurteilung des inhalts auf, was ihn nötigte, einzelnes fortzulassen, zu ergänzen oder anders zu gruppieren. Bettinens hinweis auf Goethes lieder im Wilhelm Meister schwächte er ab; er folgte aber ihrer andeutung über den mutmasslichen inhalt des nächsten bandes, ob er gleich stilistisch sie anders fasste. Sein eigen ist dagegen die im ganzen nicht beifällige kritik über Arnims einmischen geschichtlicher dinge und personen in die dichtung, vor allen des kaisers Max, Fausts und Luthers.

Wir dürfen also sagen: in der Heidelberger anzeige der Kronenwächter ist die ästhetische erschliessung der dichtung von Bettina; die litterarische, historische und persönliche kritik von Wilhelm Grimm.

BERLIN. REINHOLD STEIG.

BEITRÄGE ZUR QUELLENKRITIK DER GOTISCHEN BIBELÜBERSETZUNG.[1]

3. Das gotische Matthäusevangelium und die Itala.

Die von mir herangezogenen griechischen handschriften versagen auch bei den stellen den dienst nicht, welche in den homilien des Chrysostomus nicht citiert sind. Es handelt sich um die bisher ganz oder teilweise nicht berücksichtigten verse Matth. 5, 25. 26. 30. 6, 18. 8, 7. 8. 10. 11. 13. 19. 20. 21. 28. 29. 30. 31. 34. 9, 7. 10. 11. 12. 15. 19. 22. 34. 11, 4. 25, 38. 39. 40. 44. 46. 26, 65. 27, 1. 2. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 42. 43. 44. 51. 57. 58. 59. 60. 65. Durchweg geben die der gruppe EFGHSUV angehörenden griechischen codices den wortlaut der gotischen übersetzung. Nur vereinzelte stellen bieten zu bemerkungen anlass, weil sie widerholt zum beweise dafür herangezogen worden sind, dass Wulfila neben einer griechischen bibelhandschrift auch noch eine oder mehrere lateinische texte bei der arbeit eingesehen habe.

Nach allem was bisher vorgebracht worden ist, handelt es sich dabei um die Itala in jener oberitalienischen recension, welche durch den cod. Brixianus (f) und den cod. Monacensis (q) vertreten ist.

Den codex Brixianus (VI. saec.) findet man jetzt bequem zugänglich in der neuen englischen Vulgataausgabe gedruckt. Die Münchener handschrift liegt vor in der ausgabe von J. Wordsworth, Old-latin biblical texts (Vol. III). Oxford 1888.

Gegenüber den so häufig ins feld geführten einzelnheiten, in denen diese textform mit der gotischen sich deckt, muss auch einmal festgestellt werden, dass auffallende abweichungen in nicht geringer zahl daneben bestehen. Das dürfte an sich schon die annahme der benützung von cod. Brix. Monac. oder einer ihrer vorlagen (aus dem 4. jh.) wenn nicht ausschliessen, so doch in hohem grad erschweren. Denn wie soll man sich es vorstellen, dass der Gote eine handschrift zu rate gezogen habe, die ihn zum mindesten in textkritische streitfragen verwickeln musste, für deren lösung kaum befriedigende aufschlüsse zu gewinnen sein dürften? Von den auffallenderen abweichungen der lateiner hebe ich nur die folgenden hervor:

5, 15 jah liuhteiþ — ut luceat
25 jah ni — quam
39 allis, þeina — *fehlen.*

1) Vgl. Zeitschr. XXIX, 306. XXX, 145.

40 staua — iudicio contendere
5, 41 rasta aina — mille passus
45 unte — qui
6, 24 unte jabai — aut enim
25 maurnaiþ — cogitetis vgl. 27.
29 Saulaumon — Salomon
8, 4 Moses — Moyses
30 fairra — non longe
33 bi þans daimonarjans — et de his qui daemonia habebant
9, 14 filu — frequenter
17 biþeh þan jah — et
18 þatei — domine
19 jah siponjos is — cum discipulis suis
20 bloþarinnandei — quae sanguinis fluxum patiebatur
28 taujan — facere nobis
10, 23 Israelis — Isdrael
24 skalks — servo
35 jah bruþ wiþra swaihron izos — *fehlt*
11, 2 bi siponjam seinaim — discipulos suos
26, 67 lofam slohun — palmas in faciem ei dederunt
71 Nazoraiau — Nazareno
27, 5 ushaihah sik — laqueo se suspendit.

Wo die griechische überlieferung zum gotischen text in den einführungsformeln der redenden nicht ganz genau stimmt (8, 25. 26. 9, 14), ist mit individuellen schwankungen eines flüchtigen elements zu rechnen. Auch der bestand an formwörtern ist in unserem fall nicht ausschlaggebend. Einer rechtfertigung bedürfen dagegen die folgenden fälle. 8, 32 *alla so hairda* — *πᾶσα ἡ ἀγέλη τῶν χοίρων* (= 8, 31) ESUV: der vergleich mit den parallelstellen Luc. 8, 33. Mc. 5, 13 ergibt sofort die erklärung für die gotische fassung; dasselbe gilt für 27, 42 im vergleich zu Mc. 15, 32. V. 8, 33 beruht offenbar, wie längst angenommen worden ist, auf einem lesefehler (des übersetzers bezw. des schreibers seiner vorlage) KAITA > KATA. 9, 16 *unte afnimiþ fullon* — *αἴρει γὰρ τὸ πλήρωμα αὐτοῦ* (gl. Mc. 2, 21): die parallelstelle beweist, dass *is* vom abschreiber übersehen ist und in den text eingesetzt werden muss; ebenso ist zweifellos 25, 43 *gasts was* zu lesen. 27, 49 entspricht *nasjan* dem gotischen sprachgebrauch; doch liegt es näher zu vermuten, dass der übersetzer *σῶσαι* in seiner vorlage gefunden haben dürfte. Auffallendere abweichungen liegen nur in den noch übrig bleibenden fällen vor: *bi sunjai guþs sunus*

ist sa — ἀληθῶς ϑεοῦ υἱὸς ἦν οὗτος 27, 54; Mc. 15, 39 hat auch der Gote *was* geschrieben; der cod. Brixianus der Itala stimmt Mth. 27, 54 mit der gotischen übersetzung überein: man wird dieses vereinzelten beispiels wegen nicht darauf verfallen, einen urkundlichen zusammenhang zwischen beiden versionen zu construieren, zumal von andern belegen abgesehen auch Augustin und Vigilius von Tapsus das präsens gebrauchen. Die verbreitung der form schliesst aber auch willkürliche änderung auf seiten des gotischen übersetzers aus; es bleibt nur die annahme, dass in seinem griechischen text abweichend von den übrigen byzantinischen zeugen ἐστιν gestanden habe. Was die übereinstimmung von *jah auk ik manna im habands uf waldufnja meinamma gadrauhtins* 8, 9 mit den worten *nam et ego homo sum habens sub potestatem meam milites* des cod. Brix. betrifft, so ist sie vielleicht zufällig, denn die parallelstelle Luc. 7, 8 lässt vermuten, dass im gotischen Matthäus *gasatids* ausgefallen sei.

Nun haben Bernhardt Bangert Marold (Germ. 26, 159) behauptet, die lesart *du stauai gatauhans warþ* Mth. 27, 3 gehe nicht auf griechisch κατεκρίϑη zurück, sondern auf die worte *ad judicium ductus est,* die wie im cod. Brix. so in einer lateinischen handschrift des gotischen übersetzers gestanden haben müssten. Hiergegen ist zu bemerken, dass auch in andern altlateinischen übersetzungen keineswegs gleichmässig verfahren worden ist und dass der Gote offenbar die bedeutungsnüance hervortreten lassen wollte, die dem zusammenhang der stelle entsprach. 27, 2 hatte er gesagt: *gabindandans ina gatauhun jah anafulhun ina Pauntiau Pilatau kindina* und erst 27, 11 fgg. beginnt die gerichtsverhandlung. Diese stelle ist also so wenig wie alle andern geeignet und ausreichend dafür, es auch nur wahrscheinlich zu machen, dass Wulfila neben seinem griechischen codex einen oder mehrere lateinische codices bei der übersetzung zu rate gezogen habe. Wenn dies so sich verhielte, müsste in ganz anderem masse als dies tatsächlich der fall ist, die summe der übereinstimmungen sich steigern und die der abweichungen sich vermindern. Wie das anklingen an die lateinische übersetzung zu erklären sein möchte, darüber werde ich später zu handeln haben. Das ist eine frage, die erst bei der erörterung der übersetzungstechnik erledigt werden wird[1].

1) Nachträglich berichtige ich ein mir aus anlass von 6, 11 untergelaufenes versehen: es war zu ἐπιούσιον die von Chrysostomus gegebene deutung anzumerken: τουτέστι τὸν ἐφήμερον; da diese worte jedoch von Tischendorf zu 6, 11 ausgehoben sind, war wol kein missverständnis über meine auffassung möglich.

4. Die griechische vorlage des gotischen Johannesevangeliums.

Nachdem ich im einzelnen den beweis dafür geliefert habe, dass wir für die aus dem Matthäusevangelium erhaltenen bruchstücke den in Constantinopel üblichen text zu grunde legen müssen, darf ich mir wol die freiheit nehmen, im verlauf der darstellung ein abgekürztes verfahren einzuschlagen.

Es hat sich herausgestellt, dass wir den in den homilien des Johannes Chrysostomus vorliegenden bibeltext und wo er fehlt die durch die jüngeren byzantinischen codices EFGHSUV vertretene recension in erster linie heranziehen müssen, wenn wir die griechische vorlage des gotischen übersetzers uns veranschaulichen wollen (Ztschr. 30, 180).

Daran werden wir uns also auch zu halten haben, wenn wir der frage näher treten, wie es um die griechische vorlage zum Johannesevangelium bestellt gewesen sein möchte. Es ist von vornherein durchaus nicht zu erwarten, dass mit der lösung, die wir für das Matthäusevangelium gefunden zu haben glauben, die fragestellung für die übrigen evangelien sich als überflüssig erweise.

Behufs entscheidung der frage nach der (griechischen) vorlage des gotischen Johannesevangeliums fällt in erster linie ins gewicht, dass cap. 7, 53 und cap. 8, 1—11 (die geschichte von der ehebrecherin) fehlen. Hieronymus contra Pel. II, 17 constatierte: in evangelio secundum Johannem in multis graecis et latinis codicibus invenitur de adultera muliere quae accusata est apud dominum. Augustin de coni. adult. II, 7 hat sich im jahr 419 dahin ausgesprochen, dass in den bibeln der ketzer unrechtmässiger weise jener passus fehle: infidelium sensus exhorret ita ut nonnulli modicae fidei vel potius inimici verae fidei, credo metuentes peccati impunitatem dari mulieribus suis, illud quod de adulterae indulgentia dominus fecit auferrent de codicibus suis. Sehr beachtenswert ist der umstand, dass auch der bibeltext des Ambrosius mit dem des Hieronymus und Augustin in diesem fall sich deckt (vgl. Sabatier zu Ev. Johannis cap. 8; die lateinischen codd. werden besprochen von Wordsworth-White, die griechischen von Tischendorf an den entsprechenden stellen). Von den griechischen kirchenvätern dagegen kommt neben Origenes namentlich Johannes Chrysostomus in betracht: seine textunterlage ist auch in diesem punkte dieselbe wie die der gotischen bibel.

Dieser wichtige anhalt gibt uns das recht für die gotischen fragmente des Johannesevangeliums wider die predigten des Johannes Chrysostomus heranzuziehen. Sie sind zugänglich gemacht in Migne's Patro-

logie (Series graeca tom. 59), die den von Montfaucon edierten text widerholt. Ich bemerke jedoch, dass eine kritische ausgabe fehlt, dass infolge dessen wol nicht die bibelcitate der homilien, sondern die handschriftengruppe E F G H S U V in den vordergrund zu stellen sein wird. Die sachlage steht also mit andern worten nicht so günstig wie für das Matthäusevangelium[1]. Ein so ausgezeichnetes hilfsmittel wie die Fieldsche ausgabe müssen wir entbehren, was um so empfindlicher wirkt, als vollkommen zuverlässige und erschöpfende collationen jener jüngeren byzantinischen bibelhandschriften immer noch nicht vorliegen. Trotz dieser widrigen umstände ergibt jedoch eine sorgsame textvergleichung, dass auch für das Johannesevangelium dem Goten keine andere recension vorgelegen haben kann, als die bereits für das Matthäusevangelium erwiesene. Die charakteristischen fälle sind so zahlreich, dass ich mich nicht veranlasst sehe, die texte in dem umfang auszuschreiben, wie das beim Matthäusevangelium geschehen ist. Ich halte mich für befugt mit der nachdrücklichen constatierung jener tatsache die bisherigen ergebnisse der quellenkritik zu stützen und zu erweitern. Eine auswahl von belegen lasse ich im nachstehenden folgen:

5, 46 Mose — *Μωσῇ* HU*Δ*
47 galaubjaiþ — *πιστεύσητε* GSChrys.
6, 1 þo Galeilaie jah Tibairiade — *τῆς Γαλιλαίας καὶ τῆς Τιβεριάδος* V.
2 jah laistida — *καὶ ἠκολούθησεν* F. taiknins — *σημεῖα* S*Δ*.
7 ƕarjizuh — *ἕκαστος* Chrys.
8 qaþ — *φησίν* Chrys.
9 magula ains — *παιδάριον ἓν* EFGHSUV*Δ*
10 iþ — *δέ* EFHSUV*Δ*. þaruh — *οὖν* U*Δ*
11 awiliudonds gadailida — *εὐχαριστήσας διέδωκεν* EFGHSUV*Δ* þaim anakumbjandam — *τοῖς ἀνακειμένοις* Chrys.
14 Iesus — *Ἰησοῦς* EFGHSUV*Δ*
15 tawidedeina ina — *ποιήσωσιν αὐτόν* EFGHSUV*Δ*. aftra — *πάλιν* *Δ*
22 seƕun — *εἶδον* Chrys. alja ain — *εἰ μὴ ἓν* Chrys.
24 gastigun — *ἐνέβησαν* S
27 ak mat — *ἀλλὰ τὴν βρῶσιν* SUV*Δ*Chrys.
36 þatei — *ὅτι* *Δ*. gaseƕuþ mik — *ἑωράκατέ με* EFGHSUV*Δ*

1) Das bleibt bestehen auch wenn wir die das Johannesevangelium enthaltende bibelhandschrift, die von Tischendorf mit *Δ* bezeichnet worden ist, noch heranziehen. Sie gehört mit den codd. EFGHSUV aufs engste zusammen.

6, 40 sandjandins — πέμψαντος EGHSVΔChrys. in — ἐν SU Chrys.
43 þan — οὖν EFGHSUVΔ
44 atta — πατήρ EFHSUV
45 nu — οὖν EFGHUVΔ
46 attin — πατρός Chrys. attan — πατέρα Chrys.
51 þatei ik giba — ἣν ἐγὼ δώσω EFGHSUVΔChrys.
54 in — ἐν SVΔChrys.
55 bi sunjai — ἀληθῶς EGHSUVΔ
58 izwarai manna — ὑμῶν τὸ μάννα EFGHSUVΔChrys.
63 rodida — λελάληκα UChrys.
65 meinamma — μου EFGHSUVΔChrys.
68 þanuh — οὖν EFHSVΔ
69 Xristus sunus guþs libandins — Χριστὸς ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ τοῦ ζῶντος EFGHSUVΔChrys.
70 Iesus — Ἰησοῦς U
71 Iskariotu — Ἰσκαριώτου G
7, 1 jah ... afar þata — καὶ ... μετὰ ταῦτα EFHSUVΔChrys.
3 þu — συ G
8 dulþ þo — ἑορτὴν ταύτην EFGHSUVΔ
32 þan — οὖν U. andbahtans þai fareisaieis jah þai auhumistans gudjans — ὑπηρέτας οἱ φαρισαῖοι καὶ οἱ ἀρχιερεῖς EHSVΔ.
35 du sis misso — πρὸς ἀλλήλους G. bigitaima — εὑρήσωμεν HΔ
50 saei atiddja da imma in naht — ὁ ἐλθὼν πρὸς αὐτὸν νυκτός U
8, 12 gaggiþ — περιπατήσει EHChrys.
14 iþ jus — ὑμεῖς δέ EGUΔ. aiþþau — ἤ UΔ
20 rodida — ἐλάλησεν Chrys.
21 Iesus — Ἰησοῦς Chrys.
26 rodja — λαλῶ UChrys.
36 frijans briggiþ — ἐλευθερώσει H
38 jah jus — καὶ ὑμεῖς Chrys. þatei ... þatei — ὅ ... ὅ EFGHSUV. hausideduþ — ἠκούσατε Chrys.
44 rodeiþ — λαλεῖ HU
50 ik — ἐγώ Chrys.
51 gasaiƕiþ — θεωρήσει Chrys.
53 þu — σύ EFHSUΔ
9, 8 bidagwa — προσαίτης Chrys.
9 iþ is — ἐκεῖνος δὲ U

9, 11 gagg afþwahan in þata swumfsl — *ὕπαγε νίψαι εἰς τὴν κολυμβήθραν* Chrys.

31 guþ frawaurhtaim – *θεὸς ἁμαρτωλῶν* Δ Chrys.

10, 3 haitiþ — *καλεῖ* EFGHSUΔ

7 aftra du im — *πάλιν αὐτοῖς* EFGSU

8 qemun — *ἦλθον* EFGSU Chrys.

10 iþ ik — *ἐγὼ δέ* Chrys.

16 wairþand — *ἔσονται* Chrys.

23 Saulaumonis — *Σολομῶνος* EFGΔ

26 unte ni — *ὅτι οὐκ* Chrys.

29 þo — *αὐτά* Chrys.

36 wajamerjau — *βλασφημῶ* Chrys.

39 sokidedun ina aftra — *ἐζήτουν αὐτὸν πάλιν* EGHSUΔ

41 Johannes — *Ἰωάννης* Chrys.

11, 3 is — *αὐτοῦ* S

9 gaggiþ — *περιπατεῖ* EHΔ

12 þai siponjos is — *οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ* EGHSUΔ

21 ni þau gadauþnodedi broþar meins — *οὐκ ἂν ἀπέθανεν ὁ ἀδελφός μου* Chrys.

30 was nauhþanuh — *ἦν ἔτι* F

32 Marja — *Μάρια* EFGHSUΔ

44 handuns jah fotuns — *τὰς χεῖρας καὶ τοὺς πόδας* Δ

12, 1 Jesus — *Ἰησοῦς* EG

4 Judas Seimonis sa Iskariotes — *Ἰούδας Σίμωνος ὁ Ἰσκαριώτης* E

18 iddjedun gamotjan — *ὑπήντησεν* EHΔ

20 sumai þiudo — *τινὲς τῶν ἑλλήνων* Chrys.

22 jah aftra — *καὶ πάλιν* EFGSU

26 þaruh — *ἐκεῖ* Δ

32 af airþai — *ἀπὸ τῆς γῆς* Chrys.

34 þatei — *ὅτι* UΔ. hvas ist sa sunus mans — *τίς ἐστιν οὗτος ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* HSUΔChrys.

37 swa filu — *τοσαῦτα* G

40 ganasidedjau — *ἰάσωμαι* U

47 galaubjai — *πιστεύσῃ* S

49 sah — *οὗτος* G. *ἐκεῖνος* Chrys.

13, 12 jah — *καί* EFGHSUΔChrys. anakumbjands — ***ἀναπεσών*** EFGSUΔ

13 laisareis jah frauja — *ὁ διδάσκαλος καὶ ὁ κύριος* SU **(vgl. 14).**

17 þande — *ὅταν* F. taujiþ — *ποιεῖτε* S Chrys.

13, 30 wasuh þan nahts þan galaiþ ut — *ἦν δὲ νύξ ὅτε ἐξῆλθεν* UΔ Chrys.
31 qaþþan — *λέγει οὖν* U
33 mel — *χρόνον* Chrys.
36 ik — *ἐγώ* SU Chrys. laisteis — *ἀποκολουθήσεις* Chrys.
14, 3 manwja — *ἑτοιμάσω* EG. þaruh sijuþ jah jus — *καὶ ὑμεῖς ἐκεῖ εἶτε* Chrys. (G)
11 ni galaubeiþ — *μὴ πιστεύετε* G
12 attin — *πατέρα* Chrys.
14 mik — *μέ* EHU
20 jus (1) — *ὑμεῖς* EGHSUΔ
22 ƕa — *τί* — Chrys.
28 gagga — *πορεύομαι* Chrys.
16, 4 gamuneiþ — *μνημονεύετε* EΔ
7 izwis qiþa — *ὑμῖν λέγω* Chrys.
13 hauseiþ — *ἀκούσει* EH
16 nauh jah ni — *καὶ οὐκ ἔτι* Chrys.
20 jus — *ὑμεῖς* Δ
21 bairiþ — *τίκτει* Δ
22 auk nu — *οὖν νῦν* Chrys.
32 nu — *νῦν* EFGHSUΔ
17, 3 kunneina — *γινώσκωσιν* EFHSU
4 ustauh — *ἐτελείωσα* EFGHSUΔChrys.
11 wit — *ἡμεῖς* EGHΔ
18, 1 Kaidron — *Κέδρων* S
2 gaiddja — *συνήχθη* U Chrys.
6 þatei — *ὅτι* ESUΔ.
17 iþ is — *ὁ δέ* Chrys.
20 sinteino — *πάντοτε* EFGSUΔ
25 iþ — *οὖν* EGΔ
28 maurgins — *πρωΐα* EGHS Chrys.
32 fraujins — *κυρίου* Chrys.
34 andhof — *ἀπεκρίνατο* U. abu þus silbin — *ἀπὸ σαυτοῦ* Chrys.
37 ik ik — *ἐγὼ ἐγώ* EGHSUΔ
39 ei — *ἵνα* U
40 allai — *πάντες* EHSΔChrys.
19, 2 ana — *ἐπί* GU
11 aihtedeis — *εἶχες* EGHSU Chrys.

Neben der breiten zone von übereinstimmungen läuft nun aber ein

schmaler saum von differenzen. Deutlich sind einzelne gruppen zu erkennen.

1) In den einführungsformeln der redenden personen deckt sich die gotische übersetzung nicht immer mit den genannten byzantinischen handschriften.

6, 20 qaþ — *λέγει αὐτοῖς*
30 qeþun — *εἶπον οὖν*
7, 16 andhof þan — *ἀπεκρίθη οὖν αὐτοῖς*
8, 12 aftra du im ... rodida — *πάλιν οὖν αὐτοῖς ... ἐλάλησεν*
25 jah qaþ — *εἶπεν*
9, 12 iþ is qaþ — *λέγει*
25 andhof jains — *ἀπεκρίθη ἐκεῖνος καὶ εἶπεν*
26 þanuh qeþun aftra — *εἶπον δὲ αὐτῷ πάλιν*
28 þanuh lailoun imma jah qeþun — *ἐλοιδόρησαν αὐτὸν καὶ εἶπον*
10, 25 andhof — *ἀπεκρίθη αὐτοῖς*
33 andhofun — *ἀπεκρίθησαν ... λέγοντες*
11, 7 þaþroh þan ... qaþ — *ἔπειτα ... εἶπεν*
25 qaþ þan — *εἶπεν δὲ αὐτῇ*
29 iþ jaina — *ἐκείνη*
13, 36 þaruh qaþ — *λέγει*
andhafjands ... qaþ — *ἀπεκρίθη*
37 þaruh ... qaþ — *λέγει*
38 andhof — *ἀπεκρίθη αὐτῷ*
14, 5 þaruh qaþ — *λέγει* (vgl. 9. 22).
8 iþ ... qaþuh — *λέγει*
16, 29 þaruh qeþun — *λέγουσιν αὐτῷ*
18, 5 andhafjandans ... qeþun — *ἀπεκρίθησαν*
þaruh qaþ — *λέγει*
23 andhof — *ἀπεκρίθη αὐτῷ*
37 andhafjands — *ἀπεκρίθη*
38 þaruh qaþ — *λέγει*

Wol liesse sich in einem fall jene, im andern fall eine andere griechische (oder lateinische) handschrift beibringen, die genau die gotische wortfolge bietet, aber dass wir damit einem unberechtigten verfahren huldigen würden, geht daraus hervor, dass ein beträchtlicher rest bliebe, für den jedweder versuch einen beleg zu beschaffen sich als vergeblich erweist. Das wesentliche dieser gruppe ist die formelhaftigkeit und diese erklärt und entschuldigt zugleich das verhalten des einzelnen autors. — Hieher gehört zweifellos auch der schwankende

gebrauch in der verwendung des namens *Iesus*: er fehlt z. b. 11, 45, erscheint 12, 9; aus diesen und ähnlichen fällen ist nichts für die abhängigkeit des übersetzers von diesem oder jenem text zu gewinnen.

2) Für jede bibelhandschrift muss ein gewisser spielraum gelassen werden im gebrauch der formwörter (artikel, pronomina, partikeln). Es ist unmöglich, eine feste richtschnur des usus zu finden; es ist also unbillig, an die gotische fassung strengere anforderungen zu stellen wie an die übrigen bibeltexte. Man wird im allgemeinen ohne weiteres voraussetzen dürfen, dass dem übersetzer der ihm eigene bestand von seiner unmittelbaren griechischen vorlage geliefert worden ist; ich verzeichne fälle wie:

6, 21 eis iddjedun — *ὑπῆγον*
58 iþ saei matjiþ — *ὁ τρώγων*
7, 3 siponjos — *μαθηταί σου*
8 iþ ik — *ἐγώ*
23 iþ mis — *ἐμοί*
29 iþ ik — *ἐγώ*
33 jah þan gagga — *καὶ ὑπάγω*
8, 15 iþ ik — *ἐγώ*
23 iþ ik — *ἐγώ*
46 ni galaubeiþ — *ὑμεῖς οὐ πιστεύετε*
9, 6 gasmait imma — *ἐπέχρισεν*
7 galaiþ — *ἀπῆλθεν οὖν*
11 iþ ik — *οὖν*
15 qaþ jah þaim — *εἶπεν αὐτοῖς*
18 is blinds — *τυφλός*
19 ƕaiwa — *πῶς οὖν*
40 þize fareisaie sumai — *ἐκ τῶν φαρισαίων*
10, 29 ni aiw ainshun — *οὐδείς*
30 atta meins — *πατήρ*
31 nemun — *ἐβάστασαν οὖν*
11, 6 swe — *ὡς οὖν*
13 þatei is — *ὅτι*
16 þaim gahlaibam seinaim — *τοῖς συμμαθηταῖς*
31 þrafstjandans — *καὶ παραμυθούμενος* vgl. 12, 12 gahausjandei — *καὶ ἀκούσας*
35 jah tagrida — *ἐδάκρυσεν*
42 jah þan ik — *ἐγὼ δέ*
12, 21 þai — *οὗτοι οὖν*
13, 13 waila — *καὶ καλῶς*

20 ik insandja — πέμψω
29 sumai — τινὲς γάρ
13, 32 jabai nu — εἰ
34 ik frijoda — ἠγάπησα
14, 3 jah þan jabai — καὶ ἐάν
7 jah þan — καί
8 þatuh — καί
17 is ... wisiþ — μένει
21 jah þan — δέ
30 qimiþ — ἔρχεται γάρ
15, 5 iþ jus — ὑμεῖς
7 aþþan jabai — ἐάν
14 þatei — ὅσα
24 gaseƕun mik — ἑωράκασιν
16, 4 so ƕeila ize — ἡ ὥρα
17 ei — καί
17, 1 ei — ἵνα καί
11 ni þanaseiþs — καὶ οὐκέτι
20 ak — ἀλλὰ καί
23 jah — καὶ ἵνα
18, 4 usgaggands ut — ἐξελθών
10 sah þan — δέ (vgl. 40)
17 jaina þiwi — ἡ παιδίσκη
18 jah þan was — ἦν δέ
24 þanuh insandida — ἀπέστειλεν
33 galaiþ — εἰσῆλθεν οὖν
19, 4 atiddja — ἐξῆλθεν οὖν
5 sai ist (so ist zu lesen!) — ἴδε vgl. 1, 29.
8 biþe — ὅτε οὖν

Da wir über die specifische bedeutung der einzelnen partikeln noch sehr wenig unterrichtet sind, wird auch die übersetzungstechnik nicht in allen fällen entscheiden können, wo gotischer sprachgebrauch, wo anschluss an die vorlage postuliert werden muss.

Sehen wir von den bekannten differenzen im tempusgebrauch (präsens historicum und verwandte erscheinungen) ab[1], so handelt es sich zunächst 3) um einige wenige fälle, wo wir zweifelsohne mit ver-

1) *weneiþ* — ἠλπίκατε 5, 45 erledigt sich durch den hinweis **auf 1. Cor. 15, 19.** Wahrscheinlich ist auch von *gaf* 6, 32. 37 — δίδωσιν (vgl. Luc. **10, 19**), ***gasaiƕiþ*** 14, 7 *frijoda* 14, 31 *swegneid* Luc. 1, 47 u. ähnl. **kein aufhebens zu machen.**

sehen auf seiten unserer gotischen überlieferung zu rechnen haben. Dass wir damit operieren dürfen, ist durch den dem abschreiber anheimfallenden ausfall eines ganzen verses (6, 39) nahe gelegt.

6, 15 ist zu lesen *wilwan ina* — *ἁρπάζειν αὐτόν*
7, 12 " " " *was bi ina* — *ἦν περὶ αὐτοῦ*
8, 16 " " " *jaþþan* — *καὶ δέ*
11, 34 " " " *lagideduþ* — *τεθείκατε*
14, 23 " " " *waurd* (statt *jah waurd*) — vgl. v. 24.
18, 38 " " " *aftra galaiþ ut* (vgl. 19, 4).

15, 16 *καὶ ἔθηκα ὑμᾶς* fehlt offenbar aus versehen. Weniger wahrscheinlich dünkt mich die annahme eines ausfalls 10, 18, wo überliefert ist: *ni hvashun nimiþ þo af mis silbin. waldufni haba aflagjan þo.* Die herausgeber nehmen an, dass eine zeile ausgefallen sei, aber ich bin zweifelhaft, weil wir bei Chrysostomus (s. 330) ausdrücklich zu hören bekommen: *εἰπὼν οὖν ὅτι οὐδεὶς αὐτὴν αἴρει ἀπ' ἐμοῦ τότε ἐπήγαγεν Ἐξουσίαν ἔχω θεῖναι τὴν ψυχήν μου, τουτέστιν, Ἐγὼ μόνος εἰμὶ κύριος τοῦ θεῖναι αὐτήν.*

4) Eine weitere kategorie von gotischen besonderheiten ist auf einwirkung von seiten der parallelstellen zurückzuführen.

6, 26 taiknins jah fauratanja = *σημεῖα καὶ τέρατα* Joh. 4, 48.
7, 15 sildaleikidedun manageins vgl. Bernhardts note.
7, 39 ahma sa weiha ana im = Acta 19, 6.
9, 17 þamma faurþis blindin = 9, 13 *τόν ποτε τυφλόν*
10, 29 þatei fragaf mis = 6, 39 *ὃ δέδωκέν μοι;* dazu 17, 24.
11, 11 akei gaggan = 11, 15.
13, 38 kunnan = *εἰδέναι* Luc. 22, 34.
14, 23 saliþwos = *μοναί* 14, 2.
15, 2 akran goþ = *καρπὸν καλόν* Matth. 7, 19.
16 du aiwa = *εἰς τὸν αἰῶνα* 14, 16 u. ö.
16, 6 gadaubida = *ἐπώρωσειν* 12, 40.
17, 11 þanzei atgaft mis = *οὓς δέδωκάς μοι* 12.
17 in sunjai = *ἐν ἀληθείᾳ* 19.

5) Auf andere handschriftengruppen als die bisher für massgebend erwiesenen werden wir durch folgende sieben verse geführt:

11, 41 þarei was — *οὗ ἦν ὁ τεθνηκὼς κείμενος* : *οὗ ἦν* AKΠ
12, 32 alla — *παντας* EFGHSUΔ : *πάντα* Sin D
35 in izwis — *μεθ' ὑμῶν* EFGHSUΔ : *ἐν ὑμῖν* SinBDKLMXΠ
13, 18 ƕarjans — *οὓς* : *τίνας* SinBCLM
14, 30 bigitiþ — *ἔχει* : *εὑρήσει* KΠ

17, 7 ufkunþa — ἔγνωκαν : ἔγνων Sin; beachte übrigens die worte des Chrysostomus τινὲς μὲν γὰρ λέγουσιν ὅτι νῦν ἔγνων ... (s. 438).

17, 8 nemun bi sunjai — ἔλαβον καὶ ἔγνωσαν ἀληθῶς : ἔλαβον ἀληθῶς Sin A D

Da es sich jedoch 11, 41. 17, 8 möglicherweise um auslassungen handelt, sind die stellen quellenkritisch ohne bedeutung.

6) Von besonderem interesse ist nun aber, dass wir genau entsprechend dem aus anlass des Matthäusevangeliums geschilderten sachverhalt auch im Johannesevangelium sichere spuren finden, die zur lateinischen bibel hinüberleiten. Es ist hier wie dort eine kleine gruppe von personen- und ortsnamen, deren orthographie die deutlichsten fingerzeige gibt. *Kafarnaum* im Johannesevangelium ist genau ebenso zu beurteilen wie im Matthäusevangelium: es ist die der lateinischen tradition gemässe form, die wir bestimmt nicht dem gotischen übersetzer, wol aber dem schreiber unsrer handschrift anzurechnen haben (Zeitschr. 30, 182). Ganz ebenso wie bei den doppelformen *Matþaius : Maþþaius* (Zeitschr. 30, 182) steht die sache mit *Iskariotus : Skariotus* (13, 26) im Johannesevangelium. Jenes ist die dem übersetzer mit der byzantinischen bibel gemeinsame form; *Skariotus* ist erst durch den an die lateinische namensform des verräters gewohnten italienischen schreiber unserer gotischen bibelhandschrift in den text gelangt. Lassen sich nun aber diese dinge noch vollkommen deutlich erkennen, so fehlt jeder greifbare anhaltspunkt dafür, dass etwa schon der gotische übersetzer neben seiner griechischen handschrift auch noch ein lateinisch geschriebenes Johannesevangelium verglichen haben sollte. Ich verkenne nicht, dass man grund zu haben glaubte, dies vorauszusetzen.

7) Es finden sich nämlich einzelne abweichungen des gotischen von dem byzantinischen evangelium, die nur unter zuhilfename lateinischer codices sich beseitigen lassen. Dass wir dazu nicht berechtigt sind, wird meiner ansicht nach durch zwei momente äusserst wahrscheinlich gemacht.

a) Der fälle sind so wenige und so wenig charakteristische, dass die zuhilfenahme eines lateinischen codex ein übermass von aufwand bedeutet, zu dem die leistung durchaus nicht im verhältnis steht. Es sind folgende belege:

10, 14 kunnun mik þo meina — γινώσκομαι ὑπὸ τῶν ἐμῶν: *cognoscunt me meae* (Itala, Vulgata), wie übrigens auch im griech. γινώσκουσί με τὰ ἐμά Sin B D L und bei Eusebius, Cyrillus, Nonnius.

Umgekehrt steht es mit dem vers

15, 6 gaþaursniþ jah galisada — ἐξηράνθη καὶ συνάγουσιν: *aruit et colligent* (Latini).

Fälle dieser art (vgl. noch 16, 21) kommen also in wegfall.

6, 50 ei saei þis matjai ni gadauþnai — ἵνα ἐάν τις ἐξ αὐτοῦ φάγῃ καὶ μὴ ἀποθάνῃ: *ut si quis ex eo manducauerit non moriatur* (Itala, Vulgata).

11, 13 bi slep: περὶ τῆς κοιμήσεως τοῦ ὕπνου; genau deckt sich mit der gotischen formel *de somno* der Italacodd. ce.

13, 32 guþ hauheiþ ina in sis jah suns hauhida ina — θεὸς δοξάσει αὐτὸν ἐν ἑαυτῷ καὶ εὐθὺς δοξάσει αὐτόν; Bernhardt bemerkt zu dieser stelle: „die auffallende und sinnwidrige abweichung im tempus aus clarificavit (für clarificabit).“ Bernhardt hätte jedoch die stelle in ihrer vollen form berücksichtigen sollen. Im cod. Brix. steht: *et deus clarificauit eum in semetipso et continuo clarificauit eum.* Der für das gotische bezeichnende wechsel des tempus wird also durch den cod. Brix. so wenig als durch eine andere handschrift gedeckt; denn auch der von Bangert (s. 12) herangezogene Colb. beweist natürlich nichts. Es ist vielmehr auf die parallelstelle Joh. 12, 28 zu verweisen: *jah hauhida jah aftra hauhja*, unter deren einwirkung sich 13, 32 allein vollkommen befriedigend verstehen lässt.

15, 13 maizein þizai friaþwai — μείζονα ταύτης ἀγαπήν: auch in diesem fall steht der got. wortlaut vom griechischen ebenso weit ab wie von dem des cod. Brix. *maiore hac dilectione.*

Dass wir nicht befugt sind im üblichen mass und sinn die lat. bibel als quellenschrift der got. bibel heranzuziehen, wird durch die vorgeführten belege entschieden.

b) Es ist dies auch deswegen nicht zulässig, weil, wenn man lateinische codices dem übersetzer zur verfügung stellt, immer noch ein rest bleibt, der sich auch auf diesem wege nicht beseitigen lässt. Es fehlen jegliche parallelen für folgende einzelnheiten der gotischen übersetzung:

10, 4 þo swesona — τὰ ἴδια πρόβατα; vermutlich ist zu lesen: *þo swesona lamba.*

11, 4 þairh þata — δι' αὐτῆς (per eum, per ipsum Lat.).

11, 38 steina — λίθος

12, 43 manniska — τῶν ἀνθρώπων (hominum Lat.).

Auch über diese fälle wird im zusammenhang der um die technik der übersetzung sich drehenden fragen zu handeln sein.

Auch würde die in den betreffenden lateinischen codices vorliegenden abweichungen von der gotischen bibel völlig unerklärt bleiben. Wie beträchtlich dieselben im Johannesevangelium sind, dürfte sich aus folgender (keineswegs erschöpfender) liste ergeben:

5, 45 wrohida — accuset

46 mis — et mihi

6, 24 gastigun — ascenderunt confestim

32 gaf — dat, ebenso 33.

þana sunjeinan — *fehlt.*

36 galaubeiþ — credidistis

46 was — est

64 ni galaubjandans — non credentes in eum

69 guþs libandins — dei

71 Iskariotu — Scariotis vgl. 13, 26.

7, 6 ni nauh ist — nondum advenit

12 was — de illo erat

23 iþ mis hatizoþ — mihi autem quid indignamini

53—8, 11 *fehlt.*

8, 26 þata rodja — et loquor

59 ƕarboda swa — ibat

9, 6 gasmait imma ana augona þata fani þamma blindin — superliniuit super oculos caeci

15 jah — *fehlt.*

17 du þamma faurþis blindin — caeco

32 uslukiþ — aperuit

35 bigat — cum invenisset

3ü jah inwait ina — et providens adorauit eum

41 eiþan — *fehlt.*

10, 4 þo swesona — proprias oves

6 ƕa was þatei rodida du im — quid loqueretur eis

16 ains — et unus

18 nimiþ þo af mis silbin — tollit eam a me sed ego pono eam a me ipso

36 wajamerjau — blasphemas

38 þaim waurstwam — uel operibus

42 jainar — *fehlt.*

11, 11 gaggam — vado

13 bi slep — de dormitione somni

28 qam — adest

29 iddja — uenit

11, 34 lagidedun — posuistis
41 iup — in caelum
44 urrann — exiit statim
12, 10 ei jah — ut
18 duþþe — propterea et
19 so manaseds — mundus totus
35 jah saei — qui
40 gadaubida = indurauit
froþeina — non intellegant
42 jah — *fehlt.*
43 manniska— hominum
13, 12 jah — *fehlt.*
13 waila — et bene
18 matida — manducat
24 du fraihnan — et dicit ei interroga
27 afar þamma hlaiba — post panem acceptum
32 hauheiþ — clarificauit
36 andhafjands Iesus qaþ — respondit Iesus
38 kunnan — *fehlt.*
14, 2 aþþan niba weseina aiþþau — alioquin
3 þaruh — *fehlt.*
9 was — sum
11 iþ jabai ni — alioquin uel
mis — *fehlt.*
23 jah waurd — sermonem
saliþwos — mansionem
31 frijoda — diligo
15, 2 goþ — *fehlt.*
6 praecidetur — *fehlt.*
galisada — colligent ea
7 bidjiþ jah wairþiþ — petere fiet
16 gawalida izwis ei jus sniwaiþ — vos elegi et posui vos
24 gaselvun mik — uiderunt
16, 2 taujand — facient vobis (vgl. zu diesem vers Germ. 27, 43).
4 þize þatei — quia
6 gadaubida — repleuit
17 us þaim siponjam — discipuli eius
ei — et
17, 5 at þus silbin — *fehlt.*
7 at þus — abs te

17, 8 nemun — acceperunt et cognouerunt
18 swah — *fehlt.*
24 þatei — quos
25 jah — *fehlt.*

18, 1 Iesus — ipse
3 hansa — cohortem militum
andbahtans — quibusdam ministris
10 sah — servo illo
11 in fodr — in uagina sua
13 Kajafin — Caiphae
18 haurja waurkjandans — ad prunas
20 sinteino — omnes
25 ne — *fehlt.*
32 fraujins — Iesu
38 galaiþ — iterum exiuit

19, 4 bigat — invenio
5 sa ist sa — ecce
6 andbahtos — ministri eorum
7 bi þamma witoda unsaramma — secundum legem.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST.[1]

X. Fausts ende.

Zunächst müssen wir uns die disputation ansehen, in die Faust sich in AKrLM¹OSTUWschha schho schle sw kurz vor seinem ende, in den romanen, bei Ma und in B*M²Mü (so?) nach der contractscene einlässt (vgl. Ztschr. 30, 352). Von den anderen fassungen besitzt G (v. Kurtz?) keine hindeutung mehr auf ein derartiges gespräch; in der hier rein von DISwcjr, gemischt von KrTsw vertretenen crucifixversion finden wir an dessen stelle das sicher aus dem gespräch erwachsene verlangen Fausts, den heiland am kreuz gemalt zu sehen. Darüber näheres im excurs 1. AKrM¹U bilden, wie man sofort erkennt, eine besondere untergruppe.

1) Schluss. Vgl. Ztschr. 29, 180 fgg.; 29, 345 fgg.; 30, 324 fgg.; 31, 60 fgg.

Wir dürfen folgende drei fragen dem archetypus zuweisen:[1]

1. Nach der qual der verdammten fragt Faust in AKrOTU *schha[2], wahrscheinlich auch[3] in *M¹*W. Wir vermissen diese frage nur in S. Der in KrOTW in dieser frage begegnende gedanke, ob diese qual „so schlimm, wie die geistlichen sie beschreiben“ sei, ist anscheinend den englischen comödianten entlehnt[4]. Die antwort könnte den gedanken enthalten haben, dass kein mensch oder teufel die grösse dieser qual aussprechen und beschreiben könne;[5] doch ist auch hierfür einfluss von aussen (den englischen comödianten) her nicht ausgeschlossen[6].

1) In O steht nur die erste, in L*M²sw nur die zweite, in Bschhoschle nur die dritte frage.

2) In T zweifelt Faust an der härte und ewigkeit der höllenstrafen, wie die prediger sie schildern; „um aufschluss über das jenseits zu erhalten“ wird Mephisto citiert. Dass eine wirkliche schilderung der hölle nach dem muster von AKrU vorkam, kann ich aus T 31, 3 nicht entnehmen; das geht wol nur auf die schilderung der höllenstrafen, von denen allein im voraufgehenden die rede ist. — Zu AKrU vgl. s. 196; zu schha s. 197 anm. 4.

3) Zu M¹ vgl. s. 197 anm. 2; s. 199 anm. 5; die art der correctur begegnet bei M¹ öfter, vgl. Ztschr. 29, 364; 30, 329; 342, a. 8. — Geisselbrecht, der erst die hier genannten 3 fragen mit ihren alten antworten hatte (1. stufe) verband später die antwort auf frage 2 mit der frage 1, wie schha (2. stufe). Dann setzte er anstelle der frage 1 die nach der himmlischen freude (s. 202) ein, auf die Mephisto also mit der hyperbolischen antwort 2 antwortete, wahrscheinlich als ziel des aufstieges „einen einzigen grad der himmlischen freude“ (S [W¹ (hier a. 5)]; verwandt AT) angebend. SW² bewahren erinnerungen an diese 3. stufe (vgl. s. 198 anm. 2). Später wurde die alte frage 2 wider eingefügt und mit der alten antwort 2 verbunden; ebenso wurde die alte antwort 1 wider hergestellt, aber nicht mehr mit der alten frage 1, sondern mit der nach der himmlischen freude verknüpft, und mit rücksicht darauf umgemodelt. Diese 4. stufe halten W¹W² fest. So kommt es, dass Geisselbrecht in W eine antwort auf die in den anderen fassungen unbeantwortet bleibende frage nach der himmlischen freude besitzt. Im sonderleben von S wird dann die frage nach der himmlischen freude mit ihrer beantwortung, der alten antwort 1, ganz gestrichen.

4) In OT bei dieser frage, in KrW bei der frage nach der himmlischen freude, was — da Kr sich gerade mit der Geisselbrechtschen 4. stufe sehr oft berührt (vgl. s. 211 anm. 1) — einst in *Kr*W nach der voraufgehenden anm. in der frage 1 gestanden haben wird. Dort finden wir nun genau dasselbe auch in Mo 195: *is Hell so terrible, as churchmen write it?* Ma 566 (A 524 B) hat etwas ganz anderes, noch schwächer sind die anklänge bei Spies 25, 23. Nach dem s. 212. 228 auseinandergesetzten ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser gedanke von den englischen komödianten in demselben stücke erfunden wurde, das auch im weiteren gerade auf KrSTW so viel englische einflüsse vererbte.

5) In O kann Mephisto auf die frage nicht antworten. In schha gab Mephisto hierauf die antwort auf die zweite frage, ebenso eine Geisselbrechtsche vorstufe (vgl. hier anm. 3). In W mit der frage nach der himmlischen freude verbunden: *die himmlische freude ist* [*sehr gross. Siehe, diese freude ist* W²] *so gross, dass wenn alle*

Mit dieser frage und antwort verschmolzen erscheint in AKrU (M[1]?) eine nach der beschaffenheit der hölle. Die antworten sind von grosser bedeutung für die beurteilung des verhältnisses, in dem diese texte zu einander, zur Historia und zu dem gemeinsamen archetypus stehen[1]. In A*M[1]U wird im anschluss daran noch nach einer

menschen-kinder zusammen kämen und thäten schreiben von nun an (.. *kinder von anbeginn der welt* 2) *bis an der welt* (*zu dessen* (!) 2) *ende* [*schr. würden* 2], *so wären sie doch nicht im stande, nur einen grad der himmlischen* (.. *stande den tausendsten theil dieser* 2) *freude so zu beschreiben, wie sie würcklich ist* W. In T kann selbst der teufel die höllenpein nicht beschreiben. Zu AKr vgl. die folgende anmerkung 1.

6) Weil der gedanke in U fehlt und gerade wider in AKrTW erscheint.

1) *Die hölle ist ein feuriger ort oder felsen mitten unter der erde. Die pein, welche die verdammten in selber auszustehen haben, ist keine menschliche zunge auszusprechen im stande* A. Zum felsen vgl. die Historia W 33, 24. Darauf konnte A nicht so leicht von selbst kommen, wie auf die selbstverständliche ortsbestimmung (zu der man auch in Ma 558 (A 516 B) nicht die quelle zu sehen braucht). — *Die hölle ist ein schlund ohne grund, wo alles abscheuliche, grausliche zusammen kommt. Was aber die verdammten seelen darin leiden, ist wol kein mensch im stande auszusprechen und niederzuschreiben. Du hörst nur winseln, hörst sie bitten um einen tod, aber es gibt keinen tod in ewigkeit und ewig bleibt auch ewig* Kr. Vgl. zum schlund ohne grund die Historia W 34, 21. 26. Das abscheuliche, grausliche könnte, braucht aber nicht — da spontane erfindung denkbar — ein überrest von Historia W 34, 2. fgg. zu sein. Unbedingt steht aber das vergebliche flehen um den tod Historia W 36, 7 (Spies 37, 22) nahe: *sie werden jnen den todt* (so Spies, *todten* W) *wünschen vnnd gern sterben wollen, sie mögen aber nicht, dann der todt wirdt vor jnen fliehen.* Da die kritik überall ein näheres verhältnis von Kr zur Historia und AM[1]U bestätigt, kann diese übereinstimmung nur durch die annahme eines näheren verhältnisses von Kr zur Historia (ob zum druck s. s. 203) erklärt werden; andere direkte quellen (Augustinus Civ. Dei c. 21; Seuse Exemplar (Denifle 1, 368); die vita Christi von Ludolphus de Saxonia cap. 88; Spiegel der sündigen seele (Ulm 1487) ss. 70. 128; das von R. M. Werner VfL. 1892, 137 herangezogene katholische gebetbuch und Pfitzer 3, 14 anm.) müssen abgewiesen werden. Die älteste fassung der antworten dieser gruppe war wesentlich ausführlicher als in U, was wir noch öfter feststellen werden. — In der nun folgenden vergleichung der antworten von Spies (druck) U lasse ich das von U ausgelassene cursiv drucken: Du fragest was die helle seye? *Die hell hat mancherley figur vnd bedeutung, denn einmal wird die helle genannt hellig vnnd durstig* ... *Man sagt auch recht dass die helle ein thal genannt wirt,* .. *So wirt auch die helle ein platz genannt,* ... So ist die helle auch genannt die brennende hell (Sie wirt auch (man beachte das logisch nicht mehr berechtigte *auch*!) d. br. h. g. U), da alles *angehen vnd* brennen (brennet U) *muss, was dahin kompt, gleich wie ein stein in einem fewrigen ofen, ob wol der stein vom feuer* gluendt (und glühet U) *wirdt, so verbrennt* oder (und U) verzehrt *er* sich dennoch (doch U)

etwaigen erlösung von der verdammnis gefragt[1]. Ob die form der entsprechenden frage von M[1] nach der dauer der verdammnis[2] schon in dem gemeinsamen archetypus dieser gruppe vorkam, oder erst aus der antwort herausgehoben worden ist, ist nicht sicher zu entscheiden; die antworten[3], in M[1] auf die dauer der ewigkeit bezugnehmend, in AU andere teile der gemeinsamen vorlage bewahrend, beweisen deutlich die grössere ausführlichkeit dieser quelle, mit U verglichen.

2. Faust fragt: was würdest du wol tun, wenn du noch die seligkeit erlangen könntest? KrLM[1][M[2]] S [T] W [schha] sw[4]. AU lehnen sich in der form der frage an Spies (druck) an: Wenn du an

nicht, *vnnd wirt nur härter davon* ... So heisst die hell auch ein ewige pein, die weder *anfang,* hoffnung noch ende hat. *Sie heisst auch ein finsternuss eines thurms,* da man weder die herrligkeit gottes, als (noch U) *das liecht* sonn (die sonne U) *oder mond* sehen (erblicken U) *kann* [......] Spies (druck; in dem sinne der von U benutzten stellen keine abweichungen von Milchsacks hs.) U. — M[1] könnte diese frage und antwort nach s. 195 anm. 3 einst gehabt haben.

1) *Ist denn* [*ganz und* U] *gar keine erlösung* [*aus der hölle zu hoffen* A]? AU. Zu M[1] vgl. die anfangs- und endsätze der antwort in der folgenden anm. 3.

2) *Wie lange dauert denn da die verdammniss?* M[1].

3) Zunächst Spies AU: *Neyn, denn alle, die in der helle sind, so gott verstossen hat, die müssen in gottes zorn vnnd ungnade ewig brennen, darinnen bleiben vnd verharren,* ... Spies. *N., ganz und gar nicht. Diejenigen, so einmal von gottes gnade verst. sind, m. e. br.* U. *N.! wer einmal i. die h. kommt, muss in alle ewigkeit ein kind der verdammten verbl.* A. Die gemeinsame vorlage von Spies AU wird *einmal, in der hölle* und *bleiben* gehabt haben. — *O, da ist an keine erlösung zu denken. Ich sage dir, wenn von einem sandberge, der bis in den himmel reichte, ein vöglein alle tage ein körnlein holte, so wäre, wenn der ganze berg abgetragen, noch keine sekunde von der ewigkeit vorüber .. und somit gibt es auch keine erlösung von der verdammniss* M[1]. Vgl. die Historia W 38, 1 fgg.: *Oder wenn ein sandhauff so gross wer biss an hymmel vnnd ein vogel nach dem andern jar keme vnnd trüeg ains nach dem andern hinweckh, so wer auch ein hoffnung da* (.. *vögelein alle jahr nur ein körnlein einer bonen gross darvon hinweg trüge, dass alsdann nach verzehrung desselbigen sie erlösst werden möchten, so würden sie sich dessen erfreuwen* Spies druck).

4) Wortlaut: wie oben, ohne *noch* L. *w. wolltest d. w. noch th., w. d. d. hoffnung zur s. e. k.?* S. *w. w. d. denn* (*wol* W[2]) *darum geben, w. d. n. k. ein kind der seligkeit werden?* W. *w. thätest du, w. d. n. gnade hoffen dürftest?* Kr. Mephisto muss sagen, *was er wol thun würde, um die ewige seligkeit zu erlangen* sw. *w. würdet ihr höllengeister th., w. ihr in das reich gottes kommen könntet?* M[1]. In schha stellte Faust die erste frage und Mephisto gab die antwort auf diese zweite. In M[2][T] sind nur die antworten erhalten. In *Kr kam die typische wendung *die seligkeit erlangen* ebenfalls vor; sie hat sich in der antwort und in der bemerkung, die Faust darauf macht, erhalten, vgl. s. 199 anm. 2; hier wich sie dem *gnade hoffen,* mit dem Faust die voraufgehenden worte Mephistos aufgreift.

meiner statt, ein mensch von gott erschaffen wärest, was wolltest du thun, dass du gott und den menschen gefällig würdest?[1] Darauf antwortet Mephisto: wenn eine leiter in den himmel reichte, deren sprossen lauter schermesser wären, so würde ich dennoch diese leiter zum himmel aufsteigen ALM¹M²SWschhasw[2]. In SW² zeigen sich mehr oder weniger starke ansätze zur änderung dieser

1) U hat folgende abweichungen: *v. g. als e. m. — gefielest*; A: *als mensch a. m. stelle — wärest, wie ich — würdest d. wohl.* A behält also gegen U das *gefällig würdest* von Spies bei; ein schlagender beweis dafür, dass nicht erst U, sondern schon sein vorgänger AU mit Spies gieng. Aus der bemerkung Fausts auf Mephistos antwort geht vielleicht hervor, dass das bei Spies U fehlende *wie ich* schon in der gemeinsamen quelle von AU stand wie das *einmal, hölle, bleiben* s. 197 anm. 3. Vielleicht hilft das den benutzten text von Spies bestimmen, vgl. s. 199 anm. 4.

2) Diese vermutliche originale fassung der grossartigen hyperbel ist nirgends rein erhalten, weil mit ihr schon sehr früh eine andere concurrierte, vgl. s. 200. *Wenn ich vermögend wäre, die ewige seeligkeit zu erlangen, so wollte ich auf einer leiter zum himmel emporsteigen, und wenn jede sprosse mit dem schärfsten schermesser belegt wäre* L. In M² würde Mephisto (in der contractscene) um Fausts seele *eine leider steigen, die von der erde bis zum himmel reigt, und wen jete sprosse ein scharfes messer wär.* In schhasw würde er (die teufel schha; vgl. M¹) eine leiter von schermessern zum himmel aufsteigen [wenn sie noch hoffnung hätten schha]. *Wenn wir verdammte in das reich gottes kommen könnten, wir wollten 10 mal des tags auf einer leiter hinauf und hinab steigen, in der die sprossen von scharfen schwertern wären* M¹. *wenn es noch möglich wäre, und es wäre* (*So gross ist die himmlische freude, dass ich, wenn ich solche noch erlangen könnte und ein kind der seligkeit könnte werden, solche leiden wollte erdulten — ja wenn* W²) *eine leiter vom erdboden bis an das blaue* (fehlt 2) *firmament* [*wäre* 2] *und* [*ein* 2] *jeder sprossen* (*..e* 2) *wäre mit tausend und abermal tausend schermesser besetzt, und ich könnte alle menschliche empfindung* (*..gen* 2) *fühlen, und* [*wenn* 2] *ich* [*auch* 2] *würde* (fehlt hier 2) *so klein zerschnitten* [*würde* 2] *wie der sand auf dem* (*am* 2) *meer, so wollte* (*würde* 2) *ich doch mit freuden diese leiter besteigen* W. *Wenn eine leiter von der erde bis an den himmel reichte, und statt der sprossen mit lauter schwertern umgeben wäre, dass ich bei jedem schritt in tausend stücke zerschnitten würde, so würde ich doch trachten, den obersten gipfel zu erreichen, um nur ein einziges mal gott anzuschauen; dann wollte ich gern wider in alle ewigkeit ein geist der verdammten seyn* (folgt ein nachsatz, vgl. s. 199 anm. 4) A. *Wenn ich hoffnung zur seligkeit erlangen könnte, so wollte ich ganze jahre hindurch die allergrausamsten marter leiden.* Er würde auf glühendem eisen gehn, nicht geschwinder als eine schnecke. *Sollte auch vom höchsten himmelsgipfel bis in den tiefsten abgrund der hölle eine leiter stehen, deren sprossen mit lauter scharfschneidigen scheermessern besetzt wären, so wollte ich sie gerne auf- und absteigen, sollte auch mein leib dadurch in lauter stücke zerschnitten werden, so wollte ich es doch nicht achten, wenn ich nur dadurch die hoffnung erhalten könnte, einen einzigen grad der himmlischen freude geniessen zu dürfen ..* S.

alten antwort[1], die dadurch in KrT völlig weggefallen ist[2]. Auch dem altgewordenen Geisselbrecht gefiel die antwort nicht mehr, wie aus einer von ihm zu W[1] geschriebenen randglosse[3] hervorgeht. In Spies (druck) U ist die offenbar auch hier zu grunde liegende hyperbel ganz verwaschen: *Wenn ich ein mensch erschaffen were, wie du, wolte ich mich biegen gegen gott, allweil ich einen menschlichen athem hette, vnnd mich befleissen, dass ich gott nicht wider mich zu zorn bewegte, seine lehr, gesetz vnnd gebot, so viel mir möglich, halten, jn alleine anruffen, loben, ehren vnnd preisen, darmit ich gott gefällig vnd angeneme were, vnnd wüste, dass ich nach meinem absterben die ewige freude, glori und herrligkeit erlangte*[4].

Die antwort erregt Faust überall, ausser in U, wo das jedesfalls gestrichen ist. Der wortlaut ist nicht festzustellen, Faust wird sich mit dem teufel verglichen haben[5].

1) Zu W[2] vgl. den einleitenden auf allgemeine schmerzen gehenden satz.

2) In Kr täte er vieles. Wenn die ganze welt mit glühenden nägeln beschlagen wäre, so gienge er in alle ewigkeit darauf herum, *wenn ich die himmelsseligkeit noch erlangen könnte*; vgl. S. In T wollte er alle pein in heisser hölle leiden, wenn er nur noch einmal gott sehen könnte, vgl. A.

3) Später geschrieben, als die meisten andern glossen: *und es baute sich eine leiter in's blaue firmament nach dem himmel u. ich müsste 10000 jahr steigen und auf jeder sprosse ein pater noster beten und auf erbsen knien* (!).

4) = *Ich w. m. g. g. b., so lang als ich e. m. a. in mir h.; ich wollte m. b., meinen schöpfer n. zum z. gegen m. zu reitzen, s. gebote wollte ich h., s. v. m., dass i. n. m. a. d. e. seligkeit gewiss erlangen möchte* U. = *Gedenke, wie viel mehr, wenn ich ein mensch an deiner stelle von gott erschaffen wäre, wie du, was mühe ich mir geben würde, den himmel zu erlangen.* (Nachsatz zur hyperbelantwort) A. Der satz *wenn — wie du* von Spies A könnte auch in *U die antwort begonnen haben. Dass hier U gegen den Spiesschen druck aber mit der Wolfenbüttler hs. in *seligkeit* statt *herrligkeit*, wie A gegen U und die hs. mit dem druck in der beibehaltung von *wie du* übereinstimmt. mag wider auf den benutzten text von Spies (der sich näher an die hs. anschloss als unser text Spies 𝔄?) hindeuten. Benutzt ist von AU unbedingt ein druck der Historia.

5) In L werden diese bemerkungen Mephisto in den mund gelegt: *Und du als mensch verschertzest so muthwillig die deinige* (seligkeit) *um der erde vergänglichen freuden zu geniessen* L. *Das wäre schrecklich* (ist viel eher bemerkung zu der hier gestrichenen erörterung über die höllenqual, bezw. der schilderung der hölle) M[1]. *Wehe, wehe Faust! was hast du gethan! Das würde der teufel tun, um die seligkeit zu erlangen, und ich elender habe mich mit gewalt von gott losgerissen* Kr. *O wie sehr beschämt mich diese rede, und ich habe den kostbaren himmel um eitle und schnöde sachen verloren!* S. *Das wolltest du thun? O Faust, was hast du gethan?* (*O — gethan*] *Ha!* W[2]] *Diese furie* [*beschämt dich — sie sie!* 2] *wollte alles wagen, um aus der qual zu kommen, und du, mensch, der du zu jener* (*die-*

Die hyperbolische antwort von ALM[1]M[2]SWschhasw finden wir in ähnlicher fassung schon in dem weit über hundert jahre vor der Historia entstandenen Redentiner osterspiel v. 1924 fgg., wo Lucifer spricht:

Mochtik rûwe un bôte angân,
De woldik harde gerne lîden 1925.
Nû und ôk tô allen tîden.
Hîr scholde ên hôge bôm stân,
De scholde wesen alsô gedân:
Fan afgrunde al up geleidet
Unde mit schermessen ummekleidet; 1930.
de scholden tô bêden enden snîden:
den woldik up unde neder rîden
wente an den jungesten dach.

Es unterliegt keinem zweifel, dass diese fassung der hyperbel sich von ihrer mutmasslichen urgestalt, die wir für das Faustdrama aber noch rein annehmen können, weit entfernt hat. Das absolute alter muss in diesem punkte dem relativen kritisch nachstehen. Das osterspiel vermischt zwei motive: 1. die beschreibung des weges, auf dem der teufel in den himmel, als in ein rein örtlich gedachtes bewegungsziel gelangt; 2. die schilderung der marter, durch die, als ein gottgefälliges werk im sinne der vorreformatorischen zeit, er die seligkeit als belohnung erringt. Das originale kann nur eines von beiden sein, und zwar, wie die einfache erwägung lehrt, nur das erstere: der baum oder die leiter, die von dem jetzigen aufenthaltsorte des teufels in den ersehnten führt, kommt in beiden motiven vor, liegt aber als kern, um den sich alles andere krystallisiert hat, zu grunde: notwendig ist er aber nur für das erste motiv.

Ursprünglich war also das martervolle instrument nur ein mittel zum tatsächlichen ersteigen des himmels. Das Redentiner osterspiel gelangte zu seiner jetzigen fassung über zwei stufen: 1. Um das zweite motiv wirksamer zu verwenden, liess man den teufel nicht nur hinauf, sondern auch hinunter steigen, was in die ursprüngliche situation, wie sie das erste motiv hatte, nicht mehr passt. Mit rücksicht darauf werden aus den unter normalen verhältnissen stets nur auf der einen seite schneidenden schermessern zweischneidige: ein barer unsinn, da man auch beim hinuntersteigen nur die obere schneide benutzen kann, trotzdem aber eine naheliegende weiterung. 2. Diese marter genügt noch nicht. Aus der sprossenleiter wird ein baum, der mit den schermessern umkleidet ist: gewiss nicht eine sogenannte naturleiter, wie sie jeder baum darstellt — die aststümpfe links und rechts als sprossen gedacht —, sondern, wenn ich den vergleich heranziehen darf, eine kirmesstange, die anstelle der rinde schermesser trägt. Die messer starren mit der schneide hervor, sie sind

ser 2) *freude gebohren, stürzest dich so muthwilliger* (..*ig* 2) *weise* (fehlt 2) ***in diese*** *qual* (*gefahr hinab* 2) W. Der beginn dieser stelle in A erinnert wider an Spies: Faust: *Hab ich denn solches nicht gethan?* (= *D. Faustus sagt hierauff, So hab ich aber solchs nicht gethan.* Spies) Meph.: *Nein, du hast dich freiwillig dem himmel entzogen und deine seele der hölle einverleibt.*

mit der entgegengesetzten (stumpfen) seite in den baum gelassen. Dass sie dazu nicht mehr zweischneidig zu sein brauchen, hat der erweiterer zu ändern vergessen. Diesen baum erklettert nun der teufel und, wenn er oben angelangt ist, rutscht er (*rîden*) wider hinunter. Das *rîden* malt sehr schön, passt aber nur auf das *neder*. Auch diese logische anakoluthie bedachte der änderer nicht.

Diese übertreibung und weiterung der hyperbel hat nun auch viele fassungen des Faustspieles ergriffen. Aber sie ist hier viel weniger angebracht, als im osterspiele, wo keine frage voraufgeht und die ganze situation überhaupt nicht die leiter als mittel, das bewegungsziel himmel zu erreichen, fordert. Die schwerter, die in AM^1 die alten schermesser verdrängt haben, sind wahrscheinlich ersatz für die unnatürlichen zweischneidigen schermesser. Der baum scheint sich, wie schon Bielschowsky sah, in A, weiter verdunkelt aber auch in LSW erhalten zu haben; in A ist die leiter mit schwertern umgeben, in LSW sind die sprossen mit den messern belegt oder besetzt, und nicht mehr, wie in M^1M^2schhasw, durch sie ersetzt.

Das Faustdrama kann nach alledem das motiv nicht dem osterspiele entlehnt haben, denn sein archetypus besass es in einer ursprünglicheren fassung als das osterspiel. Aber auch einen direkten einfluss des osterspieles auf die fassungen [Kr]M^1S[T], die das zweite motiv in den vordergrund stellen, oder auf ALW, die den baum übernahmen, wird man kaum anzunehmen brauchen, sondern man wird sich zu der alles erklärenden vermutung bequemen müssen, dass die übertreibung der qualen im volksmunde bezw. dem munde der kreise, aus denen die beiden dramen und die umarbeitung des Faustspiels hervorgegangen sind, neben der ursprünglichen fassung umlief, und dass die mündliche überlieferung die quelle sowol für das osterspiel wie für die Faustspiele war.

Wahrscheinlich ist diese übertreibung im Faustspiele schon sehr alt, denn die Historia hat anscheinend gerade auf ihr weitergebaut.

Zunächst ergibt sich ohne weiteres, dass die Historia und *A*U die hyperbel gekannt haben müssen. Vergleichen wir nämlich ihre fassung mit der hyperbel, so sieht man sofort, dass beide denselben ursprung haben müssen: entweder ist die fassung der Historia original oder die hyperbel. Unzweifelhaft bietet nun die hyperbel das echte. Denn die ganze frage steht im zusammenhang verloren da; sie bildet kein organisches zubehör zu der disputation: Faust hat wichtigere dinge zu fragen. Die frage ist nur der effectvollen antwort wegen in das stück hineingekommen. Dass dann die volkstümliche hyperbel diesen zweck viel besser erfüllt, als die didaktischen erörterungen der Historia, ist einleuchtend genug; die Historia will die antwort auf Faust exemplificieren, sie will ihrem publikum zeigen, was doch der Faust für ein verruchter geselle ist, wenn selbst der teufel, falls er an Fausts stelle stünde, die jedem christenmenschen obliegenden pflichten gerne

erfüllen würde, die Faust jetzt eben in den wind geschlagen hat. Darum, und nur darum ist denn auch die frage anders gewandt: Mephisto darf nicht mehr antworten, was er als teufel tun würde, sondern was er als mensch getan hätte.

Was er nun tun würde, das sind die ins protestantische übersetzten guten werke, wie die übertreibung der hyperbel katholisch gedachte waren. Im archetypus selbst wollte Mephisto aber gar nicht von guten werken erzählen, sondern nur von einem möglichst schwierigen, aber ganz buchstäblich zu nehmenden weg in den himmel. Dazu stimmt denn auch, dass die Historia Faust fragen lässt, wie er gott gefällig[1] werden würde, nicht wie er in den himmel kommen könne.

3. Ob Faust selbst noch selig werden könne, fragt er in B^1SWschhaschhoschle. Wir vermissen diese frage in AKrM^1U: diese gruppe hat eben die frage absichtlich ausgemerzt und durch die nach der himmlischen freude ersetzt, die ein pendant bilden soll zu der nach der qual der verdammten. Die frage ist als ersatz für die nach der höllischen pein auch in die Geisselbrechtschen versionen hineingedrungen (vgl. s. 195 anm. 3). Die frage nach der himmlischen freude kann dem archetypus nicht angehört haben: dass wir sie ursprünglich nur in den deutlich den anderen stücken gegenüberstehenden AKrM^1U finden, ist nicht so wesentlich, wie die erwägung, dass diese frage ebenso wie die des archetypus nicht beantwortet werden darf: sie concurriert also mit dieser und da kann man, weil eben alles, was nun nachkommt, die logische folge der frage nach der möglichkeit noch selig zu werden ist, nicht zweifeln, dass diese auch an sich viel passendere frage den anspruch auf das prius besitzt.

Der teufel weiss, dass die einzig richtige antwort, die bejahung, Faust retten muss: er hütet sich daher so zu antworten. Lügen darf er aber auch nicht, weil der aufbau der katastrophe die lüge nicht gestattet[2]. Mephisto ist also in einem grossen dilemma: entweder ist Faust für die hölle verloren, oder das drama verliert seinen effectvollsten zug: er schweigt und entflieht[3].

1) Dass sie nur der menschen wegen, die in ihrer fassung der frage (s. 198) nachklappen, zu dem gefällig werden gegriffen hätte, kann man nicht annehmen. Das floss ihr von selbst aus der feder und fehlt in der antwort.

2) Das ist offenbar eine schwäche im archetypus, der schon früh durch eine hierauf gemünzte bedingung Fausts im contract vorgebaut wurde, vgl. Ztschr. 30, 336. Wir finden die wahrheitsbedingung in der Historia, bei Schütz-Dreher (als versprechung in schha), sowie W schon im contract. Dem archetypus darf man diese bedingung nicht zuschreiben, vgl. Ztschr. 30, 336.

3) Der zwang, der ihn zur flucht treibt, war im Geisselbrechtschen arche-

Die sächsischen fassungen LM^1 lehnen sich in der motivierung des abganges an die von (v. Kurtz) BGM^2loso vertretene gruppe an, wo Mephisto nicht flieht, sondern Faust ihn entrüstet von sich weist, vgl. excurs 2.

Die nun noch ausstehenden fragen — nur in AS vertreten — lagen dem archetypus sicher fern. Eine von ihnen ist in AS wahrscheinlich unter Marlowes einfluss eingedrungen, die übrigen drei mögen in A relativ alt sein, da sie wahrscheinlich im letzten grunde eher auf Widman denn auf Pfitzer fussen und ihre fassung nicht gut selbständig von A erfunden sein kann. Die überschüssige frage von S ist höchst wahrscheinlich spontan gebildet[1].

$AKrM^1U$ bilden eine deutliche untergruppe. Wir haben bei der betrachtung der ersten frage die sichersten beweise dafür erhalten, dass der gemeinsame archetypus dieser untergruppe die erörterungen über die hölle und ihre qualen und über die etwaige erlösung der verdammten in viel grösserer ausführlichkeit gehabt haben muss, als wir sie in U finden, dem texte, der mit der Historia am meisten übereinstimmt. So werden wir ihm z. b. die klage über das nichtsterbenkönnen, die nur in Kr, und das schöne bild der ewigkeit, das nur in M^1 steht, sicher zuweisen dürfen; sehr wahrscheinlich auch eine weitläufigere beschreibung der hölle selbst. Im grossen und ganzen wird das meiste, was die Historia in ihrer zweiten disputation über die hölle bietet (vgl. die einschränkung unten), der urfassung von $AKrM^1U$ zugeschrieben werden dürfen. So darf man z. b. wol mit ziemlicher gewissheit annehmen, dass die beiden volkstümlichen vergleiche von der ausschöpfung des meeres und der zählung der regentropfen und die aufforderung an die berge, die in der Historia stehen, aber keine der vier fassungen erhalten hat, einst in der gemeinsamen urfassung ebensogut vorkamen, wie das bild der ewigkeit, das nur ein glücklicher zufall in M^1 bewahrt und die klage über das nichtsterbenkönnen, das

typus anscheinend noch verstärkt durch die von Faust versuchte beschwörung, die in AKrSW zu finden ist und sicher ganz buchstäblich gefasst werden muss. Wenn er in SW beschwört, obwol Mephisto durch den vertrag gebunden ist, so mag auch das beweisen, dass der vertragspunkt für Geisselbrecht unursprünglich ist. Er steht ja in S nur hier, nicht im vertrag selbst, und in W wird bei der einleitung des gespräches die „kategorische antwort“ verlangt, als ob sie im contract gar nicht ausgemacht wäre. Auch in L (schle) beruft sich Faust hier auf den angeblichen vertragspunkt, der im contract gar nicht vorgebracht worden ist.

1) Vgl. excurs 3. Die unursprünglichkeit der frage von AS zeigt schon der name des höllengottes, der Lucifer und nicht, wie im stücke wol von jeher, Pluto heisst.

nur bei Kr zu finden ist. Und noch eins ist sicher: die urgestalt von AKrM¹U hielt ihre quelle jedesfalls besser fest als die Historia selbst: sie hat die protestantisierung der schönen hyperbel ebensowenig gehabt, wie das missverständnis in der aufforderung an die berge und in dem bilde der ewigkeit[1]; sie wird auch die gelehrten bestandteile dieser zweiten disputation nicht besessen haben, die als entlehnungen VfL. 1891, 382 erkannt sind[2].

Die der klage der verdammten, besonders der aufforderung an die berge, aber auch dem bilde der ewigkeit von der Historia gegebene fassung beweist deutlich genug, dass dem verfasser bei seiner arbeit keine gedruckte quelle vorgelegen haben kann: der gedankengang der traditionellen klage war ihm bekannt, aber er erzählt konfus und mit anderer ordnung. Da er nun doch nicht die geringste veranlassung gehabt haben kann, von seiner quelle absichtlich abzuweichen, weil wir doch sonst sehen, dass er seine quellen sclavisch abschreiben kann, so müssen wir annehmen, dass er aus dem gedächtnisse berichtet, wie er auch sonst häufig ähnlich nacherzählt, nicht — wie Milchsack will — immer gedruckte vorlagen abschreibt.

Die Historia hat nun noch eine erste, viel kürzere disputation, deren inhalt mit der erörterung über die hölle bei Widman-Pfitzer übereinstimmt. Beide gespräche werden nun von der Historia auf dieselbe weise eingeführt; das erste, s. 25, 18 fgg., mit den worten: *dem doctor Fausto ward eben, wie man sonst zusagen pflegt. Es traumbt jm von der hell;* die zweite, s. 31, 18: *im traumet, wie man spricht* (*pfleget zu sagen* druck), *von dem teuffel oder von der hell.* Die überaus auffällige parenthese verrät direkt, was ich zeigen will, dass diese beiden disputationen doubletten sind, genau so wie die beiden contractscenen, Ztschr. 30, 347. Die zweite, Widman fremde disputation ist interpoliert, dazu die sich unmittelbar anschliessende über das thema in der 2. frage. Diese disputation entnahm die Historia mündlich (s. oben) ihrer zweiten, dramatischen quelle, und diese war mit dem gemeinsamen archety-

1) Die aufforderung an die berge in der Historia in ganz unlogischer entstellter fassung: *Wann alle berg zusamen sollen fallen vnnd eines fahls zu seinem orth vom andern würden versetzt .. ist solliche hoffnung verlohren.* — Aus W 38, 1—4 kann man entnehmen, dass der verfasser der irrigen ansicht war, die ewigkeit sei nach der abtragung des berges vorüber.

2) Die gemeinsame quelle wird auf eine ausgabe des „Exemplars" H. Seuses zurückgehn, die im bilde der ewigkeit den mühlstein Seuses durch den sandberg ersetzt hatte; vgl. meine besprechung von Milchsacks ausgabe in einem der folgenden hefte dieser zeitschrift.

pus von AKrM^{1}U, d. h. der ersten pädagogischen umarbeitung, identisch. Nach dem Ztschr. 30, 348 festgestellten darf man diese behauptung ohne bedenken aussprechen.

Dass nun gerade die urform von AKrM^{1}U die zweite quelle der Historia gewesen ist, stimmt vorzüglich zu allem, was wir überhaupt darüber erschliessen können.

1. Ztschr. 29, 189 anm. 2 habe ich angedeutet, dass man für die „adlerflügel“, die Faust bei Spies trägt, die anregung in katholischen kreisen zu suchen haben könnte, denen Faust im leben sich als sterndeuter so gut zu insinuieren verstanden hatte; Ztschr. 29, 187 fgg., dass in AU der wissensdurst als neues, dem archetypus fremdes motiv erscheint. Hier finden wir nun ebenfalls zwei den katholischen ursprung verratende züge: die von den mystikern geschaffene gestalt der klage der verdammten und die übertreibung der mephistophelischen hyperbel im asketischen sinne.

Dieser katholische ursprung der gruppe AKrM^{1}U geht nun ferner unzweifelhaft aus der dem monologe in AU, zum teil auch der, M^1 nahestehenden, von L gegebenen fassung hervor (vgl. Ztschr. 29, 184. 192). Der umarbeiter AU will seinen Faust so gelehrt als möglich darstellen: er will ihn zum ideal eines „modernen“ gelehrten machen; das faustische bildungsideal von ALU ist zugleich das des umarbeiters selbst. Dieser war nun, wie deutlich zu sehen ist, nur in scholastischer gelehrsamkeit erfahren: er kennt nicht die facultäten, sondern die sieben freien künste; er hat grosse astronomische interessen, aber weiss nichts vom kopernikanischen system; er steht noch auf dem standpunkte, dass die naturerkenntnis von der magie gelehrt werde, dass ihm aber gerade dieser letzte punkt nicht mehr scharf bewusst war, habe ich Ztschr. 29, 191 gezeigt. Hiermit erklärt sich vielleicht auch die auffällige nichtbeachtung (E. Schmidt, Charakteristiken s. 22) des kopernikanischen weltsystems in der Historia, worin sich eine verlorene scene der ersten pädagogischen umarbeitung widerspiegeln könnte.

Diese naive beharrung auf einem längst überwundenen standpunkte ist nur bei einem in katholischer umgebung lebenden manne denkbar. Da er in der erbauungslitteratur so gut bescheid weiss, wird er einige theologische bildung besessen haben. Ich halte ihn für einen schulbruder, der aber durchaus keine tendenziösen absichten, etwa die, gegen die protestanten zu polemisieren, besass.

2. Ztschr. 30, 330 wurde darauf hingewiesen, dass in AU keinerlei spuren der einstigen trennung des Mephisto von Pluto zu finden seien. Diese verschmelzung der beiden teufel, die auch die zweite quelle der

Historia hatte (Ztschr. 30, 348), ist hier beheimatet. Ob sie aus der scheu des schulmeisters hervorgieng, Pluto selbst auftreten zu lassen? Sehr wahrscheinlich wurde zu gleicher zeit die dienerwahl, die in AU der neuen umgebung absichtlich angepasst ist (Zschr. 30, 332), an den anfang der beschwörungsscene verlegt; wenn die Historia sie dort nicht hat, so ist das sehr begreiflich, weil sie eben ihre zwei quellen verschmelzen musste und dann nur für einen teufel platz war. Die umdeutung dieser befragungsscene zu einem schaustück hat die Historia ja so wie so ihrer zweiten dramatischen quelle nicht entnommen, weil da noch der teufeloberste, der Faust „visitiert", die vorstellung übernimmt.

Von dem urtexte dieser umarbeitung, den am besten U festhält, lösen sich KrM[1] zuerst ab, AU blieben zunächst noch beisammen. Sie zeigen nun deutliche spuren erneuter pädagogischer bearbeitung. Die streichung der blutunterschrift z. b., die doch sicher nur aus pädagogischen rücksichten erfolgt ist, ist später als die älteste der in AU vorliegenden umarbeitungen; U zeigt noch deutliche spuren ihrer einstigen existenz und der Historia hat sie sicher auch in ihrer zweiten quelle vorgelegen. Diese untergruppe AU nun ist sicher durch protestantische hände gegangen: sie allein, nicht die vorstufe AKrM[1]U, zieht den druck der Historia zur umgestaltung der disputation heran und nimmt daraus die protestantische umdeutung der mephistophelischen hyperbel auf. Sie hat sicher gewusst, dass diese im confessionellen gegensatze zu der katholisch-asketischen hyperbel stand, wie sie ihr vorlag. Ich stelle mir die sache so vor, dass der nachfolger des umarbeiters die umarbeitung AKrM[1]U schriftlich vorfand, etwa im schularchiv, und ihr das protestantische gepräge gab, das AU zeigt, indem er die gedruckte Historia heranzog. Das kann nicht sehr spät im 17. jahrhundert geschehen sein, denn die Historia wurde früh vergessen und war allem anscheine nach Pfitzer z. b. nicht bekannt.

Später löste sich auch A ab, das sich dann der Geisselbrechtschen zweiten stufe (s. 195 anm. 3) nähert und im späteren sonderleben sich noch weiter entwickelt. U erfuhr starke einflüsse Marlowes und im 17. jahrhundert einflüsse der deutschen litteratur. Dann hört, eben weil unsere hs. von U noch aus dem 17. jahrhunderte stammt, eine weitere umgestaltung von U auf. Wir können an ihm also vier hände erkennen.

Kr besitzt, ausser den besonders auch in der ersten geisterstimmenscene[1] deutlich erkennbaren elementen der gruppe AKrM[1]U, den

1) Vgl. Ztschr. 29, 351. 352. — Auch M[1] verrät hier seine abstammung, vgl. Ztschr. 29, 347.

charakter der crucifixversion und daher wol auch die erinnerungen an Marlowe und dann besonders auch Geisselbrechtsche beeinflussungen[1], die es zu zwei verschiedenen zeiten erfuhr. In M^1 macht sich der specifisch sächsische einfluss natürlich stark bemerkbar; einige einflüsse der crucifixversion sind zu verspüren[2], ganz zuletzt wirkt Schütz-Dreher ein.

Die untergruppe AU hat deutlich besonders auf G^3 und Schütz-Dreher[4] eingewirkt[5].

Aus dem inhalt des gespräches geht deutlich hervor, dass es im archetypus nur an seiner jetzigen stelle gelegen haben kann; denn es ist ganz auf die stimmung zugeschnitten, die Faust kurz vor seinem ende beseelen muss und die letzte frage kann auch aus dramatischen gründen nur hier liegen. Wenn nun die Historia die besprechung nach vorne verlegt, so tut sie das im anschluss an ihre erste, nicht dramatische quelle, die wie Widman Faust nach der verschreibung nach allen möglichen dingen fragen lässt ohne irgendwie diese fragen dramatisch zuzuspitzen; in der prosaischen Faustsage werden diese gespräche von anfang an ohne verbindung mit Fausts ende eingeführt gewesen sein. Dass die zweite, dramatische quelle der Historia aber die disputation dem ende zu liegen hatte, ist absolut sicher: die Historia hat ja noch die verführung Fausts durch den als weib verkleideten teufel (vgl. nachher s. 215), die doch unbedingt weiter nichts ist als ein reflex der Helenaerscheinung des dramas.

Durch das gespräch wird Fausts reue angefacht; erweckt ist sie aber schon vor ihm. Darauf werde ich nachher zu sprechen kommen.

Werfen wir nun noch einen blick auf Marlowe. Auf drei einzelgespräche verteilt finden wir hier folgende fragen: 1. nach Lucifer (303 A. 290 B). — 2. Nach der ursache seines falls (307 A. 294 B). — 3. Nach der hölle (554 A. 512 B). — 4. Wie viele himmel es gebe (680 A. 617 B). — 5. Wer die welt erschaffen (688 A. 628 B). Die letzte frage will Mephisto nicht beantworten und er entfernt sich. Fast

1) Vgl. Ztschr. 30, 326. 328. 358 anm. 3 und hier s. 195 anm. 4; 211, anm. 1.
2) Vgl. Ztschr. 30, 335; 31, 78.
3) Vgl. Ztschr. 30, 340.
4) Vgl. Ztschr. 30, 340.
5) Es ergibt sich, dass reine fassungen nirgends erhalten sein können. Die kritische sonderung der einzelnen stücke, der ich in diesen untersuchungen den weg gebahnt zu haben hoffe, hat jetzt erst zu beginnen. Eine dankbarere arbeit, als die, deren „unterlassung“ mir im Anz. f. d. a. 22, 240 vorgeworfen wird.

nichts erinnert an das deutsche drama; höchstens könnte man in Mephistos verhalten bei der 5. frage einen anklang an die entscheidende frage in AKrU finden; aber die übereinstimmungen sind doch so schwach, dass ich hierin lieber dem dichter eigene erfindung zutraue. Im einzelnen hat Marlowe einigen einfluss auf deutsche einzelfassungen ausgeübt[1].

Nach Mephistos abgang kommt die reuestimmung bei Faust ganz zum durchbruch. Er hält einen monolog. In BLM^1M^2OSw steht das meiste davon schon in einem die letzte scene eröffnenden monologe; es sind das fassungen, die mehr oder weniger stark von der im excurs 2 besprochenen version, die die disputation durch die alte-mannsscene ersetzt hatte, beeinflusst worden sind. Ihnen werden sich loschha schhoschleso, von denen wir wenig oder nichts wissen, anreihen. In Kr erscheint der monolog doppelt, weil hier Mephisto zweimal flieht. Ich beziffere solche doppelt vertretenen monologe, wo es nötig ist, nach der stelle, die sie im texte einnehmen.

Dieser monolog scheint folgenden gedankengang gehabt zu haben. Faust greift das letzte wort des teufels auf: du fliehst?[2] Er denkt nämlich, Mephisto sei geflohen, weil er einer für Faust unangenehmen antwort entgehen wolle, verkennt also ganz die für ihn günstige wendung. Aus diesem gedanken entspringt der zweite passus: ich bin also verloren[3]. Da aber wird es ihm licht[4]. Er erkennt den eigentlichen grund

1) 1. 317 (A 304 B) empfindet Mepihsto die beraubung des angesichts gottes so schwer wie zehntausend höllen: vgl. damit das s. 199 anm. 2 für $AT(SW^1)$ bemerkte. 2. Die frage nach Lucifers fall in AS, excurs 3. 3. Die ursache zur flucht des teufels in der crucifixversion geht anscheinend auf Fausts frage bei Marlowe zurück, excurs 1. 4. Die ersetzung der disputation durch die alte-mannsscene in einigen fassungen geht sicher auf Marlowe zurück, vgl. den excurs 2 und Ztschr. 30, 351. 5. Wahrscheinlich geht die oben s. 195 besprochene fassung der 1. frage in *KrOT*W auf die englischen komödianten (nicht auf Marlowe selbst) zurück.

2) So nur U. In AKrSW umgedeutet: fliehe nur fort; Geisselbrecht, der besonders Kr sehr stark, aber auch A beeinflusst hat, streicht den zweiten passus, der nur berechtigt ist, wenn wir für den ersten die form von U annehmen; infolgedessen knüpft hier der erste an den dritten an, und muss er die form von AKrSW, mit invectiven gegen Mephisto, erhalten.

3) *O erbarmenswürdiger Fauste; hast du gnade nicht die seligkeit zu wissen? So bin ich denn verloren mit meiner kunst? O meiner armen seele.* U. *meine seele gehört ja nicht mehr dem ewigen* B. *Nun merke ich erst, dass meine augen verblendet gewesen. Ach armer Faust, wie hat dich der satan betrogen, dass du durch die gräuliche nigromantische kunst den himmel verscherzet* A. *Unglücklicher, wie tief bin ich gesunken* L 2. *O warum habe ich für so ein alltägliches leben auf meine seeligkeit verzichtet* L 1. *Aber, wie ist mir mit einem male! es fällt mir wie schuppen von den augen! Jetzt erst wird mir licht über mein*

für Mephistos flucht. Er darf noch hoffen. Und so wendet er sich im dritten passus zur busse[1]. Im vierten kniet er zum gebete[2] nieder.

Im folgenden erheben sich grössere schwierigkeiten.

Bei Schütz-Dreher (ausser B?), in der crucifixversion (ausser DKr) und in Llo (die andern sächsischen fassungen sind hier gerade leider sehr entstellt), kommt Mephisto wie in der Historia sofort mit der Helena; in AU dagegen und bei Geisselbrecht (G, dem sich M² in der hofscene fast wörtlich anschliesst, SW), sowie in (B?) DKrRc versucht er es erst vergeblich mit anderen mitteln. An sich würde das ganz schön passen, es ist aber sehr fraglich, ob schon der archetypus diese weiterungen hatte.

Zunächst ist es ganz zweifellos, dass die in KrSW begegnende verlockung durch kleiderpracht auch in diese texte erst sehr spät eingedrungen ist. Das darbieten von gold und diamanten in G ist eine verblasste erinnerung daran. In D werden, wol ohne direkten zusammenhang mit dem wortlaute der Geisselbrechtschen fassungen, nur davon angeregt, schätze versprochen[3].

eigenes unglückliches verhältnis (*Aber — verh. O was hab ich getan, ich der betörteste von allen menschen!* O 1) *Ich habe mein ewiges seelenheil aufs spiel gestellt, um schnöden lüsten zu fröhnen* O 1. 2. *Dort* (auf Calvari) *habe ich einsehen gelernt, welch ein thor ich gewesen. O, ich wahnsinniger, ich konnte meinen gott verleugnen und mich dem teufel verschreiben!* Sw.

4) Vgl. AO in der vorhergehenden anm.

1) Der in ABKrLM¹M²SW begegnende gedanke, dass es zur busse nie zu spät sei, wie Christus gepredigt habe (AKr*LM¹M²SW) hat den grössten anspruch auf alter. Der wortlaut ist nirgends rein bewahrt, das deutlichste zeichen dafür, dass ehedem hier viel tiefere gedanken standen. Im einzelnen stehen sich SW (Geisselbrecht) sehr nahe, denen Kr sich nähert.

2) In U geht Faust nach dem 3. passus ab, obwol er unmittelbar nachher wider da ist. Ich kann mir das nicht erklären. In ADGIKrLM²SSwWschhoschle kniet er nieder. Der wortlaut des gebetes lässt erkennen, dass es mindestens zweimal versificiert worden ist: einmal bei den Sachsen, wo LM² trümmer von versen bewahren, dann bei Geisselbrecht.

3) Die kleiderpracht ist wol nur unter dem einflusse des Lazarusliedes in die Geisselbrechtschen fassungen geraten. Ohne diese doch wenigstens verständliche stütze erscheint das abgeschmackte versprechen schöner kleider an dieser ernsten stelle geradezu unsinnig. Das Lazaruslied fehlte noch der Geisselbrechtschen ersten stufe (der sich Kr genähert hat) und der zweiten (die in A ihre spuren hinterlassen hat). Erst in der dritten (S) drang es ein und ruft oberflächlich das kleiderversprechen hervor. Auf der vierten stufe (W) wird das kleiderversprechen etwas besser mit dem übrigen verschmolzen. Das kleiderversprechen drang nun, da Kr sich die-

In AKrRSUW wird dann Faust die macht[1] versprochen. Dieses löst sich von A als jüngerer bestandteil leicht ab[2]. In *A folgte auf den satz, den Mephisto beim widerauftreten nach der flucht ausspricht, sofort der hohn und die verführung durch die Helena. Die machtversprechung kann hier demnach nicht mit der von U textlich zusammenhängen und das wird durch den wortlaut bestätigt, der zu dem Geisselbrechts auf der zweiten stufe stimmt. Die noch nicht getrennte gruppe AU kann demnach die machtversprechung nicht besessen haben; sie muss auch in U erst nach der trennung von A eingeschoben sein. Auch dafür haben wir im texte deutliche andeutungen[3]. Es bleiben dann die Geisselbrechtschen fassungen (Kr)SW übrig, die, im gegensatze zu allen anderen fassungen stehend, nicht

ser vierten stufe zum zweiten male nähert, auch nach Kr. In S ist das versprechen noch ganz äusserlich mit dem übrigen verknüpft (erst wird die macht versprochen, dann kommt das Lazaruslied und Mephistos äusserung, er wolle die Helena besorgen, und erst daran knüpft sich das kleiderversprechen!), in W zwar besser, aber es steht immer noch, die klimax störend, hinter dem der macht. In Kr steht es vor diesem. In GM² wird die versprechung von edelsteinen überaus ungeschickt angebracht; der interpolator (Geisselbrecht nach der hingabe von W an den schreiber der in Weimar aufbewahrten hs. a von W) hatte anscheinend getrübte erinnerungen an ein derartiges versprechen, fand aber in seinem texte *G nichts vor und benutzte nun die entsprechende stelle vor der abreise. In *G stand noch gar keine verführung ausser der durch die Helena. In D wird junger, oberflächlicher einfluss der Geisselbrechtschen dritten oder vierten stufe anzunehmen sein; D nimmt überhaupt manches aus den deutschen fassungen. Vgl. z. b. den David in der erscheinungsscene (den es auch mit c teilt, siehe dazu Ztschr. 30, 331).

1) *Hier hast du kron und scepter! Man wird dir mehr reverenz erzeigen als Alexandro Magno und Julio Caesari* U. *Willst du .. krone und scepter, einen kaiser darin zu spielen?* Kr. *ich will dich* [*hoch erheben, i. w. d.* S] *zu einem fürsten* (*kaiser* W, *grossen mann* S) *machen* [*du sollst die welt regieren* A] ASW. In R bietet Mephisto Faust ein königreich an.

2) Mephisto gebraucht, als er abgeht um die Helena zu holen, eine doublette des satzes, den er in AKrU beim widerauftreten nach der flucht ausspricht (vgl.s. 211); desgleichen tritt er, als er die Helena bringt, mit einer doublette des satzes auf, den er nach dem widerauftreten vor der verhöhnung äussert (vgl. s. 215). In *A fehlte demnach 843, 19—844, 7; 843, 27 fg. enthält die alten elemente von 843, 18 fg.

3) In U ruft Mephisto Pluto um hilfe an, aber an völlig unwirksamer stelle, ehe Faust überhaupt versucht worden ist. Der voraufgehende satz *Wie? soll denn alle meine mühe, so ich mit dir gehabt, vergeblich seyn?* ist eine doublette des vor der herbeischaffung der Helena geäusserten *wie? will nichts helfen?* und steht in S auch erst hier. Das erklärt sich so: als die machtversprechung eingeschoben wurde, geriet sie nicht hinter die verhöhnung, wo AKrSW sie haben, sondern hinter den satz von der vergeblichen mühe, der unmittelbar vor der herbeischaffung der Helena zu stehen hat. Auch dieser satz ist nach s. 212 nicht in U heimatsberechtigt.

genügen, um die machtversprechung für den archetypus zu sichern[1]. Der doppelte abgang Mephistos fällt dann für den archetypus weg.

Eine weitere leider sehr verdunkelte tatsache lebt in dem satze fort, den Mephisto in AU beim widerauftreten nach der flucht vor Fausts letzter frage ausspricht: *es ist in unserm* [*höllischen* A] *reich erschollen, dass Faust umkehrt und auf dem wege der bussfertigkeit meinen klauen entgehen will* (*dass uns Fauste meineidig werden wolle; da entkäme uns ein fetter braten; aber es soll nicht geschehen* A) AU[2]. Der, in dessen reich diese kunde erschollen, kann unmöglich der überbringer der botschaft, d. h. Mephisto, selbst sein, sondern muss Pluto sein. Wie alt ist dieses auftreten Plutos?

Zunächst jedesfalls älter als der satz von der vergeblichen mühe und der an Pluto gerichtete hilferuf in U; denn diese kann nur Mephisto äussern, sie standen aber, wie AKrU zeigen, von jeher hinter dem von Pluto geäusserten satze. Als dieser satz von der vergeblichen mühe hineinkam, war man sich schon nicht mehr bewusst, dass den eingangssatz nur Pluto sprechen konnte.

1) Ich glaube, dass die kronenversprechung unter Marlowes einfluss (522 A 480 B in der contractscene) eindrang. Eine von Marlowe stark beeinflusste, im grossen und ganzen aber doch auf dem deutschen drama beruhende fassung (s. s. 212) mochte diese *crownes and apparell* hierher verlegt und RU einerseits, dem Geisselbrechtschen archetypus anderseits übermittelt haben; zunächst in der fassung von KrU (krone und scepter). Dieser frühesten Geisselbrechtschen fassung (1. stufe) entnahm Kr seinen wortlaut. In der zweiten Geisselbrechtschen stufe, zu der jetzt A hinzutritt, wurde die krone durch den titel von ASW ersetzt. Nachher wirkte, unter dem einfluss des Lazarusliedes, das jene von Marlowe beeinflusste version neu eingelegt haben mochte, auch der *rich apparell* auf Geisselbrecht ein, dessen vierter stufe Kr sich zum zweiten male nähert. Noch auf der vierten stufe wurde Geisselbrechts version in Österreich gegeben, wo sie ja auch entstanden ist. Einflüsse von stark mit Marloweschen elementen durchsetzten fassungen, die dort auf die grosse bühne kamen (es war wol die mit der arie *Fauste jene himmelsgaben* vgl. s. 228) können sich also ebensogut widerholt haben, wie Kr mehrmals die einflüsse dieser landsmännischen version erfahren konnte. (Dass nicht Geisselbrecht selbst der urheber aller seiner stufen zu sein braucht und sie schon lange vor ihm zusammengewesen sein können, ist natürlich klar; ich wähle die firma aus bequemlichkeitsrücksichten).

2) In der doublette hat A teile des alten wortlauts besser bewahrt, vgl. s. 211 anm. 4. In KrL ganz ähnliche sätze, nur der bezug auf Pluto nicht mehr deutlich: *er glaubt gewiss durch seine massregeln meinen teuflischen händen zu entkommen. O sieh, dieser braten da wird mir nicht auskommen* Kr. (Im triumphe:) *Beinahe hätte er mich überlistet und sich meinen ansprüchen* (früher wol *klauen*, die im monolog 57, 18 noch stehen) *entzogen* L.

Der satz von der vergeblichen mühe begegnet in der form von U nur noch in S[1]. In *A kann er nicht gestanden haben; in AB³, die hier wie auch sonst[2], ganz auffällig zusammengehen, muss die entsprechung[3] erst nachträglich während des sonderlebens von A, sogar später als nachdem A sich der zweiten Geisselbrechtschen stufe genähert hatte[4], hineingeraten sein; es ist aber sehr gut möglich, dass A auf der zweiten Geisselbrechtschen stufe etwas ähnliches hatte wie SU. Auf der vierten Geisselbrechtschen stufe W ist der satz von U und, wie S zeigt, der früheren Geisselbrechtschen stufen, ganz verdunkelt; ihr schliesst sich Kr an[5]. Ausserdem dürfen wir den satz ansetzen für T wo die in ihm erhaltenen andeutungen zu einer vollen scene ausgeführt sind; auch nach I ist er gedrungen[6]. Halten wir diese belege zusammen, so finden wir wider die gruppen U und Geisselbrecht, letzteren deutlich erst auf der 3. stufe (S), aber hier noch ganz mit dem wortlaute von U. Der hilferuf an Pluto von (T)U wird bei Geisselbrecht zu einem gang zur hölle (AKrW¹, ausgeführt mit auftreten Plutos in T). Die zugehörigkeit von I zu dieser gruppe, die von D nicht gestützt wird, findet eine erwünschte parallele in dem s. 210 besprochenen verhältnis von D zu der vulgata in hinsicht der weiteren verführungsmittel. Ich glaube bestimmt, dass der satz von der vergeblichen mühe und der hilferuf ebenderselben von Marlowe stark beeinflussten fassung zu verdanken sind, die die machtversprechung nach AKrSUW getragen hatte[7]. Die ganz unpassende verwendung des hilferufes und des satzes von der vergeblichen mühe in U stimmt prächtig zu der schon oft festgestellten tatsache, dass U diese Mar-

1) *Wie soll ich meine an ihm gehabte mühe verloren gehen lassen?* S. Zu U vgl. s. 210 anm. 3.

2) Vgl. den dritten teufelspunkt.

3) *Nun ist guter rat theuer, und wenn Faust noch eine viertelstunde betet, so muss ich weichen; aber ich will die ganze hölle aufbieten, dass er mir nicht aus den klauen kommt* A. *Ein augenblick und er ist auf immer für uns verloren. Doch halt, versuchen wir das letzte* B³.

4) Die wie die dritte (S) zeigt, noch den wortlaut von U gehabt haben muss.

5) *Jetzt habe ich* (*Nun ists* W) *zeit, dass ich gehe* [*und in die hölle fahre* Kr; in W² *gehe* gestrichen] Kr W.

6) *Soviel wir ihm auch gedient haben, vielleicht kommen wir diesmalum ihn* I.

7) Das wird genau dieselbe fassung gewesen sein, die einerseits U mit so vielen Marloweschen elementen beglückte, anderseits Geisselbrecht in der disputation (s. 208 anm. 1) und vielleicht auch im monolog (29, 188) beeinflusste. Vgl. auch Ztschr. 30, 255. Geisselbrecht erfuhr ihren einfluss, als das stück sich schon mehr ausgearbeitet hatte, wahrscheinlich doch später als U. In dieser fassung entstanden die alexandriner.

loweschen elemente auf höchst ungeschickte weise in seine vorlage hineingemengt hat[1].

In *A*U trat Pluto mit seinem satze auf und bringt gleich die Helena mit; das ist für *A zu erschliessen. Diesen fassungen reihen sich nun noch KrLschho an. In Kr ist der Plutosatz noch gut erkennbar, vgl. s. 211, anm. 2. Der hohn, der jetzt wie in USW vor der machtversprechung liegt, hat seine doublette noch beim auftreten Helenas. In L ist der Plutosatz mit seiner alten folge in den triumphmonolog hineingetragen, vgl. s. 211, anm. 2. In schho endlich entflieht Mephisto bei Fausts frage „zitternd vor der strafe seines oberherrn, wenn sich die seele des schon verloren geachteten dennoch von ihm losreissen sollte"; nachher kommt er sofort mit Helena wider. Unmöglich kann nun Mephisto bei seiner eiligen flucht vor Fausts letzter frage sich noch in längere reden über verführungsmittel usw. eingelassen haben; der satz ist deutlich die vorwegnahme eines in *schho nach der pause gesprochenen. Dann trat in *schho Mephisto etwa mit dem satze auf: „Wie soll ich mich Pluto gegenüber verhalten, wenn er sich noch losreissen sollte?" Das ist doch ganz deutlich der Plutosatz, nur bewusst auf Mephisto umgeschmiedet.

Ursprünglich muss mit dem Plutosatze die in AG(I)KrLRSUW begegnende erwägung, nur weiberschönheit könne Faust noch für die hölle retten, verbunden gewesen sein. Sie findet sich in (G)KrU in ihrer wahrscheinlich ältesten fassung[2], aber nur noch in RU an ihrer alten stelle. In AKrLSW ist sie dem später erfundenen triumphe nach Fausts fall überwiesen; Geisselbrecht (AKrSW; erste oder zweite stufe) hat hier den schon 1792 citierten spruch *Was der teufel selbst nicht kann, das stellt er durch ein weibsbild an*; in L ältere prosa[3].

Dass Helena sofort da ist, oder doch wenigstens ohne abgang des teufels erscheint, haben BU. Dass keine pause hier lag, ersieht man auch deutlich daraus, dass erst auf der zweiten Geisselbrechtschen stufe (AGSW) Faust hier eine fortsetzung seines gebetes spricht, während in den anderen fassungen Faust entweder gar nichts sagt oder doch leicht spontan zu bildende abweisungen des teufels.

1) Vgl. z. b. Ztschr. 29, 191 und 29, 359. 371.

2) *Durch die schönheit der frauenzimmer habe ich schon manchen mann in die verdammnis geführt* Kr. *Durch sch. der weiber sind schon oft tapfere helden gefallen; es soll dir auch also ergehen* U. (*Ha, kann ich ihn nicht mit gelde blenden, so muss er mit einer schönen geblendet werden* G).

3) *Aber ein frauenzimmer war doch vermögend ihn wider in unsere hände zu bringen* L.

Nun ist Plutos auftreten ganz sicher für die ungetrennte gruppe AU zu erschliessen, sehr wahrscheinlich aber auch für KrLschho. In den Geisselbrechtschen fassungen finden wir den mit ihm concurrierenden satz von der vergeblichen mühe und den abgang zur hölle; wenn er hier fehlt, so kann das der einführung dieser concurrenzen entspringen. Als ältesten beleg für Plutos auftreten erschliessen wir also mindestens die gruppe AKrU, zu der ja, über vermittelung von *M^1 hinweg, L sich leicht zugesellen konnte. Aber diese gruppe ist nach s. 206 eher plutofeindlich. Ich möchte deshalb Pluto als verführer für den archetypus ansetzen. Wenn man bedenkt, wie ausserordentlich leicht Mephisto hier an Plutos stelle treten konnte, so wird man dem fehlen weiterer belege nicht allzuviel gegenteilige beweiskraft zusprechen können. Es würde meines erachtens auch logisch viel besser passen, wenn der vor Fausts frage geflohene diener nachher überhaupt nicht mehr auftritt. Dafür haben wir nun noch mehr andeutungen. In GM^2 beklagt sich Faust nachher, dass Mephisto ihn verlassen habe, wo er zerstreuung brauche. In AG tritt Mephisto, als er Faust den contract kündigt, *in furien gestalld* auf; das wird jetzt damit begründet, dass er Faust nicht mehr als mensch zu erscheinen brauche; aber offenbar ist diese furie Pluto, nur hatte man das vergessen und suchte für die veränderung der erscheinungsform einen sich leicht ergebenden grund. In (B)L(M^1) fordert Faust nach der disputation Mephisto auf, sich auf ewig zu entfernen, und Mephisto willigt darin ein. In B eilt Mephisto nach der ankündigung des endes zu seinem fürsten „um die befehle zu holen, wie er mit seiner seele verfahren solle“ (!) Das ist anscheinend auch eine getrübte erinnerung daran, dass Mephisto überhaupt nicht mehr auftrat[1].

Helena wird als „die schöne Helena aus Griechenland, um derentwillen ganz Troja zerstöret worden“ eingeführt[2]. In der crucifixversion, wo Helena schon für die hofscene herangezogen war, ist sie durch ein namenloses schönes weib[3] ersetzt; auch Kr hat noch die spuren

1) Wenn Faust es mit der reue zu bunt treibt, tritt auch in der Historia und bei Marlowe Lucifer auf. In MaB (nicht auch, was sehr interessant, in MaA) kommt Lucifer auch an unserer stelle und übernimmt nun die führende rolle. Plutos auftreten am ende des Schröderschen stückes scheint mit unserm nicht näher zusammenzubringen zu sein.

2) Dieser stereotype satz schon in der Historia. Er begegnet in AI (hofscene) KrLSUW, ohne relativsatz in GM^2.

3) Die prinzessin von Portugal c. Die *meretrix* von T ist, wie Creizenach sah, die menschliche Helena Weidmanns. In Jo ist die Helena durch die Lucretia ersetzt; vgl. s. 87, anm. 2.

davon. In der Historia *schmückht sich* — bei der reue nach der zweiten disputation über die hölle — *der teuffel inn gestalt einer schönen frawen zue jm, halset jn... Also das er dess göttlichen worts bald vergass.* Das ist doch ganz unbedingt der zweiten quelle der Historia, der version AKrM¹U, entnommen; hier konnte die Historia diese schöne frau natürlich noch nicht Helena nennen. Zu GM²Oloso und einer Goethen bekannten fassung, wo Faust die Helena verlangt, vgl. excurs 2. Dass die Helena nur ein trugbild und nicht die wirkliche zu leben erweckte sei, wird hier schon in[1] IKrSW hervorgehoben; im archetypus war sie unbedingt nur eine verkleidete furie.

Der teufel verhöhnt[2] Faust, sagt Helena sei da, er solle sich doch nur einmal nach ihr umsehen, das könne ihm doch nichts schaden[3]. Nach einigem zögern tut Faust es und beim anblick der schönen fliehen alle guten vorsätze. Helena soll sein eigen sein und ihn glücklich machen[4]. Faust ist nunmehr auf ewig verloren[5].

In ABDGIKrLM²RSUW¹c(di)jschhaschhoschle geht nun Faust mit der Helena ab[6]; in (*A)OSwW²f(lo?)so dagegen verwandelt Helena sich auf offener bühne in eine furie. Da auch Wallerotti diese letztere version schon hatte, darf man nicht ohne weiteres den abgang Fausts für den archetypus ansetzen: im gegenteil hat dieser sicher die verwandlung auf offener bühne gehabt.

Abgesehen von GRUschle und vorstufen von LM²(BS), wo Faust die liebe der Helena wirklich geniesst[7], verwandelt sich Helena überall,

1) Geisselbrecht scheint schon auf der ersten stufe den erdklotz gehabt zu haben, aus dem die Helena in KrS gemacht werden soll; in W¹ macht er sie, wie in I, aus einer furie, in W² aus einer schlange.

2) Dass Faust im staube kniee, hebt er in AKr hervor; in SW fragt er, ob Faust sein leben wie ein altes weib (*hund* randglosse W¹) beschliessen wolle, was ganz unangebracht ist, da er doch Faust gar nicht an das ende erinnern darf. In Kr nennt er Faust einen betbruder, in einer randglosse von W¹ eine betschwester, einen weichling in GM². Faust reagiert auf den hohn nur in GIM²U, im archetypus gewiss gar nicht.

3) AD(G)I(Kr)LOSschhoso.

4) ABLSUWschho; aber nur in AUschho sagt Mephisto das, nachdem Faust sich umgesehen, was allein das richtige sein kann.

5) BDGIKrL(M²)O(Sw).

6) Als ihr Paris, was sicher aus Marlowe stammt, in A(G)RSUWschha.

7) In G will Mephisto Faust nicht lange zeit lassen, *sontern ihm und Helenen auf denn blocksberg führen, und von da in die hölle transportieren.* Das wird doch irgendwie eine erinnerung an die walpurgisnacht Goethes sein. Es folgt ein freudeleben (Kasperscenen). Auch in AS stehen zwischen Fausts abgang mit der Helena und seinem wiederauftreten intermezzi, die sich aus A überaus leicht ablösen. In S

aber hinter der bühne, in eine furie[1], so auch jetzt in BLM²S. Die genannten ausnahmen stehen ohne zweifel in abhängigkeit von Marlowe (U) oder der, ja auch auf den Engländer zurückgehenden fassung, wo Faust die Helena verlangt (*BG*L*M²Oso, wol auch S?). Der gedanke, Faust die Helena geniessen zu lassen, hebt die grossartige dramatische wirkung der verführung gänzlich auf. Nur die sofortige verwandlung in eine furie, die ja fast alle fassungen aufweisen, kann dem archetypus angemessen sein. Liegt sie doch dem denken des 16. jahrhunderts unendlich viel näher[2], als dem des 18. oder 19. Das ist die Frau Welt[3] in neuer gewandung. Wenn nun diese verwandlung hinter die bühne verlegt wird, so ist das leicht als ausfluss von regieschwierigkeiten zu denken; die Marloweschen fortsetzungen mochten ihr teil zu dem abgang beitragen. Wenn, wie doch auch für AD IKrLM²W¹cdijschhaschho sicher anzunehmen ist, die Helena nur eine furie und kein liebchen sein kann, so ist der abgang Fausts mit ihr, nach welchem er sofort wider auf die bühne stürzt, völlig unnötig. Der Mephistophelische triumphmonolog gehört ja so wie so ursprünglich gar nicht an seine jetzige stelle (s. 213).

Nun muss das ende kommen. Zu einem studentengelage ist kein raum; nur RU haben diesen störenden zug dem Marloweschen drama entlehnt[4]. Diese X. scene geht also am letzten tage Fausts vor sich. Ob deswegen im pakt so wenig gewicht auf die 24jährige frist gelegt wird, oder diese im archetypus gar nicht vorkam? Der archetypus strandet nicht auf der sandbank, wo das gross angelegte englische stück kümmerlich endet, sondern überspringt die nach der hofscene liegende und von reisen, die vielleicht, wie in ABISSw summarisch erwähnt wurden, ausgefüllte zeit ganz. Faust tritt denn auch im archetypus mit schwermütigen gedanken auf, die ihm am ende seiner tage kommen: diese gedanken erfüllen ihn in BLM¹O*W(diflo?)*schha schhoschle[5], und wol auch SU, wo der grund für die sorgen nicht ge-

klagt Faust in versen über das teufelsweib, das ihn recht verführt. Das erinnert an das Lazaruslied; weil alle diese verzögerungen des endes Marloweschen ursprungs sind, hat sich Geisselbrecht oberflächlich auch hierin an diese in diesem akt oft benutzte quelle angeschlossen. In LM² will Faust Helenen seine kostbarkeiten zeigen, was zumal in M² ausserordentlich komisch wirkt. Das wird eine erinnerung an die fassung sein, wo Faust die Helena zum „beilager" verlangte.

1) In A verschwindet die Helena.

2) Vgl. auch Erich Schmidt, Charakteristiken s. 31.

3) Diese beliebte allegorie kann man meines erachtens hierin nicht verkennen.

4) Ich war Ztschr. 29, 363 zu voreilig.

5) In BLO(diflo?) ist er schwermütig gestimmt, weil gerade die hälfte der

nannt wird. Den dienst braucht der teufel gar nicht aufzukündigen. Das tut er zuerst in der crucifixversion (DIKrSwcj), weil hier die jahre auf die hälfte verkürzt sind. Dieser betrug dringt nach BGLM¹ M²O(dif)loschhasoz, noch nicht zu den älteren Schütz-Dreherschen (schhoschle) und Geisselbrechtschen (SW) fassungen sowie nach AU. Der berichterstatter von lo erwähnt, dass ihm der zug neu sei.

Faust bricht nun in klagen aus[1]. Er ruft Wagner[2], der ihm sagen soll, wie spät es ist[3]. Es ist elf uhr. Faust warnt Wagner, rät ihm ab von der zauberei[4], er solle seine bücher verbrennen[5]. Er gibt ihm verhaltungsmassregeln, wie er sich diese nacht zu benehmen habe, wenn er lärm hören sollte[6]. Als sein erbe[7] solle er für Fausts gebeine sorgen[8] und den leuten sagen, wie er geendet[9]. Wagner nimmt abschied[10]. Faust fühlt sich von gott und aller welt verlassen[11]. Nun schlägt es viertel und eine drohende stimme ruft *praepara te*[12], um

jahre herum ist. Sich auf das zwölfjährige jubiläum zu besinnen hat doch gar keinen zweck; als der betrug Mephistos noch nicht eingedrungen war, standen hier überall anstelle der 12 jahre die 24. — Wenn in der Historia die Helena erst um die wende des 22./23. jahres kommt, so haben wir darin deutlich wider die verschmelzung der beiden quellen. In der prosaischen (ersten) ist Helena wirklich seine geliebte und die mutter seines sohnes; in der dramatischen (zweiten) aber nur seine verführerin. In der prosaischen braucht Helena nicht so spät erst sich Faust zuzugesellen; dass der sohn schon als einjähriges kind prophezeien soll, erregte auch Meyers aufmerksamkeit (Münch. ak. 95, 363). Dieser dramatischen quelle folgt die Historia, wenn sie die Helena, so weit ihr möglich war, ans ende legt. — In LM¹ kündigt ihm der engel den tag als seinen letzten an (vgl. den anhang über die arien); in Sw heisst der akt „Fausts letzter tag“.

1) Wol: wehe, was hab ich getan? wie in AGKrLM²Sw. Der prosaische satz von A sieht sehr altertümlich aus. Die verse von A sind wie die der voraufgehenden gebete in ihrer jetzigen form erst im sonderleben von A entstanden und jünger als die alexandriner bei den geisterrufen; das beweist schon ihre form. Der inhalt dieser verse ist an sich alt, scheint aber ursprünglich nach Wagners abschied gestanden zu haben. Anklänge in B²B³KrLMüOT. Dass die mutter ihn im ersten bade hätte ertränken sollen (O), finde ich auch in einem volksliede, Mündel s. 147. Der satz *O — unglückseliger* gehört natürlich nicht zu den versen.

2) ADI*Kr (vgl. anm. 3) M¹*M²Udif.

3) AKrU. (In Kr sagt Kasper: *Jetzt mocht i nur wissen wie viel uhrs ist.*) Zur crucifixversion und dem raben von Bremen A vgl. excurs 1.

4) Schroeder AG (Kasper) M¹U. Später scheint daraus ein vorwurf Wagners (M²) oder Kaspers (SWschha) zu werden.

5) A*M¹*M²Rf. 6) AU. 7 *BDIM¹.

8) A. 9) AU.

10) Schroeder Neuber ADGIM¹M²U.

11) GM²U. Hierher möchte ich die klage über den geburtstag verlegen.

12) AB (in B²*B³ noch *retirad,* woraus B³ *zurück.* Dieses *retirad* ist unser

halb *accusatus es*[1], um dreiviertel *iudicatus es*[2], um zwölf *in aeternum damnatus es*[3]. Die pausen zwischen den rufen werden durch verzweifelnde reden ausgefüllt, die in dem bilde einer gerichtssitzung bleiben;[4] schon in U alexandriner. Als der teufel kommt, scheint Faust ihn um aufschub gebeten zu haben, er wolle seinen freunden einen bericht hinterlassen[5]; vergeblich. Zum schlusse spricht der herold eine moral, die — seit AKrM¹U? — auf die jugend bezug nimmt[6]. Vielleicht schloss diese moral mit dem auch bei Spies (allerdings nur in einem zusatze des druckes) begegnenden sprichwort „wer hoch steigen will, der fällt auch hoch herab“[7].

Excurs 1.

Die crucifixversion. DIKrSwTV(volkslied)cjrsw.

Auf der weltreise[8] schwebt Faust über den Calvarienberg[9] bei Jerusalem hinweg[10]. Er erblickt am firmament das bild des heilands am kreuz, das ihm die barmherzigkeit gottes dorthin gezaubert hat[11]. Darüber bricht

praepara te, vgl. B s. 162 anm. 5 (*das Faustus nicht mehr weiss was retirade* (!) *heisst*) mit W (*mein herz das sagt mir schon was prepara te heisst*) GLUWschhaschho schle.

1) Schroeder A*LMüUWschhoschle.

2) Schroeder ADILMüSUWschhaschhoschle.

3) Schroeder ADGLMüSUWschhaschhoschle.

4) Am besten scheint U das alte festzuhalten. Dass das stäbchen gebrochen werde (AGLMüUW), gehört zum archetypus. Man beachte die (katholische) klage, dass er keinen advokaten dort habe.

5) DGIKr*M²RTso. In DGM² will er abschied nehmen, in I den bericht schreiben, in so am grab des vaters beten. In KrT keine gründe.

6) Nicolai T. Auch B*M¹W. Apostrophen an die jugend in Fausts reden in IOU. 7) Vgl. GM².

8) So DIKrSw. In Vr will er unabhängig von der weltreise nach Jerusalem. Das erscheint auch in Kr, vgl. s. 219 anm. 6. In T wird J. gar nicht erwähnt.

9) In SwTrsw erwähnt: *ich war auf Calvari* Sw. In r holt Mephisto das kreuz vom Calvarienberge, in sw sogar den Calvarienberg selbst. In Kr schwebt er *über diesen hohen berg;* in D *über die heilige strasse* (vgl. V), in I über Jerusalem.

10) So DIKr. In SwV ist Faust wirklich auf dem festen boden der heiligen stätte; in r will er hin, doch ist dem teufel das betreten Jerusalems verboten. Zu dem gange der entwickelung passt nur DIKr; SwV sind sicher alteriert, vgl. nachher.

11) In IKr erscheint ihm das crucifix plötzlich, in V nachdem er, von der heiligen stätte angeregt, auf deren bedeutung ihn der teufel aufmerksam gemacht hat, diesen gefragt, wie gott am kreuze ausgesehen habe, was der teufel mit den worten *kein mahler ist auf der welt der das contrafee kan treffen* als unerfüllbares verlangen abweist. Sicher mischung, vgl. nachher. In DSw sieht er das crucifix auf dem Calvarienberge, also unten auf festem boden, und verlangt in D, der teufel

er in reuevolle klagen aus[1]. Der teufel kann diese klagen nicht anhören[2] und droht ihn ins meer fallen zu lassen[3]; dann bringt er ihn in gedankenschnelle nach hause, Mailand[4], zum leidwesen Fausts[5]. Hiermit beginnt die handlung. Die fabel des voraufgehenden erzählt Faust mehr oder weniger ausführlich in DIKrSw. Faust befiehlt nun Mephisto, ihm das crucifix so zu malen[6], wie er es in den wolken gesehen habe. Der teufel weigert sich, eher will er die handschrift zurückgeben[7]; er muss ja von diesem bilde zurückweichen[8]. Aber Mephisto wird gezwungen[9]. Der Ztschr. 31, 80 hervorgehobene zug der crucifixversion, dass die teufel möglichst gequält

solle ihn hinunterschweben lassen, damit er das kreuz küssen könne. Auch rsw denken sich das kreuz als „ohne unterlass“ auf dem Calvarienberge stehend. *Sw hat aber das kreuz am firmament sicher gekannt, denn nachher zeigt es ihm Mephisto zu seiner linken in den wolken.

1) DKrSw, am besten V.

2) Weil in ihnen der name gottes vorkam, und Mephisto den nicht hören darf. Faust reist ja mit ihm durch die luft und die drohung Mephistos entspricht dabei vollständig einem bekannten weitverbreiteten sagenzug. Der zorn Mephistos über die klage in DSwV festgehalten: V *Seuftze nit, hör auf zu klagen über dieses contrafee, oder wir lassen dich ins meer fallen.* In D mehr nach hinten hin verschoben: *Wo ist denn die obere inschrift geblieben?* | *Sprich diesen namen vor mir nicht aus .. Ehe du ihn aus dem munde lässt, muss ich dich in tausend stücke zerreissen.* An unserer stelle verwischt: *Ehe ich dir das thäte* (vgl. das verlangen s. 219 anm. 8), *würde ich dich lieber in tausend stücke zerreissen und in dieses meer werfen.* Auch in Sw verschoben: *Du wirst mir ein konterfei schaffen, so wie ich es auf Calvari gesehen.* (Mephistopheles pfeifend ab.) *Mephisto warum weichest du?* | *Faust, bist du rasend geworden? Versprich mir diesen ort nie wider zu nennen, sonst hast du die folgen dir selbst zuzuschreiben.* Für *diesen ort* ist sicher ursprünglich *d. namen* zu lesen gewesen.

3) D*SwV; vgl. die voraufgehende anmerkung.

4) Hier nur von V festgehalten; vgl. den grossen monolog von DI.

5) Das muss man annehmen, wenn es auch nur aus D und dem fernerstehenden M^2 zu erschliessen ist. Die einleitenden worte von D sind doch am besten so, und nicht auf das folgende zu beziehen. In M^2 fragt er unwillig: *was ist das? was soll hier ich in der stadt Wittenberg?*

6) DI*KrSwTV. In crsw soll Mephisto es holen, was nur ein ersatz für das der regie unausführbare malen sein kann, denn das kreuz existiert ja gar nicht, sondern erschien als konterfei in den wolken. In Kr verlangt er, Mephisto solle ihn hinführen, oder es ihm bringen, im folgenden ist aber nur das gemalte bild gedacht.

7) D*ISwTV(c?). In Kr entflieht er, nach dem muster der vulgata, vgl. s. 202.

8) Kr; in D darf er kein crucifix malen, in I müsste er zu diesem zwecke 4000 teufel auftreiben. Das zurückweichen bringt D später bei der forderung der inschrift an, ebendort erst will Mephisto in I die handschrift zurückgeben. Hieraus hat offenbar der archetypus von Swr das für Mephisto geltende verbot gemacht, Jerusalem zu betreten, das r deutlich festhält.

9) In D will Faust ihn todtschiessen, vgl. Ztschr. 31, 80.

werden, wird auch hier angebracht: Mephisto muss die materialien zum bilde möglichst weit her holen, aus Portugal[1]. Das bild ist fertig[2]. Faust findet es gut, aber er vermisst die bedeutungsvolle inschrift[3]. Die kann Mephisto nicht hinzufügen[4]; in Kr sagt er, wenn er die paar worte noch aussprechen könnte, könnte er gnade hoffen und Faust knüpft daran die disputation. Die crucifixversion wird von nun an allein noch von DI festgehalten. Wenn Mephisto die worte nicht aussprechen und schreiben könne, so wolle er, Faust, sie dem crucifix hinzufügen. Faust schickt sich zum malen an und spricht dabei den namen „Jesus" aus[5]. Da entflieht der teufel. Im weiteren liess die crucifixversion während der versuchungen einen engel Faust mut zusprechen (IKrr, auch lo), und anstelle der geisterstimme sprach ein rabe die worte *praepara te* usw. Das geschrei des raben — der zugleich mit der weissen taube kämpft, die Fausts seele bedeutet — versammelt die leute um Fausts haus und daher erfährt auch Hans Wurst, dass es mit Faust zu ende gehe (DI, weniger deutlich Kr. der rabe dringt auch nach A, die leute, die sich ansammeln, nach A G)[6].

Offenbar knüpft diese, von einem bedeutenden dichter herrührende version an den punkt des gespräches an, dass Faust nach gott fragt. Wir fanden ihn nicht im archetypus, auch nicht in dieser prägnanten gestalt in der pädagogischen umarbeitung: aber wol bei Marlowe. Da wir nun schon oft haben feststellen können, dass die crucifixversion nähere beziehungen zum englischen stücke zeigt, werden wir auch hier Marlowes einfluss annehmen müssen.

Die änderungen, die die einzelnen fassungen vorgenommen haben, lassen sich als solche sehr leicht erkennen. Besonders ist wichtig, dass sich, wie in der hofscene, die gestalt von V als secundär erweist. Die mischungen sind hier überall deutlich zu erkennen.

Excurs 2.

An stelle der disputation setzte eine besonders von v. Kurtz vertretene fassung des 18. jahrhunderts die ermahnung durch den alten mann,

1) Von DVO festgehalten. Zu D vgl. Ztschr. 31, 84.

2) Dass das malen in V ebenso lange dauert, wie die „passion", also wie das leiden Christi am kreuze, ist natürlich epische weiterung. Dass in dem famosen fliegenden blatt aus Köln Portugal abgemalt werden soll, ist bezeichnend für den blödsinn, den hier ein geschwächtes gedächtnis verkauft. — Das bild ist in T ein blendwerk, in Sw erscheint es in den wolken.

3) Dass er von vorn herein auf die inschrift gewicht legt, wie in TO, ist alterierung. Der zug ist ausserdem in DIKr erhalten. — In V vermisst, trotz seiner forderung, Faust die inschrift nicht und erst der teufel muss ihm sagen, dass er sie nicht mit malen könne. Das steht im widerspruch zum ganzen zusammenhang.

4) DIKrV.

5) Nur I. — DKrTV müssen den zug ebenso gehabt haben.

6) Da der rabe nur in Bremen A vorkommt, gehört er ursprünglich nicht in die deutschen vulgatafassungen. Man beachte die übereinstimmung Bremens mit der crucifixversion (vgl. Ztschr. 31, 82 anm. 1).

vgl. excurs 2 zur contractscene. Sie hat ihre spuren in BGLM¹M²Olo schhaso hinterlassen. Die disputation ist in BGso deswegen ganz weggefallen; in LM¹ wird wie in BGM² der teufel von Faust abgewiesen, anstatt dass dieser flieht. Spuren der kirchhofsscene von v. Kurtz haben GOso, vielleicht auch M²ru[1]. Sie war auch Klingemann, dem ballet *dernier jour* und wol auch Weidmann bekannt. Ob dieselbe fassung Helena auf Fausts wunsch erscheinen liess? Das geschieht jetzt noch in M²Oso und der von Goethe in dem Ztschr. 31, 61 anm. erwähnten briefe an W. v. Humboldt bezeichneten fassung; auch G geht irgendwie auf etwas ähnliches zurück. Aber es sind alles nur oberflächliche einflüsse. Ich habe auf Neuber verdacht, denn es sind gerade die auch sonst offenbar gerade von Neuber beeinflussten versionen. — Dass in Oloso Helena erst ganz am schlusse erscheint, hängt mit der streichung der geisterrufe, aber nicht mit dieser fassung zusammen, ebensowenig dass in O (so?) und den randglossen von W¹ die abgeschmackte idee sich breit macht, dass Mephisto Faust von vorne herein für gerettet erklärt, wenn er der versuchung widerstehen sollte.

Excurs 3.

Fragen von AS. *Warum ist Lucifer* (*seyd ihr höllengeister* S) *aus dem himmel* [*in den abgrund der hölle* S] *verstossen* (*gestürtzt* S) *worden?* M.: *Weil er sich über gott erheben wollte*, *ist er mit seinem anhang a. d. h. v. w.* A. *Wegen hoffarth* S. Vgl. Ma 307 (A 294 B). Die antworten sind gemeinplätze früherer zeit.

Fragen von A: (*Ich möchte wissen*), *wie viel ihr eurer geister seyd?* Meph: *Der geister ist eine solche unbeschreibliche menge, dass sie von menschlicher vernunft schwerlich kann begriffen werden, denn als L. mit seinem anhang a. d. h. v. w., so waren der geister so viel, dass sie das tageslicht verfinstern könnten, so ferne es nicht eine höhere macht verhinderte* A. Diese frage nicht specialisiert bei Spies (vgl. aber 32, 23 fgg.), wol aber bei Widman-Pfitzer-ChrM. Zu der begründung der anzahl stimmt am besten der an sich anscheinend verworrene, von Pfitzer gestrichene consecutivsatz Widmans. — *Wie vielerley geister gibt es denn unter euch?* M: *Gleichwie der himmel neun chöre hat ausgetheilet, also sind auch die dienenden unter uns geistern ausgetheilet. Hauptsächlich aber findet man bei uns nach den vier elementen: luft-, feuer-, erd- und wassergeister, die alle ihre besondere namen und verrichtungen haben.* A. „Diese besonderen verrichtungen" sind bezeichnend für die art, wie solche texte sich zu helfen wissen. Die Spiessche *Frag D. Fausti vom regiment der teuffel* (s. 29) stimmt hiermit lange nicht so sehr überein, wie die 7. disputation bei Widman-Pfitzer-Chr

1) In G fragt Faust den Wagner: *was siehet ihr so auf die erde, als woldet ihr die gebeine eurer verstorbenen eldern ausgraben.* Auch die fassung der letzten begegnung Kaspers mit Faust lässt auf die kirchhofsscene schliessen; Faust ist froh jemanden zu haben, der ihm heim leuchte und glaubt Kasper wolle ihn mit der laterne abholen. Geht auch der versuch Fausts, die bibliothek zu erbrechen, die aber verschlossen bleibt, bei dem sich Faust blutige hände zuzieht (M²), auf diese kirchhofsscene?

M., wo die 9 teufelchöre und der vergleich mit der früheren rangordnung der engel. In den prosawerken werden die teufel nach den 4 himmelsrichtungen eingeteilt. Die nach den elementen liegt der volksvorstellung näher. — *Warum stehet ihr geister den menschen so gern zu diensten?* M.: *Damit wir sie als eine erfreuliche beute dem himmel entziehen und sie unsrem höllischen reich einverleiben* A. Dieser katechismuston auch schon in der contractscene.

Frage von S: *Wie kommt es, dass ihr um eines einzigen verbrechens willen so hart seyd gestraft worden, da doch dem menschen so viel vergeben wird?* M.: *Das ist ein geheimniss, so ich selbst nicht weiss* S.

Anhang.

Die arien.

Geisterstimmen ertönen:

1. Nach dem monolog: ADIKrLM^2RSUWc di lo schha schho schle Kollm. EK. Überall engel (e.) und teufel (t.) Marlowe. Mountford.

2. Vor der beschwörung: BM^1M^3fsoKollm.CF. Wie 1. Vgl. zu 1. 2 Ztschr. 29, 345 fgg.

3. Ehe Mephisto zum contract erscheint: G(t.)*L(e.) Marlowe (e. t.) Von Mountford nach 5. verlegt.

4. Vor } der niederschrift { Kr(t.)U(e.)
5. Während } des contracts: { D(e.) I (e.) j (e.) Mountford (bei Mephistos abgang um die kohlenpfanne zu holen).

6. Vor } der unterzeichnung { B^1(e.)B^2(e.t.)B^3(e.t.)R(e.)S(e.t.)U(e.) schho(e.)schle(e.)
7. Während } des contracts: { [schha(e., auch t?)? vgl. 8]

8. Nach der } vor } der ab- { W(e.t.)[schha(?s. 7)]
9. unterzeichnung } nach } holung: { U(e.)

10. Vor der reue im beginne des letzten actes: KrLM^1RTKollm. BCFH (überall e.) [Mountford].

11. Während der gebete in dieser reuescene: [IKr] Müclor Kollm.I (überall e, ausser cr, wo e. t.)[1].

12. Vor dem ende: Bso. Vgl. s. 217 fg. die geisterrufe, die in Kr M^1M^2OSw gestrichen sind. Marlowe B Mountford.

Vielfach sind diese geisterstimmen in verse gebracht. In U spricht der engel die letzten worte in 1. und die in 4. 9. in alexandrinern, die wol auch den worten in 6. zu grunde liegen. Ebenso hat nach v. d. Hagen schha in 7. (8.) alexandriner gehabt. In T ist dies versmass anscheinend an die stelle eines lyrischen getreten, s. u.

In allen anderen fassungen, wo die geisterstimmen versificiert wurden, finden sich lyrische strophen, nämlich:

1) Dem entsprechen die Marloweschen stimmen nach Mephistos flucht be der frage nach gott (e. t. 701 A 640 B). Auch bei Mountford. Bei Marlowe e., der ihn vergebens zur reue auffordert, t. kurz vorher. In IKr schwebt der engel nur, ohne zu sprechen; vgl. Marlowe.

1. a. Nach dem monologe: M² Kollm. E. Die engelsstimme, wahrscheinlich in prosa aufgelöst, schliesst mit dem verspaare

Faust! Faust! bekehre dich,
Deine arme seele dauert mich.

b. Kollm. K: *Faust was willst du beginnen?* (Tille s. 9; auf bl. 2^b der hdschr.). Dass dies der rest eines liedes ist, ist sicher, vgl. 2^b. Mit Neubers arie verwandt? Die frage: „was willst du beginnen?" allein bedingt noch keine verwandtschaft, da sie allzunahe liegt, und die mahnung (*zurück*) *von deinem vorhaben*, der wir öfter im anschluss an die arie begegnen, fehlt bei Neuber.

c. Kollm. K: *Faust blicke noch einmal zurück* (Tille s. 9); auf bl. 4^a der hdschr., also wahrscheinlich am schluss der ersten geisterstimmenscene, spätestens ad 2.

2. Vor der beschwörung:

a. M¹ Kollm. CF: *O weh, Faust, deine arme seele dauert mich*; vgl. 1^a.

b. B (s. 130) .. *lass ab von deinem vorhaben* usw. Reste eines, wahrscheinlich mit 1^b 3^b verwandten liedes.

c. In M³ ein gesangbuchvers.

3. Ehe Mephisto zum contract erscheint:

a. Mephisto singt ein recitativ. In den beiden ersten versen die reste des engelsliedes ad 6^b[1]. Sonst = 4^b. 6^b. G.

b. Prosaauflösung eines mit 1^b. 2^b verwandten liedes. L.

4. Vor der unterzeichnung:

a. *Faust ich werde vom höchsten geschickt* usw. B¹ (s. 137).

b. Trümmer der um eine teufelsstrophe vermehrten arie *Fauste, jene himmelsgaben*. S.

c. Unbekanntes lied ohne teufelsstrophe; mit dem von B (4^a) verwandt? schho schle.

5. Nach (während? schha)[2] der unterzeichnung:

a. Engelslied ohne teufelsstrophe?[2] schha; bei der verwandtschaft mit B schho schle ist zu vermuten, dass keine teufelsstrophe dastand. Anderseits steht schha ja auch W nahe.

b. Trümmer der um eine teufelsstrophe vermehrten arie *Fauste*, *jene himmelsgaben* W.

6. Vor der reue: a. Trümmer der arie *Fauste, jene himmelsgaben*: KrL(T)Kollm. BH. (Tille s. 8 fg.)

b. Ein damit verwandtes lied mit anderem versmasse: M¹ Kollm. CF (Tille s. 9). Identisch damit 3^a.

7. Während der gebete: Kollm. I; dasselbe wie 6a, besonders nahe zu L stimmend.

1) Unbedingt so zu erklären. Das zweite *es ist* und *es gild der* sind ganz junge erfindungen, um das lied von M¹ Kollm. CF an dieser stelle einigermassen wahrscheinlich zu machen.

2) v. d. Hagen drückt sich sehr undeutlich aus.

8. Vor dem ende:

[a. Reste eines liedes (e.? t.?) in B].

b. Bei Neuber sang die Helena eine arie, in der sie Faust seinen untergang ankündigte. Reste davon vielleicht in L Kollm. AGHI[1] (Tille s. 10)[2]. Ob damit die im Journal von und für Deutschland 1792, 663 bezeugte arie *Fauste, Fauste, du musst sterben,* von der wir nichts wissen, identisch war, ist nicht zu entscheiden.

Die von Faust gesungenen (?) arien (?) in SW (GM² Kollm. E)[3], sowie die in Kollm. I von Mephisto nach der verschreibung gesungene (Tille s. 10) lasse ich unberücksichtigt.

Aus dem 18. jahrhundert sind uns zwei arien überliefert:

1. *Fauste, jene himmelsgaben* auf den Fliegenden blättern (Bl.), die das volkslied enthalten.

2. *Fauste, was ist dein beginnen* auf den Neuberschen zetteln von 1738 und 1742.

In nahem zusammenhange mit den arien steht das traummotiv. Faust schläft während der geisterstimmen: nach dem monolog LM² Kollm. E; vor der beschwörung Bso; vor dem erscheinen Mephistos zum contract G *L; vor der blutgewinnung B¹; nach dieser Sschhaschhoschle; nach der unterzeichnung W; vor der reue KrLKollm. BHMountford.

1. Die arie *Fauste jene himmelsgaben*

der Bl. ist unzweifelhaft vom guten engel gesungen worden. Man kann in zweifel sein 1. über die stelle oder stellen, wo sie gesungen wurde; 2. ob sie als ganzes in einem zuge, oder in einzelnen partieen an verschiedenen stellen vorgetragen wurde; 3. ob der abdruck das ganze lied, bezw. alle seine einzelstrophen enthält; 4. ob der abdruck das originallied selbst, oder nur eine umarbeitung bietet.

In der fassung der Bl. ist die arie nirgends erhalten; trümmer von ihr finden sich in GKrLM¹M²STWKollm. CEFI. Als arie treten einzelne strophen zunächst in SW, also einer Geisselbrechtschen gruppe auf, wo sie in der contractscene, vor (S) oder unmittelbar nach (W) der unterzeichnung liegen. SW bieten die ersten sechs verse der ersten strophe der Bl. in ziemlich unveränderter gestalt[4], die beiden folgenden lauten aber ganz anders. Bl. haben da:

Betrachte stets die ewige pein
Wenn du willst befreyet seyn.

Sw aber:

(W) Traue nicht des teufels } list,
(S) Geh und flieh der höllen }
Welche dir so nahe ist!

1) Ausser in Kollm. G auf Kasper übertragen.

2) Die feurige schrift schon bei Weidmann und danach Soden. (Vgl. den Ithuriel in beiden dramen.)

3) Lazaruslied, dann (nur in S) über Helena als teufelsweib.

4) Ausgemerzt ist die anspielung auf die *krankheit* in Bl.

Es ist nun absolut sicher, dass in *S*W noch die fassung der verse 7. 8 der Bl. erhalten war. Denn die in SW vom teufel gesungene antistrophe reagiert in W noch deutlich auf das *befreyet* in Bl. 1, 8, während in S gerade diese anspielungen auf die freiheit auch hier entfernt sind:

W	S
Fauste, was willst du einschranken	Faust, setz nur gar keine schranken
Deinen freien frohen sinn?	Frohem[1] mut und heitrem[2] sinn,
Von dem vorsaz thu nicht wancken,	Von deim vorsatz thu nicht wanken,
Lust und freud ist dein gewinn.	Lust und freud ist dein gewinn.
Du kannst stets in freiheit schweben	Du kannst stets in wollust weben
Und dem glück im schoosse leben.	Und dem glück im schosse leben.
usw.	usw.

Die absicht dieser änderungen kann man nicht gut verkennen. Der corrector kannte sicher noch die alte fassung des schlusses der engelsstrophe in Bl. und wusste, dass die erwähnungen der freiheit in der antistrophe darauf anspielten. Er wusste, dass die in den versen SW 1, 7. 8 vorliegende neudichtung einen besonderen zweck hatte, und dass dieser nur durch die von ihm vorgenommene änderung der teufelsstrophe ganz erfüllt würde. Es liegt daher am nächsten, die umdichter der engelsstrophe und der teufelsstrophe zu identificieren; wahrscheinlich ist aber die correctur der teufelsstrophe ein wenig jünger als die umdichtung der engelsstrophe. In *S*W (Geisselbrecht auf der dritten stufe) lautete die engelsstrophe wie in Bl., die antistrophe wie in W. Dann änderte Geisselbrecht die engelsstrophe, beliess aber zunächst die teufelsstrophe in der alten fassung, eben weil hier die freiheit nicht so scharf betont erscheint, wie in der engelsstrophe. Später (S) ändert er aber auch die teufelsstrophe ganz um.

Warum entfernt Geisselbrecht nun die anspielungen auf die freiheit? Faust muss irgendwo den willen frei zu sein geäussert haben; das muss später gestrichen worden sein, oder das lied hat eine andere stelle erhalten, wo die freiheitsgelüste in Fausts munde nicht angebracht erschienen.

Nun finden wir in T wirklich diesen ausdruck des wunsches nach freiheit in Fausts munde. Vor einer reuescene, als Raphael sich naht und Mephisto sich vor diesem zurückzieht, äussert Faust mit bezug auf den engel:

Wer weiss, ob dieser geist mich nicht befreien kann.

Von den schlingen des teufels nämlich. Und Raphael antwortet:

Ach Fauste, geh in dich! thue meine bitt gewähren,
Betracht dein stand zuvor, wie du gewesen bist,
Du warst ein gottesmann, du warst ein guter christ,
Du legtest aus die text von gott und heil'ger schrift,
Du warst wie ein prophet vor gottes angesicht.

Er fordert ihn auf, bei dem leiden und dem tode Christi, bei den qualen der hölle, der zauberei zu entsagen und umzukehren. Faust ist tief erschüttert. Es wirbeln seine gedanken, ihn zieht die gnade an. Er selbst ruft sich zu:

1) *frohen* text. 2) *heitren* text.

O Fauste! geh in dich, weil du noch gute zeit.
Du siehest sonnenklar, dass gott dich hat berufen,
Und dich noch heben will zu höchsten ehrenstufen.

Allein da kommt Mephisto und spricht ihm zu, die trüben phantasieen wegzublasen und die heitere lust des lebens in vollen zügen zu geniessen. „Was du wünschest.. wird dir gewährt.“ Da fordert Faust von ihm, dass er ihm gott male ...

Hier ist die ganze arie *Fauste, jene himmelsgaben* deutlich widerzukennen: Faust wird an das gute, das er früher getan, wie dort an seine himmelsgaben erinnert; die qualen der hölle, das leiden Christi wird ihm vorgeführt, die gnade gottes ihm eröffnet, denn er habe noch gute zeit. Der zuruf *Ach Fauste geh in dich* stimmt wörtlich. Der verfasser von T kannte also die arie in einer weit umfangreicheren gestalt, als wir sie in SW haben und mit derselben gedankenfolge wie in Bl.: d. h. also höchst wahrscheinlich das lied Bl. selbst in unverkürzter fassung. Da nun Faust in T den wunsch nach befreiung äussert, und in T die arie in genau derselben umgebung[1] erscheint, wie in SW, so kann man gar nicht zweifeln, dass T die arie aus dem schauspiele kannte, nicht allein aus den Bl., die T sehr wol bekannt gewesen sein können[2]. Allerdings ist die frage offen, ob T sich nicht durch die gedruckte arie in seiner dichtung hat beeinflussen lassen. Wir werden zwar nachher noch sehen, dass T die in LW^1 und Kollm. BH vorliegende abweichung von Bl. gekannt hat; unbedingt dürfen wir aber aus T allein nicht schliessen wollen, dass seine quelle die arie ganz nach Bl. aufwies.

Die umgebung der arie ist in STW dieselbe. Aber dieser complex liegt in T an ganz anderer stelle als in SW, unmittelbar vor der reue und der herbeischaffung des crucifixes. Dort liegen trümmer der arie auch in $KrLM^1$Kollm. BCFHI. Welches ist die richtige stelle? Unbedingt die vor der reue. Die oben besprochenen correcturen in SW haben den zweck, die arie ihrer neuen umgebung auzupassen; sehr deutlich sind in (S)W die spuren der alten lage noch erhalten. Zunächst ist ihre jetzige lage in W höchst ungeschickt. Nach der unterschreibung hat die warnung des engels gar keinen zweck mehr, wol vor ihr, wie in S und anderen fassungen. Was soll weiter das für einen zweck haben, dass Mephisto Faust, der in seinem studierzimmer einschläft, „bewachen“ soll? (BSW). Wenn der schlaf Faust im freien überrascht, so hat das wenigstens einen sinn (vgl. nachher). In W^1 ist die spur am deutlichsten. Hier lauten 2, 7. 8:

Faust, wach auf vom sündenschlaff,
Ermuntre dich, verlohrnes schaaf.

Diese verse stehen offenbar in zusammenhang mit Bl. 3, 7. 8:

Fürchte nur den sündenschlaf,
So entgehst der höllenstraf,

1) Mephisto zieht sich vor Raphael zurück und spricht bei seiner rückkehr von trüben phantasieen.

2) Alle drucke der Bl. führen in die alpenländer Deutschösterreichs, wo T ja auch zu hause ist. Auch zeitlich hindert nichts die annahme, T habe auch den druck gekannt.

während W² dafür nach Bl. 4, 7. 8 hat:

Fausth, wach auf, bekehre dich
Deine seel erbarmet mich,

wo Bl. (KrM¹M²Kollm.CEF) *ach weh Fauste*, *geh in dich* usw. haben. In der gemeinsamen quelle von W¹W², d. h. der unverfälschten dritten stufe Geisselbrechts, die noch die erste engelsstrophe nach Bl. hatte, schloss eine folgende strophe wie W¹, die dritte wie W², nur dass hier nicht *wach auf,* sondern *ach weh* stand. Als nun die notwendigkeit weiterer correcturen entstand, erschien der sündenschlaf und der vergleich Fausts mit einem verlornen schafe[1] nicht mehr recht passend, und man half sich, indem man die letzten beiden verse der schafstrophe durch die der folgenden ersetzte, dabei aber das stichwort *wach auf* beibehielt. Die ersten sechs verse der folgenden strophe fielen dabei ganz weg, wie in W¹ schon diese ganze strophe gestrichen worden war[2].

Wir dürfen für die fassungen, die die arie in vollständiger gestalt boten, etwa folgendes annehmen: Faust fühlt die fesseln des teufels und will befreit sein. Schlaf überfällt ihn, und er bittet Mephisto, ihn zu bewachen. Da erscheint der engel und singt. Mephisto, der sich zurückgezogen hatte, schilt, als Faust ihm von seinem traum erzählt, auf die trüben phantasien und fordert ihn auf, sein leben zu geniessen; doch geht Faust darauf nicht ein, sondern beginnt, immer noch unter dem eindrucke der arie stehend, mit der disputation, die sich ganz in der durch die arie geweckten stimmung bewegt.

Greifen wir nun zu Mountford. Da haben wir im dritten act eine scene im walde; Faust und Mephisto unterhalten sich über das *splendid life,* dann bittet Faust:

now retire,
while I repose myself within this shade
and when I wake, attend on me again.

Mephisto geht ab; Faust hält einen monolog:[3]

What art thou, Faustus, but a man
condemn'd.
Thy lease of years expire apace
and, Faustus, then thou must be Lucifers.
Here rest my soul, and in my sleep
my future state be burried.

1) Dieses finden wir noch in T, wo Raphael an einer andern stelle, die deutlich eine doublette der eben erwähnten ist, mit den worten auftritt: „sein hirt habe ein schaf verloren", ferner in L Kollm. BHI. Bei den Sachsen beginnt die strophe mit diesen versen, ihnen schliessen sich Bl. 1. 5 fg. unmittelbar an. Diese verbindung scheint specifisch sächsisch zu sein. Die dritte strophe der Bl. — die übrigens sehr rätselhaft ist; wo hat Faust zwischen krankheit und todespein zu wählen? — erscheint hier in ganz anderer, und — ich kann mir nicht helfen — viel passenderer, prägnanterer fassung.

2) Aus zwingenden gründen, vgl. s. 229.

3) Vgl. Marlowe A (1176 B 1119). Faust schläft nach einem ähnlichen monologe ein, weil nun der *Horse-courser* ihm das bein ausziehen muss.

Nun kommen der gute und schlechte engel:

Good An.: Faustus, sweet Faustus, yet remember heav'n.
Oh, think upon the everlasting pain thou must endure,
for all thy short place of Pleasure.
Bad An.: Illusions, fancies, Faustus, think of earth.
The kings thou shalt command; the pleasures rule,
Be Faustus not a whining, pious fool.

Da haben wir ohne zweifel die quelle unserer arie. Unter den händen der englischen comödianten hatte sich Marlowes Faust weit von seinem urbilde entfernt; diese auswüchse übernahm Mountford einerseits, das deutsche (österreichische) stück, das im letzten acte so sehr stark auf Geisselbrecht und U eingewirkt hat (vgl. s. 212 anm. 7) anderseits. Zunächst ist die einführung der scene interessant, weil sie sich offenbar an eine missverstandene stelle des englischen originals hält. Dort sagt Faust zu Mephisto, als er den schlaf fühlt, er solle sich zurückziehen und wenn er ausgeschlafen, ihm wider aufwarten (*attend*). Dieses *attend* fasste ein deutscher regisseur irrtümlich im sinne des franz. *attendre* und gab so dem ganzen eine ganz andere pointe: Mephisto soll auf ihn warten, bis er ausgeschlafen. Daraus weiter entwickelt sich die in BSW begegnende aufforderung, ihn zu bewachen = aufzupassen, dass nichts geschieht. Ich glaube, man wird die ganz auffällige aufforderung zur bewachung so am besten erklären können; wir hätten damit den beweis dafür, dass noch das englische drama selbst, nicht erst seine deutschen übertragungen von den deutschen regisseuren zur ausputzung des alten volksstückes benutzt wurde. Aus den worten des guten engels werden zunächst alexandriner geworden sein, wie uns die des bösen geistes noch in W als ganz reine alexandriner begegnen, die, abgesehen davon, dass sie hier irrtümlich von Faust gesprochen werden, wol ganz getreu den standpunkt des österreichischen stückes festhalten:

Entweiche phantasie der thörichten gedancken,
Die nirgends stille stehn, bald hier, bald dorthin wancken.
Faust, Faust, der ist ein grosser mann, er sizt dem glück im schooss,
Fortuna gönnet ihm anheut das gröste loos[1].

Im monologe Fausts kann sehr gut schon hier der wunsch nach befreiung ausgesprochen worden sein.

Innerhalb dieses stückes nun entstand aus den alten alexandrinern des guten engels die arie *Fauste, jene himmelsgaben,* die im kerne genau denselben sinn hat, wie die englischen verse. Ich glaube, dass diese arie nicht älter ist als das doch sehr wahrscheinlich in demselben stücke entstandene Lazaruslied. Dieses stück ist offenbar mit der crucifixversion nicht identisch.

Die arie lag in diesem stücke unbedingt vor der disputation. Aber das gieng nun nicht zu ende, sondern hatte — es war ja so stark von Marlowe beeinflusst — die Helena in der Marloweschen function und

1) Meines erachtens ist die Helena darunter zu verstehen. Das präsentische *er sizt* deutet ganz sicher auf eine ursprüngliche stelle nach der verschreibung. Sonst würde man das futurum haben, wie in der hieraus erwachsenen antistrophe.

die sich daraus ergebende längere lebensdauer Fausts. Darauf deutet der wortlaut der arie deutlich genug hin. In den deutschen stücken aber, die wie die meisten diesen Marloweschen neuerungen nicht folgten und die disputation am letzten tage Fausts vor sich gehen liessen, musste die arie in diesem sinne umgedichtet werden. Die vierte strophe des liedes der Bl. wurde auf diesen letzten tag pointiert und erhielt jetzt die aufforderung sich zu bekehren, da es die höchste zeit sei, während es auf den Bl. nur geheissen hatte, er solle sich zur zeit bekehren. Diese umdichtung ist in GKrLM[1]Kollm. CF zu erkennen. Sehr wahrscheinlich enthielt diese neue fassung der strophe stärkere hindeutungen auf die Faust fehlende freiheit[1]. Diese umdichtung ist wol gleichzeitig mit der einführung des verlornen schafes (s. o.) in die dritte strophe.

Die 1. 3. 4. strophe der alten arie der Bl. können wir demnach in umgearbeiteter fassung in unsern stücken widerfinden, die 2. steckt vielleicht noch in einem schwachen rest in 1, 4 von S. Die teufelsstrophe fehlte dem alten liede sicher. Bei der nun von SW (Geisselbrecht auf der dritten stufe) vorgenommenen verlegung nach vorne musste die 4. strophe mit den starken hindeutungen auf den letzten tag ganz gestrichen werden; von ihr hielten sich nur in W[2] noch trümmer (vgl. s. 227), die von Geisselbrecht später anstelle des schlusses der 3. strophe gesetzt wurden. Geisselbrecht hat die verlegung selbst vorgenommen, und griff bei den weiteren correcturen auf die ihm noch ganz gut bekannte gestalt der arie zurück, wie sie auch bei ihm vor der verlegung bestanden hatte.

Erst bei der verlegung entstand der schluss der zweiten engelsstrophe — vielleicht auf Neuberschen versen weiter bauend — und die antistrophe, diese ist unbedingt aus den noch erhaltenen alexandrinern erwachsen. Aus der antistrophe ersehen wir, dass zugleich Fausts freiheitsmonolog mit nach vorne verlegt worden war; vielleicht wurde da der begriff „freiheit“ etwas anders gewandt, als ihn die quelle gefasst hatte, mehr allgemein und auf Fausts bedrängte lage bezogen. Später liess Geisselbrecht diese gezwungenen beziehungen fallen und änderte danach engels- und teufelsstrophe um. Zur verlegung ist Geisselbrecht wol durch die Schütz-Dreherschen fassungen angeregt worden; zuerst zeigt er (in W) eine unsichere hand in der wahl der neuen stelle, erst später hat er die fugen besser zu schliessen verstanden.

Bruchstücke der arie finden wir in M[1]M[2]Kollm. CEF vor der beschwörung; allem anschein nach auch in lo, wo in der ersten geisterstimmenscene der teufel die jetzt wol nicht mehr auffälligen worte ausspricht: *Der menschliche wille ist frei.* Man konnte dazu wol kommen, weil die ersten verse sicher auf die facultäten, die Faust studiert habe, bezug nehmen. Der grosse monolog von lo muss dann teile des anzunehmenden freiheitsmonologes jenes österreichischen stückes enthalten haben.

Eine frage bleibt nun noch offen: hat auch das noch nicht von englischen einflüssen berührte stück schon geisterstimmen vor der disputation gehabt? Wir können nichts darin entscheiden, ich weise aber auf die Historia

1) Aus L kann man folgendes verspaar (5. 6) erkennen: Heut nur kannst die seel du retten und zerreissen deine ketten.

hin, wo der disputation über die hölle ein traum Fausts voraufgeht (vgl. s. 204). Es wäre sehr gut möglich, dass schon der archetypus Faust am beginne des letzten actes schlafen und dazu geisterstimmeu ertönen liess und dass hier der Ztschr. 29, 353 besprochene weheruf zuerst gelegen hat. Die arie ist sicher von anfang an mit dem traummotiv verbunden gewesen.

Von den s. 224 aufgeworfenen fragen sind die drei ersten nunmehr dahin entschieden, dass die arie der Bl. vor der reuescene und als ganzes in einem stücke gesungen wurde, sowie dass die antistrophe von GSW unbedingt nicht dazu gehörte. Die 4. frage kann man nicht ganz sicher entscheiden, weil wir eben das stück, in dem die arie entstand, nicht genug kennen und die arie offenbar auf andere verhältnisse bezug nimmt, als wir sie jetzt in den meisten stücken finden. Dass die constatierten umdichtungen der 3. und 4. strophe besser zu unserm deutschen schauspiele stimmen, als die entsprechenden strophen der Bl., spricht nicht dafür, dass sie deswegen älter sein müssen als die arie der Bl., die für andere verhältnisse bestimmt war. Auffällig erscheint mir persönlich die fernhaltung des traummotivs aus der arie der Bl. (vgl. 3, 7), das doch unbedingt von anfang an bestanden haben muss. Faust kann die arie doch unmöglich im wachen zustande anhören[1].

In GM[1] Kollm. CF hat sich die arie ein speciell sächsisches neues versmass gefallen lassen müssen.

2. Die Neubersche arie

lag sehr wahrscheinlich, wie in G*L und die stimmen bei Marlowe vor der widerkunft Mephistos zum contract. Aus den programmen selbst ist die stellung der arie durchaus nicht sicher zu entnehmen. Dass in den programmen von 1738 und 1742 auf den abdruck des liedes die notiz *Ein raabe kömmt* usw. unmittelbar folgt, besagt nicht im geringsten, dass das lied auch unmittelbar vor der auslieferung des contractes, also wie in W, gesungen wurde, wie Tille will. Denn diese notiz steht auf diesen programmen nach einem neuen absatz und da Neuber keineswegs alle scenen, sondern nur die effectvollsten ausdrücklich hervorhebt, musste Tille mit der wahrscheinlichkeit rechnen, dass zwischen dem liede und der rabenscene ebenso eine lücke anzunehmen sei, wie etwa zwischen dem tanze der schuhe und der hörnerscene. Viel näher lag (trotz v. 1, 2) die annahme, die arie gehöre hinter den monolog, denn das legt die scenerie und 3, 6 (*erwehl das himmelreich*, vgl. Ztschr. 29, 346 fgg.) nahe. Das nach der herausgabe von Tilles schrift bekannt gewordene älteste Neubersche programm von 1737, das die arie nicht abdruckt, setzt nun vor *ein raabe kömmt* nicht ab; jedesfalls bildete also bei Neuber der monolog (*D. Fausts studirstube*) und alles was bis zur rabenpost folgt, eine einzige scene (vgl. Ztschr. 29, 345 anm.). Aber auch in dieser kann die arie an drei stellen gelegen haben: hinter dem monolog = vor der beschwörung, bei Mephistos abgang zu Pluto und vor der abgabe der unterschrift[2].

1) In T liegt die sache wesentlich anders, denn hier singt Raphael nicht, sondern spricht mit Faust.

2) Die vor der abgabe der handschrift ist einem so geschickten dramaturgen

Gegen die stelle hinter dem monolog spricht nun 1, 2 *Ach was hast du doch gethan*, gegen die vor der unterschreibung doch wol 1, 1 *Fauste, was ist dein beginnen?*, für die stelle zwischen Mephistos abgang zu Pluto und seine widerkehr sprechen aber GL, dann auch die in B hier bemerkbare pause, sowie auch, dass Marlowe, der an Neuber viel hat hergeben müssen, gerade hier stimmen hat.

3. Die geisterstimmen von schha schho schle kann man unmöglich einfach mit der arie von SW gleichstellen. In schha spricht der engel alexandriner und beklagt Fausts seele. Beides passt gar nicht zu SW, denn klagen sind die verse der arie *Fauste jene himmelsgabe* nicht. Und auch die worte von schho schle[1] passen viel eher zu der in B[1] begegnenden trümmerhaften strophe als zu dem energischeren tone der arie.

nicht zuzutrauen. Den abgang Mephistos, um die kohlenpfanne zu holen, haben gerade die fassungen ganz gestrichen, die irgendwie an Neuber anklingen; ich glaube dass auch Neuber ihn nicht mehr aufwies.

1) In schho wird Faust mild und freundlich gewarnt, in schle wird ihm sanfter und frommer rat zugesprochen.

GREIFSWALD. J. W. BRUINIER.

LITTERATUR.

German orthography and phonology. A treatise with a word-list by **George Hempl**, ph. d. professor of english philology and general linguistics in the university of Michigan. Part first — the treatise. Strassburg, Karl Trübner. 1897. XXXII, 264 s. 8 m.

Hempls buch ist eine durchaus tüchtige arbeit, die für die gediegenen kenntnisse des verfassers zeugt. Hempl hat es sich zur aufgabe gemacht, schreibung und aussprache des heutigen deutsch darzustellen. Historische erörterungen sind im princip ausgeschlossen; durchaus vermieden sind sie freilich nicht und erscheinen mitunter auch dort, wo sie nicht gerade unbedingt nötig wären. So ist in den abriss der phonetik, der das verständnis für die darstellung des heutigen lautstandes vorbereiten soll, ein abschnitt über lautwandel aufgenommen, in dem sogar die hd. lautverschiebung kurz behandelt ist.

Das werk zerfällt in drei bücher: 1. orthography, 2. phonology, 3. accent. Das erste kapitel des ersten buchs behandelt mit besonderer liebe die entwicklung der deutschen druckschrift. Eingefügt sind einige bemerkungen, die die geschichte der orthographie berühren. Zur ergänzung der ausführungen Hempls über die scheidung von *u* und *v* nach dem lautwert verweise ich auf meine ausgabe des Melissus s. LXXXVII anm. 1 und CXLVIII fg. Es kann kein zweifel sein, dass der vorgang der lat. orthographie entscheidend eingewirkt hat. Dass als *u*-majuskel in frakturdrucken zunächst das antiqua-zeichen dienen musste, habe ich schon a. a. o. bemerkt, ich füge hinzu, dass Tscherning (Unvorgreiffliches bedencken über etliche missbräuche in der deutschen schreib- und sprach-kunst, Lübeck 1659) antiqua-I verwendet. Töllner (Deutlicher unterricht von der orthographie der Deutschen, Halle 1718) hat ein fraktur-I, während Butschky das *J* durch ein strichlein auszeichnete, vgl. Reichard, Versuch einer historie der deutschen sprachkunst, s. 213. Interessant war

mir, dass auch Hempl die verwendung von *y* statt *i* vor *n* (und *m*, *u*, *r*) beobachtet hat. Auch ich bin darauf aufmerksam geworden, vgl. meinen Melissus s. LXXXVIII anm. 4, ebenso Ehrismann, Beitr. 22, 265 und Hertel, Zs. 29, 496. Über alle diese dinge ist jetzt auch zu vergleichen W. Meyer-Speyer, Abh. der ges. d. wiss. in Göttingen n. f. bd. I (1897) nr. 6, s. 95 fgg. Das zweite kapitel gibt einen knappen überblick über die unvollkommenheiten der deutschen orthographie sowie über die principien des deutschen „spelling". Im wesentlichen ist dann für die anordnung des stoffes die alphabetische reihenfolge massgebend gewesen. Ich zweifle nicht, dass dem leser auch auf diese weise das wissenswerteste vermittelt wird; ich möchte aber doch die frage aufwerfen, ob es nicht unbeschadet der praktischen brauchbarkeit des buchs möglich gewesen wäre, eine vollständigere und systematischere übersicht über das verhältnis von sprache und schrift zu geben. Ich stelle mir die sache so vor. Zuerst müssten die laute vorgeführt werden (was bei Hempl erst im 2. buche geschieht). Dann müsste ein abschnitt über das beschränkte vorkommen gewisser laute folgen. Nicht alle laute sind an allen stellen des wortes möglich; dabei ist zu unterscheiden, ob die beschränkungen phonetischer oder rein historischer natur sind, vgl. einerseits die je nach dem vorhergehenden vocal wechselnde articulation von χ usw., anderseits die tatsache, dass χ und stl. (scharfes) *s* vom etymologischen anlaut ausgeschlossen sind. Auch über die möglichen consonantenverbindungen müsste berichtet werden. Diese dinge sind, wie bekannt, für die orthographie von wichtigkeit: ein zeichen kann ohne schaden für mehrere laute verwendet werden, wenn die beschränktheit des vorkommens der laute in jedem einzelnen falle den buchstaben eindeutig macht. — Dann wären für jeden laut alle üblichen zeichen anzuführen, und in erschöpfender weise die abweichungen der deutschen orthographie von dem ideal einer rein phonetischen anzugeben. Dort wo ein laut durch eine buchstabenverbindung bezeichnet wird, wäre zu unterscheiden, ob dieselbe nur zur bezeichnung des einfachen lautes dient oder auch eine lautverbindung darstellen kann. Das erste ist z. b. der fall beim *ch*, das zweite beim *ng* (*bange : angenehm*), in antiquaschrift auch beim *sch* (*räusche : häuschen*). Endlich wären die regeln zu geben, nach denen sich die wahl unter den zeichen für denselben laut richtet. Eine alphabetische übersicht könnte dann folgen. — Auf diese weise würde eine kritik der herrschenden schreibung ermöglicht werden. Eine gute orthographie hat keinen anderen zweck als jedes wort sofort erkennen zu lassen und leicht erlernbar zu sein. Vgl. Paul, Zur orthographischen frage s. 29. Diese schrift (z. t. = Principien, cap. XXI) gehört zu dem besten, was über deutsche orthographie geschrieben worden ist. In einigen punkten weiche ich allerdings von Paul ab. Paul scheint mir s. 36 die möglichkeit von verlesungen zu unterschätzen. Solche verlesungen kommen weit öfter vor als man gemeiniglich glaubt; es handelt sich dabei keineswegs nur darum, dass an stelle des vom autor gemeinten wortes ein anderes gelesen wird, das an sich einen sinn gibt, häufig werden ganz sinnlose lautcomplexe gelesen. Die betrachtung des zusammenhangs gibt dann freilich das richtige, allein eine gute orthographie soll nachdenken über das einzelne wort unnötig machen. Wenn ich nicht irre, so entstehen die verlesungen beinahe immer dadurch, dass der etymologische bau des betreffenden wortes verkannt wird, weil die orthographie keine anleitung zur richtigen auffassung gibt; das ist der fall bei compositis und bei fremdwörtern. So erinnere ich mich, dass ich, als ich das erste mal das wort *Ostelbier* gedruckt sah, *Óstel-bīr* las und eine immerhin messbare zeit brauchte, um das richtige zu finden. Und sollte nicht schon so mancher *récherchen* gelesen haben? — Eine klare erkenntnis der praktischen

mängel der orthographie ist für historische untersuchungen unerlässlich. Bewusste änderungen der orthographie, die in der vergangenheit gewiss nicht gar so selten waren, sind in der regel durch die rücksicht auf den lesenden bestimmt worden; vgl. die vermeidung von *v* vor *l*, *r*, *u*. — Cap. 3—5 des ersten buches behandeln die worttrennung, den gebrauch der majuskeln und die interpunktion.

Das zweite buch enthält eine ausführliche phonetische einleitung; die näheren angaben über die aussprache der einzelnen laute sind nach den buchstaben des alphabets angeordnet. Gegenüber den bestrebungen, einheit in der aussprache des schriftdeutschen herbeizuführen, verhält sich Hempl ziemlich skeptisch. Lokale verschiedenheiten der aussprache finden eingehende berücksichtigung; es scheint mir, dass hier mitunter des guten ein wenig zu viel geschehen ist, und ich fürchte, der englische benutzer des buches wird nicht selten in verwirrung geraten. Hempl erwähnt öfters dinge, die ja gewiss in der umgangssprache vorkommen, aber doch nicht als eigentlich schriftgemäss empfunden werden, ja er zieht hin und wider sogar rein dialektische formen heran.

Das dritte buch enthält viele gute bemerkungen über den satzaccent. Die abschnitte, die vom wortaccent handeln, zeigen, wie gross hier die schwankungen sind, insbesondere die betonung der ortsnamen bildet ein ganz verzweifeltes kapitel. Hempl bemüht sich hier gesichtspunkte für die erklärung zu finden, aber man kommt damit nicht überall durch.

An einzelheiten hätte ich folgendes zu erwähnen. S. 10, anm.: der gebrauch der frakturschrift ist in den skandinavischen ländern nicht in gleichem masse verbreitet, im dänischen überwiegt die fraktur, im schwedischen die antiqua. §. 13. Dr. = doctor innerhalb eines frakturtextes wird in österreichischen druckschriften immer mit frakturlettern gegeben. § 120, 3) note. *apfel* gehört nicht zu den wörtern, die im pl. niemals *-i* hatten, ahd. *ephili*. § 137 note 3. 170 note 3. 242 note 1 figuriert *Gratz* unter den wörtern, die trotz des *tz* langen vocal haben. Meint Hempl die hauptstadt Steiermarks? Die wird jetzt immer *Graz* geschrieben. Die § 187 note 1 angedeutete erklärung der süddeutschen aussprache von *-e* ist kaum richtig. Vielmehr haben die südd. dialekte vielfach durch sekundäre processe geschlossenes *-e* dort entwickelt, wo im mhd. ein *-e* vorhanden war, das die schriftliche tradition auch weiterhin bewahrte. Natürlich wurde dieses geschlossene *-e* dann auch dort gesprochen, wo die schrift *-e* zeigte, während der dialekt apokopierte formen besass. Diese aussprache lässt sich bis ins 16. jahrhundert zurückverfolgen. § 197, 1). 198, 1). *Roggen* und *egge* sind keine lehnwörter aus dem niederdeutschen.

Mit folgenden bemerkungen zur aussprache komme ich dem von Hempl in der vorrede s. XV geäusserten wunsche nach. § 138 note 2 b). dass *a* in fremdwörtern vor *k*, *t* süddeutsch kurz gesprochen wird, gilt doch nicht ganz allgemein; mir z. b. ist zwar *dramătisch* geläufig, dagegen *diplomātisch*, *mathemātiker*. Note 3. *chĕf*, *rŭm* sind in Wien unerhört. § 144 note 4. Längung auslautender voller vocale kommt österr. nicht vor, ganz gleichgiltig, welche qualität der vocal hat. Es gilt dies für alle abstufungen der aussprache, vom dialekt bis zur rede der gebildeten. *Annā*, *junī* wird als charakteristisch norddeutsch empfunden. Dagegen lässt sich beobachten, dass in dialektisch gefärbter rede volle vortonige vocale gelängt werden und einen starken nebenaccent erhalten: *kā̀fé*, *spā̀zī́ren*, *sḕtémber*. Für die gebildete aussprache gilt dies nicht. § 209 note 2. In *jungfrau* wird *ṅ* + *g* auch von solchen gesprochen, die sonst auslautendes *ng* als einfachen gutt. nasal sprechen. Sollte diese aussprache des wortes nicht allgemein sein? § 225 note 2. Der übergang von *s* in

š in der verbindung *rst* eignet allen hochdeutschen dialekten, *s* vor *p* erscheint auch im inlaut bair.-öst. als *š*. Das wirkt natürlich auf die umgangssprache ein, die gebildete aussprache verlangt hier überall *s*. § 313. Dass der süden absteigende betonung mehr begünstigt als der norden, gilt nicht ohne einschränkung; in Wien würde niemand *pálast, tróttoir, bónbon, búreau* betonen. Ebenso ist hier die betonung *Émili* unerhört; die koseform lautet *Milli*, die vollform *Emíli(e)*. Gerade in der betonung bestehen aber selbst innerhalb desselben dialektgebiets grosse schwankungen, so wird der name *Therese* in Baiern auf der ersten silbe betont, oder kann doch wenigstens so betont werden, während dies in Wien unerhört wäre. § 314. *Kaffee* wird in Österreich auf der letzten silbe betont; *káffee* wird als specifisch norddeutsch empfunden.

WIEN, IM MAI 1898. M. H. JELLINEK.

Formenlehre und syntax des französischen und deutschen tätigkeitswortes von dr. **Adolf Meyer.** Hannover, Fr. Cruse (Carl Georg). 1896. 343 s. 8.

Das nach dem tode des verfassers erschienene buch ist die frucht langjähriger arbeit eines verdienten schulmanns. Offenbar entstammt es dem leider nicht von allen pädagogen in gleicher stärke empfundenen bedürfnis, das in der praxis zu lehrende auch theoretisch zu ergründen, um eine auf wissenschaftlicher grundlage beruhende allseitige herrschaft über den stoff zu gewinnen. Ich halte es für keinen nachteil, dass man dem buche diesen ursprung noch gelegentlich anmerkt.

Der titel deckt sich nicht ganz mit dem inhalt. Wer in dem buche eine gleichmässige berücksichtigung des französischen und deutschen verbums zu finden erwartet, wird arg enttäuscht werden. Das französische steht durchaus im vordergrunde der betrachtung. Das deutsche wird nur nebenbei zur vergleichung, zur feststellung von bezeichnenden ähnlichkeiten und verschiedenheiten der beiden sprachen herangezogen; und während die behandlung des französischen verbums sichtlich auf gründlicher eigener quellenforschung beruht, kann man dies von der des deutschen nicht behaupten; vielmehr wandelt der verfasser hier durchaus in den fusstapfen Grimms und seiner nachfolger. Neues wird man darum wenig finden, wol aber manches alte durch die vergleichung mit dem französischen sprachgebrauch in neues licht gerückt sehen. Es wäre gut gewesen, diese verschiedenheit in der behandlung der beiden sprachen im titel zum ausdruck zu bringen, etwa nach dem muster von s. 46, wo es in einer einzelüberschrift heisst „mit hinblick auf das deutsche“.

Da der weit überwiegende teil des buches sich mit dem französischen verbum beschäftigt, so eignet er sich zur besprechung in dieser zeitschrift weniger. Ich bemerke nur, dass der auf diesem gebiete gründlich unterrichtete verfasser seinen stoff durchaus beherrscht, ihn zweckmässig zu gliedern versteht und in der entscheidung der einzelfragen ein ruhiges und besonnenes urteil zeigt. Jedesfalls weiss er den, der diesen studien ferner steht, mannigfach anzuregen und zu belehren. Auch solche lehrer des französischen, die nicht in der phonetik stecken bleiben, sondern noch wert legen auf eine gründliche grammatische durchbildung der schüler, werden sich des buches mit nutzen bedienen. Ich hebe als besonders wertvoll heraus die übersichtlichen zusammenstellungen der verbalflexionen auf s. 82 fgg., aus der syntax die behandlung der reflexiv gebrauchten verba s. 180 fgg., sowie des sog. unpersönlichen s. 189 fgg.; der modi in abhängigen sätzen s. 238 fgg. und die übersicht über den wechsel des einfachen infinitivs mit dem durch praepositionen (*de, à*) hervor-

gehobenen s. 296 fgg. Die behandlung des deutschen, wo es herangezogen ist, gibt kaum zum widerspruch anlass: hier nur noch ein paar beiläufige bemerkungen. S. 150 *als er kam zu sterben* ist nicht = *als er schliesslich starb*, auch mit dem franz. *si la justice venait à le savoir* nicht ganz auf eine stufe zu stellen, sondern eine von der finalen verwendung des infinitivs (mit und ohne *zu*) nach verben der bewegung abgezweigte formel zur bezeichnung der eintretenden handlung, wie *auf eine sache zu reden, zu sprechen kommen* u. a. Schon Aventins grammatik (1517) empfahl diese und ähnliche verbindungen zur übersetzung lateinischer inchoativa wie *capesso, viso* u. a. Vgl. Schmeller, Bair. dialekte s. 380. — S. 186: Bei besprechung der im franz. sehr beliebten vertauschung der passiven form mit der reflexiven (*les honneurs s'acquièrent par travail, le blé se vend trop cher chez nous*) hätte daran erinnert werden sollen, dass dieser gebrauch auch im deutschen keineswegs selten ist, in manchen wendungen vielleicht unmittelbar auf französischen einfluss zurückgeht, wie in der fügung: *die waare verkauft sich schnell* u. ä., wofür ich jetzt auf meine darstellung in Grdz. II § 159 verweisen kann. — S. 227. Die nach Grimm gegebene übersicht über den gebrauch des praesens historicum im deutschen hätte nach Grdz. I § 140 berichtigt und ergänzt werden sollen. Zu der dort aus dem Ludwigsliede angeführten stelle ist jetzt zu vergleichen MS. Dkm.[3] II, 74. — S. 266. Veraltet ist die anschauung, dass in einem conjunctionslosen concessivsatze wie *er falle gleich, so preiset ihn das lied* „auslassung" des *wenn* stattfinde. — S. 286. Wenig eindringend und recht ungeordnet sind die bemerkungen über den infinitiv, der freilich noch immer eine crux der grammatiker zu sein pflegt. Vor allem hätte auch hier die vergleichung mit dem französischen genauer durchgeführt werden können. Auch im deutschen hat sich ja gerade im 15.—17. jahrhundert (vgl. s. 282) unter dem einfluss des lateinischen bei verben der wahrnehmung und des denkens, der rede und der mitteilung die construction des accusativs mit dem infinitiv entwickelt, obgleich sie wol in lebendiger deutscher rede nie heimisch wurde und ebenso wie im französischen später wider aufgegeben ist. Beispiele bieten namentlich die gelehrten prosaiker des 16. jahrhunderts in fülle (vgl. Kehrein, Gramm. des 15.—17. jahrh. III, § 38); viele auch der Simplicissimus, z. b. 5, 6 *weil ich mich einen witwer zu sein wusste*. Noch Lessing hat diese construction zur vermeidung umständlicher umschreibungen in nebensätzen gern angewendet; z. b. Dram. 100 *zu der ich mich erlesen zu sein glauben konnte* (Lehmann, Lessings sprache 166 fgg.). Eins der jüngsten beispiele dieser fügung steht bei H. v. Kleist im Michael Kohlhaas: *der du dich gesandt zu sein vorgiebst*. — Gegen ende des buches wird übrigens die heranziehung des deutschen immer spärlicher, um schliesslich im letzten kapitel (Congruenz des praedicates mit dem subject) ganz auszufallen, obgleich sich gerade hier mancher interessante vergleichungspunkt hätte finden lassen; vgl. Grdz. II, § 30 fgg.

KIEL, IM MÄRZ 1898. OTTO MENSING.

Studien zur theorie des reims I von **Alex. Ehrenfeld.** G. Feidel, Zürich. 1897. [Abhandlungen herausg. von der gesellsch. f. d. sprache in Zürich I.] XIII, 123 s. 2,50 m.

Eine zeit lang hat es die philologie mit der ästhetik nicht viel besser getrieben, als vorher die ästhetik mit der philologie: man verwarf in bausch und bogen, man ignorierte, statt zu lernen. Über einem ganz berechtigten schauder vor den

ausschreitungen einer speculative luftschlösser bauenden constructionswut übersah man das viele gute, geistreiche, anregende, das aus der deutschen ästhetik der deutschen philologie zufliessen kann. Zu den erfreulichen zeugnissen einer wandelung gehört insbesondere auch die vorliegende schrift. Ehrenfeld präcisiert seinen standpunkt in der einleitung. Die blosse empirie schafft (s. VIII) so leicht nur selbst einen nährboden für systeme und hypothesen; und selbst wenn aus ihr ein brauchbarer gedanke hervorgeht, macht er sich nur zu gern zum alleinigen herrn über das material. Als typus dieser gefährlichen art, am stoff zu haften oder ihm doch höchstens abstraktionen abzugewinnen, erscheint ihm (s. 105 fg.) W. v. Biedermann, über den er deshalb schärfer als sonst urteilt. Der verdiente gelehrte hat inzwischen (in der Ztschr. f. vgl. lit.-gesch.) mit einiger empfindlichkeit geantwortet und ist dabei dem standpunkt Ehrenfelds nicht gerecht geworden. Denn dieser zeigt wirklich (a. a. o.), wie einseitig Biedermann nur éinen gesichtspunkt zur erklärung des reims herausholt: das moment der widerholung. In seiner wanderung durch die reimtheorie seit Herder hat Ehrenfeld aber zahlreiche andere psychologische quellen des reims bei Herder selbst, bei den romantikern, bei dem von ihm mit recht besonders hochgestellten Poggel und bei „neueren und neuesten“ aus dem schutt der oft vergessenen theorien aufgraben können. In klaren analysen mit genauen quellenangaben führt er die wechselnden und doch immer wider sich berührenden hypothesen und beobachtungen vor und vergisst nicht, direkte einflüsse (wie sie z. b. Bernhardi ausübte) von andersgearteten übereinstimmungen zu scheiden. Gegen das bedenken, dass besonders die romantiker aus zu engem material urteilten, verschliesst er sich nicht, hält aber mit vollem recht die interpretation für das wichtigste mittel der untersuchung. Dass nun Herder, Novalis, die Schlegel aus kongenialem verständnis und Poggel oder Kunow aus liebevollem einfühlen in Goethes reimgebrauch mehr dauernd brauchbares an den tag brachten, als für unsere zwecke die ungeheure belesenheit eines Pott leistete, das ist mir gerade aus Ehrenfelds schrift wider vollkommen deutlich geworden.

Wünschenswert wäre es nun allerdings, wenn eine übersicht am schluss zusammenstellte, was die haupttheoretiker verbindet und unterscheidet; oder wenn mindestens neben dem vollständigen namenregister ein sachregister uns eine rasche orientierung hierüber ermöglichte. Vielleicht hat der verfasser aber beides auch nur aufgeschoben, um dann noch weitere theoretiker aufnehmen zu können. Denn der titel der schrift verschweigt, dass Ehrenfeld auschliesslich die deutsche reimtheorie seit Herder bespricht und deshalb die paradoxen, aber interessanten dogmen Banvilles und Poes unerwähnt lässt, wie freilich auch manche deutsche untersuchung von C. F. Meyer von Waldeck bis zu W. Meyer aus Speyer. Noch mehr wäre an gelegentlichen bemerkungen von bedeutung nachzutragen, z. b. aus Wölfflins arbeiten in der Münchener akademie, aus modernen litterarhistorischen und kritischen arbeiten wie Bölsches Heine. Die hauptarbeit ist aber doch getan, die via regia von Herder über Goethe und die romantiker zu Vischer und W. Grimm ist aufgebaut.

Dabei hat der verfasser sich nirgends zu trockenen referaten herabgelassen. Der lebendige anteil, den er an der frage nimmt, macht uns auch die früheren fragesteller lebendig; mit persönlichem interesse spricht er etwa von dem armen Poggel, und das schlusswort ist von erfreulicher pietät gegen die vorarbeit der generationen erfüllt, wie die einleitung von herzlichem dank für Ehrenfelds lehrer Bächtold. Je seltener der ton williger hingabe in erstlingsarbeiten zu hören ist, um so wärmer muss man

ihn anerkennen, und wie der fleiss des autors, wie seine anschauliche darstellung, so trägt auch dieser ton dazu bei, dass man ihm mit unvermindertem interesse folgt und der fortsetzung seiner arbeit mit anteil entgegen sieht.

BERLIN, 1. MAI 1898. RICHARD M. MEYER.

Prinzipien der litteraturwissenschaft. Von **Ernst Elster.** Erster band. Halle, Max Niemeyer. 1897. XX, 488 s. 9 m.

Seitdem Hegel durch die rückkehr zu Kant und durch die hohe blüte der naturwissenschaften als überwunden galt und die philosophie in engste beziehungen zu physiologie und biologie trat, ist die psychologie zur königin der geisteswissenschaften emporgestiegen; sie beherrscht die moderne ästhetik, die moderne litteraturbetrachtung. Damit sind denn auch die schlimmsten zeiten des spezialismus vorüber.

Wir stehen aber erst am anfange eines sich endlos dehnenden weges: da muss es denn als besonders tapfer erscheinen, schon „prinzipien der litteraturwissenschaft" darzubieten, und noch dazu ohne den gesichtspunkt einer weit umspannenden, völker und zeiten vergleichenden litteraturbetrachtung, nur im engen rahmen unserer klassiker Lessing, Schiller und Goethe und — Heine's. Elster wagt es, „da sich die methodologischen darlegungen selbstverständlich nicht ausschliesslich auf unsere nationale litteratur beziehen." Nicht ausschliesslich, aber doch wesentlich; der geist der zeiten ist doch recht verschieden; psychologie und ethik schauen uns für die antiken zeiten doch wesentlich anders an als für die modernen, und vor allem sind diese beiden „hilfswissenschaften" heute in vollem flusse der neubildung begriffen, von der ästhetik gar nicht erst zu reden! Trotzdem ist der versuch Elsters, innerhalb dieser beschränkung, dankens- und anerkennenswert.

Besonders wer — wie referent — allezeit litteraturgeschichte und psychologische ästhetik mit einander zu verschmelzen trachtete, wer überzeugt ist, dass das gefühl die seele der kunst ist, dass das von einer empfindung volle herz den dichter macht, dass also die psychologie besonders berufen ist, uns die fackel zu bieten, mit der wir in die verschlungenen pfade des dichterischen schaffens hineinleuchten: der wird von dem grundgedanken des buches sympathisch berührt werden. Da wird er denn auch darüber hinwegsehen, dass die Wundtsche psychologie, auf deren grundlage Elster sein gebäude aufführt, der problematischen punkte genug bietet — ich erinnere nur an das verhältnis von gefühl und wille, an den schillernden begriff apperzeption u. ä. m. —, dass diese prinzipien zunächst erst grundstriche bieten, dass das neue mehr in der verbindung Wundtscher gedankenreihen mit vielfach beobachteten tatsachen beruht als in wirklich schöpferischer geistesarbeit, dass der verfasser durch schematische, abstrakte konstruktion sich vielfach die mühe selbst erschwert u. ä. m. Es waltet überall sorgsamer fleiss, umsicht, vor allem das verstandesmässige sondern und schablonisieren. Wie in des verfassers antrittsvorlesung neben psychologie und ethik die ästhetik als hilfswissenschaft der litteraturforschung ganz zurücktrat, — und doch haben die ethischen ideen nur bedeutung für den litterarhistoriker, soweit ihre wirkungen sich mit denen der ästhetischen verschlingen —, so ist auch in diesem buche eine gewisse geringschätzung der ästhetik unverkennbar; vieles, was ihr bezw. der poetik, die doch einen teil von ihr ausmacht, gebührt, wird dem psychologischen hauptteile zugewiesen; es hängt dies eben mit der autorität der lehre Wundts zusammen, vor der andere treffliche arbeiten beim verfasser völlig zurücktreten müssen, obwohl sie die gleichen probleme lebendiger behandeln, als es dem verfasser gelingt;

ich denke besonders an Ziegler „das gefühl", an Dilthey „die einbildungkraft des dichters".—Der verfasser ist ein klarer, scharfer kopf, der sich vor verstiegenheiten, wie sie die ältere ästhetik aufwies, ängstlich hütet. Dafür tauchen aber neubildungen auf wie „personifizierende apperzeptionsform" u. ä., die weder geschmackvoll sind noch auch neue begriffe in sich schliessen, so anspruchsvoll sie auch erscheinen mögen.

Mit recht betont Elster, dass die philologische und psychologisch-ästhetische analyse und die historische synthese die grundelemente der litteraturbetrachtung bilden müssen; er definiert die litteratur als die summe aller sprachlichen erzeugnisse, „die irgendwie dahin zielen, die gefühlswerte des lebens zu erschliessen", die poesie als das „ideale spiegelbild des geistigen lebens, das die wirklichkeit beherrscht", und ästhetisch als „dasjenige kräftige innere leben, das auf unser gefühl anregend wirkt"; die logische auffassung regelt den verlauf unserer vorstellungen, die moralische die willensbetätigung, die ästhetische vertieft das fühlen, und die poetische, der das erste kapitel gewidmet ist, besteht darin, uns „die gefühlswerte des lebens zu erschliessen". Die empfänglichkeit besteht in der fähigkeit, „sich hineinzufühlen" (s. 48) in das poetische werk; Elster vermeidet aber den von Vischer, Ziegler u. a. mit recht zu einer ästhetischen grundform unserer phantasie geprägten terminus „einfühlung" und bleibt bei „anempfindung", obwol er die empfindung nur als sinnesempfindung, als „einfache sinnesvorstellung" gelten lässt und obwol anempfindung doch heutigen tages den begriff der nachahmung im gegensatze zum originalen schaffen bezeichnet; auch den begriff tendenz dehnt Elster zu weit aus, wenn selbst der aufruf zum kampfe oder die hoffnung, die huld der geliebten zu erringen, beim lyriker als tendenz gelten soll; unter dieser versteht man doch vielmehr die unterordnung des gefühls unter den willen und den verstand in einer form, die das gedankenhafte zum herrschenden macht und so die anschauung und empfindung unterdrückt.

Wie Fechner unter bekämpfung der normativen ästhetik (von oben) die induktive (von unten) begründete, aber dann doch auch nicht ganz der principien entraten konnte (wie des der ästhetischen schwelle, der ästhetischen hilfe, der steigerung, der einheitlichen verknüpfung des mannigfaltigen, der widerspruchslosigkeit, wahrheit, klarheit usw.), so müht man sich auch heute, das poetische zu schematisieren, wenn dies auch nur bedeutet, selbstverständliches umschreiben oder — das ewig wechselnde, gestaltenreiche schaffen der dichter auf ein Prokrustesbett spannen. Elster geht von der — wie ich meine, trügerischen — voraussetzung aus, dass es „allgemeine und geschichtlich nicht wandelbare bedingungen der poetischen wirkung" gebe, und leitet aus ihnen 10 normen der poesie ab: die „der poetischen bedeutsamkeit, der neuheit des gefühlsgehaltes, der abwechslung und kontraststeigerung, der harmonie des gefühlsgehaltes, der poetischen abtönung (!) der gefühle, des zeitgemässen, nationalen und volkstümlichen gehaltes, der lebenswahrheit, des konkreten lebensgehaltes, der moralischen anschauung, der einheit." Freilich plaidiert der verfasser für milde bei dem kritischen verfahren nach diesen normen, trotzdem wird jede zeit ihr poetisches ideal nach wie vor sich selbst schaffen und werden die begriffe schön (= harmonisch) und charakteristisch (individuell) als forderungen der kunst stets im flusse, stets im kampfe begriffen sein. Die begriffe „poetisch" und „unpoetisch" sind schwankende, von der zeitströmung getragene; sie dulden so enge fesseln und normen nicht, noch dazu, wenn diese nicht specifisch poetisch oder ästhetisch sind; und der ästhetiker tut gut, nicht engherzig, nicht pedantisch zu sein.

Der phantasie und dem verstande gilt das zweite kapitel. Ich freue mich, dass Elster, wie ich eine „anthropocentrische nötigung“, so die „uranlage unserer seele“, alles nach menschlichem masse zu messen, alles menschlich beseelt aufzufassen, würdigt und das motto meiner „Philosophie des metaphorischen“, das Goethische wort: „Der mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist“ in den vordergrund rückt. Das schauen ist eben vom beseelen nicht zu trennen; das ist beinahe der grundgedanke der Vischerschen ästhetik, die Elster kurzer hand (s. 77) abtut; und Goethe lebte und webte in demselben gedanken; im „Faust“ heisst es: „Ein jeder sieht, was er im herzen trägt“ und „Alles vergängliche ist nur ein gleichnis“. Dies ist die wirkung unsrer das geistige versinnlichenden, das sinnliche vergeistigenden (d. h. in meinem sinne metaphorischen) phantasie. — Elster bewegt sich bei erläuterung der phantasie ganz auf dem boden der Wundtschen lehre von der apperception, die dem willen gleichgesetzt wird und „eine nicht weiter erklärbare grundtatsache unseres bewusstseins“ bildet, sowie von dem gedächtnis als der „fähigkeit der reproduktion früherer vorstellungen in der form der association“, die „unwillkürlich“, „regellos“, „planlos schweifend“ genannt wird im gegensatze zu der phantasie, deren vorstellungen einen durch den willen, durch ein grundmotiv geregelten verlauf nehmen. Ich halte es zunächst für richtig, dass Elster die vermengung von phantasie und gedächtnis als einen „schweren irrtum“ (z. b. Scherers) verwirft, aber nicht für richtig, dass „die phantasie in eine gewisse parallele zu dem gedächtnis tritt“ (s. 84). Die erinnerung ist doch das primäre, die phantasie setzt die bilder jener als material voraus. Noch weniger kann ich mich mit der definition befreunden: „die phantasie ist wie der verstand eine denktätigkeit unseres geistes“. Das schliessende denken vollzieht sich mit notwendigkeit; bei der phantasie waltet freiheit, denn ihre tätigkeit ist ein bilden, ein schaffen; aus den vorhandenen wahrnehmungen und vorstellungen entstehen neue gebilde. Was die phantasie von den eindrücken verwertet, was sie loslöst, wie sie diese umformt: das ist das schöpferische. — In der ganzen auseinandersetzung Elsters über die phantasie ist etwas schwankendes. Was ist das regulative? Bald das denken, bald der wille, bald das gefühl! Wie sondern sich apperception und association? Es liegt im Wundtschen system der zwiespalt: denken und wollen drängen eben das gefühl und die phantasie als schöpferische kraft, als „einbildungskraft“ zurück. — Freilich, sagt Elster selbst (s. 102), „sind die von uns getrennten funktionen wol stets vereinigt“, wie ja Wundt selbst wille und gefühl „nur zwei seiten eines einheitlichen vorganges“ nennt. — Es ist aber bezeichnend, dass Elster zumeist von „phantasiemässigem denken“, „denken in bildern“ spricht, erst später von der „schöpferischen phantasie“, was, streng genommen, eine tautologie bedeutet.

Wie Elster genie und talent ganz knapp, als nur quantitativ verschieden, jenes bahnen weisend, dieses ihnen nachgehend, erörtert, wie er die anschaulichkeit bei Goethe, der „dem verstandeselement nur einen kleinen spielraum“ eingeräumt haben soll, den reflektierenden verstand bei Schiller, den induktiven bei Lessing schildert, das ist schlicht und einsichtig, ohne neu sein zu wollen.

In dem 3. kapitel über „gefühl und lebensanschauungen der dichter“ verrät sich das talent zum zergliedern; es wird der lebensinhalt, der die seele des dichters erfüllt, hinsichtlich seiner gefühle, willensregungen, anschauungen, die er verkörpert und darstellt, psychologisch analysiert, mit übersichtlichen tabellen und mit hinweisen auf unsere klassiker illustriert. Nach dem Wundtschen princip der willens- und schicksalsgefühle (jene sind z. b. zorn, ärger, wut, scham, reue, diese: leid, freude,

hoffnung, furcht) sondern sich: das aktive und passive selbstgefühl, das positive und negative mitgefühl (sogar neid und schadenfreude gehören hiezu, während liebe und freundschaft in der tabelle fehlen), die gemeinschaftsgefühle (familie, stände, nation), die religiösen gefühle; auch die wichtigkeit einer betrachtung der historischen entwickelung derselben wird durch einige striche gekennzeichnet[1]; vollständigkeit erstrebt Elster (s. 186) selbst nicht; weshalb er aber das naturgefühl an dieser stelle ganz übergeht, begreife ich nicht. Bei den lebensanschauungen werden die typische (in primitiver zeit), die konventionelle und die individuelle und sodann die ethischen principien geschieden, so die anschauungsweisen von schuld und schicksal, die begriffe gewissen, ehre, charakter, milieu usw. Neben manchem problematischem findet sich hier vieles treffende und anregende über unsere klassiker. — Man bedauert aber immer, dass die interessanten probleme in einem so engen rahmen sich bewegen.

Wie somit die ethik (zumeist nach Wundt) in die litteraturbetrachtung hineingezogen wird, so werden auch, freilich viel zu aphoristisch (bei den gemeinschaftsgefühlen) die socialen probleme gestreift; erst mit ihnen weitet sich die litteraturbetrachtung zu einer das gesamte leben umspannenden.

Das 4. kapitel erörtert die ästhetischen begriffe, d. h. die gefühlswirkung, welche die vorstellungen, gefühle, willensregungen usw. in der seele des schaffenden und durch ihn in der des betrachters hervorrufen. Unter den subjektiven ästhetischen begriffen werden (mit Schiller) das satirische und elegische geschieden, mit den abarten des pathetischen und idyllischen und des humors, den Elster — nicht glücklich — mit dem phlegmatischen temperament in beziehung setzen will; unter den objektiven werden sehr eingehend das schöne der äusseren und inneren welt, das erhabene, das tragische erörtert. Als eine grundfunktion unseres denkens wird die der vergleichung zusammenhängender erscheinungen gekennzeichnet und fruchtbar gemacht, um im schönen der äusseren welt vor allem die zu tage tretende höchste (typische) entwickelung neben den mehr sinnlichen faktoren (z. b. der harmonischen gliederung, der leichten und zweckmässigen lebensfunktion) hervorzuheben; für das schöne der inneren welt werden die von Wundt für die ethik verwandten drei formen der willensmotive (wahrnehmungs-, verstandes-, willensmotive) und der schicksalsgefühle auf das ästhetische übertragen und durch deutsche poesie belegt. „Schön ist die ungehemmte, gesetzmässige, typisch normale ausbildung des lebens" (273); „erhaben ist alles, was über den typus seiner art hinausgeht." Der recht interessante abschnitt über das tragische berührt sich in den wesentlichsten punkten mit der ausgezeichneten darstellung von Volkelt (Ästhetik des tragischen, München, Beck 1897). „Tragisch ist die gewaltsame vernichtung eines jeden aussergewöhnlichen denkens, schaffens und wollens" (283). Ich stelle neben den kontrast als 2. wichtiges moment im tragischen den kampf; durch ihn erst unterscheidet sich das tragische vom traurigen; vgl. meinen aufsatz „Das problem des tragischen" (Ztschr. f. gymn.-wesen, juli-heft 97), wo ich auch die litteratur angegeben und schriften bezeichnet habe, die schon vor Volkelt gar manches wichtige und richtige beigebracht haben. Volkelts schrift ragt durch den weiten blick über die gesamte weltlitteratur hervor; dieser blick ist aber notwendig für jeden, der „Principien zur litteraturgeschichte" im

1) So fordert auch L. Stein in seinem werke „Die sociale frage im lichte der philosophie" s. 60 und 495, dass man, wie ich vom naturgefühl es gezeigt hätte, auch eine vergleichend geschichtliche betrachtung anstelle für alle anderen sittigenden und sozialisierenden gefühle wie freundschaft, mitleid, woltätigkeitssinn, kunstsinn, vaterlandsliebe u. a. m.

eigentlichen sinne des wortes schreiben will. — In fesselnder weise macht Elster die einteilung der willens- und schicksalsgefühle fruchtbar für die tragik, weniger glücklich für das komische und den humor. Alles dies im einzelnen zu kritisieren würde zu weit führen.

Im dritten abschnitt behandelt Elster die „ästhetischen apperceptionsformen“; unter diesem schwerfälligen namen versteht er: „die personificierende apperception“ (beseelung; allegorie) — gewöhnliche sterbliche nennen sie personifikation — und die „metaphorische apperception“, d. h. die metapher, endlich die antithetische (antithese) und symbolische apperception (symbol). Elster nennt sie „betätigungsweisen unseres denkens“; ich würde die antithese, die sich an bedeutung mit den anderen gar nicht messen kann, hier ausscheiden und dem witze, dem wortspiel zuweisen und die übrigen drei, wie ich es in meiner „Philosophie des metaphorischen“ getan habe, als notwendige ausdrucksformen unserer metaphorischen (d. h. das sinnliche vergeistigenden, das geistige versinnlichenden) phantasie zuweisen. Elster geht von meinen untersuchungen[1] über das naturgefühl und das metaphorische aus, und es ist anerkennenswert, dass er die bedeutung des naturgefühls für die litteraturgeschichte hervorhebt, wenngleich er auch hier im Wundtschen banne bleibt und das objektive und subjektive naturgefühl unterscheidet, während mir die scheidung in naives und sympathetisches und sentimentalisches viel bezeichnender erscheint. Elster eifert — wie ich — gegen die auffassung, nach der die sogen. bilder der rede nur einen äusserlichen schmuck bilden, während sie in wahrheit aus den tiefsten quellen der phantasie hervorgehen (360), auch er findet — wie ich — den ursprung des metaphorischen in dem bestreben des menschen, das schwer verständliche (so besonders das geistige durch sinnliches) sich näher zu bringen. Er trennt aber die beseelung und die metapher. Doch wird er selbst erst allmählich in dieser scheidung sicherer; zunächst heisst es: sie zu verschmelzen sei „kaum zweckmässig“, „kaum richtig“; freilich seien „die ähnlichkeiten sehr gross“, freilich „hienge diese mit jener aufs engste zusammen, bilde gleichsam die fortsetzung“, später aber wird betont, man müsse sie „nachdrücklichst“ unterscheiden, und ein vorwurf daraus gemacht, dass man sie „zusammengeworfen habe“.

Um mich kurz zu fassen: der grundirrtum, der freilich kaum für andere verhängnisvoll werden wird, und bedenkliche rückschritt Elsters liegt darin, dass er den vergleich und die metapher gleichsetzt, dass er den begriff der μεταφορά, der übertragung, nicht festhält und nun ausdrücke wie „er raucht wie ein schornstein“, „süss wie mondenlicht“, „schneeweiss“, „o schmerz, stark wie der tod!“ für metaphern erklärt. So werden die unterschiede nicht nur von gleichnis und metapher, sondern auch gerade die grenze, die er zwischen beseelung und metapher ziehen will, verwischt, denn dann muss z. b. Lenaus vers: „Der buchenwald ist herbstlich schön gerötet, sowie ein kranker, der sich neigt zum sterben“ nicht zu der metaphorischen apperception, sondern zu der personificierenden gezogen werden u. ä. m. — Im Kieler programm von 1890 stellte ich den satz auf: „Association (im sinne Fechners) verhält sich zu anthropomorphismus (im sinne Vischers) wie der vergleich zu der metapher (beseelung): association ist äusserlich hinzukommend wie der vergleich mit „gleichwie“, „gleichsam“, der anthropomorphismus (beseelung, einfühlung) ist in

1) Meine aufsätze in der Ztschr. f. vgl. litteraturgesch. I über „die ästhetische naturbeseelung in antiker und moderner poesie“ scheint Elster nicht zu kennen; auch citiert er den titel meiner „Entwickelung des naturgefühls bei den Griechen und Römern“ (Kiel 1882—84) nicht richtig.

seiner höchsten wirkung verschmelzung wie die metapher, ja diese wird ihr sprachlicher ausdruck. Bei der association haben wir ein nebeneinander, bei der anthropomorphen einfühlung ein ineinander.“ So besteht zwischen vergleich und metapher ein viel wesentlicherer unterschied, als zwischen beseelung und metapher; diese sind völlig ineinanderfliessende begriffe; beide ordnen sich dem metaphorischen unter. Denn: metapher heisst übertragung; zwei sphären unterscheiden wir sterblichen: das geistige und das sinnliche. Ob der mensch nun sein eigenes innere oder äussere (anthropopathisch oder anthropomorphisch — dies wird auch jenem gleichgesetzt —) auf die dinge oder die dinge auf einander, die doch alle in seinem innern umgestaltet werden und so produkte, glieder seines innenlebens, seiner geistessphäre sind, überträgt: das ist derselbe psychische process. Die metapher entsteht also durch wechselseitige vertauschung von sinnlichem und geistigem. Übertrage ich geistiges auf sinnliches, so entsteht die beseelung; sie ist entweder mythische (glaubensvolle) personifikation, bei welcher der gott das elementare aufsaugt, z. b. pontem indignatus Araxes — Elster übersieht s. 383, dass für den Römer wie für den Griechen der fluss ein gott ist, dass also umgekehrt der substantivbegriff den verbalbegriff beeinflusst hat — oder die auf freiem ästhetischen schein beruhende, poetische beseelung z. b. in Goethes Iphigenie I, 2: „Dies ufer schreckt die fremden“. Wie eng überhaupt beseelung und metapher, d. i. die übertragung von geistigem auf sinnliches, die von sinnlichem auf geistiges, von geistigem auf geistiges, sinnlichem auf sinnliches mit einander sich verschmelzen, wie sie oft gar nicht zu scheiden sind, das beweisen ausdrücke, wie (ebendaher und I, 3 entnommen): „Viel taten des verwornen sinnes deckt die nacht mit schweren fittigen“, „Wenn eine lust im busen brennt .. und schweigt in ihrer brust die rasche glut, so dringt auf sie vergebens treu und mächtig der überredung goldne zunge los“, „Von altem bande löst ungern sich die zunge los, ein lang verschwiegenes geheimnis endlich zu entdecken, denn einmal vertraut, verlässt es ohne rückkehr des tiefen herzens sichre wohnung“; „Der gram bedeckt geheimnisvoll dein innerstes“; „Dem elend zu, das jeden schweifenden .. mit kalter, fremder schreckenshand erwartet“; „Dass in den alten hallen, wo die trauer noch manchmal stille meinen namen lispelt, die freude .. den schönsten kranz von säul' an säulen schlinge“ ..[1] Alle beseelung des abstrakten will Elster allegorie nennen; das ist teils zu umfassend, teils zu eng; wenn Goethe die hoffnung „die treiberin, die trösterin“ nennt, so ist das noch keine allegorie; anderseits wo bleibt dann eine durchgeführte personifikation eines konkreten begriffes wie z. b. des stromes in der — allegorie „Mahomets gesang“? — Hinsichtlich des symbols schliesst Elster im wesentlichen sich wirklich einmal an Vischer an; vgl. meine Philos. d. metaph. s. 16. Personifikation, allegorie, metapher, symbol haben, wie ich meine, das gemeinsame: sie verkörpern das geistige oder vergeistigen das körperliche; sie fallen somit unter den begriff des metaphorischen (anthropocentrischen). Das metaphorische, in welcher form es sich kundgibt, ist der naturgemässe ausfluss jener centralen nötigung unserer ganzen geistigen existenz, diese selbst zum masse aller dinge zu machen, das äussere, also das an sich fremdartige durch das einzig voll bekannte, d. i. eben unser eigenes inneres und äusseres leben uns zugänglich, begreifbar zu machen und anderseits unser inneres mit allen seinen regungen, gedanken und empfindungen auszugestalten in der sprache und in der kunst, in der religion und in der philosophie (Phil. der metaph. s. 3). Ich bin überzeugt, dass die wahrheit dieser erkenntnis immer mehr

1) Vgl. im übrigen meine „Philosophie des metaphorischen“, besonders s. 27 fg.

durchdringen wird. Vielleicht auch bei Elster. — Das 5. kapitel (sprachstil), womit der 1. band abschliesst, dürfte zusammen mit dem — zu erwartenden — 6. kapitel (metrik) — die beide „allein für den germanisten geschrieben" sind — zu besprechen sein. Wenn somit und überhaupt auch das buch sich in engeren grenzen hält, als der titel verrät, und wenn es auch von einer gewissen einseitigkeit hinsichtlich der psychologischen grundanschauungen nicht frei ist, so muss man in ihm doch ein erfreuliches symptom einer weiter und tiefer dringenden litteraturbetrachtung und verheissungsvolle anfänge ernster gedankenarbeit mit unverhohlener anerkennung begrüssen.

KOBLENZ, NOVEMBER 1897. ALFRED BIESE.

Die österreichische Nibelungendichtung. Untersuchungen über die verfasser des Nibelungenliedes von **Emil Kettner.** Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1897. IV, 307 s. 7 m.

In einem inhaltreichen buche legt E. Kettner den abschluss seiner langjährigen studien über das Nibelungenlied vor, von denen er schon mehrfach proben in dieser zeitschrift[1] mitgeteilt hat. Die bedeutung jener arbeiten bestand darin, dass die frage nach der entstehung des Nibelungenliedes von einem neuen punkte aus angefasst; ihr mangel darin, dass allzu rasch der sprung in die „höhere kritik" getan wurde. Damit ist auch gegeben, von wo aus dies neue buch beurteilt werden muss.

Das thema des verfassers lautet: „in allgemeinerer und umfassenderer weise zu untersuchen, wie die im texte **A** uns vorliegende form der Nibelungendichtung in ihren letzten gestaltungen zu stande gekommen ist" (s. 3). Abschnitt I: „Die litterarische stellung des Nibelungenliedes", betrachtet diese form zunächst als ein ganzes und prüft dessen verhältnis zur epik und lyrik des 12. jahrhunderts bis auf Hartmann und Reinmar hinab. Es ergibt sich daraus, dass sich die lyrik mindestens ebenso oft und ebenso stark mit dem Nibelungenliede berührt, wie die epik (s. 58), und weiter, dass diese berührung in allen teilen des gedichtes gleichmässig auftritt, so dass schon deswegen das Nibelungenlied, wenigstens in seinem hauptbestande, e i n e n dichter zum verfasser habe (s. 60). Abschnitt II versucht nachzuweisen, dass die einheitliche originaldichtung (**O**) von den Nibelungen nicht mehr erhalten ist, sondern dass die version **A** sie in einer erweiterten und überarbeiteten form bietet. Eine kleinere zahl von strophen werden zunächst als interpolationen ausgeschieden und die mehrzahl von ihnen als die arbeit e i n e s mannes erkannt. Aus ihnen werden 12 merkmale entnommen, mit deren hilfe dann im III. abschnitt: „Die ausdehnung der bearbeitung", eine umfangreiche ausscheidung der jüngeren schicht vorgenommen wird. Das ergebnis ist das im abschnitt II vorgesehene, dass alle interpolationen von einer hand sind, und dass diese strophen zum grössten teil dieselben sind, welche Lachmann für unecht erklärt hat; darum dürfe die annahme wohl gerechtfertigt sein, dass „auch diejenigen athetesen Lachmanns, die noch nicht zur besprechung gekommen sind, in ihrer mehrzahl strophen treffen, die der bearbeiter zugesetzt oder gründlicher umgestaltet hat, dass andrerseits die „echten" strophen fast sämtlich den text des originals rein oder wenig verändert bieten" (s. 161). Im abschnitt IV werden dann die bestandteile von **O** dargestellt. Es ist danach das werk e i n e s dichters, aber nicht ein einheitliches, sondern besteht aus fünf (oder vier) einzelnen teilen — „bü-

1) Vgl. Ztschr. 15, 229—241. 16, 48—63. 17, 129—171. 410—421 u. a.

cher" nennt sie der verfasser —, deren jedes zwar das vorhergehende voraussetzte, aber zugleich die bestimmung hatte, ein selbständiges ganzes zu sein (s. 190). Zur vorlage hatte der dichter von **O** drei mangelhaft zusammengefügte liederbücher, aus deren letztem er zwei bücher machte (= Lachmanns lied XIV—XIX und XX), während er hinter das zweite noch eines einschob (= Lachm. XI—XIII). Die drei letzten abschnitte fassen schliesslich die resultate der ganzen untersuchung bezüglich der litterarischen stellung des dichters und des bearbeiters (V), des charakters des dichters (VI) und des bearbeiters (VII) zusammen.

Die hypothese des verfassers hat zwei teile: erstens dass unser Nibelungenlied der hs. **A** zwei schichten, das original und die bearbeitung, enthält; zweitens dass das original aus den „büchern" bestanden hat.

Der zweite teil ist eine folge des ersten: wenn wir die echten strophen Lachmanns als das werk eines dichters ansehn, so kann dies kein einheitliches werk sein, es zerfällt von selber in teile, die sich, wie Kettner sagt (s. 164), durch „formale eigentümlichkeiten und ungleichmässigkeiten in der behandlung des stoffes" von einander scheiden. Solche teile nennt Kettner vier oder fünf, seine bücher: 1) Siegfrieds von Niederland und Gunthers brautwerbung und hochzeit (= Lachmanns lieder I—V), 2) der tod Siegfrieds von Nibelungeland (= Lachm. VI—X), 3) Etzels und Kriemhilds hochzeit und ehe (= Lachm. XI—XIII), 4) und 5) *der Nibelunge nôt* (= Lachm. XV—XX). In dieser hypothese soll die erklärung für die nach ausscheidung der bearbeitung noch bleibenden widersprüche usw. liegen. Sie genügt aber nicht zu einer solchen erklärung, noch reicht ihre begründung aus.

Die allgemeinen bemerkungen, wie die entstehung dieser „kleineren epen" zu denken sei (s. 164), sind so vorsichtig in hypothetischer form gegeben, dass man annehmen darf, der verfasser habe selber nicht viel wert darauf gelegt; die spätere äusserung darüber, weshalb der dichter den stoff noch nicht in die form eines einzigen, in sich abgeschlossenen epos habe bringen können (s. 203), ist nur eine folgerung aus der als bewiesen geltendenh ypothese, geeignet zur erläuterung, aber nicht zum beweise. Die berufung auf das zeugnis des Marners und Trimbergs (DH s. 162. 171 = 179. 191) für die existenz der gattung ist aber entschieden abzulehnen. Dass der Marner solche „bücher", wie der verfasser sie sich denkt, im auge gehabt habe, ist absolut unerweislich und durchaus unwahrscheinlich. Der Marner meint eine niedere, populäre poesie (vgl. auch die Titurelstelle DHS. s. 172 = 194), und einzellieder. Die Kettnerschen bücher würden aber das werk eines ritters sein, und bilden auch im ganzen etwas zusammenhängendes, wenn auch dieser zusammenhang nicht von vornherein gewollt, sondern nur geworden ist. Des Marners zeugnis würde etwa um ein halbes jahrhundert jünger sein: dann müssten doch derartige bücher während der ganzen zeit 1200—1250 im umlauf gewesen sein. Es ist eine lebhafte litterarische zeit, die wir einigermassen kennen: aber kein beispiel, keine andeutung dieser gattung! Der verfasser sagt selbst von der dichtung **O**: „sie stand zunächst als etwas schlechthin eigenartiges und vereinzeltes da". (s. 266) — aber nicht „zunächst". Nicht die „bücher" von Kettners **O**, sondern die buchform des Nibelungenliedes ist von den strophischen epen nachgeahmt. Sie setzen die form unseres gedichtes der hdschr. **A** voraus. Hierin liegt schon eine schwierigkeit, welche die „büchertheorie" neu schafft, abgesehen davon, dass sie litterarhistorisch nicht begründet ist. Es bleibt auch ganz unbegreiflich, wie das original durch die „bearbeitung" bis auf jede spur hat verdrängt werden können — besonders unbegreiflich, wenn jene

worte des Marners das fortleben der gattung bezeugen würden. Man vergegenwärtige sich die dem verfasser sich ergebenden daten: O ist entstanden gegen 1200, der dichter sehr vertraut mit dem minnesang bis auf Reinmar, er ist wahrscheinlich selber minnesänger gewesen (s. 205), seine litterarischen beziehungen weisen auf Wien: muss er da nicht auch Reinmar persönlich gekannt haben, müsste dann nicht auch Walther mindestens sein werk in der originalen form gekannt haben!

Auf der andern seite würde die arbeit des bearbeiters 20—30 jahre später fallen („lebte als vornehmer spielmann in Wien und Passau in den ersten jahrzehnten des 13. jahrhunderts“, s. 288). Seine arbeit bestand in der herstellung einer äusseren einheit und in dem zusatz und der erweiterung von allerlei beschreibungen und episoden — und nun soll auf diese dinge das publikum wirklich so viel wert gelegt haben, dass es die poetisch wertvollsten, die wirklich packenden teile nicht mehr ohne sie hören mochte! Man erinnere sich der reichen entwicklung der handschriftlichen überlieferung des Nibelungenliedes, und erinnere sich, dass auch die zeit, wo Kettners O entstanden sein würde, die eines lebhaften interesses für litteratur ist; es wird viel gesungen, gedichtet, gelesen, geschrieben. Geschrieben müssen wir uns doch diese bücher denken. Der verfasser äussert sich nicht darüber, ebensowenig, als er genauer angibt, wie er sich die entstehung der einzelnen bücher und ihr verhältnis zu einander vorstellt. Hatte der dichter beim ersten buch schon die absicht, wenn nicht die folgenden bücher mit ihrem bestimmten inhalt zu schreiben, so doch die anschliessenden teile der sage zu behandeln? Sind grössere zeiträume zwischen ihrem erscheinen anzunehmen? Wäre gar eine entwicklung des poetischen vermögens und des sprachlichen ausdrucks von einem buch zum andern festzustellen? Je mehr man versucht auf diese fragen einzugehn, um so mehr zeigt sich, dass die „bücher-theorie“ auch für die aufklärung der schwierigkeiten des Nibelungenliedes nicht leistet, was man von ihr erwarten sollte. Der verfasser muss ebenso mit verschiedenen quellen, mit der verarbeitung des alten stoffes in höfischem sinne arbeiten, wie es gegenüber dem gesamten Nibelungenlied nötig und angebracht ist. Daher bringen ihn seine konstruierten bücher wider zu weiteren konstruktionen nach rückwärts, den drei mangelhaften liederbüchern, die dem dichter als quelle gedient haben sollen. Damit kommt man auf denselben punkt, auf welchem auch die an Lachmann direkt anknüpfende kritik sich zur umkehr genötigt gesehen hat, wenigstens nach der einsicht zweier hervorragenden gelehrten, welche bisher jener kritik vertraut hatten: nämlich der annahme einer überreichen produktion auf dem gebiete des nationalen heldengesanges, während die bekannten litterarhistorischen tatsachen nicht dazu stimmen (Wilmanns, Anz. f. d. a. 18, 70; Schönbach, Das christentum i. d. altd. heldendichtung s. 47).

Die „bücher-theorie“ erscheint demnach als unglaubwürdig; sie löst nicht, was sie lösen soll, und führt nur zu neuen schwierigkeiten. Daraus ergibt sich ein grosses mistrauen gegen die voraussetzung, deren folge sie ist, gegen die kritische these des buches: die version ist eine bearbeitung des originals, die von einer hand stammt, wie auch dies original die arbeit eines dichters ist; der umfang der bearbeitung entspricht im grossen und ganzen den von Lachmann als unecht ausgeschiedenen strophen — grob ausgedrückt: es bleibt alles wie bei Lachmann, nur dass die unechten und die echten strophen anstatt mehrerer nur je einen verfasser haben. Dies wird, fürchte ich, der these am meisten schaden. Manche leser werden sich achselzuckend fragen, wie es möglich sei, dass auf demselben wege verschiedene dinge bewiesen werden, und damit das ganze abtun. Das wäre aber unrecht, man

kann wirklich auf demselben wege zu verschiedenen resultaten gelangen, wenn neue allgemeine anschauungen hinzutreten.

Wir müssen bei Kettner die begründung der trennung der beiden schichten von dem nachweis der jedesmaligen einheit unterscheiden. Wenn der verfasser auch für den ersten punkt die autorität Lachmanns als massgebend anerkennt (s. 161), so hat er doch für den grössten teil den nachweis selber neu unternommen. Zunächst sucht er die annahme von interpolationen überhaupt durch die analogie der hdschr. B zu rechtfertigen (widerholt in der anzeige des angef. buches von Schönbach, Ztschr. 30, 384 fg.). Kein zweifel, dass dadurch die möglichkeit der interpolation auch von A gegeben ist. Es fehlt aber der zwingende beweis, der nur in der divergenz der beiden handschriften liegt. Dann hat der verfasser selber (Ztschr. 26, 433 fgg.) gezeigt, dass die interpolationen in B von einer persönlichkeit herrühren, ebenso wie die bearbeitung, die in A vorliegen soll. Dieser interpolator in A würde aber eine ganz andere individualität sein, als der in B: er schuf ein ganzes, der andere putzte es aus. Darum dürfen die indicien zur erkennung der interpolationen grade nicht von B auf A übernommen werden. Dazu gehört die eigentümlichkeit, dass mit inhaltlichen anzeichen der interpolation sich widerholungen von stilistischem material zusammen finden (s. 70 fg.). Dies ist eine neue betrachtungsweise, die direkt sich an die älteren arbeiten des verfassers anschliesst. Sie ist an sich zweifellos wertvoll, und die betreffenden beobachtungen sind sicher (s. 71 fg.). Aber dass in diesen fällen immer „nachahmungen“, sei es bewusster oder unbewusster art (s. 73) vorliegen, will nicht einleuchten. Kurz vorher lesen wir grade die vorzügliche darstellung der stilistischen einheit des Nibelungenliedes, wie sie sich eben in solchen widerholungen und deren eigentümlichkeiten zeigt (s. 66—69). Darum würde die „nachahmung“ im besondern falle nur als folgerung aus der anderswie erkannten interpolation gelten können. So ist es auch. Die methode, welche der verfasser benutzt, die beiden schichten zu trennen, ist keine andere als die bekannte Lachmanns. Zwar sind ihm alle bedenken wol bekannt, welche gegen ihre einseitigkeit erhoben sind, — auch das tief schneidende — fast bis an den lebensnerv aller philologie, möchte man sagen — wort von Wilmanns von den „über gebühr angestrengten augen“ (Anz. f. d. a. 18, 69). Er sagt aber weder, noch ist es zu erkennen möglich, wodurch sein verfahren weitsichtiger und zuverlässiger wird. (Am schärfsten ist dieser kontrast s. 75; vgl. weiter die 12 merkmale und die bemerkungen dazu s. 82. 83.) Worin diese einseitigkeit der „auftrenn-methode“ besteht, sieht man vorzüglich bei Cauer, Homerkritik s. 245—255, worauf ich in kürze verweisen möchte. Welches dagegen der richtige weg in der Nibelungenkritik sein dürfte, wird nachher noch berührt werden.

Da nun der verfasser für jede schicht einen ursprung annimmt, war er zu einem weiteren beweise verpflichtet, den er nicht gibt. Er musste zeigen, dass O als gesamtarbeit nicht von dem bearbeiter stammen kann. Es werden zwar in zwei umfangreichen kapiteln die charakteristika von O und B zusammengestellt, sie werden aber nicht verglichen (eine ausnahme gleich unten). Bei einem solchen vergleiche würden aber, darin liegt die grosse schwierigkeit, in abrechnung zu bringen sein alle stellen von O, die inhaltlich nicht mit B vergleichbar sind. Ob sich daraus ein wirklich greifbarer unterschied ergeben wird, darf bezweifelt werden. In einer eigentümlichkeit, die grade solche vergleichbaren stellen betrifft, stimmen sie wenigstens überein, in der neigung zu widerholungen (s. 253 vgl. s. 283). Die charakterisierung der bearbeitung ist auch manchmal unbestimmt, z. b. wird ihr zunächst ein gewisser realismus (der darin bestehen soll, dass hie und da schwächen an den per-

sonen hervorgehoben werden; die einzelnen punkte sind nicht unanfechtbar) — zugeschrieben, und dann heisst es weiter: „Dieser realismus schliesst aber ein verständnis für die weicheren menschlichen empfindungen nicht aus. Der bearbeiter ist sogar augenscheinlich bemüht, diese noch mehr als das original hervorzuheben und noch zu verstärken, wie er ja im allgemeinen die vorzüge des originals richtig schätzte und diese durchaus nicht beeinträchtigen wollte“ (s. 276/277). Auch was vorher über die „idealisierende tendenz“ des originals gesagt ist (s. 207—208), wird nicht jeden leser überzeugen; es lässt ihm übrig, sich sehr verschiedenes dabei zu denken. Am wenigsten ist der schluss zulässig, weil der inhalt der heldensage allgemein bekannt gewesen sei, habe das publikum dem stoffe kein materielles interesse entgegengebracht (*unde scis?* —), und darum habe der dichter seinen stoff idealisieren müssen (s. 208). Kein mensch muss müssen, und zu allerletzt ein dichter. Was der dichter und der künstler gewollt hat, sollen wir verstehen lernen, und beurteilen, wie weit er seinen willen durchgesetzt hat. Das ist aber wirklich sehr schwer für uns in diesem falle, weil wir in einer ganz andern welt leben. Ob man damals in Siegfrieds worten an Ortwin: *jan dorften mich dîn zwelve mit strîte nimmer bestân* wirklich einen des helden unwürdigen hochmut sah (s. 276), können wir an sich gar nicht wissen; auch nicht wie man über das recht der *levis castigatio* des ehegatten dachte. Vor allen dingen dürfen wir nicht einen so durchaus modernen gegensatz wie realismus und idealismus, der überdies ganz unklar und vieldeutig geworden ist, auf unser Nibelungenlied übertragen. Für den einen ist idealistische kunst solche, die einen höheren typus des menschen darstellt, für den andern eine, welche ideen, d. h., gedanken über den menschen darstellt, für den dritten einfach die kunst „für damen.“ — Die auffassung des verfassers ist die erste; aber ob sie mit recht aufs Nibelungenlied angewandt wird, kann bestritten werden. Der negative grund, dass im Nibelungenlied „kein einfach schlechter oder gar verächtlicher mensch vorkommt“, dürfte nicht genügen. Am besten lässt man aber das beiseite. Das mittelalter ist uns vielleicht durch die exakte forschung nur innerlich fremder geworden, als es war zu der zeit, wo es als asyl aller träume diente.

Doch etwas anderes war zu zeigen. Die charakterisierung von **O** und **B** scheint nicht dazu zu dienen, die kritische ansicht des verfassers zu empfehlen. Kommt man nicht grade auf das gegenteil, wenn man liest, dass man nur aus den zusätzen des bearbeiters das richtige bild einer schlacht gewinnen kann (s. 271)? Die hauptsache aber bleibt, dass die ganze betreffende darstellung als folgerung aus der these gegeben wird, und nicht in gesichtspunkten wie art der schilderungen, behandlung des innern lebens, anschaulichkeit usw. beweismittel für die scheidung gewonnen werden. Darum sagt auch der einzige punkt so wenig, für den eine vergleichung vorgenommen ist: die litterarische stellung der beiden. Danach wäre der dichter von **O** minnesänger und habe den älteren minnesang gekannt, während nur der bearbeiter auch Hartmann gekannt und benutzt habe (s. 192—198). Dies ist, wie gesagt, nur eine folgerung aus der schon gemachten scheidung.

Wir können also auch die kritische these des buches nicht annehmen. Vielmehr ist der eindruck der, dass die untersuchung, welche von einem richtigen punkte ausgeht, durch die rücksichtnahme auf die theorie Lachmanns aus ihrer bahn gelenkt worden ist. Die ganze künstliche hypothese ist durch das bemühen entstanden, die neuen eigenen forschungen mit der alten, mächtigen lehre in einklang zu bringen. Ich finde persönlich keinen so grossen vorwurf darin. Allein durch die

einrichtung der ausgabe, in der wir allein die hdschr. A lesen, übt die alte lehre eine zähe macht aus. Es ist nur natürlich, dass unsere wissenschaftlichen überzeugungen im letzten grunde von etwas anderm als beweisen und schlüssen abhängen. Das beste beispiel dafür ist Lachmann selbst, dessen ansicht durchaus in der romantik wurzelt (man denke nur an die schönsten volkslieder anm. z. d. Nib. s. 6). Die folgen dieser, an sich begreiflichen, rücksichtnahme sind für die klarheit und folgerichtigkeit in diesem buche nicht günstig gewesen. Das wird jeder empfinden, der den sprung vom ersten auf den zweiten abschnitt, und dann das hinundhergehn im anfange des letzteren wider mitgemacht hat, bis glücklich der anschluss an die scheidende kritik gewonnen ist. Abschnitt I schliesst damit, dass das Nibelungenlied wenigstens in seinem hauptteile das werk eines dichters sei, dann fängt II, überraschend genug an: „Bei der erörterung der frage, ob für das Nibelungenlied von anfang bis zu ende sich ein dichter nachweisen lässt, ... wird es am zweckmässigsten sein, auszugehen von Lachmanns liedertheorie, da unter den abweichenden ansichten der ihm nachfolgenden kritiker keine eine so weit verbreitete und so entschiedene zustimmung gefunden hat" (s. 61). Es scheint nun aber weder diese stelle der untersuchung geeignet die frage nach dem einen dichter aufzuwerfen, noch Lachmanns liedertheorie, den ausgangspunkt dafür zu geben — nicht als ob dies keine frage sei, auch nicht als ob Lachmanns kritische arbeit keinen wert mehr habe; aber jedes zu seiner zeit.

Wir sind heute auf dem besten wege, eine einigung in der Nibelungensache zu finden. Die bereits erwähnten ernsten worte von Wilmanns und Schönbachs äusserungen in dem schon mehrfach citierten buche (das dem verfasser s. z. leider noch nicht vorgelegen hat, aber wie seine beurteilung (Ztschr. 30, 384 fgg.) zeigt, kaum seine ansichten dürfte modificiert haben) — sind eine epoche, weil ja die beiden gelehrten früher auf einem andern standpunkte sich befunden haben. Seitdem kann man Lachmanns liedertheorie in ihrer dogmatischen form aufgeben und für ein misslungenes experiment halten, ohne irgend jemand in seinen gefühlen zu verletzen. Darum bleibt aber das problem, welches durch dies experiment gelöst werden sollte, und es bleibt seine und seiner nachfolger kritische arbeit unverloren, der ganze vorrat ihrer analysen und beobachtungen. Nur müssen wir uns anders zu ihnen stellen: es sind alles noch ungelöste aufgaben. Aber der weg sie zu lösen ist uns deutlich vorgezeichnet. Der ausgangspunkt ist gegeben, wie Schönbach es ausdrückt: „Wir sind, glaube ich, alle einig darüber, dass der gedanke, die umlaufenden stücke von erzählungen aus der heldensage zu epen zu verbinden, durch das mächtige beispiel des höfischen romans angeregt worden ist" (a. a. o. s. 51). Hierin liegt zugleich der entscheidendste grund gegen die verhängnisvolle gleichstellung des Nibelungenliedes mit der Ilias. Trotzdem man sich gegen diese nicht genug verwahren kann, so kann doch methodisch aus der behandlung der homerischen frage manches für das Nibelungenlied gelernt werden; vor allem zunächst klarheit über die tatsachen, die wir kennen und von da aus vorsichtig zurück! Darum haben wir unser überliefertes Nibelungenlied erst einmal als gedicht zu betrachten, welches denselben zwecken der unterhaltung dienen soll, wie die höfischen romane. Dann haben wir uns zu fragen, was entspricht alles diesem zwecke, oder wenn der zweck nicht erreicht ist, wenigstens dieser absicht — mit andern worten: welche bestandteile können von dem höfischen bearbeiter stammen, der ein zusammenhängendes werk zum vorlesen herstellen wollte, und welche nicht. Diesen schriftsteller, dessen werk ohne zweifel die oberste schicht unserer überlieferung bildet, müssen wir in seiner technischen und poetischen

eigenart zu erkennen versuchen — und dann sehen, ob wir noch weiter zurück müssen.

Von diesem punkte sind auch Kettners frühere untersuchungen, und ebenso auch dies buch zunächst ausgegangen; dort sind es die höfischen schilderungen, hier die berührungen mit der zeitgenössischen litteratur, die er prüft. In dem betreffenden abschnitt, dem ersten, hat er die forschung um einen sicheren schritt weiter geführt. Durch diese litteraturvergleiche, besonders durch den nachweis der beziehungen zum ältern minnesang, ist unser überliefertes Nibelungenlied in helles historisches licht gestellt, während früher die neigung weit verbreitet war, es nur zu studieren, um dessen willen, was dahinter stecke, etwa wie einen vorhang anzusehn, in dem die umrisse und formen der schönsten weibesgestalt erscheinen, während es nun selber ankommt, artig angezogen, vielleicht etwas reichlich und nicht immer geschmackvoll geputzt — mit der freundlichen bitte „machts nicht zu schlimm!"

Aber soweit sind wir noch nicht. Kettner hat den zusammenhang mit der zeit und der absicht des gedichtes, den wir suchen, für den stil aufgezeigt. Denselben zusammenhang haben wir dann aber für den inhalt zu untersuchen, bezüglich einzelner motive und deren gestaltung, sowie bezüglich der ausbildung und anordnung des gesamten stoffes; und am ende bezüglich der inneren und äusseren kultur. Alles was dahin gehört ist ja des öfteren in verschiedenster weise erörtert worden, es erübrigt nur es an dieser stelle einer untersuchung einzuordnen.

Für das verständnis der stofflichen leistung ist ja von unschätzbarem werte, dass wir die sage in der nahestehenden gestalt, welche die Thidreks-sage enthält, vergleichen können. Wir kennen aber dadurch die form des stoffes, der den beiden bearbeitungen zu grunde lag, nur andeutungsweise. Darum wird noch zu suchen sein, ob neben den aus zeit und absicht sich ergebenden punkten nicht noch einige persönlichere, individuellere züge des letzten bearbeiters zu erkennen sind, seine besonderen poetischen neigungen, sein können und sein nichtkönnen. Sehr viel beobachtungen darüber, die wol das wichtigste erschöpfen, liegen in den beiden charakteristiken Kettners. Wir deuteten schon an, und es kann nach dem gesagten nicht zweifelhaft sein, dass jede beobachtung daraufhin geprüft werden muss, ob sie nicht zu einem dichter passt, welcher einen roman zum vorlesen schreiben wollte. Am wichtigsten ist das nichtkönnen, das in der person, wie das in der aufgabe liegende. Was über dies zweite Kettner mit bezug auf den bearbeiter sagt (s. 83/84), dürfte für das ganze gedicht ebenso gelten. Auf die strophenfrage kommen wir noch.

Wo wir mit den ergebnissen aus zeit, absicht und erkennbarer individualität nicht weiter können, da fängt die kritische frage erst an. Daraus ergibt sich, dass unser vorliegendes buch sich zu früh dieser frage zuwendet; um dies zu begründen, konnte diese auseinandersetzung nicht vermieden werden.

Das macht den ersten abschnitt des buches aber um so wertvoller, weil diese untersuchungen am sichern anfange stehen und nicht in der mitte einer kette. Es ist aber schon angedeutet, dass der reiche inhalt der übrigen teile von grosser bedeutung ist, weil alles auf intimes verständnis und gründliche erwägung gegründet ist. Da diese besprechung nun einmal ganz in den strom allgemeiner betrachtungen geraten ist (vielleicht ist auch das ein verdienst des buches), so darf noch auf etwas allgemeines gewiesen werden. Kann man nicht aus der „büchertheorie" die vorstellung entnehmen, dass das Nibelungenlied langsam entstanden sei? Dass gar der dichter selber seine älteren partien überarbeitet und erweitert hätte? Etwa Hagens

bericht über Siegfrieds jugend selber später eingefügt habe, sei es weil er vorher nichts davon gewusst, oder weil er bei der revision empfand, dass doch allzuwenig vom helden Siegfried erzählt wird? Wie dem auch sei, wir werden wahrscheinlich immer mehr darin einig werden, dass im wesentlichen unser Nibelungenlied seine letzte form durch den erhalten hat, der einen roman zum vorlesen daraus machen wollte; und werden immer mehr empfinden, dass dies eine mühsame arbeit, ein kampf mit stoff und form war. Dann werden wir ihm auch nicht so böse sein, wenn er, wie es uns scheint, „seine gedanken nicht beisammen hat.“ (Lachmann zu str. 2021.)

Ein grosses hindernis, wenigstens für alle erzählenden und beschreibenden, aber auch für viele dialogische stellen, ist anerkanntermassen die strophe gewesen, ebenso ist anerkannt, dass diese metrische form im Nibelungenliede nicht ursprünglich ist, sondern eigentlich der lyrik angehört: nur ist die frage, wie ist ihre übertragung zu erklären? Eine mögliche erklärung ist die, dass sie zunächst in liedern epischen inhalts verwandt wurde, und dann in dem grössern gedicht, welches diese lieder verarbeitete, beibehalten ist. Danach würde in der strophischen form ein beweis liegen, dass dem Nibelungenliede einzellieder in strophenform vorgelegen haben. Zu diesem grunde würden noch kommen die strophenanfänge, die wie liedanfänge klingen, sowie der besondere poetische charakter einzelner, besonders dialogischer stellen, wo die worte gleich in der strophenform geworden zu sein scheinen. Weshalb dieser letzte gesichtspunkt noch nicht spruchreif ist, ergibt sich aus allem, was vorher bemerkt worden ist; der zweite betrifft vereinzelte, man könnte sagen, verlorene erscheinungen, und der erste, der am einleuchtendsten erscheint, wird ernstlich bestritten. Der verfasser des vorliegenden buches erklärt die strophenform daraus, dass der verfasser des originals selber minnesänger gewesen ist; und Schönbach (a. a. o. s. 50—51) spricht aus, die form der älteren lieder könne nicht die Nibelungenstrophe gewesen sein, weil dagegen die bestimmbare entstehungszeit der strophe spricht, und andrerseits die in dieser strophe verfassten lieder in unserem Nibelungenliede an eigentümlichkeiten der sprache und versbildung erkannt werden müssten. Er fährt dann fort: „nur dort, wo man beides kannte, roman und minnegesang, kann man auf den einfall geraten sein, die strophenform der lyrik auf das epos zu übertragen.“ So richtig jene einwände erscheinen, so dürfte dieser letzte satz doch widerspruch vertragen. Auch wenn man die übernahme der strophe als einen ungeschickten einfall (so darf man doch das „geraten“ deuten) bezeichnet, bleibt er immer noch höchst befremdlich. Die übertragung von der lyrik auf das gesungene epische lied und von da auf das zusammenhängende epos ist das natürlichere, verständlichere. Vielleicht kann ein vergleichender litteraturforscher da helfen, der einmal die zugänglichen fälle der strophischen form in grösseren epen prüfte. Unter allen umständen aber, wenn unser Nibelungenlied die strophenform aus epischen einzelliedern übernommen hat, so sind dies keine von volkstümlicher art gewesen, wie sie die Titurelstelle von den blinden (DHS. 173 = 194), und auch der Marner gemeint haben, sondern erzeugnisse ritterlicher poesie, und zwar der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts. Das dürfte sich jedesfalls aus dem ergeben, was wir über die entstehung dieser und der verwandten strophenformen wissen. Diese ritterlichen epischen einzellieder würden dann auch gut zur erklärung dessen dienen, was man das sociale aufsteigen der heldensage nennen kann. Aber damit sind wir wider auf dem besten wege, eine litteratur zu konstruieren, von der wir nichts wissen, und mit den tatsachen in kollision zu kommen.

Diese hinundwider anzudeuten, war aber erforderlich. Es zeigt sich dadurch, dass auch der verfasser des vorliegenden buches sich zu rasch in der „formalfrage“ des Nibelungenliedes entschieden hat. Es zeigt sich aber ferner, wie auch in der konstruktion des originals, welche dies buch unternimmt, dass die frage, ob hinter unserm Nibelungenlied nicht etwas poetisch wertvolleres, ja eigentlich das wertvolle steckt, dass diese frage etwas natürliches und notwendiges ist. Wir suchen die persönlichkeit, der wir die schönen, poetisch gewordenen stellen des gedichts verdanken, die stellen, welche uns noch so lebendig berühren, wie die hörer vor 700 jahren. Die eigentümliche form der einzelnen stelle, getragen von der stimmung des ganzen, ist doch die hauptsache. Das gefühl des harmlos geniessenden hat sich wol nie darin getäuscht; aber die kritik hat sich von den vorstellungen nicht frei machen können nach denen im schulbetrieb verständnis von werken der sprachkunst geübt wurde, und vielleicht noch geübt wird: indem man an prosastücken die disposition, an dramen den „gang der handlung“ als die hauptsache ansieht.

Persönlich glaube ich, wie angedeutet, dass man vermögen und unvermögen in einer persönlichkeit vereinigt erkennen wird, und dass die einzellieder nicht sehr viel mehr als die strophische form hergegeben haben; aber es ist auch gesagt, weshalb jede ansicht in dieser sache subjektiv und unbeweisbar sein muss.

Darum, um es am schlusse zu widerholen, erscheint der versuch, eine neue lösung der kritischen frage zu geben, den wir in Kettners buch kennen lernen, verfrüht. Die arbeit, die daran gewandt ist, behält darum doch ihren wert, weil sie mit voller sachkenntnis, mit gründlicher, gewissenhafter forschung, und vor allem mit einer durch eine besondere methode ausgebildeten, persönlichen fähigkeit der beobachtung unternommen ist. Schon darum ist es jedem freunde unserer alten litteratur als notwendiges hilfsmittel zum verständnis des Nibelungenliedes zu empfehlen. Dann hat es für die weiterforschung den sichern gewinn gebracht, dass unser Nibelungenlied als ein einheitliches litteraturwerk einer bestimmten zeit noch deutlicher als zuvor nachgewiesen ist, und dass an diesem bestimmte stilistische eigenschaften und litterarische beziehungen erkannt sind. Und daran muss jede weitere arbeit anknüpfen.

HAMBURG, JOHANNISTAG 1898. G. ROSENHAGEN.

Justinus Kerners briefwechsel mit seinen freunden. Herausgegeben von seinem sohne **Theobald Kerner.** Durch einleitungen und anmerkungen erläutert von dr. **Ernst Müller.** Mit vielen abbildungen und facsimiles. Stuttgart und Leipzig, Deutsche verlagsanstalt. 1897. 2 bde. X, 584, VI, 554 s. 12 m.

„Was ich Dir schreiben soll, damit Du mit Kerner eine correspondenz anfangen könntest, sehe ich nicht ein. Übrigens wirst Du nicht weit mit ihm kommen, er schreibt immer nur ein paar zeilen, ist keine epistolische natur.“ So schreibt D. F. Strauss an seinen freund Rapp am 5. april 1838 (Strauss briefe, ed. Zeller, s. 38).

In der tat hat es selbst Strauss, trotzdem er gewiss eine epistolische natur war, und trotz der nahen beziehungen, die er mit Kerner unterhielt (vgl. u.), es mit ihm zu keinem briefwechsel gebracht. In unserer sammlung ist Strauss nur mit einer kurzen epistel vertreten (Bd. 2 s. 527), dem letzten brief der ganzen publication vor dem kurzen anhange, und in der sammlung von Strauss' briefen wird nur

ein billet Kerners an Strauss in einem briefe von David Friedrich an seinen bruder Wilhelm mitgeteilt (s. 104, 30. aug. 1841). Durch eine anfrage bei dem greisen Eduard Zeller, die dieser mit gewohnter freundlichkeit beantwortete, konnte ich nur constatieren, dass sich in dem Straussschen nachlass wirklich kein brief Kerners vorgefunden hat. Aber gerade dieses beispiel Strauss-Kerner ist so lehrreich für die art, wie diese ganze sammlung herausgegeben ist, dass seine betrachtung an die spitze dieser besprechung gestellt werden mag. Nicht nur wird jenes von mir hervorgehobene briefchen Kerners nicht darin erwähnt, sondern auch ein bedeutender brief Kerners an seinen bruder Karl, der gleichfalls in Strauss' briefen (a. a. o. s. 57 fg.) abgedruckt ist, wird nirgends angeführt. Jener aber musste irgendwie citiert, dieser womöglich abgedruckt, sicher analysiert werden, da er die ausführlichste aussprache Kerners über den so charakteristischen aufsatz enthält, den Strauss ihm gewidmet hat[1]. Er ist weit ausführlicher und merkwürdiger als das kurze billet Kerners an Sophie Schwab (Briefwechsel bd. 2 s. 134 fg.), das einzige übrigens, in dem Kerner über jenen aufsatz handelte, und man gewinnt daher durch seine ausschliessliche mitteilung ein falsches bild von der art, wie Kerner die gewiss ausführlichste, geist- und liebevollste würdigung aufnahm, die ihm wol bei seinen lebzeiten zu teil geworden ist.

Kerner war, wie oben mit Strauss' worten gesagt wurde, keine epistolische natur. In der tat, von den 852, richtiger 860 briefen, denn manche sind nur mit A ohne besondere ziffer bezeichnet, die in unserer sammlung vereinigt sind, rühren nur 280 briefe von Kerner her, und da diese sich auf die jahre 1806—57 verteilen, so kommen auf das jahr kaum 4 briefe. Freilich ist damit die zahl der wirklich von Kerner geschriebenen, erhaltenen und ohne sonderliche mühe zusammenzubringenden briefe keineswegs erschöpft. Wenn der herausgeber in seiner einleitung von 3—4000 im Kernerhause befindlichen briefen spricht, so hat er dabei gewiss mehr die an Kerner gerichteten, als die von ihm geschriebenen briefe im auge, denn naturgemäss verwahrt die dortige sammlung zunächst die briefe der ersteren art. Was die Kernerschen briefe betrifft, so weist der herausgeber selbst auf die in Karl Mayers buch über Uhland enthaltenen briefe hin. Andere lassen sich aus der gedruckten litteratur aufzeigen (s. o. Strauss), ferner ein brief an Haug. Haug schreibt nämlich an Matthison (Ms. nachlass I, 287) 15. mai 1824: „Eben erhielt ich einen brief von Justinus Kerner. Seine freude war gross, dich und deine holde Psyche kennen gelernt zu haben.“ Eine solche stelle hätte zu I, 548 dem briefe Matthissons febr. 1824 ergänzt werden müssen, wo er von seinem „alten wunsch, Sie von angesicht zu sehn“ spricht. Gerade die freundschaftlichen beziehungen zwischen Matthisson und Kerner sind um so merkwürdiger, weil Matthisson sich als censor sehr wenig liebenswürdig gegen Kerner bezeigte (Kerners Briefwechsel I, 368, anm. 3, september 1813), und weil Kerner sich früher (juni 1812) recht boshaft über Matthisson aussprach (bd. I, 306). Ein fernerer brief Kerners an Therese Huber, sowie die an Radowitz gerichteten und andere in der Radowitzschen sammlung erhaltenen briefe, alle von dem herausgeber nicht beachtet, aber in gedruckten quellen genannt, sind an anderer stelle zu erwähnen.

Auf gar manche andere quellen hätte der herausgeber durch das ihm vorliegende briefmaterial von selbst kommen müssen. Viele der in unserer sammlung

1) „Zwei friedliche blätter“ 1838. Dazu kam dann ein ausführlicher nekrolog. Beide jetzt in Strauss' gesammelten schriften, gleichfalls von Zeller herausgegeben. Bonn 1876. Bd. 1 s. 113—179. In Strauss' briefen (s. 438—440 fg.) einzelne äusserungen über den tod Kerners.

abgedruckten briefe, besonders die der fürstlichkeiten, des prinzen Adalbert, des königs Ludwig von Bayern, der prinzessin Marie von Württemberg, weisen fast ausnahmslos auf vorhergegangene briefe Kerners, auch auf gedichte hin, welche beide übrigens in den bisher vorliegenden sammlungen fehlen. Man darf dem herausgeber den vorwurf nicht ersparen, dass er diese briefe nicht zu erlangen gesucht habe. Denn der einwand, dass nur die sammlungen des Kernerhauses den stoff geben sollten, wäre an und für sich schon sehr ungenügend und ganz unwissenschaftlich, ist aber auch deswegen nicht stichhaltig, weil in unserer sammlung gelegentlich einzelne briefe aus privatbesitz mitgeteilt sind. Nun lässt sich ja wol denken, dass namentlich fürstliche und privatarchive dem suchenden verschlossen bleiben, und die tatsache, gerade diese briefe zu entbehren, dürfte nicht allzu tragisch genommen werden.

Dagegen ist es höchst bedauerlich, dass die reichen handschriftenbestände unserer deutschen bibliotheken, auch der grösseren privatsammler nicht untersucht worden sind.

In dem gedruckten katalog von Alexander Meyer-Cohn (Berlin 1886) sind zwei briefe Kerners, von denen der eine ausserordentlich merkwürdig ist, erwähnt, die hier nicht besprochen wurden. Rudolf Brockhaus' Verzeichnis (Leipzig 1889) nennt (s. 12) gleichfalls Kerner unter den dichtern, deren handschriften er besitzt. Unbenutzt sind in unserer sammlung ferner geblieben: ein grosser brief Kerners an Malsburg 1824 (Holtei, 300 briefe, Hannover 1872, II, 34—37). Der brief ist deswegen von grossem interesse, weil er über den körperlichen und geistigen zustand des grafen von Löben interessante mitteilungen macht; dieser dichter und poet war eine zeit lang bei Kerner in behandlung, und der angeführte brief würde interessante nachträge zu manchen in unserem briefwechsel abgedruckten notizen gegeben haben. Auch in der gleichfalls von Holtei herausgegebenen sammlung von briefen an Ludwig Tieck (Breslau 1864) finden sich drei, richtiger vier briefe Kerners von 1830—41, die gleichfalls manche daten zur erläuterung der briefe Tiecks in unserer veröffentlichung und der über ihn handelnden stellen geboten hätten. Nur von einem dieser briefe ist in unserer sammlung (II, s. 194) gebrauch gemacht. Die anderen sind nicht berücksichtigt. Übrigens waren auch die briefe Tiecks an Kerner, die in unsere sammlung aufgenommen sind, wie angeführt, bereits gedruckt, und eine analyse wäre daher dem neudruck vorzuziehen gewesen.

Die handschriftlichen briefe Kerners würden sich schon sehr reichlich vermehren lassen, wenn man nur die autographen-kataloge der letzten jahre ansähe. So ist mir in den letzten tagen eine notiz aus einem katalog von Ernst Karlebach in Heidelberg bekannt geworden, in der es heisst: Kerner, Justinus, Zwölf handschriftliche briefe von Kerner seiner enkeltochter in die feder diktiert und von Kerner unterschrieben an seinen freund den ehemaligen Karlsschüler architekten Heideloff aus den jahren 1855 bis 1859. 4. 20 m.

Ich habe natürlich nicht den beruf, diese lücken weiter zu notieren oder gar auszufüllen, nur liegt es mir nahe, von dem zu reden, was in Berlin vorhanden ist. Jedem irgendwie litterarisch gebildeten herausgeber musste bekannt sein, dass die königliche bibliothek in Berlin die grosse Radowitzsche handschriften-sammlung, ferner den noch grösseren Varnhagenschen nachlass besitzt und in liberalster weise wissenschaftlichen arbeitern zur benutzung überlässt. Der katalog der Radowitzschen sammlung ist gedruckt (Berlin o. j., wol 1864). Er enthält 8 Kernersche briefe. Von einzelnen dieser briefe ist noch in anderem zusammenhange zu reden. Hier sei daraus nur das folgende erwähnt. Erstens: ein gedrucktes blatt aus dem Deutschen

dichterwald 1813, s. 53 „Lied eines spielmannes von G. O. H. N. (graf Löben) mit der eigenhändigen bemerkung Kerners „Hinausgeschnitten aus seinem buche, weil ers im herzen hat, von Kerner.“ Zweitens: Facsimiles der gedichte 28. januar 1852 „So lang noch berg und thale blühn“. Drittens: Briefe an einen freund, 4. mai 1825, dem er ein lied sendet, das, „wäre es durch Ihre composition verherrlicht, sich vielleicht manches herz zum troste nach dem tode eines lieben singen würde.“ Im Morgenblatt werde er bald ein lied lesen „Fühlte seines bündels drücken, der müde wandersmann.“ (Das gedicht erschien dort 1825 nr. 85.) Viertens: Brief vom 13. december 1836 an Friedrich von Meyer, mit der bitte, auf einen aufsatz im Morgenblatt, der sich gegen die annahme von geistererscheinungen richtet, zu erwidern. Meyer hat darauf geschrieben: „Der aufsatz von Nürnberger war für die geistererscheinungen und las sich nur anfangs als feindlich.“

Aber als ganz unverzeihliche nachlässigkeit des sammlers oder herausgebers ist darauf hinzuweisen, dass die in der Varnhagenschen sammlung aufbewahrten 72 briefe Kerners an Varnhagen von 1805—57 nicht benutzt sind. Da Theobald Kerner selbst im verkehr mit Varnhagen stand, da die meisten briefe Varnhagens an Kerner von ihm zur aufnahme ausgewählt wurden, da diese fast regelmässig auf Kerners episteln verweisen, so ist es geradezu unbegreiflich, dass nicht daran gedacht wurde, diese briefe zu benutzen. An demselben orte befinden sich sieben briefe Kerners an Helmine von Chézy, ein brief an Arnim, ein anderer an eine verwandte aus Kerners jugendzeit, ferner 14 briefe Kerners an Rosa Maria und D. Assing (ausserdem auch etwa 30 briefe der beiden letztgenannten), also mit den früher erwähnten ungedruckten, 100 d. h. mehr als ein drittel der in unserer sammlung überhaupt befindlichen Kernerschen briefe.

Was die 2. abteilung, die briefe an Kerner betrifft, so stellen die mitgeteilten ca. 650 nach der oben angeführten mitteilung des herausgebers nur einen kleinen teil der briefmasse dar, die im Kernerhause vorhanden ist, und hier wird man wol im allgemeinen (nur ein beispiel: Uhland [siehe unten] und die schon erwähnten stücke des Assingschen ehepaars) sagen können, dass der grösste teil der an Kerner gerichteten, an jenem orte verwahrt werden. Aus den anmerkungen der beiden bände kann man gewiss etwa 100, wenn nicht mehr solcher briefe aufweisen. Aber mit solchen hinweisen hat der herausgeber doch seine pflicht nicht erfüllt. Ein kurzer rechenschaftsbericht über die erhaltenen und die mitgeteilten wäre nötig gewesen, und wenn auch keineswegs alle diese briefe abgedruckt zu werden brauchten, so hätte doch ein verzeichnis der briefschreiber und eine ungefähre, am besten regestenartige mitteilung der vorhandenen briefe für den wissenschaftlichen benutzer zu den erwünschten beigaben gehört.

Gewiss hat die kritik einer briefsammlung das recht, von vornherein auf das hinzuweisen, was sie enthalten sollte und nicht enthält. Denn wenn auch das buch nicht mit dem anspruch auftritt, eine vollständige sammlung aller vorhandenen actenstücke zu sein, so dürfte doch der, der im mittelpunkte steht, nicht so stiefmütterlich bedacht werden und manche persönliche und freundschaftliche beziehungen, die er unterhielt, gänzlich unbeleuchtet bleiben. Die hauptsächliche aufgabe der kritik jedoch ist natürlich die wertschätzung des gebotenen.

Unter dem gebotenen fallen zuerst ausser dem gedruckten text der briefe die facsimiles auf. Auch sie können nicht unbeanstandet bleiben. Erwähnenswert ist eine seltsamkeit, ja ungehörigkeit, dass einzelne briefe im facsimile gegeben werden, die sich im druck gar nicht finden. Ein facsimile ist ein schmuck, an dem man sich erfreuen

kann, eine probe der handschrift, aber diese, das facsimile allein, sollte in einer gedruckten sammlung nicht als actenstück zur lectüre oder benutzung betrachtet werden. Mehrere solcher briefe sind, was ziemlich irreführend ist, im inhaltsverzeichnis als ungedruckt bezeichnet. Sie sind gleichfalls nach vorschrift des inhalts-verzeichnisses an ganz unpassender stelle eingereiht. So ein brief von Conz, 1808, unter die briefe des jahres 1820, ein undatierter brief von Karl Kerner an eine stelle, an die er seinem inhalte nach absolut nicht gehört. (Über einen brief Rickeles ist gleich zu sprechen). Ein brief Georg Kerners aus dem jahre 1806 ist unter die episteln des jahres 1805 verwiesen worden. Dieser brief besonders ist für die biographie des Justinus so wichtig, dass er nicht blos als facsimile hätte gegeben werden dürfen. Dass diese facsimilierten briefe auch hätten gedruckt werden müssen, geht schon daraus hervor, dass in ihnen manches der erklärung bedarf; zu den facsimiles aber fehlt jede erläuterung. So ist z. b. in einem solchen briefe von Conz der Seckendorffsche Almanach gemeint, an dem Kerner mitgearbeitet hatte; Conz' recension in der Halleschen litteratur-zeitung war nachzuweisen. In dieser recension des Seckendorffschen Musen-almanachs in der Halleschen Allgemeinen litteratur-zeitung 1808, nr. 198, spalte 563 fgg. heisst es über Kerner: „Von Justinus Wartenburg, der uns besser als der katholisierende Hans Volz gefällt — die übrigens eine person sind — sind: „Lied“ „Wanderer an den mond“, „Ade“, „Der abschied“. Innigkeit und ungekünsteltheit, wenn schon diese weniger des oft absichtlich, wie es scheint, vernachlässigten ausdrucks bedürfte, ist der charakter dieser lieder.“ Am schlusse der nicht unterzeichneten recension werden besonders Uhlands gedichte gerühmt. Bei Goedeke III, 312 (alte ausg.) wird ausser den vier genannten liedern noch „Der rosenstrauch“ genannt, gleichfalls Justinus Wartenburg unterzeichnet, ein gedicht, das offenbar von Conz nur aus versehen unerwähnt geblieben ist. Da er mit den Kernerschen kreisen durchaus bekannt war, verdient seine positive behauptung, die ich durch gesperrten druck hervorgehoben habe, beachtung. Ich habe mir den Seckendorffschen Almanach leider nicht verschaffen können. Der künftige biograph Kerners und der sammler einer wirklich vollständigen ausgabe seiner gedichte wird jedesfalls von dieser notiz akt nehmen müssen. — Der so wichtige brief Karl Kerners über seine etwaigen beiträge zu einer biographie des bruders Georg hätte gleichfalls erklärt werden müssen. Der freund, von dem hier die rede ist, war gewiss Varnhagen, der 1817, seitdem Justinus den plan aufgab, sich ernstlich mit einer biographie Kerners beschäftigte, und 1821 wider darauf zurückkam. In eines dieser jahre müsste also der brief Karl Kerners gehören. Der undatierte, gleichfalls nur facsimilierte brief Rickeles ist gewiss aus dem jahre 1822, wobei er übrigens auch steht, weil er sich auf Kerners gedicht „Im herbst 1822“ bezieht. Wo aber sind die übrigen briefe Rickeles an ihren Justinus, besonders die aus der brautzeit, von denen Varnhagen gelegentlich (I, 520, vgl. dazu die von Kerner an Uhland übermittelte äusserung desselben, I, 90) enthusiastisch spricht, und die Kerner ursprünglich zu einem roman verarbeiten wollte (1810. I, 157). (Einzelne andere briefe Rickeles werde ich unten nachweisen.) Diese briefe wären gewiss ein grosser schmuck der sammlung gewesen, und man hätte manch dutzend öder phrasen aus den letzten lebensjahrzen gern dafür entbehrt.

Die meisten der beigegebenen facsimiles werden auch im druck widerholt. Vergleicht man aber druck und abbildung, somacht man seltsame beobachtungen. So ist es z. b. erstaunlich, dass im inhaltsverzeichnis ein gemeinsamer brief Fouqués und Chamissos versprochen, doch nur die letzte ziemlich inhaltlose seite geboten wurde. Dass

im allgemeinen auf buchstäbliche widergabe des originals verzichtet wird, erklärt sich aus der bestimmung des buches für weitere kreise, und dass die interpunktion wesentlich verändert wurde, ist ein recht des herausgebers, obwol manchmal gerade die zahlreichen recht charakteristischen ausrufungszeichen des schreibers, als bedeutsam für den sinn, nicht willkürlich hätten ausgelassen werden sollen. Aber aus welchem grunde wird, obwohl in der einleitung das gegenteil ausdrücklich bemerkt ist, am texte geändert? Das facsimile eines briefes Kerners an Uhland, 1813, ist datiert „Chemicihaus". Im druck steht „In des Chemicihaus". Kerner schreibt: „Dass du an Osiander geschrieben", der druck fügt ein ganz unnötiges „hast" ein. Wozu wird in dem angeführten briefe Fouqués und Chamissos „gern" in „gerne", „tausch" in „tausche" verwandelt? Wozu der schluss „Leben Sie wol und lassen Sie uns immer in recht inniger verbindung bleiben. Ich bin mit herzlicher achtung und freundschaft", im druck ausgelassen? Wozu in der nachschrift Chamissos eine willkürliche umstellung des wortes „auch" und die veränderung des charakteristischen „zurückegekehrt"? Und warum wird gar in Uhlands brief, in dem man doch jedes wort respektieren sollte (10. februar 1814) „dass die grosse zeitgeschichte nicht auch meine stolze freude sei", verwandelt in „nicht auch mir eine stolze freude sei"? Bei der widergabe eines briefes des prinzen Adalbert (II, 509), wird der über die gräfin Buol handelnde schluss ausgelassen (vgl. über sie z. b. II, 278), der gewiss ebenso interessant ist wie der sonstige brief dieses redseligen und recht unweisen correspondenten. In Geibels brief wird das citat „Das ferne land zur heimat ward" nicht wie im original in anführungsstrichen eingeschlossen. In demselben briefe wird der satz „Stuttgart selbst ist doch auch nicht so schlimm wie Du es machtest", irrtümlich ausgelassen und damit das verständnis des zusammenhanges zerstört.

In demselben briefe werden nach mitteilung einer stelle aus einem schreiben von Radowitz an Geibel, in dem letzterer für ersteren autographen von Kerner erbittet, die folgenden worte ausgelassen: „Ich bin überzeugt, Du wirst ein so freundliches anliegen nicht zurückweisen und ihm bald eine kleine sendung nach Karlsruhe zukommen lassen. Solltest Du ihm ein paar zeilen dabey schreiben, so empfiehl mich ihm bitte"[1].

Die ganze stelle, weil sie an sich nicht unwichtig ist, durfte nicht ausgelassen werden. Aber sie ist um so wichtiger, als Kerner wirklich auf die bitte eingieng, und, wie der herausgeber aus dem verzeichnis der Radowitzschen autographensammlung (Berlin 1864) s. 572 hätte entnehmen können, Radowitz antwortete (27. oktober 1843) und weiter mit ihm in correspondenz blieb (25. november 1847). Auf den letzteren brief muss in anderem zusammenhange eingegangen werden.

Was den ersten dieser briefe an Radowitz betrifft, so bedauert Kerner darin, von Radowitzs anwesenheit in Karlsruhe nichts gewusst zu haben und macht auf Künzels reiche handschriftenschätze aufmerksam. Er teilt sodann mit, dass er frau von Prittwitz, die psychisch leide, zu sich genommen habe. Am anfang des briefes berichtete Kerner, dass er dem adressaten anbei autographen schicke, nur fürchte, dass Radowitz solche schon besitze.

Diese stelle hätte den herausgeber unserer sammlung zu nachforschungen im kataloge führen müssen. Man wird sagen dürfen, dass alle in der Radowitzschen sammlung etwa enthaltenen, an Kerner gerichteten briefe teile dieser sendung aus-

1) Für den ganzen brief ist auf Karl Theodor Gädertz: Geibel (1897) s. 210 fg. zu verweisen, wo sehr interessante mitteilungen über Geibels aufenthalt in Weinsberg sich befinden.

gemacht haben müssen. Ich fühle mich nicht veranlasst, diese sehr zeitraubende untersuchung anzustellen. Sicher ist, wie ich zufällig gesehen habe, dass drei briefe Uhlands an Kerner — Radowitzscher katalog s. 61, 7. Februar 1813, 7. februar 1819, und 17. oktober 1839 — sowie je ein schreiben von Helmine von Chézy, Wolfg. Meyer, Chr. Pfitzer, Amalie Schoppe, Alexander graf von Württemberg und C. Duller wol die bedeutendsten stücke der Kernerschen sendung gewesen sein mögen. Alle diese stücke sind in unserer sammlung unbeachtet geblieben.

Doch die in unserer sammlung enthaltenen facsimiles nebst ihrer widergabe im druck verdienen noch einige weitere bemerkungen. Sollte es dem herausgeber erlaubt sein, am stile eines briefschreibers herumzuflicken? Der gute fürst Hohenlohe schreibt: „Sie können sich denken, dass sie mich als Teutschen nicht zugethan sind und als mystiker bemitleiden." Der herausgeber verbessert „mir" und fügt „einen" vor mystiker hinzu. Er lässt ihn nicht sagen, „weil sie von keinem lebendigen Christus nichts wissen wollen' sondern von „einem".

Im briefe Müllers von Königswinter ist zwar das ausfallen einer stelle durch punkte angedeutet. Aber warum in aller welt ist die für das verständnis des folgenden wichtige und für den briefschreiber charakteristische stelle „Ich denke aber, Sie werden mich auch besser und näher darin kennen lernen. Sagen Sie mir bald einmal, wie es Ihnen geht" ausgelassen worden?

Am schlimmsten ist es aber dem briefe der prinzessin Marie von Württemberg gegangen. In diesem ist die nachschrift einfach ausgelassen, die doch, da sie die schreiberin und wol auch den empfänger des briefes als anhänger der wasserkur und der Priessnitzschen methode zeigt, nicht unwichtig ist. Ferner ist ein ganzer satz weggefallen, ohne dass die auslassung angedeutet ist; er lautet: „Was mich aber noch mehr freut, ist Ihre feste handschrift als beweis Ihres wenigstens besseren befindens." Gerade durch diesen satz wird das folgende in dem briefe der prinzessin erst verständlich. Wenn die prinzessin schreibt „lebensmühen zu tragen", weiss man nicht, warum der herausgeber „ertragen" druckt. Schreibt sie, es sei ein trauriger gedanke, n u n monate unter schnee und eis zuzubringen, so macht sie der herausgeber zu einer unglücksprophetin, die v i e r monate schnee vorhersagte. Am anfang des briefes ist ein besonders grober fehler. Im druck dankt die prinzessin „für Ihren schönen poetischen gruss". Im facsimile steht „für Ihren schönen palmentraum", ein wort, das man freilich nur nach einiger mühe entziffern kann. Das hier genannte gedicht ist nicht bekannt.

Bei 8 der zwanzig in druck und facsimile mitgeteilten briefe müssen wir also recht ernste bedenken über die treue der widergabe äussern. Da dies der fall ist, so geht man nicht zu weit, auch die treue in der mitteilung der übrigen briefe, bei denen uns das leichte mittel der verbesserung fehlt, stark anzuzweifeln. Ganz offenbare fehler sind z. b.: I, 533, z. 12, G. von Herder. Es muss entweder E. = Emil oder H. = Herr heissen. II, 161, z. 12 muss selbstverständlich gelesen werden: „muss auch sorgen", nicht „sagen", wie es im buche steht. In dem von G. Schwab mitgeteilten rätsel I, 327 muss, wenn das rätsel überhaupt verstanden werden soll, dreimal „dreck" statt „druck" stehen, was der herausgeber schon aus der zweiten zeile, nämlich im worte *boue* hätte ersehen müssen. Denn *boue* heisst niemals druck, sondern eben dreck. (Sollte hier etwa gar das anstandsgefühl des herausgebers mitgesprochen haben?)

Gibt der herausgeber in den bisher herausgehobenen beispielen zu wenig oder das gebotene nicht ordnungsmässig, so lässt sich ihm andrerseits der vorwurf nicht

ersparen, dass er an vielen stellen zu viel gibt. Bei mitteilung der briefe gekrönter häupter oder gefürsteter und gräflicher personen muss man immer an das von Strauss überlieferte hübsche wort denken: Bei Kerner prinzelts schon wider. In der loyalität gleicht der herausgeber seinem helden. Dies zeigt sich besonders bei der aufnahme der briefe des grafen Alexander von Württemberg. Manchmal (z. b. anf. 1841, II, 184 fgg.) stellen sich diese in geradezu erschreckender masse ein; im 2. bande überhaupt nicht weniger als 36. Hier hätte eine auswahl genügt und platz für manches wichtigere schaffen können. Auch enthält das facsimile eines dieser briefe, der nur eine folioseite umfasst, sogar auch noch das völlig leere respektblatt, während sich die bürgerlichen correspondenten mit der widergabe der von ihnen vollgeschriebenen seiten begnügen müssen. Bei einem briefe der prinzessin Marie von Württemberg wird sogar auch das adressblatt facsimiliert, eine gunst, die minder hochgeborenen briefschreibern niemals zu teil wird. Aber nicht dies allein ist bei den briefen selbst zu bemängeln. Es ist vielmehr zu tadeln, dass einzelne dieser briefe, z. b. die des prinzen Adalbert überhaupt gedruckt wurden, da sie zum grossen teile völlig in Theobald Kerners erst 1894 erschienenen buche „Das Kernerhaus und seine gäste“ veröffentlicht, also allen Kernerfreunden leicht zugänglich waren. Sie hätten um so weniger widergedruckt werden sollen, als sie weder dem briefschreiber noch dem adressaten zur ehre, noch dem leser zur freude gereichen. Die art, wie dieser prinz sich durch Kerner von einer frau, die aus einem glase wasser die zukunft zu prophezeihen wagte, antwort darüber geben lässt, ob er könig von Griechenland werden und die prinzessin von Spanien zur gemahlin bekommen werde, und anderes, und wie Kerner — das kann man aus den ferneren schreiben des prinzen entnehmen — auf diese fragen eingeht, ist unerfreulich genug. So etwas heisst ja wol ein beitrag zur kulturgeschichte. Aber ist er einmal gegeben, so reicht das wahrhaftig für ein paar jahrzehnte aus.

Überhaupt hätte als grundsatz festgestellt werden müssen: Alle briefe, die Theobald Kerner in dem erwähnten buche ganz oder teilweise gegeben hatte, waren als bekannt vorauszusetzen. Dadurch hätte sich der umfang der gegenwärtigen sammlung entweder stark verringert oder der also verschwendete platz hätte sich für besseres oder jedesfalls ungedrucktes verwenden lassen.

Doch der tadel des „zu viel“ geht namentlich auf die briefe des königs Ludwig I. von Bayern. Von ihm sind nicht weniger als 26 briefe abgedruckt. Man kann wol sagen: 20 zu viel. Die art des königlichen briefschreibers ist sattsam bekannt. Es hätte ausgereicht, sie höchstens an einem halben dutzend beispielen zu illustrieren. Fast alle briefe des königs sind nach folgendem schema gearbeitet:

1) Dank für die seitens des dichters beim könige eingetroffene briefliche oder dichterische gabe.

2) Der name Kerner spreche für sich und sei mehr wert als ein titel („oberamtsarzt“).

3) Nach dem tode der königin und des guten Rickele kommt hinzu: Wir sind geeint durch den grösssten lebensschmerz, den wir beide erlebt haben.

Für meinen persönlichen geschmack wäre es genug gewesen, diese drei geistreichen bemerkungen einmal zu lesen. Sonst enthalten die briefe des königs, wie man getrost sagen kann, nichts beachtenswertes.

Zu diesen loyalen beziehungen Kerners, auf die es dem herausgeber besonders angekommen zu sein scheint, kann ich drei nachträge geben, von denen zwei deswegen interessant sind, weil sie des dichters bestreben zeigen, auch ausserhalb

Bayerns und Württembergs fühlung mit hohen häuptern zu gewinnen. An einen ungenannten freund schreibt Kerner (Radowitzsche sammlung, 13. september 1833):

„Inzwischen machte ich die bekanntschaft der töchter Ihrer unsterblichen königin Katharina. Sie waren 2mal vom soolenbade Jaxfeld aus bey mir in haus garten und thurm und ich war heute bey ihnen in Stuttgart. — Das sind liebliche vortreffliche geschöpfe, auf denen ganz der herrliche geist und alle lieblichkeit, alle lust der mutter ruht.“ Am schluss: „Mein bruder sagt so eben: ich solle Ihnen schreiben: ihm komme die gegenwärtige regierung wie eine katze vor, die die landstände am schwanze ziehen.“

Die zweite unbekannte beziehung, die Kerner suchte, lernen wir aus dem gleichfalls schon oben erwähnten briefe Kerners an Radowitz, 25. september 1847 kennen. Mit diesem briefe sandte der dichter ausser einem exemplar seiner gedichte für frau von Radowitz auch ein anderes an Radowitz und bat, „es an Seine Majestät Ihren herzlich von mir verehrten könig gelangen zu lassen.“ In demselben briefe schrieb er mit hinweis auf seinen sommeraufenthalt in Baden-Baden folgendes: „Man erzählte mir in Baden einiges von dem psychischen leiden des erbprinzen von Baden, und inzwischen fiel mir öfters bei: ob nicht durch magnetisches einwirken auch versuche zu einer besserung gemacht werden könnten? Ich habe besonders in leiden des rückenmarkes in neuerer zeit wider überraschende einwirkungen von magnetischen manipulationen angesehen, die mein sohn hier an derley kranken ausübte, mit einer kraft, die ich nicht mehr besitze. Aber wie gesagt, der eigentliche krankheitszustand des erbprinzen ist mir unbekannt, und es steht mir deswegen kein urteil zu.“ Der künftige biograph Kerners könnte und müsste diesen beiden spuren weiter nachgehen.

Die 25 briefe Lenaus an Kerner und die antworten Kerners sind, wie bd. II, 14 anmerkung im allgemeinen und dann bei jedem einzelnen briefe noch speciell erwähnt wird, in Schurz' „Leben Lenaus“ (1855) gedruckt. Wozu war also eine widerholung nötig? Das buch ist ziemlich verbreitet. Daher würde eine bescheidene auswahl der briefe oder eine anführung wichtiger stellen in anmerkungen um so mehr ausgereicht haben, als weder der text verbessert noch in den anmerkungen sonderlich reiches material zur erklärung geboten wird. Viele dieser briefe habe ich mit dem abdruck bei Schurz verglichen. Haben der Kernerschen publication, was nirgends gesagt wird, originale zu grunde gelegen? Warum wird in dem ersten briefe Lenaus die charakteristische datumsangabe „Heidelberg, was weiss ich den wievielten november, dienstag“ (1831) ausgelassen und statt dessen blos die Schurzsche vermutung, dass es der 15. war, eingesetzt? Warum wird gedruckt: „kälber in der wilde herumblöken?“ Bei Schurz I, 131 steht welt, was mindestens eben so guten sinn gibt. In demselben briefe steht in der Kernerschen sammlung „gefragt“ statt „ungefragt“. S. 16, z. 10 steht ein „Auch“ eingefügt. Warum ist der brief Kerners an Lenau Schurz I, 133 ausgelassen? Der grosse brief Kerners an Mayer, 11. märz 1832 ist auch bei Schurz gedruckt. Dies hätte angegeben werden müssen. Nur éine verbesserung finde ich in diesen briefen: 15 märz 1832 schreibt Lenau an Kerner gewiss richtig: Meine geschäfte hier halten mich auf, während bei Schurz falsch gedruckt ist „gefühle“. Aber diese eine richtige lesart rechtfertigt nicht den abdruck von zwei dutzend briefen.

Nimmt man indessen das von dem herausgeber gebotene an, so ist doch auch die art seiner mitteilung nicht völlig anzuerkennen. Man billigt zwar, dass die briefe streng nach chronologischer ordnung, nicht etwa, wie von einzelnen unverständigen herausgebern geschieht, nach den einzelnen correspondenten mitgeteilt werden. Aber

undatierte oder ungenügend datierte briefe sind recht oft an den falschen platz gerückt, oder die wirklich dastehenden daten sind von dem herausgeber falsch gelesen.

Der brief 99 z. b., Kerner an Uhland, kann nicht vom 4., sondern muss vom 14. august 1811 sein, da er, wie sein inhalt deutlich dartut, die antwort auf den brief 100 vom 10. august ist; die anmerkung I, 225 ist daher irrig und verwirrt den sachverhalt. Der brief 109, gleichfalls Kerner an Uhland, undatiert, gehört vor den brief 108, Uhland an Kerner, 3. november 1811, da er die mitteilung enthält, Kerner habe eine schrift über Wildbad verfasst, worauf denn Uhland schreibt: „Auf deine schrift (nämlich über das Wildbad) bin ich sehr begierig." Unbegreiflich geradezu ist es, dass brief 194, Uhland an Kerner, 15. august 1813, hinter 193 gesetzt, und dem letzteren undatierten das datum 13. august gegeben wird. In drei verschiedenen bemerkungen wird von einem briefe auf den andern verwiesen, ohne dass der herausgeber merkt, dass Kerners brief die antwort auf Uhlands epistel ist: Uhland entschuldigt sich mit anführung eines verses Flemings wegen seines stillschweigens. Kerner beginnt seine erwiderung: „So gar nachlässig im schreiben musst Du nun nimmer sein." Uhland schickt dem freunde zwei über Kerner handelnde stellen aus Jean Pauls Ästhetik, und Kerner antwortet: „Ich habe indessen auch Jean Pauls Ästhetik gelesen." Das kann nur bedeuten: wie Du, der Du mir zwei stellen daraus schon schicktest. Uhland schreibt: „Von Mayer habe ich endlich wider einen brief erhalten", und Kerner antwortet: „Mayer hat Dir nach seinem briefe manches von uns erzählt." Ferner gehört brief 137: Kerner an Uhland, undatiert, der an den anfang der junibriefe gesetzt wird, unmittelbar vor Uhlands brief an Kerner, 30. juni. Kerner schreibt: „Bitte Conz doch auch noch um beiträge", und Uhland antwortet unmittelbar: „Den Conz mag ich nicht weiter mahnen." Brief 314, Therese Huber, kann nicht vom 13. märz, sondern muss vom 13. mai 1821 sein. Kerner beklagt sich am 8. mai über eine hässliche recension seiner schrift über das wurstgift. Therese antwortet darauf tröstend, auf das wesen der recensionen überhaupt eingehend. Wenn der herausgeber in der anmerkung zu der letzten stelle auf nr. 310 verweist, so ist dies falsch, dort spricht Kerner nicht von einer wirklich geschriebenen, sondern evtl. zu schreibenden recension. Darauf kann sich Theresens äusserung unmöglich beziehen.

So viel nun auch die sammlung der actenstücke, lesung der texte, anordnung der briefe zu wünschen übrig lässt, die schwächste partie in der arbeit des herausgebers sind die anmerkungen. Statt wirklich erklärungen zu geben, verweisen sie häufig auf andere briefstellen, in denen man auch nichts findet. Neben dem zu wenig ist in ihnen oft auch das zu viel zu beklagen. Namentlich in den jugendbriefen werden sehr viele bekannte Kerners genannt; so oft ein solcher name begegnet, wird entweder die erfreuliche bemerkung widerholt, dass über den betreffenden nichts zu finden ist oder die schon einmal gegebene kurze biographische notiz nochmals abgedruckt. Das gleiche ist bei den drei grösseren werken Kerners der fall, deren anfang oder ausführung gleichfalls in die jugendzeit gehört: „Reiseschatten", „Heimatlosen", „Bärenhäuter"; man kann sicher sein, sobald nur einer dieser titel ganz oder unvollständig in den brieftexten vorkommt, in den anmerkungen der wichtigen enthüllung zu begegnen: Ein roman, ein spiel oder ein drama Kerners. Für diese bequeme und durchaus unfördernde art der anmerkungmacherei ist auch das folgende beispiel charakteristisch: „Am zweiten december 1813 wurde Rosa Maria Kerner geboren", heisst es, band I, s. 372, anm. 1; fast wörtlich gleichlautend 374, anm. 1, ganz ähnlich 376, anm. 2. Solche widerholungen finden sich in den anmerkungen zu dutzenden

Die anmerkungen kranken aber nicht blos an dem übel, dass für dinge, die gar nicht erklärt zu werden brauchen, dasselbe drei- oder mehrfach, mitunter buchstäblich gleichlautend, gesagt wird, sondern an dem, dass gerade dasjenige nicht erklärt wird, was auseinandergesetzt werden müsste. Wenn Haug an Kerner schreibt (I, 389): „Ich sende Ihnen das blättchen von Ihrem aufsatz über Birken, um die fehlenden zeilen mit dem vierten reim auf „ider" gefällig zu ergänzen", so war nicht blos zu erklären, wo der betreffende aufsatz im „Morgenblatt" steht — denn das konnte sich jeder selbst sagen, da Kerner jahre lang an keinem andern blatte mitarbeitete, und der herausgeber selbst dieses faktum in einer weiter unten anzuführenden stelle erwähnt — sondern es waren eben die zeilen mitzuteilen. Die drei reime sind „Lieder, nieder, wieder", vermutlich hat der vierte reim „Brüder" als nicht völlig rein Haug nicht gefallen und ihn veranlasst, um eine änderung zu bitten.

Wenn Uhland am 18. september 1814 schreibt: „mir kam die idee zu einem gedicht „Des sängers heimkehr vom gebirge", so war des „Sängers fluch" als gemeint zu bemerken, ein gedicht, das ja wirklich am 3/4. december 1814 ausgeführt wurde. (Vgl. auch I, 400, anm. 3.) I, 85, anm. 1 brauchte nicht auf Fränkel, sondern musste auf Goedeke, Grundriss VI, 112 hingewiesen werden, wo ein genaues inhaltsverzeichnis des „Prometheus" sich findet. S. 97 war Goedeke VI, 164 für die genaueren titel zu benutzen. Mit Koreffs Gedichten I, 98 sind natürlich nicht die 1813, sondern die in Baggesens Almanach erschienenen gemeint. Aber zu s. 86. 87 war überhaupt der feldzug der jungen schwaben gegen Baggesen zu erörtern (Die Antibaggesiana, wie K. an Varnhagen 19. febr. 1810 schreibt). Sollte Uhlands gedicht: „Der räuber", tagebuch (Stuttg. 1888) s. 3 z. 20. 21. jan. 1810 sich etwa darauf beziehen? Ganz unverständlich ist I, 98. 2. Der herausgeber merkt gar nicht, dass der von ihm I, 96—98 abgedruckte brief genau derselbe ist, wie der Leben Uhlands I, 55—58 mitgeteilte. Dort, nach dem concept abgedruckt, ist er vom 20. jan., hier nach dem mundum, vom 21. — Auch s. 96 anm. 1 ist falsch; Uhland hat ganz recht von 3 briefen Kerners zu reden. Denn auf den brief vom 16.—24. januar konnte Uhland am 21. nicht antworten. Der herausgeber scheint das jedoch für möglich zu halten, da er 98. 1 meint, der brief vom 20. (der gar nicht existiert), müsste sich mit dem Kerners gekreuzt haben. — II, 320 anm. 1 ist unverständlich. Das datum des briefes könig Ludwigs, ebenso das wort „werk" (s. 320 l. z.) ist auf dem beigegebenen facsimile so deutlich, dass man beide nicht anzweifeln darf. Entweder bezieht sich die bemerkung auf die 1848 erschienene 4. auflage der gedichte, oder im brief II, 322 z. 15 ist statt „tage" „wochen" verlesen oder verschrieben. — Ein beispiel, wie überflüssig oder irreführend die anmerkungen sind, lehrt II, 222. Für wen war es nötig, zu „Hechingen" und „Amorbach" zu setzen „stadt in Hohenzollern, bez. Bayern"; wodurch ist bewiesen, dass freund Werner in Niedernau 1843 derselbe ist, wie H. Werner in Schweighaim 1839 (II, 144). — II, 207 anm. 1 ist „vermutlich" überflüssig, der ganze brief handelt ja über Kerners gedichtausgabe von 1841. — Dass in den anmerkungen, gelegentlich auch im text die lateinischen phrasen verdeutscht sind, ist gewiss zu billigen, aber war es wirklich nötig, *entrailles* zu übersetzen? (II, 175 anm. 1.)

Diese desideratenliste liesse sich sehr ansehnlich vermehren. Doch würde eine solche aufzählung für die leser dieser zeitschrift keinen gewinn bedeuten, zumal da ich bei manchen stellen, die sich auf Schwaben und Kerners jugendzeit beziehen, nicht imstande bin, die mangelnde erklärung zu geben.

Nicht selten sind aber auch die wirklich gegebenen erklärungen falsch. Auch hierfür müssen einzelne beispiele genügen. Die vielfachen hinweisungen auf Chamissos „Fortunat“ beziehen sich nicht, wie mehrmals bd. I, 53, 136, 168 angegeben wird, auf „Peter Schlemihl“, sondern auf Chamissos damals ungedrucktes drama „Fortunat“, das neuerdings von Cossmann herausgegeben worden ist. Da in den stellen, wo von diesem „Fortunat“ die rede ist, von dramatischer einteilung gesprochen wird, so hätte der herausgeber sie nicht auf „Peter Schlemihl“ beziehen dürfen. — Zu dem namen „Dessauer“ II, 169 war kein fragezeichen zu machen. Gemeint ist der bekannte musiker, der in litterarischen kreisen, ende der 30er und anfangs der 40er jahre eine rolle spielte und über dessen beziehungen zu Heine erst neuerdings im Grün-Franklschen briefwechsel (Berlin 1897) so ausführliche mitteilungen gemacht wurden. — Eine anmerkung wie die II, 217 ist zum mindesten irreführend. Denn Lichnowsky und Auerswald fielen nicht im Frankfurter aufstande, sondern wurden bei einem spazierritt wehrlos von einer plündernden menge überfallen und getötet. — Eine sehr unangemessene anmerkung, aber überaus charakteristisch für die ganze art von erläuterungen, die etwas aufzuklären scheinen und gar nichts erklären, ist die folgende: In einem briefe Karl Spindlers, des bekannten romanschriftstellers, übrigens einem prachtbrief, der in der wüste des charakterlosen lobgewinsels, das in der letzten lebensperiode Kerners gar häufig ist, wie eine oase erscheint (12. september 1843), beklagt sich dieser darüber, dass Kerner während eines längeren aufenthalts in Baden-Baden ihn nicht besucht habe, und braucht dabei folgende worte: „Aber — weil ich nicht bin wie andere, was vielleicht übel, vielleicht nicht, bemüht sich, wie ich schon öfters erfuhr, die synagoge mich darzustellen, als sei ich nur etwa in der kneipe zu finden und vielleicht in meiner häuslichkeit ein magister Lämmermeyer! Doch genug von juden und ihren erbärmlichkeiten.“ War dazu überhaupt eine bemerkung zu machen, so konnte es nur die sein, dass Spindler mit dieser stelle auf August Lewald oder einen andern getauften oder ungetauften jüdischen schriftsteller, der damals in Baden lebte, gezielt hat. Der herausgeber leistet sich dazu folgende geradezu sinnlose anmerkung: „Spindler schrieb im jahre 1827: Der jude. Deutsches sittengemälde aus der ersten hälfte des 15. jahrhunderts.“ Wozu diese billige weisheit, die nicht das geringste in der briefstelle erklärt!

Auch das folgende ist sehr schlimm: Uhland schreibt an Kerner, 12. august 1845: „Kölle erzählt mir, dass Du in Lichtenthal ein treffliches gespräch zwischen rebe und tanne gedichtet.“ Dazu setzt der herausgeber die anmerkung: „Preis der tanne“ erschien im „Morgenblatt“ 1822 nr. 285.“ Nun ist dies gedicht, „Preis der tanne“, das in die Gesammelten dichtungen aufgenommen worden ist, allerdings ein fragment eines solchen gesprächs, aber es ist doch völlig undenkbar, dass Uhland, der die sämtlichen ausgaben der dichtungen seines freundes kannte, von einem 1845 gedichteten liede sprechend, ein solches gemeint haben soll, das vor 23 jahren entstanden ist!!

Ein paar punkte bedürfen noch einer besonderen besprechung, zunächst das verhältnis Kerners und seiner correspondenten zu D. F. Strauss. Es ist überaus merkwürdig und darf gerade des bedeutenden mannes wegen für sich erörtert werden. Es ist schon oben (s. 252 fg.) darauf hingewiesen, wie edel Strauss sich in seinen briefen und schriften über Kerner aussprach. Im gegensatz dazu muss hervorgehoben werden, dass Kerner zwar manchmal hübsch über Strauss redete, aber im allgemeinen seine nichtübereinstimmung mit ihm in politischen und religiösen dingen ebenso scharf

und widrig aussprach wie manche seiner correspondenten. (Vgl. besonders die briefe der Sophie Schwab, vielleicht, wenn man Therese Huber ausnimmt, der interessantesten und gewiss der gesundesten unter den vielen frauen, die hier zu worte kommen.) Recht charakteristisch sind z. b. die stellen II, 95, 141 fgg., 165, 212 fgg. Der einzige unbedingte anhänger von Strauss ist Varnhagen. Schon aus diesem grunde wäre es sehr interessant gewesen, Kerners äusserungen über Strauss, die an den genannten gerichtet sind, mitzuteilen. Am 9. mai 1843 schreibt z. b. Kerner an Varnhagen (ungedruckt): „Strauss hütet und pflegt sein kind und schreibt nichts, was sehr gut ist.“ Recht merkwürdig ist ferner, dass nicht bloss Strauss' arbeiten dem Kernerschen kreise missfielen, sondern dass auch sein verhalten in seiner ehe von ihm gemissbilligt wurde. Kerner und die seinen empfanden für frau Agnes geb. Schebest mehr sympathie als für Strauss, und erkennen geradezu in dieser frau, die der gelehrte für seinen dämon hielt, seinen guten engel (vgl. II, 218 fgg.), womit auch Strauss' briefe s. 132 zusammen stimmen.

Sodann sei auf die beziehungen Kerners zu Therese Huber hingewiesen. Es werden zehn briefe der Therese an Kerner, 1813—24 und 15 antworten Kerners an die redacteurin des „Morgenblattes“ mitgeteilt. Diese briefe werden eingeleitet durch eine bemerkung I, 475:

„Was der dichter damals gesungen, fand zumeist durch das Morgenblatt seine verbreitung. An Therese Huber, die dasselbe nun redigierte, hatte Kerner eine sehr verständige freundin gewonnen. Ihre prächtigen briefe an Kerner werden wol mit interesse gelesen werden.“

Erwünscht wäre gewesen, über den anfang dieser beziehungen näheres zu erfahren, die zunächst, wie es scheint, nicht persönlich waren, sondern rein geschäftlich zwischen redacteurin und mitarbeiter des „Morgenblattes“. Indessen bei Theresens grossem talent, die mitarbeiter des „Morgenblattes“ sich zu freunden zu machen, verwandelte sich auch diese geschäftliche verbindung in eine freundschaftliche. Die persönliche bekanntschaft beider wurde während eines aufenthalts Kerners in Stuttgart, winter 1821 auf 22 gemacht. Zu dieser umgestaltung trug speciell die nahe beziehung bei, in der Therese zu Conz, besonders aber die intimität, in der sie mit der Hartmannschen familie lebte, deren töchter Emilie und Julie auch zu Kerners vertrauten gehörten. Endlich mochte auch die Theresen bezeigte fast kindliche annäherung von Justinus' schwägerin, der wittwe Georg Kerners, aus Hamburg, die eine zeit lang in Stuttgart ihren wohnsitz nahm, die beziehungen festigen, in die die letztere zu dem Weinsberger dichter getreten war. Diese schwägerin gieng mitte oktober 1824, wie Therese Huber an ihre tochter schrieb (ungedruckt, der brief ist, wie der gesamte nachlass der schreiberin in meinem besitz), wobei es heisst: „Sie war mir sehr lieb“, nach Hamburg zurück. (Bei der gelegenheit mag bemerkt werden, dass Justinus Kerner diese verwandte 1849 in Hamburg besuchte. Von dieser reise, von der ich aus einem ungedruckten briefe an Varnhagen weiss, wird in unserer briefsammlung mit keinem worte gesprochen). Es ist nicht unmöglich, dass dieser wegzug der freundin Theresens beziehungen zu Kerner lockerte. Als fernere momente aber muss Theresens entfernung von der redaction des „Morgenblattes“, sowie ihre entschiedene abneigung gegen Kerners geister- und gespensterglauben mitgewirkt haben. Denn obwol gerade dem jahre 1824 einige der ausführlichsten briefe angehören, ist im jahre 1825 die correspondenz völlig zu ende.

Die briefe der Therese sind ein sehr hübscher beleg für die art ihrer redactionstätigkeit, bieten nicht unwichtige notizen zu ihrer selbstcharakteristik und bei-

träge zur erkenntnis ihrer schönen, milden gesinnung. Kerner geht in seinen an sie gerichteten, für das von ihr geleitete journal bestimmten briefen teils auf seine beiträge, teils auf familien- und freundschaftsverhältnisse ein (eine sehr merkwürdige auseinandersetzung über sein verhältnis steht I, 510), nannte sich Theresens wahren verehrer und lobte briefe von ihr, die er in abschriften gelesen, spendete auch gelegentlich als arzt guten rat. Trotzdem scheint es mir ungerechtfertigt, den grossen durchaus ärztlichen brief Kerners, der keine adresse trägt, I, 569, als an Therese gerichtet, wie der herausgeber tut, zu erklären; der ganze ton ist anders als in den übrigen wirklich an die genannte gerichteten briefen. Es ist in ihm keine spur des eingehens auf ihre litterarische tätigkeit oder ihre persönlichen schicksale vorhanden.

Besonders wichtig ist es, zu sehen, wie Kerner Theresens änderungen billigte, ja sie sogar bat, in seinen aufsätzen, selbst in seinen gedichten zu ändern ohne ihn erst besonders zu fragen. Dafür kann ich einen interessanten nachtrag bringen, dem ich andere auf Kerner bezügliche nachträge aus ungedruckten briefen der Therese an verschiedene correspondenten folgen lasse.

Am 14. september 1822 (nr. 333, I, 535) bat Therese, in dem gedichte „Im herbst 1822“ statt „griechisches blut“ „Griechenblut“, statt „auf die welt, den kalten stein“ setzen zu dürfen „auf die menschen, kalt wie stein“. Sie erbat auf diese vorschläge umgehende antwort. Kerner antwortete wirklich umgehend am 16. september. (Original in der Radowitzschen sammlung, ein grosser teil des briefes ist gedruckt im katalog 1864 s. 572.) Auf unsere sache eingehend, schrieb er: „Ihre gütige verbesserung der verse erkenne ich mit innigstem danke an und bitte Sie nur um den abdruck derselben ganz so wie Sie vorschlagen.“ Die anmerkung I, 535 ist daher gänzlich unzutreffend. Aber es ist bemerkenswert, dass Kerner weder seine noch Theresens lesart an zweiter stelle in die ausgabe 1826 aufnahm. Dort heisst es: „Auf die erde, kalt wie stein.“ Erst in der ausgabe der gedichte 1834 wurde (vermutlich von Lenau, vgl. meine Allg. zeitg. 1898 beil. veröffentlichte studie „Lenau als verbesserer Kerners.“) die ursprüngliche lesart restituiert. Ein zweiter nachtrag zur Huber-Kernerschen correspondenz ist folgender: Am 24. oktober 1820 meldet die redaction des „Morgenblattes“, I, 508, dass sie den aufsatz „Die erstürmung von Weinsberg“ angenommen habe. Wenige tage vorher, am 21. oktober, schrieb Therese an Cotta (Cottasches archiv, Stuttgart) das folgende: „Herr Justus (sic) Kerner historischer beitrag ist als darstellung einer einzelnen begebenheit historisch interessant; wenn Sie einen platz in einem historischen heft hätten, gehörte er vorzugsweise dahin, aber das Morgenblatt kann mit wahrer würde solch einen beitrag aufnehmen, selbst wenn er sich durch keine eleganz noch biegsamkeit der darstellung empfiehlt. Vornherein braucht Kerner den ganz unpassenden ausdruck: des volkes hep hep erscholl gegen adel und priester. Das muss er uns ändern lassen; das ist eine unwürdigkeit im historischen stil.“ Die von Therese beanstandete stelle fiel im „Morgenblatt“ fort. Ob sie in den separatabdruck wider eingesetzt wurde, vermag ich, da dieser mir nicht vorliegt, nicht genau zu sagen[1].

1) Statt der stelle heisst es: „Jetzt wol erscholl des volkes aufruf gegen adel und pfaffen.“ Übrigens finde ich, was sonst nicht zu häufig geschieht, bei diesem aufsatz eine anmerkung der redaction. Da nämlich, wo erzählt wird, dass dr. Mantel wegen einer predigt, in der er das jubeljahr verkündete und den nachlass von gülten und schulden rühmte, ins gefängnis geworfen wurde, heisst es als anmerkung der redaction: „Doch wol nicht ganz ohne unrecht. Denn es wäre immer toll oder treulos, dem volk von einer zeit zu predigen, wo schulden und gülten nachgelassen werden sollen.“

In dem letzten briefe Kerners an Therese, der in unserer sammlung abgedruckt ist, I, 544 fg., wird die bemühung der adressatin für die frauen von Weinsberg angerufen, die sich auch direkt an Therese wenden wollten. Diese frauen hatten einen verein gebildet, der es sich zur aufgabe setzte, die burg Weibertreu in Weinsberg wider herzustellen. Kerner äusserte sich kühl darüber. „Ich suche die teilnahme den frauen nicht zu entleiden.“ Therese fasste die sache noch weit kühler auf. In einem ungedruckten briefe an ihre tochter Therese Forster (8. februar 1824) liess Therese Huber sich in ihrer nüchtern-satirischen weise folgendermassen über die ihr von dem schwäbischen dichter zuerst nahe gelegte angelegenheit vernehmen: „Ich habe an Elise Goldbeck (die dame in Berlin, bei der Therese als Erzieherin lebte), geschrieben, um sie für eine theutsche (so schreibt Therese wol absichtlich, obgleich sie es auch sonst mit der orthographie nicht übermässig genau nimmt), unternehmung der weiber von Heilbronn (sic!) zu interessieren. Sie haben einen bettelverein geschlossen zu einem fond, von dem sie das alte schloss Weinsberg zu ehren wollen bringen, schattengänge, ruheplätze, gemäuer sichern, damit ihnen die deutsche vorzeit nicht auf den kopf rumpelt und jede beförderin dieser vaterländischen tat erhält einen ring, in dem ein mauerstein von dem alten schloss gefasst ist, zum andenken; und führt sie der genius der freien Deutschen an den Neckarstrand, so darf sie nach Weinsberg promenieren und sich auf eine bank, ja wenn sie will zwischen zwei stühle setzen. Aber so poetisch hab ich's der Elise nicht geschrieben.“

Ein anderer brief Kerners an Therese scheint nicht erhalten zu sein. In einem briefe an ihre tochter nämlich schreibt Therese 1. april 1823: „Kerner schreibt, dass dieser könig (von Württemberg) das idol der Deutschen sei.“ Ich finde in den in unserer sammlung gedruckten briefen keine solche äusserung.

Ausführlicher wird in einem besonderen aufsatz, den das nächste heft der Ztschr. bringen wird, auf den Kerner-Varnhagenschen briefwechsel hingewiesen und bei den bisher ungedruckten und gänzlich unbenutzten briefen verweilt werden. In unserer sammlung sind briefe Varnhagens mitgeteilt. Dass Kerners briefe auf diese die erwiderungen sind und Kerners antworten auf unsere briefe sich erhalten haben, erfährt, wie schon oben erwähnt, der leser überhaupt nicht. Sie verdanken ihre erhaltung der bekannten ordnungsliebe und sammlerlust des empfängers Varnhagens von Ense. Es bleibt merkwürdig, dass Ludmilla Assing, die ja sonst den nachlass ihres oheims in so ausgiebiger weise zu benutzen wusste, an diesem schatze vorbeigegangen ist, um so merkwürdiger, da sie selbst als kind zweimal im Kernerhaus verweilte, und auch später beziehungen zu ihm unterhielt. Ob von ihrer seite später eine abneigung gegen die bewohner des gastlichen hauses herrschte, weiss ich nicht, wol aber geht aus dem vorwort des herausgebers unseres briefwechsels (I, s. VII) hervor, dass Kerner über ihre etwas rücksichtslose publikationswut empört war und mit rücksicht auf sie die bestimmung traf, dass sein briefwechsel erst dreissig jahre nach seinem tode mitgeteilt werden solle.

Sucht man den gründen für Ludmilla's zurückhaltung nach, so sind es besonders drei: 1. Sämtliche Kerneriana, so wertvoll sie in litterarischer hinsicht, so bedeutsam sie zur charakteristik des eigenartigen menschen sind, waren ihr, die mehr auf sensation als auf befriedigung einer wirklich litterarischen neigung ausgieng, nicht pikant genug.

2. Ihre veröffentlichungen waren zumeist nicht briefe, die an Varnhagen gerichtet waren (etwa die Oelsner- und Rahel-correspondenz ausgenommen), sondern schriftstücke, die von dem onkel selbst herrührten (z. b. tagebücher und blätter aus

der preussischen geschichte) oder grössere sammlungen, die wesentlich in das gebiet des höheren persönlichen and litterarischen klatsches gehören, worunter etwa die bändereichen Gentz- und Pückler-Muskau-volumina zu rechnen sind.

3. Vielleicht hatte sie die absicht, alle diese Kerneriana in einem grossen bande zu verwerten, worauf wenigstens die erhaltene abschrift einiger stücke der Assing-briefe, von denen unten noch zu handeln ist, schliessen lässt.

Alle diese Kerneriana sind mir von der verwaltung der königl. bibliothek in Berlin mit der grössten liberalität zur verfügung gestellt worden, wofür ich auch an dieser stelle meinen besten dank ausspreche.

An erster stelle liegt ein ganz kleines blatt, vermutlich ein albumblatt, das Kerner dem fortreisenden freunde gab, auf dem mit einer zierlichen schrift, die Kerner sonst selten zeigt, mit seiner vollen namensunterschrift und dem datum 1. märz 1809, das gedicht „Des sängers trost“ geschrieben ist. Dieses gedicht, unter dem titel „Trost“ in Seckendorffs Musenalmanach für 1807 zuerst gedruckt (ein druck, den ich nicht vergleichen konnte), hat in den beiden letzten zeilen der zweiten strophe hier die lesart „kommt auf seiner reise doch der mond dahin.“ Diese zeilen änderte Kerner in der ausgabe 1826 folgendermassen: „blickt auf seiner reise doch der mond auf ihn.“ Lenau, der auf dieses falsche pronomen aufmerksam machte („Briefwechsel“ II, 64) bemerkte zugleich, dass er einen andern reim dafür gesetzt habe, und wirklich heisst in der ausgabe 1834, 71 die ganze strophe: „Weilt an ihm kein wandrer im vorüberlauf — blickt auf seiner reise doch der mond darauf.“ Später hat Kerner die ganz ursprüngliche lesart des jahres 1809 (aber schon 1807) restituiert, nur statt „kommt“ heisst es in unseren ausgaben „blickt“.

Der Varnhagensche nachlass birgt aber noch andere Kerneriana. Man weiss, dass Varnhagen sehr viel aus dem Arnimschen nachlass und aus den handschriften der Helmine von Chezy in die seinige mit einbezogen hat. (Ich bediene mich absichtlich eines etwas zweideutigen wortes, weil die art, auf die Varnhagen in den besitz dieser dinge kam, nicht immer völlig reinlich genannt werden darf.) An Arnim ist ein brief, an Helmine von Chézy sieben briefe gerichtet. Ausserdem ist noch ein brief Kerners aus seiner jugendzeit erhalten, aus dem jahre 1804, also früher als irgend einer der in unserem briefwechsel gedruckten, wo der erste, eine poetische epistel, vom 1. januar 1806 datiert ist. Endlich findet sich in dem nachlass noch ein lithographiertes blättchen, eine nicht ganz üble zeichnung Kerners von seiner schwiegertochter Marie aus dem jahre 1846 mit folgendem vierzeiler, von dem ich aber nicht bestimmt angeben kann, ob auch er lithographiert, noch ob er schon anderweitig mitgeteilt ist. Das gedichtchen lautet:

Dies soll ich sein, ich weiss es nicht,
Getroffen ist nicht mein gesicht.
Getroffen aber ist der rock,
Die körperhaltung und der stock.

Über die neun oben angeführten briefe ist im einzelnen folgendes zu bemerken: im frühesten brief mit der anrede „Meine liebe Nane“ an Nanette Ehrhardt geb. Mayer, Ludwigsburg 28. august 1804 entschuldigt sich der schreiber bei der mutter der empfängerin, dass er den brief nicht senden könne, weil dieser bei seiner schwester in Weinsheim sei, dankt für die begleitung und meldet, dass er sonntag abend ermüdet nach Ludwigsburg gekommen sei. Der brief enthält ferner folgende geschäftliche notiz, möglicherweise die einzige, die aus Kerners tätigkeit als handlungslehrling erhalten und aus diesem grunde für die verehrer des dichters interessant genug

ist. „Gottfried hat nun eine musterkarte. Er soll sich daraus wählen, was ihm gefällt und mir dann die nummer des stücks anzeigen. Zwei tücher habe ich ihm bezeichnet, denn die halte ich für die tauglichsten.“

Der brief an Achim von Arnim, 27. decbr. 1830, bezieht sich auf den Berliner „Musen-almanach“ (vgl. die ausführungen in meinem buche: „Berlins geistiges leben II, s. 441 fg. und in der zeitschrift „Im deutschen reich“ 1895). Kerner bedauert, keinen beitrag senden zu können. Er dichte sparsam, „denn nur der tiefe schmerz erzeugt in mir ein lied, sonst nichts.“ Auf den früheren besuch Arnims geht der schreiber ein und bemerkt: „Ihr liebes bild und die wärme, die Sie hier zurückliessen, konnte durch so vieles frostige, was inzwischen alles über uns kam, nicht erlöscht werden.“ Ferner heisst es: „Jener List, dem Sie von Friedrichshall her auf dem schosse sassen (worüber ich noch oft lachen muss), ist schon längst in Nordamerika.“ Des weiteren dankt Kerner für Arnims teilnahme an der seherin von Prevorst, spricht von einem besuche von Görres im vergangenen sommer, empfiehlt dessen „Suso“, Schuberts „Geschichte der seele“ und bittet um Arnims besuch in seinem häuschen. Dieser brief an Arnim wurde durch vermittlung Varnhagens besorgt (mit dem brief an letztern). Vielleicht traf er Arnim, der 1831 starb, nicht mehr unter den lebenden. In dem erwähnten brief an Varnhagen berichtete Kerner, dass er auch schon im herbst 1830 einmal an Arnim geschrieben habe durch den in dem genannten briefe an V. erwähnten juristen Lempp. Für das verhältnis Kerners zu Arnim ist auch die stelle in Kerners brief an Varnhagen (1. okt. 1836) wichtig, in dem er Bettina auffordern lässt, ihm ihr buch zu schicken, „von dem man so viel spricht“; er fährt fort: „Sie soll es mir senden: da ihr Arnim mir unsäglich teuer war und bleibt.“

Die briefe an die frau von Chézy sind vermutlich nicht vollständig erhalten; die vorhandenen gehören den verschiedensten zeiten an. Über die beziehungen zu der genannten enthält der briefwechsel selbst gar manches. Briefe von ihr an Kerner werden im gedruckten briefwechsel im ganzen sieben mitgeteilt, vermutlich nur eine kleine auswahl der wirklich erhaltenen. Unter den schreiben Kerners an sie enthält der erste brief, datiert aus Heilbronn, 25. mai 1815 die mitteilung, dass er nach Gaildorf versetzt sei. Er sei auf einige tage bei Karl Mayer gewesen und bittet die adressatin bei einem berühren Heilbronns dieses haus zu besuchen. „Hier findet man seine heimat.“ Kann auf die gedruckte ankündigung nur beigeschlossene kleine sendung machen. Auch in Stuttgart habe sich ein unterstützungs-verein gebildet. Das von Ihnen gütigst besorgte gedicht fand ich an seiner stelle, leider aber durch druckfehler noch wertloser gemacht.“[1]

Folgende notiz über die zeitgeschichte findet sich in unserem briefe: „Das österreichische hauptquartier ist ja gestern von hier zu Ihnen aufgebrochen. Die

1) Nach Goedeke III, 314 (alte ausg.) erschienen zwei, nicht ein gedicht Kerners im „Frauen-taschenbuch für 1815, eine sendung, die frau von Chézy vermittelt haben könnte. Doch könnte auch unser gedicht das von Görres geschickte sein. Vgl. „Briefwechsel“ I, 410. Wie verhält sich aber überhaupt unser brief zu dem eben angeführten in der correspondenz? Kerner geht darin auf ein kürzlich empfangenes schreiben nicht ein. Auch macht mir der ganze brief I, 410 den eindruck, als könnte er nicht aus dem jahre 1815, sondern müsste aus dem jahre 1813 sein. Dafür spricht die erwachende patriotische stimmung und der umstand, dass Helmine schwerlich erst im jahre 1815 den „Dichterwald“ des jahres 1813 erhalten haben kann. Allerdings ist es widerum nicht möglich, dass sie schon im april 1813 diesen Almanach erhielt, da er erst anfang juni ausgedruckt war.

leute haben sich hier alle sehr brav betragen und man hat ihnen aus manchem hause nachgeweint. Von solcher tugend hat man doch gewiss den sieg über die schlechtigkeit zu hoffen. Gott wird ihn geben."

Der zweite brief an frau von Chézy ist fast dreissig jahre später, am 5. april (august?, geschrieben ist nur ein A mit einem schwänzchen danach). Er lobt die adressatin, dass sie die gute arme Schoppe verteidigt und kündigt einen evtl. besuch Kerners in Heidelberg an. Auch über die Schoppe enthält der briefwechsel wichtige mitteilungen sowie einzelne recht schwärmerische briefe; welche verteidigung der vielschreiberin (Goedeke III, 632 fg. [alte ausg.], zählt 35 romane auf) gemeint ist, kann ich nicht sagen. Im februar 1844 wurde die genannte in Weinsberg erwartet (vgl. Briefw. II, 244). Am 30. oktober 1845 war sie wider in Hamburg (vgl. II, 271). Eine condolenz bei dem tode des sohnes enthält ein brief vom 6. januar (?) 1847, zugleich mit der mitteilung, dass der schwiegersohn Kerners seit einem halben jahre hoffnungslos krank sei. Schon in diesem briefe — ausführlicher aber in dem briefe vom 13. januar oder juni 1847 ging K. auf den jungen Ebeling ein, der durch den diebstahl eines briefes im Kernerhause recht unangenehm von sich reden machte (vgl. Briefw. II, 280 und die dort angeführte litteratur). Frau von Chézy in ihrer übergrossen, oft unangebrachten güte, wollte, wie es scheint, den bestohlenen veranlassen, zu gunsten des namentlich von den Heidelberger studenten arg zerzausten diebes einzutreten, was Kerner ablehnte und dem jungen Ebeling nur den rat gab, sich von Heidelberg zu entfernen. Zwischen diesem und dem folgenden brief fällt ein zusammentreffen der correspondenten in Baden-Baden. Am schlusse dieses gemeinsamen aufenthalts schrieb Kerner am 13. august 1849 ein billet, in dem er Helmine zu einem besuche nach Weinsberg einlud. Am schluss heisst es: „Gott schütze und leite Sie in dieser nacht der zeit." Der letzte brief aus dem jahre 1854 — monat und tag ist nicht zu entziffern — ist, wie es scheint, nach dem brief 742 band II, 412, jedesfalls nach dem tode von Kerners frau geschrieben, geht aber nicht direkt auf jenen brief ein, vielmehr handelt er hauptsächlich über einen litterarischen diebstahl, dessen opfer frau von Chézy nun ihrerseits geworden war. Kerner teilt ferner mit, dass er an Cotta darüber und anschliessend daran über den verlag der poetischen arbeiten Helminens geschrieben habe mit der motivierung: „dass sie gewiss die ausgezeichnetste lyrikerin sei." Cotta indessen habe geantwortet, dass er für die nächsten jahre schon mehrere lyrische sammlungen abgewiesen habe. Kerner weist auf den verleger Duncker in Berlin hin, der manches von Cotta abgelehnte angenommen habe und klagt über seine vereinsamung. Der schluss ist charakteristisch für Kerners wühlen im schmerzgefühl: „Meine innigsten herzlichsten wünsche für linderung Ihres grames! Meiner wächst täglich! Herzlich Ihr auch unglücklich gewordener freund J. K."

Die Varnhagensche sammlung der königlichen bibliothek in Berlin besitzt aber ausser den bisher völlig unbenutzten und unbekannten 68 briefen Kerners an Varnhagen und den 10 anderweitigen Kernerianis in dem Assingschen nachlass, der durch Ludmilla dem grossen handschriftenbestande ihres onkels hinzugefügt wurde, eine grosse anzahl von stücken, deren verwertung in der gedruckten briefsammlung geboten oder wenigstens erwünscht gewesen wäre. Sie besteht

1) aus 14 briefen Kerners an Rosa Maria Varnhagen und Assing, wozu acht briefe von Rickele an jene beiden kommen.

2) aus 38 originalbriefen Assings und der Rosa Maria an Kerner und seine frau.

3) aus einem packet unvollständiger abschriften von Ludmilla Assings hand die zum teil von den erhaltenen originalen Assur-Assings gemacht sind, vier stücke davon fanden sich in den Berliner originalen nicht vor. Dass diese vier briefe etwa der Ludmilla von Weinsberg aus geliehen worden sind, möchte man nicht glauben, schon wegen der oben s. 265 hervorgehobenen stimmung. Viel eher ist anzunehmen, dass sie sich im besitz der Ludmilla befanden und entweder durch ihre nachlässigkeit oder durch weggeben — an autographenliebhaber — aus der sammlung weggekommen sind. Sehr merkwürdig ist es ferner, dass drei der achtunddreissig originalbriefe des Assingschen paares, nämlich die briefe Rosa Marias anfang oktober 1809, 17. januar 1812, 8. november 1814 in den bänden, denen diese besprechung gilt, gedruckt sind. Sind im Kernerhause abschriften dieser briefe, deren original möglicherweise von Kerner an Assing geschickt wurden, vorhanden? Die sache wird noch complicierter dadurch, dass einzelne briefe der Rosa Maria an Assing, die in der Berliner handschriften-abteilung fehlen, in unserer sammlung gedruckt sind; ferner dadurch, dass Assing nach dem tode seiner frau (vgl. u.) durch Schwab die jugendbriefe Kerners an Rosa Maria nach deren letzten willen an Kerner zurücksandte. Sind sie ins Kernerhaus gelangt, wie es aus einer kurzen bemerkung Kerners, die unten noch zu würdigen ist, hervorzugehen scheint? Und wenn dies der fall, warum sind diese briefe, die ihrer frühen entstehung wegen von grösster bedeutsamkeit sein müssten, in unserer sammlung nicht benutzt? Doch können diese fragen hier aus mangel an material keine beantwortung finden; für die zwecke dieser besprechung dagegen ist es angebracht, von den bisher nicht verwerteten 52 briefen von und an Kerner kurze rechenschaft zu geben.

Betrachten wir die briefe Assurs und der Rosa Maria zuerst. (Bei den briefen des ersteren stelle ich ein A. voran, die briefe der letzteren bleiben unbezeichnet.)

1) 15. august 1809, ein unbedeutendes billet.

2) A. Wien 18. august 1810, schickt seinen koffer (von dem in den gedruckten briefen mehrfach die rede ist).

3) 3. december 1810. (Antwort auf Kerners brief vom 3. oktober 1810, der nicht erhalten zu sein scheint.) Hat briefe von Karl Mayer und Uhland bekommen. Sehnsucht mit ihnen allen zusammen zu sein. Hat das Dehnsche haus verlassen, wo sie zuletzt viel kummer gehabt. Lebt mit ihrer mutter. Beginnt anfang 1811 ihr institut, wozu ihr Fanny [Oppenheim?] viel gegeben, deren unterstützung sie überhaupt genossen. Schickt mitteilungen Vs. ihres bruders, rückblicke auf sein Pariser leben. Übersendet beiträge für das „Taschenbuch", Kerner möchte sie aber von andern prüfen lassen, da er durch freundschaft vielleicht verblendet sei. Hat madame Campe kennen gelernt, die sie rühmt. Ist mit dr. Julius, dem herausgeber des Vaterländischen museums (vgl. „Aus Alt-Weimar s. 177) zusammen gewesen.

4) A. Anfang märz 1811. Schickt das lied eines studenten, dem er ärztliche hilfe hat zu teil werden lassen, wünscht mit Rickele nach Wildbad zu kommen.

In dieselbe zeit gehört nun:

5) A. 1811. „Herr Uhland hat mir gesagt, es hätte jemand die „Reiseschatten" recensiert. Das schwarze bandlied sowie überhaupt die ganze geschichte vom müller Andreas und der Anna sind unsäglich. Wenn ich so ein recensent wäre, ich käme von da nicht fort, ewig müsst ich da so liegen bleiben. — Es lösen mich die geister so auf."

6) A. Samstag, Tübingen. „Den Uhland habe ich einige male besucht und ihm tapfer zugesprochen, Sie sogleich zu besuchen. Vor ihm liegende actenstösse

schienen ihn jetzt zu verhindern. Doch es in kurzem zu tun, scheint er nicht abgeneigt."

7) A. 2. april 1811. Dringende sehnsucht, nach Wildbad gerufen zu werden. Schreibt über Rickele, die nicht bei den leuten bleiben kann, bei denen sie lebt.

8) 30. juni 1811. Hat in ihrem institut acht pensionärinnen, von denen sie einzelne beschreibt. Erklärt sich bereit, Rickele zu sich zu nehmen. Amalie Weisse ist nach dem tode ihrer stiefschwester wider bei ihren eltern, Varnhagen mit seinem obersten in Teplitz. Als er zuletzt in Wien war, habe er den erzherzog Karl gesprochen, der ihm viel freundliches gesagt habe. „Dass Neander in Heidelberg ist, wirst Du wissen, vielleicht aber nicht, dass seine familie, mutter und schwester ihm nachgezogen sind; mir war es sehr leid. Es waren sehr gute menschen, die zu sehen mir immer sehr erfreulich war. Und denke dir, wie unglücklich! Kaum waren mutter und schwester abgereist, so starb hier der älteste sohn, der doctor Mendel, am nervenfieber, allgemein bedauert, denn er wurde — als mensch und arzt gleich hoch geschätzt. Für seine familie ist sein tod ein unersetzlicher verlust." Hat die „Reiseschatten" noch nicht bekommen, „da sie die censur noch nicht überstanden." Julius hat ihr ein buch „Beatus" (von Thorbecke) geliehen, aus dem sie einige gedichte abschreibt. Da von diesem dichtwerk in dem gedruckten briefwechsel die rede ist, so bedarf es keines nähern eingehns darauf. Überhaupt habe ich geglaubt, diese auszüge, die eben blos als materialbereicherung gelten sollen, möglichst wenig mit erklärendem beiwerk belasten zn sollen. Der biograph Kerners wird namentlich die stellen über die „Reiseschatten" (vgl. auch unten 18. jan. 1812) zu beachten haben. „Chamisso hat mir in seinem letzten briefe beifolgende lieder mitgeteilt als beitrag zum „Taschenbuch". (Die lieder liegen nicht bei.)

9) A. Mitte september 1811 aus Hamburg. Erste eindrücke. Hat fräulein Varnhagen gesprochen, Kerners bruder gesehen.

10) Ende september 1811. Wie es scheint, der schluss von nr. 8; hat den besuch Assurs empfangen und sich mit ihm gefreut.

11) A. 26. december 1811. Beschreibt ausführlich die entstehung seines augenleidens (durch eine verbrennung mit vitriol). Ist so weltfremd, dass er am liebsten in ein kloster gehen möchte. (Assur war damals noch jude.) Ungemein wehmütig. Dankt für die bekanntschaft mit Rosa.

12) 18. januar 1812. (Wohl als ergänzung des briefes Briefw. I, 271 fg.) An Rickele. Ihre freundin Weisse, die krank gewesen, sei jetzt wider gesund. „Kerner hat in den „Reiseschatten" mit wenigen zügen treu ihr bild dargestellt und alle, welche sie lieben müssen in wolgefallen darauf verweilen."

13) A. März 1812. An K. und Rickele. Kündigt die absicht Rosa Marias an, in einem jahre etwa nach Schwaben zu kommen. Von seiner krankheit: Trähnen träufeln. Bittet ihm für seinen augenfluss ein altes getragenes brusttüchlein Rickeles zu schicken. Sehr zärtlich und innig für K. „Dass Du auf meine gedichte ungemein begierig bist, tut mir ungemein leid."

14) A. 28. april 1812. An beide. Von ebensolcher zärtlichkeit wie der vorige brief. Bittet sie nach Hamburg zu kommen. Er sei munterer. „Ich habe nun kraft und trost, weil ich an der Rosaquell' sitze, aus der beim trübsten nebligsten wetter klares wasser quillt."

15) A. 4. mai 1812. An dieselben. Erneuert die aufforderung, nach Hamburg zu kommen, nicht zu einem besuch, sondern zu dauernder niederlassung. Weist

darauf hin, dass K. auch als schriftsteller geld verdienen könnte. Als arzt habe er ein examen nicht nötig, sondern nur die lösung eines patentes.

16) A. Juli 1812. An dieselben. Furcht, dass Amalie in ihrer ehe unglücklich werde.

17) 22. august 1812. „Assur kommt alle tage, oft zweimal zu mir, sein ganzes wesen ist wirklich eine sehr liebenswürdige und seltene erscheinung; es ist so viel hohes und göttliches in ihm, und dabei eine solche kindlichkeit und demut; aber etwas mehr kraft und schicklichkeit für das äussere leben möchte ich ihm wünschen, denn stärke und kraft ist gerade heut zu tage dem nötig, der viel schönes und göttliches in sich trägt, um es gegen den andrang der gemeinheit, des bösen und der rohen gewalt zu verteidigen; man muss auf der erde fest stehen und kühn mit dem haupt in den himmel ragen.“ Freut sich, dass sie auch an dem Schweden Bagge ihre „heil- und trostkraft“ erprobe. Dagegen sei Amalie ihr verloren. Sie habe an ihr bei ihrem letzten besuche in Itzehoe leichtsinn, mangel an zartgefühl, anmassung und eitelkeit gefunden. Amalie sei wider mit Schoppe versprochen [auch diese biographischen nachrichten waren, wie es scheint, bisher unbekannt], und werde höchst unglücklich werden, wenn sie sich mit ihm verheirate. Wünscht von Thorbecke nähere nachricht zu haben. Freut sich, dass Chamisso für „Deutschland widergewonnen sei“, ist entzückt von „Fouqués herrlichem Zauberring.“

18) A. 18. december 1812. An K. „Der Almanach kommt nicht bei Campe heraus. Gleich nach der ankunft des manuscripts gieng ich, um Campe an den druck zu mahnen, nicht selten hin. Da sagte er mir, das manuscript müsse nach Paris und das daure so lange. Schon seit geraumer zeit sagt er mir, dass bei der heillosen censurstrenge er sich genötigt sehen werde, ihn auswärts drucken zu lassen, bei welcher behauptung er auch noch vor etwa drei wochen blieb. Gewiss, sagte er mir da noch ausdrücklich, soll er erscheinen, nur etwas verspätet in der mitte februar. Gestern war ich wider da, und da musste ich mit ärger hören, dass er es für dies jahr unterlassen müsse, druck der zeit, weitschweifigkeiten, verantwortlichkeiten, vielleicht nächstes jahr, und was der ausflüchte mehr waren.“ Schlägt Hitzig in Berlin als verleger vor. Ist praktikus geworden und mit seiner tätigkeit nicht unzufrieden. Möchte gern soldat werden. Sendet zwei gedichte, von denen eines „Gemeinheit“ überschrieben ist.

19) 22. juli 1813. Weist auf einen vor einigen wochen geschriebenen brief hin, der nicht erhalten zu sein scheint. [Wenigstens fehlt er im gedruckten briefwechsel und in den Berliner handschriften.] Amalie sei nun definitiv zu ihr zurückgekommen, Assur in Berlin. Sie würde möglicherweise durch die verhältnisse genötigt, Altona zu verlassen. Der bruder sei sehr zufrieden mit seiner stellung bei Tettenborn und seiner beteiligung am feldzug. Fouqué, der im kriege gewesen, sei wider zurück auf seinem landgute, Chamisso bei ihm.

20) A. 20. december 1813. An K. und Rickele. Aus dem feldzug. Ist zufrieden mit seiner ärztlichen tätigkeit. „In Leipzig sah ich den Deutschen dichterwald.“ „Mich hungert nach briefen von Euch beiden wie nach brod.“

21) A. 13. märz 1814. Aus einem dorfe Genslis in Frankreich, weist auf einen nicht erhaltenen brief Ks. vom 12. februar 1814 hin. Sein regiment sei furchtbar zusammengeschossen, namentlich in den sogenannten kleinen gefechten. Interessiert sich nicht mehr für den krieg. „Die erste hälfte war patriotisch, die zweite, auf französischem boden geführt, ist politisch, er geht mir lange nicht mehr so zu herzen.“ Grüsst Uhland und wünscht neue gedichte von ihm zu lesen. „Misanthro-

pisch werde ich nach dem kriege meine fühlhörner, die ich jetzt ein wenig entblösst, wider einziehen, dieweil der hochmut und der stolz in viele unserer jünglinge fahren wird. Ich merke schon dergleichen sich regen, und das tut dem ehrlichen wehe." Der brief könnte gelegenheit zu langen excursen geben. Eine parallele zwischen 1813 und 1870 wäre sehr lockend. Ich begnüge mich mit der hervorhebung, dass auch damals trotz der lust in toller jagd nach Frankreich zu ziehn, bei vielen während der in Frankreich spielenden akte des blutigen dramas eine merkliche ernüchterung eintrat und dass ferner bei einsichtigen sich die befürchtung vor der nachher wirklich eingetretenen teutomanie rege machte. Da die äusserungen letzterer art während des krieges sehr selten sind — nach dem krieg, als rückschlag der wirklich eingetretenen übertreibung waren sie häufig genug — so verdienen sie ganz besondere berücksichtigung.

22) A. 2. november 1814 aus Hamburg. Hat Rosa angegriffen gefunden. Er ist jetzt wider froh und mit seinem ärztlichen berufe zufrieden. „O kinder, es war eine herrliche zeit. Mit wehmut verliess ich mein mir nun so teuer gewordenes vaterland und doch stellte es sich so natürlich ein, dass ich es verliess. Sein geist spricht mir indessen doch immerdar, und wenn es wider seine söhne ruft, kehr ich auch zurück. Meine gesundheit hat durch den feldzug sehr gewonnen; auch ist es mit jener krampfigen leidenschaft, die mich verzehrte, hoffentlich vorbei ..." „Fouqué habe ich vor zwei monaten in Berlin bei Hitzig gesprochen. Er sprach mit liebe von Dir, Kerner und sagte, Deine „Reiseschatten" seien doch ein treffliches liebes buch. Er hat gewiss recht, und das urteil solches sängers tut wol. Er bedauerte den missmut, der sich in Deinen briefen runzelig zeigt. Dir ist ja manches schöne zu teil geworden, alter!"

Der brief vom 8. november 1814 ist gedruckt im Briefw. I, 334 fg. Ausgelassen sind in ihm, ebenso wie in dem brief vom 7. januar 1812, grössere stellen über Assur u. a.

23) A. 1. jannar 1815. Schickt Varnhagens (gedruckten) brief über die einnahme Hamburgs und die leiden der stadt in der Franzosenzeit nebst einigen liederproben von sich. „Dr. Julius, der die vielen bücher hat, ist wol mein bekannter, aber mein herz hat er nicht."

24) A. 1. ostertag 1815. „Sobald Ihr mir schreibt, müsst ihr statt Assur Assing schreiben! Ich glaube nämlich, der schickliche zeitpunkt sei da, das längst im innern erkannte und geliebte christentum nun auch äusserlich anzuerkennen. Darum liess ich mich lutherisch taufen und gründe bestimmten mich nicht ohne vorheriges schwanken zu dieser namensänderung." Assing gegenüber hat sich Kerner über diese namens- und glaubensänderung nicht ausgesprochen. Dass er indessen, vielleicht mehr aus dem grunde, weil Assur besser klang, mit der erstern unzufrieden war, geht aus der an Varnhagen gerichteten äusserung hervor. 15. märz 1816. „Assur ist ein klares krystallherz, ein bernstein der Ostsee, wie wird er leuchten bei Rosa! Seine namensänderung gefällt mir nicht. Assur ist schön und ich werde nie Assing sagen können, wenigstens wirds mir immer sein als hätte ich mich verschrieben." Dass ihm aber auch die glaubensänderung unsympathisch war, kann man zunächst aus Kerners innerlicher natur schliessen, sodann aus einer ziemlich wegwerfenden äusserung (in dem einen der Wiener briefe an V. über den in Assings briefen mehrfach genannten dr. Julius in Hamburg). Empfiehlt seinen bruder, Simon Assur, der eine reise nach Süddeutschland mache. Teilt mit, dass er nachträglich das eiserne kreuz bekommen. „Warum erregen Uhlands lieder nicht mehr aufsehen als ich

glaubte? Man sagt hier auch wol, sie sind schön, aber das ist auch alles. Solche herrliche poesie müsste anders anerkannt werden." Schickt ein gedicht.

25) 5. mai 1816. Hat sich am 1. mai mit Assing verheiratet[1]. Die verbindung war schon vor dem ersten feldzug 1813 beschlossen. A. sei als arzt beschäftigt und geniesse des besten rufs. Ist mit Amalie brieflich eng verbunden. Schreibt über deren werk „Martha". [Bei Goedeke III, 632 (a. ausg.) auch erwähnt, eine der ältesten arbeiten Amaliens, deren vielschreiberei erst ein paar jahre später begann.] Ist mit Fanny Tornow bekannt geworden. „In ihrem wesen liegt der schönste ausdruck von geist, gefühl, innigkeit, liebe, mit einer mischung von schmerzen, denn die arme Fanny scheint diese tief empfunden zu haben, wenn sie auch jetzt mit sich in ruhe ist. Sie ist über die erste jugend hinweg, denn sie ist wol zwischen dreissig und vierzig. Ihre hohe schlanke gestalt und ihre geistreichen gesichtszüge sind sehr interessant, und aus allem, auch aus sprache und ton, spricht geist und liebe. Ihre romane gehören gewiss zu den besten unserer zeit, besonders gefällt mir ihre „Natalie", die wie confessionen eines schönen weiblichen gemüts zu betrachten sind" [2]... „Chamisso macht, wie Du schon gehört haben wirst, eine reise um die welt, das beste was er als Franzose in jetziger zeit tun kann. Eduard Hitzig (der nicht, wie du irrig glaubst, mein schwager ist), hat von Santa Cruz auf der höhe von Teneriffa, nachricht von ihm erhalten, einen brief voll freude und begeisterung. Ehe er seine grosse reise vorigen sommer antrat, stattete er uns noch hier in Hamburg einen besuch ab, wodurch uns einige sehr frohe und angenehme tage wurden. Wir hatten vorigen sommer mehrere male die freude, liebe gäste aus der fremde bei uns zu sehen, auch Fouqué, den ritterlichen dichter, hatten wir einige zeit bei uns und Deinen wackern landsmann Gustav Schwab freuten wir uns auch hier zu sehen." ... „Uhlands schöne gedichte haben uns innigst gefreut und haben noch bei vielen anderen den verdienten beifall gefunden."

26) 16. oktober 1817. Glückwünsche zur geburt des sohnes. Teilt mit, dass sie vor vier monaten einen sohn erhalten habe, Karl Eginhard (der übrigens bald starb). Lebt mit ihrem gatten still und glücklich. Amalie ist wider in Hamburg. Hat durch herrn von Hornthal gehört, dass Assings gedichte, die in Kerners händen geblieben, in den „Hesperiden" gedruckt seien. Bittet dringend, nichts von ihm drucken zu lassen.

A. bestärkt in einer undatierten nachschrift diese bitte. „Uhlands worte „Keine adelskammer" war im Hamburger correspondenten abgedruckt. Ich las es mit freude. Die leute müssten doch nachgerade einsehen, dass poesie kein blosses greifen in

1) Danach ist die falsche bemerkung Goedeke 6, 186 zu berichtigen. Auch ist die niederlassung in Hamburg nicht, wie dort gesagt ist, 1816, sondern bereits 1811 erfolgt. Dass die beiträge zu den „Hesperiden" gegen den willen Assings erfolgten, siehe unten. Über Assing handelt ein bei Goedeke nicht erwähnter aufsatz in Gutzkows werken (Frankfurt 1845) bd. 6. Aus briefen Osanns 1838 fg. an A. geht übrigens hervor, dass A. an der von O. geleiteten „Bibliothek der praktischen heilkunde" fleissig mitarbeitete.

2) Über Fonny Tarnow vgl. Goedeke VI, 432. Sie war damals 37 jahre alt, entsprach also Rosa Marias schätzung. Ihre „Natalie, ein beitrag zur geschichte des weiblichen herzens" erschien 1811. Die an F. T. gerichteten briefe Klingers (Brieflich hgg. v. Max Rieger, Darmstadt 1897) verdienen beachtung. Eine hübsche charakteristik von ihr findet sich in einem briefe der Adele Blumenbach an Therese Huber 1822. Auch in Theresens briefen an verschiedene, besonders an Helmine von Chézy, finden sich manche beiträge zur würdigung der interessanten schriftstellerin; von ihr selbst ist in Theresens nachlass nichts erhalten.

die saiten, sondern zugleich in die adern der menschheit und des lebens sei." Diese bitte rief auf beiden seiten eine verstimmung hervor, denn seitdem ist der lebhafte briefwechsel zu ende. Von Kerners eingehn auf die sache, der den unwillen der freunde als nicht ganz gerechtfertigt darzustellen suchte, ist unten zu handeln.

27) A. 18. april 24 enthält grüsse und freude über seine beiden töchter Ludmilla und Ottilie.

Erst durch widerholte besuche der Rosa Maria in Weinsberg wurde der verkehr wider aufgenommen.

28) 6. juni 1833 aus Heidelberg. Kündigt ihren besuch an. Wohnt bei Zimmern. Verkehrt viel mit professor Hanno[1]. Will über Karlsruhe nach Strassburg und Schaffhausen, von dort über Württemberg nach Hamburg zurück.

29) A. 13. juni 1833. Empfiehlt den dr. Steinheim, den bekannten philosophen, und seine gattin. „Wir leben in sehr freundschaftlichen verhältnissen mit einander. Er ist ein vielseitiger, wackerer, für göttliches und menschliches offener mann."

30) A. 3. juli 1833. Schickt, während frau und töchter im Kernerhause sind, ein gedicht an den freund, voll herzlicher liebe und von dem bewusstsein erfüllt, dass die alte freundschaft bewahrt sei.

31) 9. oktober 1833. Ist nach einem verfehlten versuch, mit dem dampfschiff zu fahren, über Frankfurt und Cassel am 23. august wider in Hamburg eingetroffen. Grüsst Kerners verwandte und freunde, die sie in Weinsberg getroffen oder von denen sie gehört, z. b. Lenau: „Ich fand hier das buch, welches mein bruder zum andenken seiner Rahel herausgegeben hat: Ihre briefe und denkblätter. Ein einziges, grossartiges buch, ein wahres erquickungsbuch für alle zeit und alle stimmung. Nehme ich es in die hand, so kann ich nicht wider davon lassen. Es herrscht auch unter menschen von verschiedenartigsten ansichten nur eine stimme darüber, allen erscheint es als etwas ganz ausgezeichnetes, merkwürdiges, nie dagewesenes. Mein armer bruder: Jeder, der dies buch liest, wird seinen verlust begreifen. Und doch sage ich: Glücklich der, der solchen verlust zu erleiden hatte. Was man einmal besessen, ist einem nie ganz verloren, und besser verloren, als es nie gehabt haben."

32) 11. juni 1835 aus Heidelberg. Reist nach Paris und hofft auf der rückreise wider nach Weinsberg zu kommen, dankt für Kerners gedichte, in denen sie altes und neues gleich froh begrüsst hat. Wünscht zu Mariens verheiratung und ihren mutterhoffnungen glück. Schreibt von Zimmern, Winter, dem Heidelberger schloss.

33) 27. juli 1835. Kündigt ihren besuch für die nächste zeit an, hat Kerners brief durch Cousin in Paris bekommen. (Der brief fehlt.) Aus dem „Briefwechsel" erfährt man überhaupt nicht, dass zwischen K. und Cousin beziehungen bestanden hatten, deren aufhellung von grossem interesse sein musste.

34) 30. november 1835. Dankt für die freundliche aufnahme im Kernerhause. Chamisso gienge es besser. Hat Pfaff aus Kiel und Theodor Mundt kennen gelernt.

1) Dieser Hanno, der mir besonders aus „Gabriel Riessers briefwechsel" bekannt ist (in der Allgemeinen deutschen biographie nicht zu finden, ebenso auch nicht in dem register zum gedruckten briefwechsel), muss übrigens auch mit K. bekannt gewesen sein. In einem seiner briefe an Assing, 1841, spricht H. von einer reise, die er mit unserm Kerner von Weinsberg nach Löwenstein gemacht habe. Kerner selbst schreibt über Hanno an V. 23. sept. 1837: H. sei ihm von Rosa Maria empfohlen, „es ist dieses auch ein sehr warmer, lieber mensch, wir beherbergten ihn einige tage."

35) 27. juli 1837. Kündigt Amaliens besuch in Weinsberg an. Theodor Mundt, der schon im vorigen briefe erwähnte, sei in Hamburg. „Ein angenehmer und geistreicher junger mann, dessen anwesenheit uns sehr angenehm ist. Da besonders ich und Ottilie und Ludmilla mit interesse die neue richtung unserer litteratur verfolgen, so ist es sehr anregend und belebend, einen dritten vertreter der jungen litteratur als geistesverwandten darüber sprechen zu hören, eine freude, die wir nicht immer haben, denn die meisten in unserem kreise hängen am alten und mein teurer Assing mit, der manchmal über uns kinder den kopf schüttelt, wenn es debatten über gegenstände der litteratur zwischen uns gibt. Ich halte auch am guten alten, aber ich erfasse auch manches neuere und verschliesse mich ihm nicht und finde mich auch nur reicher dadurch."

Am 22. januar 1840[1] starb Rosa Maria. Kerners trauer wird durch die äusserung Briefw. II, 161 bezeugt. Auch viele andere briefe in dem Assingschen nachlass sind zeugnisse für die trauer, die der tod dieser ausgezeichneten frau hervorrief, die sich während ihres ganzen lebens von der ungesunden überschwenglichkeit ihrer genossinnen fern hielt und, wie aus dem letzterwähnten briefe hervorgeht, sichhre empfänglichkeit dauernd bewahrte. Sehr hübsch sind die worte Gustav Schwabs an Assing, 6. april 1840: „Nicht nur eine teure persönliche freundin, auch eine freundin unserer jugendbildung durch die poesie, eine teilnehmerin an den süssesten arbeiten früherer tage, eine der lieblichsten gestalten ans dem heiteren dichterkreise, der vor dreissig jahren sich so harmlos und ungestört gleicher gesinnung und ansichten, wie gleicher wirkungskreise erfreute, ist mit ihr von uns geschieden."

36) A. 27. mai 1840. Sendet die Nänien nach dem tode Rosa Marias. Sie sind nicht, wie es im Briefwechsel II, 174 anm. 1 heisst, 1841 erschienen. Der Nachlass und die „Nänien", die hier verwechselt zu sein scheinen, sind verschiedene schriften. (Goedeke 6, 186).

37) A. 2. december 1840. Übersendet Rosa Marias Poetischen nachlass. (Goedeke a. a. o.)

„Schwabs schicksal habe ich mit innigstem mitgefühl vernommen." [Der tod des sohnes vgl. Briefw. II, 177 anm. 2.]

38) A. 7. april 1841. Nimmt teil an Kerners augenleiden. Ratschläge wegen der operation. Hat einen brief Mayers erhalten, den er bald beantworten will.

39) A. 11. februar 1842. Teilt mit, dass er am 2. juli des vorigen jahres durch Schwab Kerners frühere briefe an Rosa Maria an Kerner überschickt habe und. ist erstaunt, keine empfangsanzeige erhalten zu haben.

Assing starb am 29. april 1842. So nach Goedeke. Dagegen heisst es Briefw. II, 174: 29. mai, während doch in dem II, 216 abgedruckten briefe mitgeteilt ist, dass Assing bereits am 1. mai begraben wurde. Über den tod Assings handelt bloss Kerners treuer correspondent, Varnhagen. Eine äusserung Kerners selbst ist nicht erhalten.

Während die briefe des Assingschen paares durch Kerners sorgfalt erhalten, wie es scheint, später an Ludmilla geschickt und durch ihre pietät treu verwahrt worden sind, ist, wie es scheint, nur ein teil der briefe Kerners an das Assingsche paar gerettet worden. Die jugendbriefe Kerners an Rosa Maria, die Assing nach deren tode an Kerner schickte (vgl. oben nr. 39), und die Kerner erhalten zu haben

1) Dies datum war am angeführten orte, Briefw. II, 161 anm. 2, einzufügen. Warum ist im register bei Assing nicht auf Rosa Maria verwiesen, die nur unter Varnhagen zu finden ist?

scheint (vgl. s. 279), sind nicht bekannt. Man möchte sogar annehmen, dass sie verloren seien, da der herausgeber von ihnen so gar keinen gebrauch macht, während er doch sonst bei den briefen aus der jugendzeit mit besonderer vorliebe verweilt, gewiss mit recht, da sie unvergleichlich mehr reiz gewähren als die briefe des alters. Über diese briefe Kerners und die beiliegenden von Rickele ist folgendes zu sagen.

Den anfang machen fünf briefe des Rickele als braut, alle undatiert, von denen nur einer eine unbedeutende nachschrift Kerners hat. Die briefe enthalten meist rührenden dank für die der schreiberin zu teil gewordene ärztliche pflege. Mitteilungen über ihre gesundheit. Einmal heisst es: „Es gienge gewiss gut mit meiner gesundheit, wenn ich nicht manchmal sie durch meine traurigkeit selbst schwächte. Ich habe gar keine ursache dazu und bin ja bei Kerner, den ich so unendlich liebe; er ist so gut, er tut alles, mich zu erheitern, und dennoch bin ich oft betrübt und sehne mich nur nach dem tod. Sie sehen, ich bin noch wie ich war; gewiss rührt es noch von meiner krankheit her.“

Dieses bekenntnis des naiven mädchens ist für ihre charakteristik und die ihres späteren gatten ausserordentlich wichtig. Ich kann mich nun einmal nicht überreden, dass traurigkeit und todessehnsucht grundzüge ihres wesens waren; es waren vielmehr krankhafte einbildungen, über welche die robustere frau allmählich wegkam, während der schwächlichere, wenn auch länger lebende mann krampfhaft an ihnen festhielt.

1) Kerner an Assur, undatiert, jedesfalls märz 1811. Antwort auf Assur nr. 4 (oben s. 269). Dankt für das volkslied, wünscht zu wissen, aus welcher gegend es kommt, fordert den adressaten auf, Uhland kennen zu lernen, rät ihm, nach Wildbad zu gehen. Hat die absicht, nach Tübingen zu kommen.

2) Wildbad, 5. juli (?) 1811, also vor Assur (9) oben a. a. o. Der brief ist nach Hamburg gerichtet, wohin A. übergesiedelt war, und enthätt den rat, der adressat möge oft zu Rosa gehen. Der schreiber beklagt das unnütze der medicinischen wissenschaft und erläutert dies an dem beispiele eines kindes, das nach aussage der ärzte dem tode geweiht war, indessen keine medicin nahm und doch kerngesund wurde. Ein dreiseitiger brief Rickeles enthält nur rührende versicherungen ihrer steten anhänglichkeit.

3) Welsheim, 5. februar 1812. Antwort auf Assur nr. 11. (Oben a. a. o.) Eine ganz köstliche probe echter romantik: Assurs doch wol nur in einem momente romantischer schwärmerei entstandene klostergedanken werden vollkommen ernst unterstützt, ein kloster, in dem auch Rickele wohnen sollte, vorgeschlagen. Der brief, zuerst an letztere geschickt und von ihr mit einer nachschrift vom 16. februar versehen, soll in anderem zusammenhange dem wortlaut nach veröffentlicht werden.

Erwähnung verdient ein schreiben des Rickele vom 13. mai, offenbar 1812. Antwort auf Assurs brief vom 4. mai 1812 (oben s. 270). Er enthält folgende worte, die für Kerners biographie hervorragenden wert haben. Von diesem plane Kerners, sich an dem kriege [gegen Russland?] zu beteiligen, war bisher nichts bekannt.

„Kerner hat den plan, ins feld zu gehen, aus liebe zu seiner mutter aufgegeben, die durch den tod seines bruders (Georg) so sehr betrübt und noch viel ängstlicher und besorgter wurde. Sein bruder, general Kerner, schrieb ihm auch sehr missbilligend darüber, dass er schon wider ändern wolle, und redete ihm ernstlich zu, da zu bleiben. wo er wirklich ist. Kerner wird, wenn er noch kurze zeit geduld hat, sich bald gut stehen, sein einkommen kann sich auf 12—1500 fl. belaufen. Dies wird Euch zwar in Hamburg sehr gering scheinen, aber bei uns muss oft ein

mann eine zahlreiche familie mit viel weniger ernähren. Seine lage ist auch nicht so unangenehm, als er sie oft in seinem missmut schildert, er ist in der herrlichsten gegend, wird allgemein sehr geliebt, hat gute menschen zu seinem umgange, bei denen er auch unterhaltung findet, seine kuren sind alle glücklich, seine gesundheit gewinnt immer mehr nach seinem aussehen. — Ich hoffe dass wenn ich einmal bei ihm sein werde, alles gut gehen wird."

Die Hamburger pläne, die in dem oben angeführten briefe Assurs erörtert wurden, lehnte sie ab, teils mit rücksicht auf die mutter, für welche Kerners entfernung der tod sein würde, teis mit rücksicht auf das Hamburger klima, das, wie sie fürchtet, gar nicht zuträglich sei.

Eine fünfjährige lücke ist nun in den briefen. Es ist kaum denkbar, dass alle die oben analysierten briefe Assurs und der Rosa Maria aus den jahren 12—16 keinerlei antwort hervorgerufen haben sollten. Andrerseits ist es auch schwer denkbar, dass die von Assur nach Rosa Marias tode zurückgegebenen briefe gerade diesem kurzen zeitraum angehört hätten. Erst am 28. oktober 1817 antwortet Kerner auf Rosas und Assurs brief vom 16. oktober, oben s. 273. Er erklärt den druck von Assings gedichten dadurch, dass er sie, da er selbst keinen almanach mehr herausgäbe, gleichgesinnten freunden übergeben habe, spricht über die politischen verhältnisse, seine auffassung darüber und seine stellung zu Uhland. Auch dieser brief, ein sehr merkwürdiges aktenstück, muss später ganz mitgeteilt werden.

Diese entschuldigung Kerners wegen des drucks der in seinem gewahrsam gebliebenen gedichte Assurs war wirklich gar keine, sondern bewies immer von neuem die erstaunliche sorglosigkeit, mit der er anvertraute beiträge zu behandeln pflegte. Dies verfahren schmerzte Assing so sehr, dass er nun wirklich (vgl. oben s. 274) den briefwechsel fast völlig abbrach. Er begann erst wider, als Rosa Maria auf zwei in kurzen zwischenpausen angetretenen reisen nach Weinsberg kam. Von diesen besuchen der Rosa ist oben a. a. o. gehandelt. Während der zeit der Weinsberger anwesenheit der Assingschen damen schrieb Kerner als antwort auf nr. 30 (oben s. 274) den

5) brief. Er drückte seine freude über Rosa aus, seine sehnsucht nach Assing und seine ansicht, des freundes ebenbild in seinen töchtern, besonders in Ludmilla, zu sehen. Über Rosa schreibt er: „In ihr ist so viel inneres, dass sie, selbst in meinen turm eingesperrt, ein gemütliches leben finden wird." Wenn sie fortreisen wollte, so müsste er zu magischen mitteln seine zuflucht nehmen. „Wollen sie gewalt brauchen, so ist es möglich, dass Du sie in ganz infamen gestalten widersiehst." Ein wenig späterer brief des Rickele enthält ähnliches, besonders die äusserung ihrer freude, dass nun endlich ihre sehnsucht nach Rosa gestillt sei.

Aus solchen herzlichen äusserungen darf man indessen nicht den schluss ziehen, durch diesen besuch und die erneute anknüpfung des briefwechsels sei eine wirkliche widerannäherung erfolgt. Vielmehr war das magische treiben Kerners dem gesunden sinne des Assingschen ehepaares durch und durch zuwider. Daher war ein eigentlicher briefwechsel nicht mehr möglich. Nur die alte persönliche verbrüderung wurde, wenn auch nicht ungetrübt, beim zusammensein gewahrt.

Dass aber auch dieses zusammensein manche missverständnisse zeitigte, dafür gibt der

6) brief vom 22. oktober 1833, antwort auf den brief vom 9. oktober (oben s. 274) ein bestimmtes zeugnis. Der brief, welcher merkwürdige urteile über Uhland,

Rückert, Lenau enthält, ist in anderm zusammenhang gleichfalls wörtlich mitzuteilen. Er zeigt, dass es persönliche und sachliche differenzen in Weinsberg gab, die selbst Rosa Maria mit ihrem feinen takt nicht immer auszugleichen wusste.

Ein neues 7) schreiben Kerners vom 11. mai 1834 setzt nicht voraus, dass ein brief der Hamburger fehlt, denn er beginnt: „Wie geht es Euch und warum lässest Du gar nichts mehr von Dir hören?" Teilt mit, dass seine tochter Marie sich mit dr. Niethammer verlobt habe, klagt über sein und seiner frau befinden. „Niembsch war wider längere zeit bei uns und lässt Dich grüssen. Er dichtet ein epos „Faust" von hohem dichterischen gehalt."

Trotz solcher versuche liess sich Rosa zu einer neuanknüpfung des briefwechsels nicht bewegen, sondern teilte (vgl. oben s. 274) erst 1835 ihren neuen reiseplan mit. Während der zeit ihres zweiten Weinsberger aufenthaltes (vgl. oben a. a. o.) meldete Kerner im

8) brief, 20. august 1835, seine freude über die anwesenheit der gäste und sein bedauern, dass Assing nicht dabei sei. Sendet ihm zwei krüge landwein, die er auf das wohl aller treuen frauen austrinken solle. Empfiehlt ihm, der so viel ähnlichkeit mit Schubert habe, dessen bücher zu lesen. Dies habe er auch bei Rosa versucht, „besonders als ich bei ihr Heines bücher wie ein gesangbuch fand." Diese sehr merkwürdige neigung der damals nicht mehr jungen frau (sie war 52 jahre alt) zu der jungen litteratur ist oben a. a. o. durch ein charakteristisches urteil bezeugt. Dankt für sein gedicht, „ich wollte es Dir auch poetisch erwidern, wär' ich noch ein dichter."

Erst der tod Rosas (vgl. oben s. 275), den Kerner durch seine Hamburger schwägerin erfuhr, veranlasste ihn zu einem schreiben 9) 28. märz 1840. Kann keinen trost finden. „Ach, sie war so herrlich, so voll milde und liebe" [1]. Assing solle nur zu ihm kommen. „So weine und klage Dich nur aus. Ich aber will beten für Dich."

Die beiden veröffentlichungen Assings nach dem tode seiner frau, seine eigenen klagen und Rosa Marias nachlass veranlassten Kerner zu zwei kurzen briefen 10, 11 (26. juli 1840 und 8. februar 1841). Er teilt mit, dass er auf beiden augen staar habe, empfiehlt den dr. Frankfurter (den späteren israelitischen prediger in Hamburg?). Er selbst sei durch den tod seines bruders tief betrübt. „Diese zerrissenen herzen heilt nur das grab."

12) Der brief vom 17. januar 1842 ist nur ein empfehlungszettel für einen herrn Ötinger aus Württemberg.

13) Der letzte brief besteht aus zwei teilen und ist von Ludmilla fälschlich wie zwei briefe behandelt. Der prosaische teil ist datiert vom 14. februar 1842, der poetische: „Die ruhekissen", undatiert, ist von Ludmilla mit 1. februar 1842 bezeichnet worden. Da aber der poststempel auf der rückseite dieses gedichtes lautet 21. februar 1842, so gehören brief und gedicht offenbar zusammen. Der brief blieb ein paar tage liegen, bis sich das folgende, wie ich glaube ungedruckte gedicht formte, das dem damaligen gedanken- und gefühlskreise Kerners wol entspricht.

1) Bezieht sich auf Rosa Maria das gedicht ed. 1878 s. 179 „Auf Rosas tod im herbst."? R. M. ist freilich nicht im herbst, sondern im winter gestorben. „O blume, in der unschuld holdem kleide" dürfte zudem auf die mutter von drei kindern und auf eine frau, die bei ihrem tode 57 jahre war, nicht passen.

Die ruhekissen.

Im mai auf gras und kraut,
Wenn durch die wolke halb zerrissen
Ein klarer himmel schaut,
Wird manchem müden haupt ein kissen.

Ein kissen auch voll lust,
Drauf zu verträumen erdenschmerzen
Ist treuer liebe lust
Beim doppelschlage zweier herzen.

Noch gibts der kissen viel,
Auf die der wanderer hienieden,
Ist müd er vor dem ziel,
Sein haupt kurz ruhend legt in frieden.

Doch müdes haupt, nur du
Und du nur, herz, so tief zerrissen,
Kein kissen findst zur ruh
Als nur des sarges leichenkissen.

Der prosaische teil unseres briefes ist besonders wichtig dadurch, dass er die von Assing stürmisch verlangte empfangsanzeige der von ihm zurückgesendeten jugendbriefe Kerners an Rosa Maria enthält. Freilich drückte sich Kerner ziemlich allgemein aus. „Allerdings erhielt ich alles richtig.“ Trotzdem genügen diese worte, um die oben s. 275 geäusserte vermutung, Kerner habe alles ihm zugedachte erhalten, zu bestätigen. Der graue staar sei bald, so fuhr Kerner fort, vollkommen und zur operation reif; Assing möge zu ihm kommen und ihn operieren: „Du solltest Dich der alten liebe nur recht noch hingeben. Deine sehnsucht geht aber, ich weiss es wol, und es ist billig, jetzt nach den sternen und Du fühlst von der erde und ihren freuden nicht mehr so viel.“ Möchte nachrichten von der Schoppe (Amalie) haben. „Auch von Karl (Varnhagen) höre ich nichts mehr.“ Der brief, der letzte in der ganzen reihe, schliesst mit den worten: „Ich grüsse und küsse Euch tausendmal. Gottes trost.“

Man sieht aus den ausführlichen mitteilungen und berichtigungen (denn es ist im vorstehenden von nicht weniger als 156 ungedruckten briefen die rede), wie verbesserungs- und ergänzungsbedürftig die vorliegende briefsammlung ist. Trotzdem soll durchaus nicht geleugnet werden, dass sie eine reichhaltige und höchst wichtige gabe ist. Besonders für die entwicklungszeit Kerners bis etwa zum jahre 1825 enthält sie äusserst bedeutsames und froh zu begrüssendes material. Vor allem sind die briefe von und an Uhland herrliche beiträge zur charakteristik der beiden schwäbischen freunde. Auch sonst wird die stellung Kerners zu den politischen fragen (befreiungskriege, Griechen, Polen, revolution 1848) durch wichtige äusserungen erläutert. Seine wissenschaftliche arbeit und seine hingabe an gespensterseherisches wird durch viele bedeutsame dokumente erklärt. Dem lieblichen bilde, das Kerner im verkehr mit seiner treuen gattin und seinen kindern gewährt, werden neue striche hinzugefügt. Der alte Kerner, der patriarch, der von schwärmern und neugierigen, von lobsüchtigen und lobbedürftigen, von gläubigen und spöttern aufgesucht wird, tritt uns in seiner mischung von naivetät und schlauheit, weltentfremdung und weltkenntnis entgegen. An seltsamen erscheinungen unter den briefschreibern fehlt es

nicht, ebensowenig wie an erquicklichen correspondenten beiderlei geschlechts. Heisse liebe, treue freundschaft, empfindlichkeit, versöhnungsdrang, überschwengliche sehnsucht, kühle abweisung: sie alle kommen abwechselnd zu wort. Das leben der wirklichkeit mit seinen rauhen schlägen pocht selten aufdringlich an dieses still umfriedete eiland. Zu einem weltlichen erbauungsbuche ist in den beiden bänden stoff genug.

Nachtrag.

Während diese blätter bei der redaktion lagen, sind 4 briefe Kerners an Schücking 1844—54 in „Nord und süd" okt. 1898 gedruckt worden, dabei auch der vierzeiler, oben s. 266; die briefe Kerners an Varnhagen nebst den wichtigeren Assing-briefen sind von mir zur herausgabe vorbereitet.

Aus dem besitz des Schiller-vereins in Marbach sind mir ferner neun briefe von Kerner an den Oberamtsrat Hartmann in Backnang zur verfügung gestellt worden. Sie stammen aus den jahren 1815—1817 und sind durchaus medicinischen inhalts. Kein mensch wird daher es unternehmen wollen, diese briefe zu drucken, in denen es sich zumeist um unbekannte patienten, in 2 briefen freilich um Kerners tochter handelt. Für die geschichte der medicin möchten einzelne briefe wol interesse besitzen, litterar-historisch dagegen sind sie wertlos. Eine erwähnung an dieser stelle verdienen sie aber einerseits dadurch, dass sie eine bisher wenig oder gar nicht bekannte briefliche verbindung Kerners erläutern, andrerseits durch die ungemeine berufliche sorgfalt Kerners, die aus diesen briefen hervorgeht. Er berichtet aufs genaueste, ordnet sich aber in seinem urteile völlig den einsichten des älteren freundes unter. Von sich und seinem können spricht er mit der grössten bescheidenheit. Aus einem briefe vom 19. mai (?) 1815 mag die stelle mitgeteilt sein: „Die landstände haben sich brav gehalten und mit Napoleon wird es doch nun ganz zu ende gehen."

Von gedruckten briefen sind mir seitdem die von Kerner an W. Menzel in des letztern Denkwürdigkeiten (Bielefeld u. Leipzig 1877) bekannt geworden.

Therese Huber schreibt an Cotta 11. jan. 1822 von der mitteilung Kerners über die Guillotine (vgl. Briefwechsel bd. I, s. 529).

Dieselbe an schullehrer Fröhlich, undatiert. Sie habe ein gedicht an Kerner „dem freunde und gönner des guten leinwebers Lämmerer", geschickt, was ihm wol am angenehmsten sein werde, „da er das mitgefühl, das seine lieder in eines so wackern mannes brust erweckten, mit lebhafter freude kennen lernen mag."

BERLIN, 2. JANUAR 1898. LUDWIG GEIGER.

Deutsches wörterbuch von **Hermann Paul.** Halle, Max Niemeyer. 1897. VII, 576 s. 8 m.

Welche grundsätze H. Paul bei der abfassung seines Deutschen wörterbuchs geleitet haben, das hat er 1894 in einem an anregungen reichen vortrag in der Münchener akademie ausgesprochen. Diese prolegomena zu einem künftigen deutschen wörterbuch haben berechtigtes aufsehen erregt. Die erwartung war aufs höchste gespannt, als die erste lieferung des vorliegenden werkes ans licht trat. Ich kann nicht leugnen, dass ich doch einen moment der enttäuschung gehabt habe und erst einer geraumen zeit zu ruhiger lektüre bedurfte, um den vorzügen des werkes gerecht zu werden. Diese darlegung möge zugleich entschuldigen, dass meine besprechung später erscheint, als ich gewünscht hätte.

Ob es nicht doch eines umfangreicheren werkes bedurft hätte, um die versprechungen einzulösen, die Paul in jenem vortrag gab oder doch zu geben schien? Ich kann die frage auch heut noch nicht rundweg verneinen. Indessen war es doch unbillig, ein solches zu erwarten. Es konnte Paul natürlich nicht in den sinn kommen, das wörterbuch der brüder Grimm und ihrer mitarbeiter und das für die neuere sprache nicht minder unentbehrliche von Heyne zu verdrängen. Mit diesen leistungen ist die Pauls nicht ohne weiteres zu vergleichen. Jene haben ihre verdienste, Paul hat die seinigen. Nur hat er dadurch dem beurteiler, der sich bemüht, licht und schatten gerecht zu verteilen, den standpunkt erschwert, dass er in seinem vortrag gegen seine vorgänger, wie mir scheint, nicht ganz gerecht gewesen ist.

Die vorrede von Pauls wörterbuch verschweigt dagegen durchaus nicht, dass der verfasser im wesentlichen mit dem material arbeitet, das bei Adelung, Grimm, Heyne usw. zusammengetragen ist. Auch ist es gewiss nicht bloss der rohstoff, den jene geliefert haben, vielmehr steht Paul auch in bezug auf die durcharbeitung des materials selbstverständlich oft genug auf den fremden schultern: es liest sich auch unter seinen artikeln gar mancher wie ein mit grosser sachkenntnis gemachter, sehr geschickter und lesbarer auszug aus dem entsprechenden in einem der älteren und grösseren werke.

Dennoch ist Pauls buch nicht nur ein durchaus selbständiges werk, sondern auch eine ganz hervorragende wissenschaftliche leistung. Er hat sich die aufgabe trotz aller vorarbeiten, die er benutzen konnte, wahrlich nicht leicht gemacht. Auch an dieser neuesten arbeit lässt sich erkennen, mit welch einem konsequenten denker wir es in dem verfasser der „Principien“ zu tun haben. Unsere deutschen lexikographen giengen nach Jacob Grimms vorbild auf die wortheide und sammelten die worte ein wie die blumen, freuten sich über jeden seltenen fund und knüpften ihre lehrreichen und behaglichen betrachtungen an. Das Grimmsche wörterbuch, um nur von diesem zu reden, umfasst einen zeitraum von mehr als drei jahrhunderten. Der wortschatz Luthers musste nicht minder zur geltung gelangen als der Goethes. Jeder artikel repräsentiert einen querschnitt, in dem die verschiedenen generationen der nhd. sprachgeschichte über einander gelagert sind wie schichten im gestein. Wie aber liesse sich der wortschatz trennen vom kulturellen leben der nation? *Ὅστις ἂν εἰδείη τὰ ὀνόματα, εἰδείη καὶ τὰ πράγματα.* So ward der lexikograph zum kulturhistoriker und litterarhistoriker. Bald waren die schriftstellerischen individualitäten, die einen neuen ausdruck geprägt haben, schärfer ins auge zu fassen, bald war eine belehrung über die deutsche rechtssprache geboten, bald die sprache der jäger, der fischer, der handwerker zu erörtern oder gar den verschlungenen pfaden philosophischer forschung nachzugehen. Wie viel feine bemerkungen enthalten nicht z. b. R. Hildebrands artikel; wie sorgsame kulturhistorische studien verraten etwa die Heynes! Freilich die bearbeiter des Grimmschen wörterbuchs hatten vielseitig nach allen richtungen auszuschauen, und darum vernachlässigten sie allerdings manches von dem, was nun Paul als die wissenschaftlichen aufgaben der lexikographen präcisiert.

Ihn interessiert das leben der sprache als solcher allein: das wörterbuch ist ihm in viel höherem masse ein teil der grammatik als irgend einem andern lexikographen. In dieser einseitigkeit liegt seine stärke. Er verfährt viel mehr als naturforscher. Wie der botaniker die flora eines landes in einem gegebenen zeitpunkt als ein ganzes betrachtet, so er die deutsche *κοινή* der gegenwart. Das historische element kommt nur insofern zur geltung, als jedes wort mit seinen bedeutungen eben ein geschichtlich gewordenes ist. Es fehlen z. b., um nur dies eine anzuführen, kul-

turhistorisch so interessante wörter wie die meisten obstnamen. Deshalb ist er freilich auch viel besser imstande zu zeigen, wie sich hier eine bedeutung entwickelt, dort eine solche abstirbt, hier ein wortbildendes element üblich ist, dort nicht: kurz imstande, die gegenwärtige sprache als eine lebende darzustellen.

Im wesentlichen ist es natürlich die bedeutungsgeschichte, die Paul ins auge fasst. Und es ist wirklich ein vergnügen zu sehen, wie sorgfältig er die entfaltung der verschiedenen bedeutungsnüanzierungen bei jedem wort durchdacht hat. In der tat wird kaum ein anderes werk gleich lebhaft zum nachdenken über die sprache anregen. Gerade die scharfe begrenzung seiner aufgabe hat es ihm überdies ermöglicht, auf dem knappsten raum etwas vorzügliches zu leisten. Pauls buch ist ein wörterbuch, in dem man immer gern liest: mir ist das auch von nichtfachleuten bestätigt worden. Wer bedeutungsentwicklungen studieren will, wird stets das bedürfnis haben, in erster linie zu hören, wie Paul sie sich zurecht gelegt hat. Weniger vielleicht wird sich das werk als hilfsmittel bei der lektüre von schriftstellern eignen, obgleich auf die abweichungen der sprache unserer klassiker und Luthers von der sprache der gegenwart fortwährend aufmerksam gemacht ist.

Wie sich denken lässt, sind besonders die abstracta meist vortrefflich behandelt. Der grösste vorzug des neuen wörterbuchs liegt jedoch in der sorgfältigen behandlung der pronomina, partikeln, präpositionen, die sonst stiefmütterlich zurückgesetzt zu werden pflegen; wobei man denn freilich auch bedenken muss, dass eine einheitliche behandlung in einem einen grossen zeitraum umspannenden werk seine eigentümlichen schwierigkeiten hat. Ausgezeichnet sind z. b. die artikel *aber, auch,* recht gut *all, als, an, auf;* hübsch auch die den wortbildungselementen *ent-, ver-, -ach, -lich, -heit, -tum, -mut* u. a. gewidmeten. Weniger glücklich scheint mir was über *ein* gesagt ist. (Vgl. „Verschieden davon sind wendungen wie *sie waren ein herz und eine seele,* die eine im eigentlichen sinne nicht zutreffende übertreibung enthalten.“ Das klingt doch etwas merkwürdig).

Auch darin bietet Paul eine neuerung, dass er aus der umgangssprache vieles aufgenommen hat, meist mit kurzen bemerkungen über das verbreitungsgebiet der betreffenden wörter und wendungen. Korrekturen werden hier sich mehrfach ergeben. Als „nordd. volkstümlich“ ist z. b. s. v. *ansprache* bezeichnet: *er hat keine ansprache.* Mir ist es gerade im munde von süddeutschen (Wienern) begegnet, während es mir aus Norddeutschland (Berlin) nicht geläufig war. Ebenso hat mich die form *schläks* befremdet, während *schlaks, schlacks* meines wissens recht verbreitet ist. Unter *bremse* „vorrichtung zur hemmung eines räderwerks, gegenwärtig namentlich einer lokomotive“ ist der zusatz nicht richtig.

Dass eine reihe von wörtern fehlt, ist im vorwort begründet, vgl. auch die ausführungen Braunes im Litterarischen centralblatt 1896 sp. 915 fg. Ich sehe indessen nicht ganz das princip, das dabei gewaltet hat. Wenn Paul *pflaume, pfirsich* anführt, aber *apfel, kirsche, birne* nicht, so lässt sich erkennen, dass jene wörter genannt sind, um auf die verwendung von *zwetsche* und *pfirsche* aufmerksam zu machen. Aber warum verdiente z. b. *pfarrer* aufnahme, *priester, probst, kirche, altar* nicht? So ist mir ferner das fehlen aufgefallen von: *bigott, bodenständig, geistreich, gerieben* (= durchtrieben), *gerümpel, gletscher, hege, hegemeister, hemmen, hemmschuh, hengst, henne, hering, heulen, kleister, knorpel, mundschenk, regen* (subst.; nur *regnen*), *reichhaltig, uhlen* „fegen, reinfegen, insbesondere decken“ (vgl. dazu unter *eule*). Unter *grund* hätte wol die bedeutung des wortes in *kaffeegrund* erwähnt werden sollen.

Hier und da habe ich den eindruck gehabt, als habe Paul eine etymologische bemerkung mit rücksicht auf Kluge unterdrückt, dem konkurrenz zu machen er sorgfältig vermeidet. Im allgemeinen bin ich auch aus innern gründen damit vollständig einverstanden. Für das was Paul an der hand der wörter lehren will, ist es meist ganz gleichgültig, wie die indogermanischen urformen gelautet haben. Auch mit Kluges wörterbuch ist Pauls nicht auf eine linie zu stellen. Indessen hätte sich doch noch öfters die etymologie zur erklärung verwenden lassen.

Um schliesslich auf das äusserliche zu kommen, so ist das handliche format sehr zu loben. In erwägung stellen möchte ich für eine zweite auflage, ob es nicht zweckmässiger wäre, die belege in antiqua zu drucken, die Schwabacher typen heben sich schlecht von den gewöhnlichen frakturlettern ab. Auch sieht sich der verfasser vielleicht veranlasst, die disposition der längeren artikel durch äussere mittel (wie numerierung) mehr in die augen springen zu lassen. Ich könnte mir denken, dass er seine gründe dagegen hat; doch gestehe ich, es auch sonst stets mit denjenigen autoren zu halten, die es dem leser möglichst bequem machen.

JENA, 29. JUNI 1898. VICTOR MICHELS.

Berichtigung.

In seinem bericht über die philologenversammlung zu Dresden (bd. 30 s. 366 dieser ztschr.) bemerkt E. Bassenge irrtümlicher weise, dass sich dr. Bolte in der debatte „gegen einige schlussfolgerungen des redners“ gewendet habe. Dr. Bolte hat jedoch, soweit ein direktes urteil damals überhaupt möglich, sich durchaus zustimmend geäussert und nur auf grund seiner neuesten forschungen eine Montanus betreffende bisherige annahme berichtigt. Die schlussfolgerungen des vortrags wurden dadurch in keiner weise berührt. KARL DRESCHER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bachmann, A., Mittelhochdeutsches lesebuch mit grammatik und wörterbuch. 2. aufl. Zürich. Fäsi & Beer. 1898. XXXII, 274 s. 4 m.

Beówulf. Mit ausführlichem glossar herausg. von **Moritz Heyne.** 6. aufl., besorgt von **A. Socin.** Paderborn, Schöningh. 1898. VIII, 298 s. 5 m.

Detter, F., Zur erklärung der lausavísur der Egilssaga. Halle, Niemeyer. 1898. 30 s. 1 m.

Folkesagn og æventyr, færøske, udgivne for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Jakob Jakobsen.** 1. hæfte. Københ. 1898. 160 s. Kr. 4,00.

Gerhard von Minden, Fabeln in niederdeutscher sprache, herausg. von **A. Leitzmann.** Halle, Niemeyer. 1898. CLXVI, 304 s. 12 m.

Geyer, P., Schillers ästhetisch-sittliche weltanschauung, aus seinen philosophischen schriften gemeinverständlich erklärt. 2. teil. Berlin, Weidmann. 1898. VII, 72 s. 1,60 m.

Gull-Þóris saga eller Þorskfirðinga saga udgiven for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Kr. Kålund.** Københ. 1898. XXIII, 72 s. Kr. 2,50.

Heimskringla. Nóregs konunga sǫgur af Snorri Sturluson, udg. for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Finnur Jónsson.** 6 hæfte. Københ. 1898. S. 161—352. (Heft 1—6 kr. 34,00.)

Heinzel, R., Beschreibung des geistlichen schauspiels im mittelalter. Hamburg, Voss. 1898. VIII, 354 s. 2 m.

Jellinek, M. H., Ein kapitel aus der deutschen grammatik. Halle, Niemeyer. 1898. 80 s. 2 m.

Kraus, C., Das sogenannte 2. büchlein und Hartmanns werke. Halle, Niemeyer. 1898. 62 s. 2 m.

Menne, K., Der einfluss der deutschen litteratur auf die niederländische um die wende des 18. und 19. jahrh. Weimar, Felber. 1898. (IV), IV, 97 s. 2,40 m.

Meringer. R., Etymologien zum geflochtenen haus. Halle, Niemeyer. 1898. 16 s. 1 m.

Much, R., Der germanische himmelsgott. Halle, Niemeyer. 1898. 90 s. 2,40 m.

Oberländer, H., Die geistige entwickelung der deutschen schauspielkunst im 18. jahrh. Hamburg, Voss. 1898. IX, 216 s. 5 m.

Seemüller, J., Studien zu den ursprüngen der altdeutschen historiographie. Halle, Niemeyer. 1898. 74 s. 2 m.

Singer, S., Zu Wolframs Parzival. Halle, Niemeyer. 1898. 84 s. 2,20 m.

Stichler, A., Das Ifflandische rührstück, ein beitrag zur geschichte der dramatischen technik. Hamburg, Voss. 1898. IX, 157 s. 3,50 m.

Zwierzina, K., Beobachtungen zum reimgebrauche Hartmanns und Wolframs. Halle, Niemeyer. 1898. 75 s. 2 m.

NACHRICHTEN.

Zu ausserordentlichen professoren wurden befördert die privatdocenten prof. dr. A. Hauffen in Prag, dr. A. Leitzmann in Jena und prof. dr. Th. Siebs in Greifswald. Der privatdocent dr. F. Jostes in Münster erhielt den professortitel.

Der ausserordentliche professor dr. A. Köster in Marburg wurde als ordinarius nach Leipzig, prof. dr. W. Streitberg in Leipzig als extraord. der vgl. sprachwissenschaft nach Münster berufen.

Der ordentliche professor dr. A. Reifferscheid in Greifswald erhielt den charakter als geh. regierungsrat.

Professor dr. R. Heinzel in Wien feierte das 25jährige jubiläum als ordinarius an der dortigen universität.

Aufruf und bitte.

Salomon Hirzels Goethe-bibliothek ist bekanntlich durch letztwillige verfügung ihres besitzers im jahre 1877 der universitäts-bibliothek zu Leipzig übergeben und damit der öffentlichen benutzung zugänglich gemacht worden. Was diese kostbare sammlung für die Goethe-forschung geleistet hat und leistet, ist bekannt, zu ihrer fortsetzung wurde durch eine neuerliche dankenswerte schenkung der familie Hirzel ein erfreulicher anfang gemacht.

Das schon vorhandene zu ergänzen und die sammlung weiter fortzuführen, hält die bibliotheksverwaltung für ihre pflicht. Aber freilich, wie schon Ludwig Hirzel im vorworte zum „Verzeichnis einer Goethe-bibliothek“ es aussprach: gross sind die schwierigkeiten „eine bedeutende anzahl teils nur in wenigen exemplaren erschienener, teils der flüchtig verrauschenden tageslitteratur angehörender schriften zusammenzubringen.“

Daher richtet, dem beispiele L. Hirzels folgend, die uuterzeichnete direction an alle freunde der litteratur, welche neues von Goethe bekannt zu machen in der lage sind, die bitte, ihre hierher gehörigen veröffentlichungen der Leipziger universitäts-bibliothek geneigtest zugehen lassen zu wollen.

Leipzig, im december 1898.

Die direction der universitäts-bibliothek.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ÜBER AISL. *ELDR*, AGS. *ÆLED* „FEUER“ USW.

Noch 1889 schreibt Fick, Vgl. wb.[4] I, 369 unter *olēyô* „brenne“, „lat. *ad-oleo* verbrennen (besonders opfer), *ad-olescere* verbrennen (intrs.), ags. *älan* brennen, *in-älan, on-älan* incendere, an. *eld-r* g. *elds* = as. *eld* = ags. *äled* m. feuer, brand“, usw. Dieser passus enthält in bezug auf die germanischen sprachen so wesentliche fehler, dass es nicht unangebracht erscheinen wird, die erörterung über die hiermit im zusammenhang stehenden wörter nochmals, und zwar auf einer breiteren basis, zu führen. Ich tue es um so viel mehr, als in der Fick'schen stelle — anscheinend entgegen dem was jetzt gelehrt wird — doch ein kern von wahrheit steckt. Jedesfalls scheint es nötig, die untersuchung über *eldr* usw. nochmals aufzunehmen, da die richtige auffassung, die vor mehr als 30 jahren von Blomberg, Bidrag till den germanska omljudsläran 33 n. 3 (1865) und von Holtzmann, Altd. gr. I, 1, 70 (1870) — und zwar vom ersteren ausdrücklicher — angedeutet worden ist, noch nicht, wie aus dem obigen citat und sonstigen äusserungen erhellt, durchgedrungen ist.

Die frage ist indessen schon 1879 für das germanische von Läffler auf grund von schwedischen dialektformen des wortes *eld* klargestellt (Svenska landsmålen I, 271 fgg. 739 fgg.; vgl. Gering, Ztschr. f. d. phil. XIV, 100; Kock, A. f. n. f. VII, 176; Tamm, Et. sv. ordb. 122). Ich werde hier nur kurz über die resultate Läfflers — mit den übrigens ganz unbedeutenden modifikationen, die nunmehr selbstverständlich sind — referieren. Es kommen hier zunächst die vokalischen verhältnisse der sogenannten wurzelsilbe des wortes in betracht. Es wird sich hier zeigen, dass die schwedischen formen (reichssprachliche und dialektische) auf gemeinnord. *æi* und *æ* — über deren entwicklung aus gemeinurnord. *ai* im verlauf gehandelt wird — zurückgeführt werden müssen.

1. Auf gemeinnord. *æi* sind zurückzuführen z. b. estschwed. *äild* (formen wie *aild, äild, ejld, äil* usw.[1]), in Österdalarne *jald,*

1) Russwurm, Eibofolke II, 314; Freudenthal Upplysningar om Rågö- och Wichterpalmålet i Estland 166. 183; Freudenthal und Vendell, Ordbok öfver

jäld, jeld usw. (Noreen, Sv. landsm. IV, 2, 40: *jäll, jälla*[1]), in Södra Möre (Kalmar län) *äjll*[2], in Halland *ajla* „zünden" (und *ajl* „feuer")[3], in Upland *jell* (jedesfalls wol Vätö *jell*, Schagerström, Sv. landsm. II, 4, 19. 24. X, 1, 17[4]), vielleicht auch in Södermanland *jellä* „feuern" (Upmark, Upplysningar om folkspråket i Södertörn 14). Alle diese formen stimmen zum aschwed. *elder*, das soviel als *ēlder* bedeuten muss. Das wird direkt bestätigt durch die häufige schreibung *eelder* (Rydquist, Sv. spr. lagar IV, 38; Noreen, Aschwed. gr. § 80. II, 2 s. 78). Das frühere aschwed. *æi* — entstanden aus urnord. *ai* — ist etwa seit 1000 im aschwed. — ausser dem agutnischen — zu geschlossenem *ē* geworden (Noreen, Aschwed. gr. § 124 s. 115 fg.). Über eventuelle entwicklung zu *i*, wie das seltene *illdher*, nschwed. dial. *illröd, illane röd* „feuerrot" s. Kock, Undersökningar i svensk språkhistoria 40 und die daselbst cit. litt. sowie A. f. n. f. XI, 136 fgg. Auch im öländ. *ill* (Bodorf, Bidrag till kännedom om folkspråket på Öland 46).

Zu dem soeben genannten aschwed. *ēlder* stimmt das reichssprachliche *eld* mit geschlossenem aus *ē* verkürztem *e*-laut. Noch in Gustav Wasas bibel findet sich die schreibung *eeld*. Von dieser form sind die meisten dialektischen formen ausgegangen, wie z. b. *ell* in Fryksdalen (Värmland, Noreen, Ordbok öfver Fryksdalsmålet 22, vgl. Fryksdalsmålets ljudlära 12), *ella* in Nerike (Djurklou, Ur Nerikes folkspråk 27), *ell* in Helsingland (Ordbok öfver allmogemålet i Helsingland 13), *ell* auf Öland (Bodorf, Bidrag till kännedom om folkspråket på Öland 46) usw.

2. Aschwed. *æ* liegt folgenden formen zu grunde. Der Närpesdialekt (in Finnland, Freudenthal, Über den Närpesdialekt 29) hat eine form *ēld*, das wohl durch **ǣld* hindurch aus **æld* entstanden ist (Lindgren, Sv. landsm. XII, 1, 25 n. 3); eine andre entwicklung nimmt

de estländsk-svenska dialekterna 14. 265; Vendell, Laut- und formenlehre der schwed. mundarten in den kirchspielen Ormsö und Nukkö in Ehstland 58. — Das aus Nukkö angeführte *äld* (Freudenthal und Vendell 266) scheint sowol **eildr* wie *eldr* sein zu können. — Die form *aild* auch auf Runö (Vendell, Sv. landsm. II, 3, 23. 152) — Vgl. übrigens Hultman, De östsvenska dialekterna 175. 177.

1) Vgl. auch Dalarnes fornminnesförenings årsskrift I, 59. 89. II, 76; Lundell, Sv. landsm. I, 64. 131.

2) Linder, Om allmogemålet i Södra Möre härad af Kalmar län 191.

3) Möller, Ordbok öfver halländska landskapsmålet XVIII (aber *eld-kar* s. 34); Läffler a. a. o. 281.

4) Vgl. Lundell, Sv. landsm. I, 124. 739.

Läffler a. a. o. s. 278 an, der auch auf die möglichkeit hinweist, dass es aus **eild*, d. h. **æild*, entstanden sein könnte. In Norrland (z. b. Burträsk) *ell* aus **ǣlder* aus aschwed. *ælder* (Lindgren a. a. o., vgl. 114 fg.).

Überhaupt scheinen die finnländischen und norrländischen dialekte ausschliesslich (oder meist) vom aschwed. *ælder* (isl. *eldr*) ausgegangen zu sein. Ausser der Närpesform *ēld* sind mir bekannt z. b. Kökars *eld* (mit offenem *e* nach Karsten, Sv. landsm. XII, 3, 35, vgl. Hultman, De östsvenska dialekterna 146); Gamla Karleby *æld* (Hagfors, Sv. landsm. XII, 2, 26), Vörå *eld* (mit offenem *e*; Freudenthal, Vöråmålet 17. 140); *ēld* in Korpo und Houtskär (Fagerlund, Anteckningar om Korpo och Houtskärs socknar 131). Dagegen freilich auf gemeinnord. **æild-* (schwed. *eld*) scheinen zurückzugehen Finnby *eild* (Vendell, Ordlista öfver det svenska allmogemålet i Finnby kapell af Bjärnå socken i Åbo län 44) sowie *äild* aus Nyland (Vendell, Samlingar af ord ur Nyländska allmogemålet 280), wo aber noch *ēld* (im westl. Nyland, ebd. 44) und das als selten (ebd. 93) angegebene *ild* (Pojo, Tenala), aus *ælder* (isl. *eldr*, vgl. *tjēldo*, isl. *kelda* usw.), wenn sie nicht aus der reichssprache eingedrungen sind. Wie das wort in Pedersöre und Purmo heisst, weiss ich nicht, wahrscheinlich wol *eld* (mit offenem *e*); dann aber ist es wol nur aus *ælder* herzuleiten (vgl. Vendell, Pedersöre-Purmo-målet 36. 39. 76. 81. 125. 127 speciell über wörter wie *kvēld* u. dgl.). — Über das norrländ. *ell* (Burträsk) ist schon gehandelt. Unklar ist mir Degerfors (Vesterbotten) *ēl* (worüber Aström, Sv. landsm. VI, 6, 26 nicht ganz klar gehandelt). Aus *ælder* (das man nach Burträsk am ehesten voraussetzen sollte), wäre wol nur **ell* (mit offenem *e*) entstanden; man wird wol annehmen müssen, entweder dass gemeinnord. **æild-* wie im reichsschwed. zu *ēld* geworden und die länge des *ē* bewahrt ist, oder dass die reichssprachliche form frühzeitig, während sie noch *ēlder* hiess, eingedrungen ist.

Auf *ælder* scheint auch, so weit ich zu urteilen vermag, *ǣl, ǣla* (*äl, äla* mit langem *ä*) aus Sörbygden in Bohuslän, nahe der norwegischen grenze, zu beruhen (Nilén, Ordbok öfver folkmålet i Sörbygden 166).

Im aschwed. mit einschluss des agutnischen kommt nun *ælder*, resp. *eldr*[1], vor. Diese formen sind aus gemeinaltnordischem *eldr* entstanden (s. Noreen, Aschwed. gr. § 113 s. 105 fg.).

1) Hieraus ngutn. (Fårö) *eld* (Noreen, Sv. landsm. I, 330; Klintberg, ebd. VI. 1, 34).

Dazu stimmt nun das aisl.(-anorw.) mit seinem *eldr,* sowie das norw. dial. *eld, ell* (mit offenem *e*, d. h. *æ*). Dies aber muss aus *æi* vor einer tautosyllabischen oder durch synkope entstandenen konsonantengruppe oder geminata entstanden sein (Noreen, Aisl. u. anorw. gr. § 115 s. 71; Aschwed. gr. § 80, II, 2 s. 77). Die synkope muss urnordisch sein (Noreen, Aisl. u. anorw. gr. § 294, 2 s. 159 fg.; Pauls Grdr. I², 558 § 41). Dass es auch im anorw. formen mit *æi, ei,* d. h. **eildr* (resp. **eileđr*) gegeben habe, hat Läffler aus nnorw. dial. formen *eild, eill, eile* (Aassen 131; Ross 138) geschlossen. Nun kann — wenigstens in Gudbrandsdalen — eine form *eⁱldər* eher als sekundäre mouillierung vor *ld* betrachtet werden (vgl. J. Storm, Norvegia I, 84 fg. 120; Larsen, De norske bygdemål 45), folglich aus *eldr* erklärt werden. Und nach gütiger mitteilung von Bugge lassen sich die neunorw. formen alle aus dem anorw. *eldr* herleiten (d. h. mit sekundärer mouillierung, resp. diphthongentfaltung), beweisen folglich nicht das heutige vorhandensein eines mit dem reichsschwed. *eld* identischen **eild*[1].

Das dänische mit seinem *ild* — sowie schon. *ill* (Billing, Åsbomålets ljudlära Sv. landsm. X, 2, 14 fg.; Olséni, Södra Luggudemålets ljudlära ebd. VI, 4, 12), vgl. das seltene aschwed. *illdher* usw. oben s. 286 — wird auf *ēldr* zurückgehen müssen; über die weiteren fälle und bedingungen s. Noreen, Fryksdalsmålets ljudlära 10; Columbi Ordeskötsel XI; Aschwed. gr. § 103, 1 s. 95; Pauls Grdr. I² § 144 s. 590; Svenska etymologier (Skrifter utgifna af Kongl. humanistiska vetenskapssamfundet V, 3) 21 fg.; Kock, Undersökningar i svensk språkhistoria s. 40 fgg. und die daselbst cit. litt. Antiqvarisk tidskrift för Sverige XVI, 3, 2. Auf dieselbe quelle ist natürlich zu beziehen das bornholmische *vå-ijl* „elmesfeuer“.

Es wird wol augenscheinlich sein, dass der übergang $\bar{e} > i$ seit der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts stattgefunden hat; denn die ältere aus dieser zeit stammende schreibung ist *eld(h)* (Molbech, Gloss. I, 183; Lund, Det ældste danske skriftsprogs ordforraad 27; Kalkar I, 449). Sowol die älteren dial. formen (aus Jütland) wie *ield jeld* „feuer“, *jeld* „schornstein“ (Moths Ordl.; Kalkar II, 439), wie die modernen (aus Jütland) stammenden formen *ill, ell, eəl, iəl, iərl* (s Feilberg II, 9) müssen, nach einer gütigen mitteilung von M. Kri-

1) Vgl. die analoge vertretung von aisl. *kueld,* das seiner etymologie nach freilich nicht mit Kock, A. f. n. f. VII, 175 fgg.; XI, 3, 26 n. 1 zu fassen ist, s. Lidén, Språkvetenskapliga sällskapets förhandhingar 1891—94, 71 fg. = BB. XXI, 104 fg. 117; Zupitza, Germ. gutt. 85.

stensen, alle aus *ēld-, resp. *ēlđ- hergeleitet werden. Auch nicht die schreibung *ældiarn* Schleswig stadtr. 60 (Dyrlund, A. f. n. f. XI, 56) braucht auf aisl. *eldr* zurückzugehen, sondern kann *ēld- sein. Dagegen glaubt Kristensen für die südlichen (schleswigschen) formen *eəl* (Sundewitt), *iəl* und *iərl* (Angel-Fjolde) eine grundform mit *đ* (*ēlđ-) annehmen zu müssen, für Jütland *ēld-. Ist dem so, kann es wol nur eine nachwirkung sein von dem ehemaligen neben einander synkopierter und unsynkopierter formen, etwa wie aisl. *eileđr — *elde*, wo bei dem kompromiss zwischen den beiden formen — sowol *ēld- wie *ēlđ- — in letzterem fall auch *đ* von *eileđr übernommen worden ist.

Das wort ist auch auf westgermanischem gebiet vorhanden. Hier wird es schwer sein zwischen ursprünglich synkopierten und unsynkopierten formen zu scheiden. Jedesfalls weisen sie unzweideutig auf germ. *ai-* hin. So zunächst ags. *ǽled (éled)* gen. *ǽldes* „feuer" von Sievers seit Anglia I, 576[1] und in seiner Ag. gr.[1] s. 83, vgl. jetzt [3]§ 244 s. 126, richtig angesetzt. Dazu noch das vb. *onǽlan* „anzünden", alles eine wurzelsilbe mit germ. *ail-* voraussetzend. Darauf weist natürlich auch as. *eld* hin, das soviel wie *ēld* bedeutet.

Etwas verwickelter scheinen die vokalischen verhältnisse im friesischen zu sein. Dass eine wurzelsilbe *ail-* auch da anzusetzen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Zunächst soll im afries. ein *ilda* „feuern" vorkommen (v. Richthofen 848 u. *ili*). Richthofen citiert es aus de Haan Hettema ohne angabe des fundortes. In dessen Idioticon frisicum ist es nicht aufgenommen; und nach prof. v. Helten sind die angaben Hettemas völlig unzuverlässig. Dass ein *ilda* wirklich vorhanden gewesen sein kann, erhellt aus andern fällen. Es kann dies sowol im awfries. wie im aofries. verkürzt sein aus *īld-* (wie z. b. aofr. *helga* und weiter danach *helligh* usw., v. Helten, Aofries. gr. s. 46). Aus germ. *ai-* entstandenes *ē* kann hier und da als *ī* erscheinen (z. b. *hilgem*, *hilge* usw. neben *hēligon* usw., s. v. Helten, Aofries. gr. s. 24, vgl. betreffend die behandlung von *ē* (nicht *ǣ*) s. 18 und PBB. XIX, 361 fgg.; Verh. d. koninkl. akad. v. wetensch., afd. letterk., deel I n⁰ 5, 25 n. 1; PBB. XXI, 443 fgg.; Siebs, Pauls Grdr. I, 735 fg.; PBB. XI, 211. 232[2]). Hierzu gehört unmittelbar nwfr. *jeldje* bei Japicx (Ep-

1) Wo er in isl. *eldr* verkürzung aus *eildr* annimmt wie in *helgi, engi* aus **heilgi, *einngi*.

2) Über die behandlung im as. s. Gallée, As. gr. I, § 40; Kögel, IF. III, 286 fgg.; v. Helten, IF. V, 188 fg. Über *ē* Gallée, As. gr. I § 37; Kögel, IF. III, 285 fg.; v. Helten, IF. V, 187 und die daselbst cit. litt. sowie PBB. XXI, 445 fgg.

kema, Woordenb. op de gedichten van G. Japicx s. v.), *jèldje* v. Helten, IF. VII, 339 mit regelrechter (dialektischer) entwicklung von *ē* zu *ie, je* aus awfr. **eldia* (vgl. Siebs, Pauls Grdr. I, 736; v. Helten, PBB. XIX, 361 fg. XXI, 438 fgg.; Z. lexikol. des awfr. 25 n. 1; IF. VII, 339. 347 usw.). Es ist nicht zu bezweifeln, dass sowol *īl (ild)* auf Föhr und Helgoland, sowie *iling* „feuerung“ dialektische entwicklung desselben urfriesischen *ē-* (aus *ai-*) ist, sowie *ial* „feuer, leuchtfeuer“ (Johansen, Die nordfries. spr. n. d. Föhringer u. Amrumer mundart s. 9); obwol in den letzten fällen wol nicht entlehnung aus dem dänischen, wo dial. (Jütland) formen wie *iəl* u. dgl. vorkommen (Feilberg II, 9), ganz ausgeschlossen ist.

Auch im nostfr. kommt ein spross des fraglichen wortes vor, nämlich *ellen*, frequ. *ellern* „brennen, heizen, feuern, ein helles flackerndes, flammendes feuer machen, heizen dass es tüchtig brennt usw.“, wozu noch vielleicht *elgern* „einen neuen backofen mit einem hellflammenden feuer von stroh, reisig usw. ausbrennen, um alle feuchtigkeit daraus zu entfernen und ihn zum backen geschickt zu machen“ (Doornkaat-Koolman s. vv.). Es liegt auch hier ein urfr. *ēld-* zu grunde (vgl. v. Helten, Aofr. gr. 21 fg.). Dass es einen wechsel zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten formen dieses wortes gegeben hat und folglich derselben art wie die von v. Helten a. a. o. verzeichneten formen, davon scheint ein beleg vorhanden zu sein in dem von Outzen 140 erwähnten fries. *aaltong* „eine feuerzange“, woran nicht zu zweifeln ist, obwol es, soviel ich zu übersehen vermag, anderswo nicht gebucht ist. Man hätte, nach der früheren fassung v. Heltens, Aofr. gr. 21 fg. über den wechsel *ā : ē* somit für das friesische ein paradigma **āld- : *ēld-* anzunehmen, und zwar etwa (aus nom. **ēlēđ(a)z *ēlĕd(a)z* oder vielleicht eher **āleđ(a)z *ālĕđ(a)z*) z. b. d. **ḗld-ē *ḗld-ĕ* : pl. **āld-ōz*, wol auch z. b. gen. sing. **ā́ldes* usw. Aber nach der zwischen Bremer, Jahrb. d. ver. f. niederd. sprachf. 1890, 163 und v. Helten, IF. VII, 339 fgg. geführten diskussion wird man wol nach den von dem letzteren s. 340 fgg. aufgestellten bedingungen das *ā* beurteilen. Dass **āleđ(a)z*, resp. **ēleđ(a)z* aus gemeingerm. **aíl̀ēþa-* oder **aíl̀ēđa-* hervorgegangen sein muss, wird sich sogleich zeigen.

Bevor ich aber zu dieser erörterung komme, möchte ich anhangsweise ein anderes niederdeutsches wort eventuell eliminieren. Schwierig zu beurteilen ist nämlich ein nd. *ēlt, ält, īlt* „schwielige hornhaut in den händen und unter den füssen“ usw. Die ältesten formen mnd. mnl. *ēlt (eelt), ælt, ält* (Richey, Id. Hamb. 52; Brem. wb. I, 13. 303;

Diefenbach-Wülcker 429; Schiller-Lübben I, 651 u. a.), fläm. *ēlt* „schwiele" (Duffläus 104); nd. *ąld* „schwiele, harte haut" (Kosegarten 206). Dass sie zu ags. *ǽled*, as. *ēld* usw. gehören sollten, ist an sich nicht unmöglich (vgl. die bedeutung von ags. *ádel ádl* „entzündung, krankheit" usw., eben zu *αἴθω* usw., s. Bosworth-Toller 7; Leo 259). Wahrscheinlicher ist wol aber, dass hier zwei worte zusammengeschmolzen sind, einmal die bekannte weiterbildung mit *-t(e)* zu ags. *ile*, aisl. *il* „fusssohle", nd. *ele* „schwiele an den händen und füssen", afr. *ili, ile, il,* nfr. *ēl īl* „schwiele" usw., andrerseits dieselbe weiterbildung von mnl., mnd. *adel, āl* „geschwulst, geschwür, fingergeschwür, panaritium" (Dähnert 3; Teuthonista ed. Verdam 4; Schütze, Holst. id. I, 313. Schiller-Lübben I, 14)[1]. Dass dies *ält äld* um so viel eher aus *adel (ädel), äl* herzuleiten ist, beweist das daneben liegende nd. *ädelt* „schwiele". Dies ist übrigens schon im Brem. wb. I, 13. 303 angenommen worden. — Ein ganz andres wort ist mnd. *ad(d)el(e), eddel, iddel, āl* usw. „zusammengeflossene garstige feuchtigkeit, jauche, harn", nfr. *ethel*, ags. *adela, adele* „coenum", schwed. d. *adel, addel, ael, al,* „harn", *ala* „harnen" usw. (s. Rietz 6). Etymologische vorschläge über die beiden nd. *adel* s. Lidén, Språkvetenskapliga sällskapets förhandlingar 1891—94, 80 fg. = BB. XXI, 113.

Aus dem tatsächlichen formenbestand des hier behandelten wortes können wir schlussfolgerungen auf die ursprüngliche wortbildung ziehen. Die nordischen sprachen setzen einen stamm **ailēđa- *ailèđa-* voraus. Ein gemeinaltn. paradigma **eileđr* d. **eildi* ergab bekanntlich **eileđr* d. *eldi*. Daraus entstand durch verallgemeinerung der dat.-form (Noreen, Aisl. u. anorw. gr. § 136 s. 84) das gemeinaltnord. *eldr ældr*. Die unsynkopierte nom.-form ist auch wirklich, obwol sehr spärlich bezeugt, nämlich für das aschwed., wo *ēleþer* (vgl. ags. *ǽled*) zu finden ist (vgl. Rydquist Sv. spr. lagar IV, 38). Durch eine gegenseitige ausgleichung zwischen **eileđr* und *eldi* entstand ein gemeinaltn. **eildr*. Aufgekommen als das gesetz, wonach **eildi* zu *eldi* ward, schon aufgehört hatte zu wirken, ergaben sich die oben genannten bildungen aschwed. *ēlder* usw. Alles dies ist klar und evident richtig von Läffler a. a. o. ausgeführt.

Ein dem nordischen wechsel zwischen formen desselben paradigmas analoger wechsel in den übrigen germanischen sprachen ist

1) Das widerum von v. Grienberger, Ztschr. XXVII, 459 n. 1 mit ags. *ádl* unrichtig zusammengeworfen und zu **aid-* „brennen" gezogen ist.

erwiesen durch das nebeneinandersein von ags. nom. *æled* und gen. *ældes*. Im (a)sächs. und (a)fries. lässt sich jetzt nur die synkopierte form (as. *ēld*, urfr. **ēld-* : **āld-*) mit sicherheit nachweisen. Dass es aber auch da einen wechsel **eleđ(a)-*, *āleđ(a)-* : **ēld-*, **āld-* gegeben hat, ist schon apriori nach den daselbst waltenden gesetzen (vgl. z. b. Gallée, As. gr. 1, 8; v. Helten, Aofr. gr. 58 fgg.) klar. Eine andere frage ist, wie das weiterbildende suffix anzusetzen ist. Etymologische gründe werden, hoffe ich, zeigen, dass dies als urgerm. **-ēþa-*, **-ēđa-*, idg. *-ēto-* bestimmt werden muss oder wenigstens kann. Es fragt sich, ob die germanischen sprachen sich mit dieser ansetzung vertragen.

Um diese frage zu beantworten wird es nötig sein sich nach analogen bildungen umzusehen, da möglicherweise diese zur richtigen beurteilung beitragen können. Es kommen in betracht einige z. b. an folgenden stellen namhaft gemachte bildungen: Mahlow, AEO 23. 149; Bezzenberger, GGA. 1879. 919 fg.; Bremer, PBB. XI, 32 fg.; verf. De deriv. vb. contr. 184; Kluge, Nom. stammbildungslehre 59 § 130 fg. (vgl. noch 29. 33. 47); Streitberg, Zur germ. sprachgesch. 77 fg.; Wilmanns, D. gr. II, 350. Zunächst die germ. bildungen auf *-ē-þi-* *-ē-đi-* in g. *fahēdi-* „freude“, die aber sonst in den germanischen sprachen nicht bewahrt worden sind (vgl. bildungen wie *ῥῆ-σις* av. *urvāiti-*, *ὅρα-σις*, *αἴτη-σις*, *οἴκη-σις* usw.[1] Am nächsten in betracht kommen bildungen auf *-ēto-* *-ētā-*, die zu verbalstämmen auf *-ē-* in beziehung stehen, vgl. l. *facē-tus*, *dēlē-tus*, *ob-solē-tus*, *ex-olē-tus*, *acē-tum*, *olē-tum* (*viē-tus*, *suē-tus*, *quiē-tus*), *δωρη-τός*, *κοσμη-τός*, *μαχη-τός*, *ποιη-τός*, *ὠνη-τός* usw. Dass diese bildungen ursprünglich auf *-ē-* hauptbetont waren, kann keinem zweifel unterliegen. Damit wechselte gewiss durch einwirkung von seiten der *-tó-* *-té-*stämme eine betonung *-ē-tó-*. Wir können demnach einen urgermanischen wechsel **-ḗ-þa-* und **-ē-đá-* voraussetzen, oder nach ausgleichung **-ḗđa-*, **-ēđá-*. Bei der germanischen — übrigens erst allmählich und sicher nicht überall gleichmässig eintretenden — wurzelbetonung behielt die form **-ḗđa-* einen starken nebenton, während **-ēđá-* mit dem nebenton auf dem thematischen vokal, d. h. im paradigma auf den endungen, allmälig die länge des *-ē-* einbüsste. Wir können demnach mit grosser wahrscheinlichkeit ein gemeingermanisches paradigma **⁓ḕđà-* :

1) Mit dem *-ti-*stamm g. *fahēþs* ist ags. *ʒeféa*, ahd. *gifeho* nicht identisch. Die letzteren sind mask. *-n-*stämme oder höchstens stämme auf urspr. *-ot* (vgl. Sievers, Ags. gr.[2] § 277 a. 2).

*_́ēđa- ansetzen[1]. Verallgemeinerte sich die letztere form durch alle kasus, so entstand unter einfluss des starken nebentons dieselbe behandlung des nebentonigen *-ē-*, wie wenn es hauptbetont gewesen wäre. So erkläre ich mir folgende bildungen. Zunächst die aisl. *hafat, trúađr trúat, sagat, lifat, þagat, vakat* usw. aus urn. **hábàđ-* aus germ. **hábèđa-*. Auf demselben standpunkt stehen nun weiter ags. *dægred* „tagesanbruch", mndl. *dagheraet* „morgenrot", wo einzeldialektisch *-ǣđ(a-)* geschwächt worden ist. Eine ursprüngliche ablautsform bezeugt ahd. *tagarōt*, d. h. urg. **đaȝ(a)r-ēđa-* und **đaȝ(a)r-ōđa-* neben einander. Derselben art ist meines erachtens auch ags. *híred* aus **hí(w)-rǣđ(a)-*, wo der starke nebenton, vielleicht in anlehnung an andre kasus desselben paradigma eingebüsst ward. Hielt sich aber unter umständen der starke nebenton, so entwickelte sich ags. *híwrǣden*, ahd. *hìrât*[2], so wie, gegenüber ags. *dægred*, aisl. *dagráđ* „der günstige zeitpunkt", mhd. *tageràt*. Hierzu nun folgende bildungen: ahd. *villâta* mhd. *villât* „züchtigung", ahd. *bliuwâta* mhd. *bliuwât* „das schlagen", ahd. *screiâta* mhd. *schreiât* „marter", mhd. *marterât* „marter", ahd. *miscelâta* „gemisch", *snuderâta* „nasenschleim", *scizzâta* „kot" (Kluge, Nom. stammb. l. § 130 s. 59, vgl. Wilmanns II, 347). Wo aber im selben paradigma das nebeneinander von *_́èđa- und *_́ēđà- bestand — sagen wir z. b. germ. **aílèđa-* und **aílēđà-* — musste fast notwendig ausgleichung in der einen oder andern form sich einstellen. Und zwar in den dialekten, wo synkope gesetzmässig war, müsste ein gegensatz zwischen formen mit zweisilbigem und einsilbigem stamm zum vor-

1) Nun kann man diesen wechsel zwischen *-ēto-* und *-ĕto-* (*-əto-*) in die indogermanische periode verlegen. In diesem fall verhielte sich *-ēto-* zu *-ĕto-* wie z. b. aisl. *þagat* zu l. *taci-tus* aisl. *þagt*, aisl. *vakat* zu l. *vegetus*, *lifat* zu *lifđr*, *sparat* zu *spart*, *þolat* zu *þolt*, *þorat* zu *þort*, *hafat* zu *hafđr*, *sagađr* zu *sagđr*, wie *φιλητός* usw., l. *dēlētus*, *obsoletus*, *exolētus*, *acētum*, *olētum* zu *habitus (: habēre)*, *dēbitus (: dēbēre)*, *præbitus (: præbēre)*, *monitus (: monēre)*, *coercitus exercitus (: coercēre exercēre)*, *meritus (: merēre)*, *placitus (: placēre)*, *veritus (: verēri)*, *licitum (: licēre)*, *pollicitus (: pollicēri)*, *miseritus (: miserēri)*, *abolitus (: abolēre)*, *solitus (: solēre)* usw., vgl. noch *ἀρι-δείκε-τος*, *ἐλε-τός*, *ἐξ-αίρε-τος*, *ἀν-εύρε-τος*, *σκελε-τός*, *πάχε-τος*, s. *darçatá-*, *yajatá-* usw. Es ist, glaube ich, nicht zu verkennen, dass hier ein paradigma wie **olḗto-* : **olĕté-* schon indogermanisch hat bestehen können und im germ. wechsel *hafađr : hafđr*, *sagađr : sagđr* sein wahres gegenstück besitzt. Dasselbe ablautsverhältnis begegnet in den unthematischen stämmen wie *ἀργητ- : ἀργετ-*.

2) Sollte auch das wort zusammengesetzt sein (aus **hīwa-rēđa-* > aisl. *herađ* (so, nicht *hérađ*, s. Bugge zu Fritzners Ordb. III, 1108), aschwed. *hæraþ* „bezirk", und **hīwa-rēđa-* > ahd. *hi-ràt*, ags. *hí-réd*, vgl. Kluge[5] s. *heirat;* Noreen, Urg. lautl. 21 u. a.), so wird doch die lautliche entwicklung nicht anders als in den übrigen hier genannten fällen geschehen sein.

schein kommen, oder nur der eine — gewöhnlich die synkopierte form — vorherrschen. Im as. hat sich von einem paradigma **ēleđ-* — **ēlđ-* (vgl. Gallée, As. gr. I, 23 fgg.) nur die letzte form behauptet. Dasselbe ist im fries. geschehen (vgl. v. Helten, Aofr. gr. s. 58 fgg.). Im ags. ist noch der wechsel vorhanden. Und zwar nehme ich vor der nach Sievers, Ags. gr. § 144 geregelten synkope ein urags. (d. h. ursächs.) paradigma **ǽlǣ̀đ-* — **ǽlĕđ∸* an. Unter einwirkung entweder der noch nicht oder schon synkopierten formen — d. h. **ǽlĕđ∸* oder **ǽlđ∸* — wurde der starke nebenton geschwächt und statt **ǽlǣ̀đ-* erwuchs **ǽleđ-*, ganz wie *híred*, *dægred* (: *híwrǽđen*, aisl. *dagráđ* usw.)[1]

Für das urnord. werden wir gleichfalls ein paradigma **ǽílǣ̀đaz* (**æílā̀đaz*) — **aílĕđà-* vorauszusetzen haben. Durch schon urnordische synkope der letzteren form (Noreen, Aisl. u. anw. gr. § 136 s. 84; Aschwed. gr. § 94 s. 89) und reduktion des starken nebentons der ersteren entstand **ǽílēđ(a)z* **æíleđ(a)z* — **ǽíldà-* (vgl. Noreen, Aisl. u. anw. gr. § 294 s. 159 fg.), woraus aisl. **eileđr* — *elde* und danach *eldr*, aschwed. *ēleþer* — *ælde* und danach sowol *ēlder* wie *ælder*.

Ich habe zu zeigen gesucht, dass die germanischen formen des hier behandelten wortes auf einen urgerm. stamm auf *-ēþa-* *-ēđa-* idg. *-ēto-* zurückgehen können. Ich werde jetzt darzutun haben, dass dies eben die wahrscheinlichste stammform ist.

Zunächst, eine stammform **ailiđa-*, wie sie Sievers, IF. IV, 340 aufstellt (als part. zu einem **ailjan* > ags. *ǽlan*), ist wegen des nordischen unannehmbar. Denn daraus wäre wol nicht aisl. **eileđr*, sondern nur (**æildr* >) *eldr* geworden, vgl. *dø'mđr dø'mdr, erfđr, fø'rđr, feldr* usw., wie nun auch diese erscheinung zu beurteilen sein mag[2].

1) Verwandte vorgänge würde man erwarten in konsonantischen stämmen auf *-ēt- : -ĕt-* des typus *ἀργῆτ- : ἀργέτ-* (meist *-ητ-* durchgeführt: *κέλητ-, λέβητ-, τάπητ-, μύκητ, φάλητ-, ἕρπητ-, ἄμητ, πένητ-, γλοίητ-, ἔχητ-* usw., im lat. dagegen *teget-, feret-, hebet-, dīvet-, seget-* usw. wie s. *sravát-, vahát-, saçcát-, vēhát-, vāghát-* s. Brugmann, Grdr. II § 123 s. 366 fg.). Germanische stämme dieser art s. Kluge, Nom. stammb.-lehre § 29 s. 15 fg.; Brugmann, Grdr. II, § 123 s. 369 fg.; Hellquist, Ark. f. n. fil. VII, 165 fgg.; verf. Beitr. z. gr sprachk. 107 fgg. 128 fgg.; Noreen, Urg. lautl. 64. 173 fgg. und die daselbst cit. litt. u. a. Soweit im germanischen formen noch vorhanden sind, bestätigen sie nur unsre im texte gelieferten ausführungen. So ags. *hæleđ* (ahd. *helid*) = *κέλητ-* (neben konson.-st. im nom. ags. *hæle*, aisl. *halr*), vgl. Sievers, Ags. gr. § 282 (u. § 263); PBB. IX, 368 fg.; (Platt). X, 449, vgl. verf, Beitr. z. gr. sprachk. 135 n. 1.

2) Ich wüsste nicht, wie man den gegensatz *dø'mdr : taliđr* anders zu erklären vermag, als durch annahme lautgesetzlicher synkope. Es ist allgemein bekannte tatsache, dass *i* früher fällt nach langer silbe als nach kurzer (Kock, Ark. f. n. fil. IV, 141 fgg. = PBB. XIV, 52 fgg. XV, 261 fgg. XVIII, 417 fgg.; Noreen, Aisl. u.

Und verschiedene stammformen für das ags. und nord. anzunehmen hat natürlich keinen sinn.

Aber positiv wird eine stammform mit langem *ē* erwiesen durch das keltische (Zupitza, KZ. XXXV, 265 fg.). Kymr. *aelwyd*[1], korn. *oiled*, bret. *oaled* „herd“ setzen eine grundform **ailētā* voraus (vgl. noch Fick^4 II, 7, wo aber der wurzelhafte teil unrichtig als **agilētā* angesetzt ist). Schliesslich wird man nicht umhin, ein indisches wort in diesem zusammenhang zu erwähnen, nämlich *alāta-* n. „feuerbrand, kohle“ sowol durch lexikogr. wie durch die litteratur (von Rāmāy. III, 24, 18 usw. an) bezeugt (*alāta-çānti-* s. Weber, Ind. st. II, 101[2]). Daneben noch, nach ÇKDr., *ālāta-* n., wie *ālāta-cakra-* Vyutp. 76. Schon Leo, Ags. gl. 486 fg. hat *alāta-* zu ags. *ǽled* gestellt. In

anw. gr. 43 fgg.; Aschwed. gr. 54 fgg.; Pauls Grdr. I^2, 554 fgg. 562 fgg. 578 fgg. u. a.) und im ersteren fall umlaut bewirkt. Die einwände von Wadstein (PBB. XVII, 412 fgg.) sind in bezug auf den umlaut resultatlos geblieben. Hiernach können wir zurückschliessen, dass ein *i* nach langer silbe weniger betont war als nach kurzer, was übrigens an sich wahrscheinlich sein muss. Es heisst demnach, wie zu erwarten, *dǿmdr* wie *dø̍mda*, aber *taliđr* wie (**taliđa* > später) *talđa*, wenn nämlich nicht, wie angenommen wird, synkope unter allen umständen — wo synkope überhaupt eintreten kann — früher in binnensilben als in der ultima eingetreten sein sollte. Ich wage indessen — ohne hier darauf ausführlicher eingehen zu können — die unbedingte richtigkeit dieses satzes zu bezweifeln. Nehmen wir den fall urn. **đōmiđaz* : **taliđaz*. Wenn, wie anerkannt, *i* in der ersteren form weniger stark artikuliert war als *i* in der letzteren, sagen wir **đṓmiđaz*, aber **táliđaz*, so folgt fast mit notwendigkeit, dass auch die letzte silbe ungleich betont gewesen sein muss, etwa **đṓmiđàz* : **táliđaz*. Daraus schiene dann freilich zu folgen, zunächst — was nicht bezweifelt werden kann — dass *-i-* in **đṓmiđàz* früher synkopiert worden ist als in **táliđaz*, weiter aber dass synkope von *a* in **táliđaz* früher eingetreten sei als in *đṓmiđàz* (d. h. **táliđʀ* neben **đṓmiđaʀ*). Aber was nicht eben so leicht zu folgern ist, ist dass in **đṓmiđàz* *i* früher gefallen sei als *a*. Wie nämlich allgemein anerkannt worden ist, hält sich überhaupt *i* zäher und länger gegen synkope als *a* (vgl. Noreen, Aisl. u. anw. gr. § 130, 4 s. 80; Streitberg, Urgerm. gr. 170 fgg. u. a.). Es ist demnach sehr wol möglich, dass ein frühzeitig aus *đṓmiđàz* entstandenes **đṓmiđaʀ* (mit noch mehr geschwächtem ton der ursprünglich schwach nebentonigen schlusssilbe) zuerst **đṓmiđʀ* neben gleichzeitigem **táliđʀ* und ferner **đǿmdʀ* neben gleichzeitig daneben liegendem und weiter bewahrtem **táliđʀ* ergeben habe; woraus *dǿmdr* neben *taliđr*. — Wie aber auch *dǿmdr* zu erklären ist, es scheint doch dieselbe erklärung angewendet werden zu müssen für ein urn. **ailiđaz*, d. h. es müsste gemeinnord. **ǽildr* geworden sein.

1) Vgl. z. b. lehnwörter wie *eglwys (< ecclēsia)*, *cadwyn (< catēna)*, *kannwyll (< candēla)*, Zeuss-Ebel 96 fg.

2) Das 4. *prakaraṇam* von Gāuḍapāda's kommentar zur Māṇḍukyōpaniṣad: *[caturtham] prakaraṇam vāitathyākhyam (advāitākhyam) [alātaçāntyākhyam] samāptam.*

bezug auf die suffixform m. e. richtig; inwieweit betreffend der wurzelform, wird sogleich untersucht werden. Dass s. *alāta-* ein idg. **alē-to-* repräsentiert, beweist die -*ē*-form der wurzel in l. *ad-olē-re* „verbrennen" (vgl. auch pf. *ad-olē-vi*)[1].

Nun ist m. e. germ. **ailēđa-* eigentlich mit s. *alāta-* idg. **alēto-* identisch, nur ist die wurzelsilbe sowol im germanischen wie im keltischen eine andre oder wenigstens modificierte.

Ein verbum, wozu *ail-* in **ailēđa-* gezogen werden muss, ist vorhanden, nämlich ags. *ǽlan* „flammen", *on-ǽlan* „in flammen setzen", wozu noch *ál (ǽl)* „flamme"; *on-ál (on-ǽl)* „incendium" und schliesslich eventuell nfr. *aal-tong* „eine feuerzange" (Outzen 140), obwol dies eher für **āld-* (: ags. *ǽled* as. *ēld* usw.) zeugnis ablegt[2].

Zwei möglichkeiten giebt es, dies verb etymologisch zu deuten Entweder kann man mit Sievers, IF. IV, 339 fg. einen germ. nominalstamm **aila-* (woraus **ail-jan* > ags. *ǽlan*) aus **aiđ-la-* erklären und zu αἴθω, s. *ḗdhas, i-n-dhá-tē* usw. stellen. Ein stamm mit -*l*-suffix findet sich auch z. b. in gr. *αἰθάλη, αἴθαλος* „russ" aus **aidhl̥-lo- : *aidh-lo-*. Auch im keltischen wird **aidhlo-* wol zu **ailo-* geworden sein (vgl. Strachan, Transact. of the Philological society 1891—1894, s. 241 = BB. XX, 26). Bisher kannte man freilich nur beispiele von-*tl*-: ir. *anál* „atem" aus **ana-tlā*, aber kymr. *anadl*, und -*dl*- : ir. *álaind* „schön" aus **ad-landi-*; von diesen spricht freilich -*tl*- dagegen und das kymr. gegenstück von *álaind* ist mir nicht bekannt; direkt bewiesen ist die angenommene entwicklung fürs irische, wenn Stokes, BB. XXIII, 44 recht hat in seiner herleitung von ir. *áel* „lime" aus **aidlo-*, eben von der wz. *aidh-*; derselben art ist air. *óil* „cheek", falls mit Stokes, KZ. XXXV, 595 aus **oidlā* (zu *οἶδος, οἶδμα,* arm. *ait* „wange"), weitere beispiele Stokes, BB. XXIII, 58.

1) Zu dem mit dem thematischen *alāta-* (=**alēto-*) wechselnden unthematischen **alēt-* **ālt-* **ālt-* lässt sich eine weiterbildung mit suff. *-ter-* denken. Aus **ālt-ter-* oder **ālt-ter-* entstand s. **ālstar-* und weiter **āṣṭar-* nach einem von mir anderswo erörterten lautgesetz im sanskrit, wonach idg. $t + t$ in ungestörter entwicklung als *st* zu erscheinen hat. Zu diesem **āṣṭar-* haben wir eine (abstrakt-kollektive) femininbildung, nämlich *āṣṭrī* f. „feuerraum, herd" schon RV. X, 165, 3: *āṣṭryāṁ padáṁ kṛṇutē agnidhānē*. Vielleicht gehört auch hierher *āṣṭra-* n. „luft, äther" Up IV, 161 auf grund von der auch in Indien vorhandenen anschauung von der feuerartigen beschaffenheit des äthers.

2) Natürlich wird niemand mehr mit Möller, KZ. XXIV, 454 dies **aila-* (resp. **aili-*) durch epenthese aus **alja-* (resp. **ali-*) erklären wollen; auch die weiteren daselbst gegebenen vermutungen über aisl. **eldr* sind natürlich jetzt belanglos, weil sie gegen die nordischen lautgesetze streiten.

Ich kenne die entsprechenden britannischen formen nicht; bis auf weiteres kann man doch annehmen, dass *-dl-* im britannischen (ev. mit ersatzdehnung) assimiliert worden sind, vgl. kymr. *aren* „ren" aus **ad-rēn-*, *eirif* „numerus = ir. *áram* „zahl" aus **ad-rīmā*.

Ist dies die richtige erklärung des germ. (-keltischen) stammes **aila-* (**ailo-*), so hat sich ein in beiden sprachen vorhandenes idg. **alē-to-m* **alētā* „brand, feuer" nach dem genannten stamm zu germ. **ailēþa-* **ailēđa-*, kelt. **ailētā* umgebildet. Dies dürfte die wahrscheinlichste erklärung sein.

Oder aber[1] — und das kommt beinahe auf dasselbe hinaus — es hat sich sowol im germanischen wie im keltischen eine verbalwurzel *al-* „brennen" resp. **alētō-* „feuer" mit der verbalwurzel *aidh-* „brennen" vereinigt, resp. nach derselben umgebildet, so dass eine germ.-keltische verbalwurzel *ail-*, resp. **ailēþa-* **ailēđa-* und **ailētā* erwuchsen.

Beide vorausgesetzten wurzeln sind im indogermanischen vorhanden und zwar wol auch im germanischen und keltischen. Über *aidh-* waltet in dieser hinsicht kein zweifel ob. Abgesehen von der form *i-n-dh-* haben wir im keltischen gall. *Aedui*, ir. *aed* „feuer", kymr. *aidd* „eifer, hitze", bret. *oaz* „jalousie" und im germ. z. b. ahd. *eit*, ags. *ád* „rogus, ignis". Weitere verwandte mit der wurzelstufe *īdh-* (*idh-*) s. z. b. Osthoff, MU. IV, 149 u. sonst[2].

Eine wurzel *al-* „brennen" ist ausser durch s. *alāta-*[3] bezeugt durch l. *ad-ole-o* „verbrennen", als terminus technicus der opfersprache nicht zu *oleo* „riechen, duften" gehörig, wie meistens angegeben wird. So heisst es *verbenas, viscera tauri flammis, altaria flammis, tædis, precibus et igne puro, flammis Penates, cruore captivo aras* usw., sowie *aliquid* überhaupt *adolēre*. Dass für das römische sprachgefühl in diesen redensarten ein hauch von *oleo* „riechen" her beigemischt war, ist nicht zu verkennen; dies aber ist sekundär und durch (die ursprüngliche gleichheit oder) den lautlichen zusammenfall von *adoleo* „riechen"

1) Dieses alternativ wäre anzunehmen, wenn *-dl-* im kymrischen nicht die oben statuierte entwicklung gehabt hat.

2) Möglich ist, dass zur wz. *aidh- īdh- idh-* aisl. *íđ iđ* „studium", *íđinn* „assiduus, sedulus", *iđja* „studium, ars", *iđn* „studium, negotium", *iđula iđuliga* „assidue", sowie, wenn Sievers, IF. IV, 340 recht hat, ahd. *īla* „studium", *īlen* „tendere, niti, quærere, studere, operam dare, certare, moliri, conari", *īlīg* „studiosus, fervidus, *īlīgo* „instanter, naviter, certatim" zu ziehen, gehören.

3) Noch ein sanskritisches wort wird hierher gehören, nämlich *úlmuka-* „feuerbrand". Ich erkläre es aus **əlmu-* und vergleiche damit namentlich aisl. *olmr* „hitzig" usw. (worüber sogleich unten).

und *adoleo* „verbrennen" veranlasst; *adolē-sco* „auflodern" (*adolescunt ignibus arae* Virg. Georg. IV, 379). Obwol die lat. base *olē-* sein kann, hindert auch nichts ein *alē-* anzunehmen. Aus **ád-al-* entstand zunächst **ad-el-* (Brugmann, Grdr. I² § 244 a. 1 s. 221). Daraus lautgesetzlich vor nicht-palatalen vokalen und vor konsonant *ad-ol-* (Brugmann, Grdr. I² § 121, 2 s. 121 fg. § 483, 8 s. 442 fg.; Osthoff, TAPhA. XXIV, 50 fgg. u. a.), was dann verallgemeinert worden ist. Wenigstens für das keltische wird man, um eine konfusion **alēto-* und **ailo-* oder **al- *alēto-* und **aidh-* leichter zu verstehen — und es kann kaum bezweifelt werden, dass eine solche konfusion wirklich stattgefunden haben muss — eher eine wurzelform *al-* oder *əl-* als *ol-* annehmen. Sollte weiter noch l. *ala-cer* „eifrig, lebhaft, munter", d. h. ursprünglich „feurig", damit zusammenhängen, wäre der direkte nachweis eines ursprünglichen *a-* oder *ə-* (schwächere stufe zu *a-* oder *e-*) erbracht.

Nach Rietz 6 gibt es im schwed. (dial.) ein vb. *ala* mit der bedeutung „lodern, flammen". Es ist nicht zu verkennen, dass es mit l. *ad-oleo* — sogar der bildung nach — identisch ist.

Im germanischen gibt es noch ein *al-*, das ich zu *al-* „brennen" zu ziehen geneigt bin. Ich meine g. *aljan* n., „eifer", wovon *aljanōn* „eifern", nisl. *eljan, eljun,* ags. *ellen,* as. *ellean* ahd. *ellian, ellen* „eifer, tapferkeit"[1]. Der wechsel „feuer" : „eifer" ist bekanntlich sehr gewöhnlich: die meisten wörter mit bedeutung „feuer" scheinen in der übertragenen bedeutung „eifer, heftigkeit" usw. angewendet werden zu können; vgl. namentlich *id, ið,* das höchst wahrscheinlich zu *αἴθω* usw. zu stellen ist.

Aus skandinavischen dialekten stellen sich zu den zuletzt genannten wörtern namentlich schwed. *ella älla* „die gewohnheit haben, pflegen, sich um etwas kümmern, mit etwas beschwerde haben" (Rietz 117; Möller, Ordbok öfver halländska landskapsmålet 34), *ällen* „lebhaft, rührig" (Ordbok öfver allmogemålet i Helsingland 87)[2].

Im aisländischen begegnen wir einem *ylr* (g. *yljar*, pl. *ylir*) „hitze", *ylja* „wärmen, heizen", *yl-samligr* „warm, heiss"; mit einer grundform **l̥-i̯o-* usw. stellen sich diese wörter ungesucht zur wurzel *al-* „brennen". Eine bedeutungsentwicklung zu „eifrig, feindlich" liegt vor in aisl. *olmr* „zum feindlichen überfall geneigt", wozu *olmligr, olmliga,*

1) Ob auch aisl. *elja* „nebenbuhlerin", ahd. *ello* „rivale" hierzu — was immerhin wahrscheinlicher — oder etwa zu l. *alius* usw. zu stellen ist, kann auf sich beruhen.

2) Gotl. *äjlen* „unverdrossen" setzt wol ein wurzelelement *ī̇l-* (in *ila*, nhd. *eilen*) voraus.

ylmast „böse, feindlich sein, sich zeigen". Hierzu stellt sich das dän. *ålm* „feurig, lebhaft". Grundform **ḷ-mo-* oder **ḷ-mu-*, wobei namentlich zu vergleichen ist das schon oben genannte s. *ulmu-ka-* „brand" aus **əl-mu-* (mit *u-* statt *i-* wegen des folgenden *-mu-*)[1]. Zur bedeutungsentwicklung noch *illr (íllr)*[2], falls es — wie höchst wahrscheinlich mit Sievers, IF. IV, 339 aus **iđ-lo-* hervorgteng und dies weiterhin zu *αἴθω* usw. gehört[3].

Wir haben noch eine sippe, deren verwandtschaft mit der hier behandelten wurzel *al-* wol möglich aber nicht sicher ist. Zunächst l. *alo* „nähre", air. *ail* „nährt", g. *alan* „wachsen", aisl. *ala* „zeugen, hervorbringen, pflegen, fovere". Weiter aber die erweiterungen: einerseits mit *-dh-* in *ἄλ-θω, ἄλ-θο-μαι* usw., anderseits mit *-d-* in *ἀλ-δ-ομαι, ἀλ-δ-αίνω*, s. *íḍā* usw. — Die in betracht kommenden nordischen wörter sind schwed. d. *ält* f. „brunst", wozu *ältäs* „brunstig sein" (von widdern und böcken). Gehört es, wie nicht unmöglich ist, mit den folgenden wörtern zusammen, so kann man zweifelhaft sein, von welchem bedeutungsgebiet am ehesten auszugehen ist: schwed. (d.) *älta* „antreiben" (Dalarne, s. Noreen, Svenska landsmålen IV, 2, 220); „umrühren, kneten" (reichsspr.); „eifrig bitten"; „wechselfieber haben". In norw. dialekten *elta* „treiben, jagen, verfolgen; durcharbeiten, kneten, stampfen; herumpatschen, viel gehen"; subst. schwed. (d.) *älta* „wechselfieber der kinder, rachitis; klumpen von zusammengeschmolzenem eisen, zusammenschmelzung, -rührung" u. dgl., norw. d. *elta* f. „bewegung, unruhe; kraft, eigenschaft eines stoffes", *elte* n. „bischen, kleine portion"; aisl. *elta* „drücken, drängen; treiben, jagen"; *elta* f. „jagd, verfolgung", *elting* id. Die bedeutung „fieber" kann entweder aus „brand" u. dgl. oder aus „anfall" u. dgl. hergeleitet werden. In letzterem fall wird man wol für *ält* „brunst" dieselbe entwicklung annehmen müssen. Dann kommen wir zu einem allgemeinen bedeutungscentrum „kräftig sein, wirken; in kräftiger bewegung sein; eifrig bearbeiten" u. dgl. Eine verknüpfung mit dem schon genannten *ἀλ-δ-αίνω* „stärken, kräftigen" (in kausativem sinn), s. *íḍā* „labung,

1) Dass dies, wie allgemein angenommen worden ist (zuletzt Zupitza, DL. 1898 sp. 1457), zu *ul-kā*, l. *Volca-nus*, ahd. *walm* (wz. *u̯el-*) gehören sollte, ist nichts weniger denn sicher.

2) S. Bugge zu Fritzners Ordb.[2] III, 1108; Larsson, Ordförrådet s. v. hat nur *illr*.

3) Zu air. *ísel* „niedrig" kann *illr* nicht gehören; denn jenes entstand aus **indslo-* aus **endh-slo-*, was kaum *illr* hat geben können. Auch die erklärung Kocks, Ztschr. f. d. a. XL, 199 fgg. ist mir unwahrscheinlich.

belebung, lebenskraft" usw. (aus *əl-d-; vgl. Fröhde, BB. XX, 185 fg.) sowie weiter mit g. *aljan* „eifer" usw. (s. oben) ergibt sich von selbst. Es ist somit nicht unmöglich, dass die bedeutungen „brennen, zünden, wärmen" und „nähren, wachsen" sowie „treiben, kräftig sein, machen" usw. im grunde aus demselben bedeutungskern hervorgewachsen sind. Wenigstens kann man sagen, dass die bedeutungssphären „brennen, zünden" und „kräftig, eifrig sein" so in einander greifen, dass, wenn es ursprünglich überhaupt zwei verschiedene wurzeln *al-* gegeben hat, diese in der weiteren entwicklung konfundiert worden und weiter nicht zu trennen sind.

Es erübrigt noch ein paar worte über die hier angenommene art von konfusionsbildungen hinzuzufügen. Zur litteratur über ähnliche bildungen s. Brugmann, Fleckeisens Jahrb. 1880, 225 fg.; Ber. sächs. gesellsch. 1883, 191 fg. 1890, 236 n. 2; Grdr. II, § 160 s. 453 n. 2; Osthoff, MU. I, 92 fgg. II, 35; Perf. 363 n. 1 fg.; PBB. XIII, 460; Wackernagel, KZ. XXV, 289 fgg. XXX, 300. 306; Vermischte beitr. z. griech. sprachk. 18 fg. 36; Baunack, KZ. XXV, 225 fgg.; Stolz, Wien. stud. IX, 305; Holthausen, PBB. XI, 553. 556. XIII, 367. 590; Windisch, KZ. XXVII, 170; Wheeler, Analogy a. the scope of its application 8 fgg. 19 fgg.; Paul, Princ.[2] 95; W. Meyer, Die schicksale des lat. neutr. im roman. 12; J. Schmidt, Plb. 207. 212; Thurneysen, KZ. XXX, 492; verf. Akadem. afh. til S. Bugge 40 fg.; GGA. 1890, 773 fg.; BB. XVIII, 1 fgg.; Beitr. z. gr. sprachk. 51 fg. 146; KZ. XXXII, 504 fg.; IF. II, 53. III, 215 fgg. 234; Upsalastudier tillegnade Sophus Bugge 64 fgg.; Bartholomae, KZ. XXIX, 524 fg.; W. f. k. ph. 1892, 397. 1898, 1053; G. i. ph. I, 1, 198; IF. IX, 270; Tegnér, Språkets makt öfver tanken 25 fgg.; Nyrop, Adjektivernes kjønsbøjning i de romanske sprog s. 38 fgg.; Jespersen, Nord. tidskr. f. fil. n. r. VII, 207 fgg. 215 fgg. = Techmers Intern. zeitschr. III, 190 fgg. 195 fgg.; Behaghel, Die deutsche sprache s. 40; Vilh. Andersen, Festskrift til Vilh. Thomsen 258 fgg.; Danske studier s. 45 fgg.; Bloomfield, AJPh. XII, 1 fgg. XVI, 409 fgg.; IF. IV, 66 fgg.; Noreen, Svenska etymologier (Skrifter utgifna af Kongl. humanistika vetenskapssamfundet V. 3), 18. 22 fg. und sonst, sowie Tamm, Etymolog. svensk ordb. passim; Lind, Om rim och verslemningar i de svenska landskapslagarna 53. 56; Kock, Antiqvarisk tidskr. f. Sverige XVI, 3, 9. Dies ist nur eine in aller eile gemachte auslese von stellen, wo die fragliche erscheinung berührt, exemplificiert oder besprochen worden ist. Aus jedem grammatischen werk liessen sich ähnliche erläuterungen oder beispiele sammeln. Auch ist hier nicht der ort,

solche konfusions- und kombinationsbildungen des näheren zu besprechen oder ihren verschiedenen arten nach zu systematisieren. Folgendes mag kurz und schematisch angedeutet werden. Wörter können sich gegenseitig beeinflussen aus dem grund, dass sie im sprachbewusstsein mit einander associiert werden. Die associationsgründe sind mannigfacher art: im allgemeinen lassen sie sich auf grössere oder geringere gleichheit oder auf einen etwaigen gegensatz zurückführen. Und zwar wirken 1. gleichheit der äusseren form: blindlings gemachte umbildungen dieser art ohne bewusste reflexion auf den inhalt, die bedeutung, pflegt man volksetymologie zu nennen, 2. gleichheit (oder gegensatz) der bedeutung (resp. grammatischen funktion). Hier kann man zunächst von A. konfusionsbildungen, B. kombinationsbildungen reden. Und zwar können beide vorkommen a) im stamm oder in der worteinheit, b) bei den die grammatische funktion vertretenden stammbildungs- und flexionselementen. 3. gleichheit der form und bedeutung (funktion) zugleich. Zu dieser letzten kategorie gehören die meisten proportionalen analogiebildungen im eigentlichen sinn. Weder die erste noch die dritte kategorie gedenke ich hier zu exemplificieren. Nur von der zweiten art will ich hier einige zerstreute, zufällig mir aufgestossene beispiele ohne weitere diskussion verzeichnen:

Schwed. *syl* „ahle“ — *pren* „pfriem“ : *pryl* „pfriem“.

Dän. *prop* „kork“ — *told* „kork“ : *prold* „kork“.

Aschwed. *fæþerni* „väterlich(erseits)“ — *møþerni* „mütterlich(erseits)“: sowol *føþerni* wie *mæþerni* (vgl. Lind, Om rim och verslemningar i de svenska landskapslagarna s. 53).

Mengl. *femelle* — *male* : nengl. *female.*

Nl. **lenen* — *steunen* : *leunen.*

Ahd. **steran* — *helan* : *stelan.*

Urg. **auzōn* — **aȝōn* : **auȝōn*, g. *auga* usw.[1]

Engl. *nother* — *either* : *neither.*

L. *dingua* — *lingo* : *lingua* (vgl. lit. *lëzùvis,* air. *ligur,* arm. *lezu* „zunge“).

L. *prægnans* — *gravis* : vulgärl. **prægnis* (vgl. Gröber, Wölfflins Arch. IV, 448; Körting, Lat.-rom. wb. 576).

L. *sargus* — *pagrus* (fischnamen) : tosk. *parago.*

L. *october* — *september*, *november, december* : vulgl. *octember*[2].

1) Anders freilich jetzt Hirt, Beitr. XXII, 231.

2) Vgl. arm. *hoktember* nach *september, dektember* nach *hoktembor* (Hübschmann, Arm. gr. I, 367).

Afr. *plurel* — *singul(i)er* : *plur(i)er*.

Prov. **popolo* — *bedoullo* : *píboul*, *pipoulo* „pappel“.

It. *lifante* — *unicorno* : *licorno* „nashorn“.

Frz. *anomal* — *normal* : *anormal*.

Lat. *susum* — *deorsum* : *sorsum* (vulgl.).

Venet. *temporito temporile* — *tardivo* : *temporivo*.

Frz. *maudisant*, *maudisais* — *bénissant bénissais* : *maudissant*, *maudissais* (Nyrop a. a. o. 42).

Lit. **nebesis* „wolke“ — *dangus* „himmel“ : *debesis* „wolke“.

Gr. *ἄσσων* — **ἀγχύτερος* : *ἐπ-ασσύτερος* „näher“ (anders jetzt Brugmann, Rh. mus. n. f. LIII, 630 fgg.).

Gr. **ὑ(ι)ύσι υἱέσι* — *θυγατράσι* : *υἱάσι*.

Gr. *ἤνεγκον* — *ἤνεικα* : *ἤνειγκα*.

Gr. (d.) *πόθοδος* „einnahme“ — *ἀνάλωμα* „ausgabe“: *ποθόδωμα*.

Gr. *ἀλεινός* „warm“ — *ψυχρός* „kalt“ : *ψυχεινός*.

Gr. *δεῖ* (= *ἐὰν δέῃ*) — *δέον* (part. absol.) : *δεῖν* (Wackernagel, Vermischte beitr. z. gr. sprk. 35 fg.).

S. *pitúr*, *mấtur* — **patḗs*, **naptás* : *pátyur*, *naptúr* (vgl. ahd. *tages inti nahtes*, nhd. *des nachts*).

Pāli **pali-bādha* — **pali-rōdha* „hindernis“ : *pali-bōdha* id.

Pāli **iri(v)veda* — *jajubbeda* : *irubbeda* „Rigveda“.

Pāli **d(u)vaṁd(u)va-* — *tuvaṁ* : *tuvaṃtuva* „zänkerei“.

Pāli **prajāvati* — *pati- patnī* : *pajāpatī*.

Pāli **sāmo* „selbst“ — **svayaṁ* : *sāmaṁ* „selbst“.

Pāli **gammati* — **hā-* „gehen“ : *ghammati*, *hammati* usw. usw.

UPSALA, DEN 21. SEPTEMBER 1898. K. F. JOHANSSON.

ZIMMERNSCHE HANDSCHRIFTEN IN WIEN.

Dass die freiherrn, seit 1538 grafen von Zimmern einst eine reiche büchersammlung besassen, lässt sich aus ihren vielfachen litterarischen interessen, deren spiegelbild in der merkwürdigen Zimmernschen chronik vorliegt, mit wahrscheinlichkeit schliessen. Über umfang und art der sammlung erfahren wir jedoch aus der chronik selbst recht wenig. In erster linie kommen die stellen bd. III s. 350 und bd. IV s. 73 und 105 der Barackschen ausgabe in betracht, die man nachlesen mag. Als das geschlecht im jahre 1594 mit graf Wilhelm ausstarb, kam das familiengut des hauses Zimmern an graf Georg von Helfenstein, der mit der schwester Wilhelms von Zimmern seit 1567 vermählt war. Ein teil des grundbesitzes gelangte an die stadt Rotweil durch kauf, zum teil fiel er, als lehen, an Österreich zurück, der grösste teil aber mit der herrschaft Messkirch (Mösskirch) kam an das haus Helfenstein und später durch erbschaft an das haus Fürstenberg[1]. So kommt es, dass aus der bibliothek zu Messkirch mit einer menge von druckwerken eine anzahl von Zimmernschen handschriften im jahre 1768 in die fürstlich Fürstenbergische bibliothek zu Donaueschingen gelangte und sich auch jetzt noch dort befindet[2].

Ihr wert ist jedoch im vergleiche zu einer auswahl, die 200 jahre vorher aus der Zimmernschen bibliothek im auftrage des schon genannten grafen Wilhelm von Zimmern für Ferdinand von Tirol gemacht wurde, sehr gering. Die tatsache dieser schenkung ist im allgemeinen seit langem bekannt und Stälin hat a. a. o. s. 836 ihrer gedacht[3]. Dabei ist allerdings ein irrtum unterlaufen, auf den wir unten etwas näher eingehen werden. Aber weder ist der hergang der sache unseres wissens in der litteratur genauer dargestellt worden, noch gibt es einen übersichtlichen nachweis des einstigen litterarischen besitzes der freiherrn von Zimmern, obwol ein urkundlicher beleg erhalten ist, der die handhabe dazu bietet. Es ist der cod. 12595 (Supplement 368), der einst der sammlung auf schloss Ambras angehörte (bei Lambeck nr. 413) und in den Tabulae codicum bibl. Palat. Vindobonensis t. VII p. 119

1) Vgl. Stälin, Chr. Fr. von, Wirtembergische geschichte. 4. teil (Stuttgart 1873) s. 836; Dr. Otto Franklin, Die freien herren und grafen von Zimmern (Freiburg i. Br. und Tübingen 1884) u. a.

2) Vgl. A. Barack, Die hss. der fürstl. Fürstenbergischen hofbibliothek (Tübingen 1865) einleitung.

3) Auch dass einige hss. der grafen Zimmern nach Donaueschingen gelangten, wusste er; vgl. s. 836 anm. 1.

folgendermassen beschrieben ist: chart. saec. XVI, 67 folia in f⁰: Jacobus de Ramingen, catalogus bibliothecae baronis Guilelmi de Cimborn domini in Wildenstein et Moeskirch (nempe de Zimmern), quae ab eodem Ferdinando archiduci comiti Tirolis dono data est [et in arcem Ambras translata]. Die hs. trägt einen braunen, goldgepressten kalblederband von 31 × 20 cm. Der einband rührt aus dem jahre 1576 her. Der codex bietet also, nach wissenschaftlichen fächern geordnet, die aufzählung der an erzherzog Ferdinand geschenkten bücher und der in einem eigenen abschnitte aufgeführten handschriften. Dies geschenk bildete eine bedeutende und wesentliche bereicherung der noch jungen, auf schloss Ambras gegründeten sammlung des erzherzogs; es stand an litterarischem und kunsthistorischem werte nur hinter der auf kaiser Maximilian I. zurückgehenden gruppe der Ambraser sammlung.

Ob erzherzog Ferdinand, der bis 1567 statthalter des kaisers in Böhmen war, schon von dort einen gewissen fonds von büchern nach Innsbruck mitgebracht, oder ob er erst später, als durch die in Innsbruck befindliche sammlung Maximilians I. sein interesse wach geworden war, sich aus Böhmen bücher verschafft hat, bleibt unentschieden. Deshalb ist es auch nicht klar, wann die interessanten handschriften des Wenzel Rossa hineinkamen. 1572 erwarb der erzherzog bücher des grafen Alois Lodron, im gleichen jahre die bibliothek des Christoph Wilhelm Putsch, 1576 den wertvollsten teil der Zimmernschen sammlung, 1578 die bücher des dr. Georg Handsch und im selben jahre die des arztes Achilles de Jellmis[1].

Dem grafen Wilhelm lag es gewiss ferne, seine sammlung ganz oder eine auswahl daraus, die das beste entfernte und das unbedeutende zurückliess, zu verschenken. Aber in seiner stellung als hofmarschall des erzherzogs Ferdinand und bei seinem vertrauten umgange mit ihm[2], konnte und durfte er einem wunsche und gar einer bitte von dieser seite nicht unzugänglich bleiben (vgl. die worte: petenti nihil neque potuit neque debuit denegare). Erleichtert mochte ihm der verzicht darauf durch den gedanken werden, dass der mühsam gesammelte schatz doch nicht bei seinem hause bleiben könne. Er war dessen letzter männlicher spross. Nachdem der graf seine einwilligung gegeben hatte, erfolgte die auswahl durch Jacob von Ramingen und Lib-

1) Vgl. vorläufig dr. Joseph Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol (Innsbruck 1885) bd. 2 s. 446 fg.

2) In einem der Ambraser trinkbücher (Kunsthist. hofmuseum in Wien. Ambh. 5328; bei Sacken, Ambraser sammlung bd. 2 s. 218 fg.) findet sich f. 16ᵇ der eintrag: 15 S 71 | M(ein) h(offnung) z(u) G(ott) | Wilhelm Graf vnnd Herr zu | Zimbern.

lachsperg den älteren, einen auch sonst nicht unbekannten mann im dienste der tirolischen kanzlei[1]. Die schwulstige vorrede, in der er sagen will, es habe schon im altertum gelehrte maecene und büchersammler gegeben, denen man in diesen zeiten die grafen Zimmern vergleichen dürfe, schliesst mit den worten: Thesaurus quidem medius fidius inclytus et inaestimabilis, cuius similem raro in Germania neque reperire facile aliisve in regionibus aut oris nostris quis poterit. Interessant ist auch das f. 67ª stehende schlusswort des verzeichnisses, mit der eigenhändigen unterschrift des grafen Wilhelm, wodurch der katalog einem beglaubigten aktenstück gleichwertig erscheint. Die grafen Wilhelm Wernher und Froben Christoph sind als die sammler des bücherschatzes ausdrücklich genannt, Johann Wernher I. († 1495) aber ist mit unrecht übergangen. Es lautet:

Hic est thesaurus ille librorum ac totius venerandae antiquitatis undique conquisitae inaestimabilis, quem propter generosorum comitum Domini Wilhelmi Werneri et D. Frobennij Christophori consanguineorum comitum in Zimberen etc. memoriam filius Dominus Gulielmus gentis Zimbriacae unicus relictus, apud se (quamdiu vitam concessisset altissimus) retinere constituerat.

Putabat enim hoc sibi officii a Summo Deo impositum esse, ipsorum ut piis manibus qui saluberrime cum Christo agunt, hoc nomine gratificaretur.

Ceterum quoniam Serenissimo et Inclitissimo Principi, Domino Ferdinando Archiduci Austriae, Comiti Tirolis etc. Domino omni reuerentia sibi summe colendo Thesaurum hunc petenti, nihil neque potuit neque debuit denegare, non absque magno grauamine ipsum sumptibus et expensis non minimis conquisitum, suę serenitati omni qua decet Reuerentia offert atque dedicat.

Sit foelix serenitas Sua inclyta, una cum tota domo Austriaca Serenissima, iuvante conatus Serenitatis Suae sempiterno Deo.

Serenitatis Suae addictissimus

Wilhelmus Comes de Zimbern m. p.

Die vom grafen geschenkten werke kamen in die sammlung auf schloss Ambras und blieben auch unter den folgenden landesfürsten zum grössten teile dort, bis zum aussterben der tirolischen linie des österreichischen erzhauses, das mit Sigismund Franz 1665 erfolgte. Im

1) Vor dem katalog f. 2ᵇ: elegi curavit optima quaeque et praeclarissima scripta, cum chronicorum tum historicorum ac denique varia antiquitatum praeclara monumenta, quae in sequenti catalogo sive indice notata et perspicienda sunt.

herbst desselben jahres kam der bibliothekar der Wiener hofbibliothek Petrus Lambecius mit kaiser Leopold I., der die erbhuldigung des landes entgegenzunehmen hatte, nach Innsbruck und erhielt die erlaubnis, aus den handschriften und büchern der landesfürstlichen sammlung zu Ambras eine auswahl für die Wiener hofbibliothek zu veranstalten. Über die reise und die erfolge seiner arbeit besitzen wir sowol einen handschriftlichen bericht Lambecks im cod. 12462 f. 179, als einen gedruckten in den Commentarii de August. Biblioth. Caes. Vindobonensi II, 743. Danach hat er aus der bibliothek des schlosses alle handschriften (569 geschriebene bücher), aus der kunstkammer, kasten 12, fünfzehn „bücher“, nach den Commentarii 569 manuscripta und aus der Technotheca 14 manuscripta ausgewählt. Die zahlen sind jedoch nicht genau[1]. Zuerst wollte Lambeck ein verzeichnis sämtlicher Ambraser hss. nach wissenschaftlichen klassen abgeteilt liefern, dann aber entschloss er sich, 500 hss. nach einem numerus currens zu beschreiben und ihre beschreibung in den Commentarii II, 746 fgg. vorzulegen, aber so, dass die früher beabsichtigte einteilung nach wissenschaftlichen fächern durchscheint[2].

Lambecks leistungen waren für seine zeit wertvoll und bedeutend und haben den ruhm der hofbibliothek in alle welt getragen. Aber für die geschichtliche auffassung der handschriften, für die erforschung und erkenntnis ihrer provenienz hatte er wenig sinn. Trotzdem ihm das verzeichnis der Zimmernschen hss. in dem oben genannten Cod. 12595 vorlag, trotzdem er ihn in den Commentarii II, 979 als Ambras. 413 kurz aufgeführt hatte, fand er es doch nicht der mühe wert, durch vergleichung der in jenem katalog aufgezählten handschriften eine grundlage zur beurteilung des wertes und der bedeutung jener Zimmern-handschriften zu bieten. Er unterliess diese notwendige arbeit zu seinem eigenen schaden, indem er dadurch fälschlich mindestens acht handschriften Maximilian I. zuwies, die auf die Zimmernsche sammlung zurückgehen.

1) Zimmern nr. 49 (Heimliche offenbarung) ist druck; ebenso der 2. teil von nr. 58 (Altdeutscher Psalter und Symbola Apostolorum). — Aus der kunstkammer wurden nicht 15, sondern 16 stück ausgewählt. Davon waren 3 bände kupferstich-klebbände, die „kleine rollen von einer rinden, darauf ein alte Schrifft gemacht“ ist die Charta Ravennas (vgl. Mosel, Gesch. d. hofbibliothek, s. 306 nr. 4), dagegen die mit der „rollen“ zusammen aufgeführte Prophetie auf pergament vorläufig nicht zu identificieren.

2) Doch sind unter diese hss. mindestens 2 geraten, die nichts mit dem Ambraser fonds zu tun haben und zwar nr. 119, wo es aus Lambecks eigenen worten hervorgeht und nr. 273, wo es sich erschliessen lässt.

Als Adam Kollar die zweite auflage von Lambecks Commentarii besorgte, bemühte er sich, die von Lambeck beschriebenen Ambraser hss. in dem von Joh. Bened. Gentilotti zu anfang des 18. jahrhunderts verfassten grossen katalog aller nichtgriechischen hss. der hofbibliothek aufzufinden und die entsprechenden Gentilottischen signaturen beizusetzen; aber in manchen fällen gelang ihm dies überhaupt nicht mehr. Auch in der folge ist für die reconstruierung der einzelnen fonds, aus denen die ehemalige Ambraser sammlung sich zusammensetzte, nichts geschehen.

Der zur verfügung stehende raum und der charakter der zeitschrift verbietet es, die ganze angelegenheit zu behandeln. Hier möge es nur gestattet sein, in kurzen andeutungen die ergebnisse der untersuchung für die ehemals Zimmernschen hss. vorzulegen. Einige von ihnen haben für die altdeutsche litteratur einigen wert, wenn auch kein stück ersten ranges, wie etwa das Ambraser heldenbuch, darunter ist.

Der im anhange gedruckte teil des Zimmernschen katalogs, welcher die handschriften behandelt, trägt schon im original vor den einzelnen stücken die davorstehenden nummern. Dieselben nummern befanden sich einst auf den entsprechenden bänden, meist oben auf dem rücken. In zweifelhaften fällen bildet ihr vorkommen das ausschlaggebende moment für die richtigkeit der identificierung[1]. Wir wollen uns der kürze halber hier begnügen, jene nummern des Zimmernschen verzeichnisses, bei denen eine identificierung mit den heute in der Wiener hofbibliothek und im kunsthistorischen hofmuseum aufbewahrten handschriften zulässig ist, nebeneinander zu stellen. Die genauere bibliographische beschreibung wird an anderem orte gegeben werden. Für den vorliegenden zweck genügt es, zu den angaben des alten katalogs die kurze beschreibung der Tabulae codd. bibl. Palat. Vindobonensis und für die deutschen hss. die ausführlichere bei Hoffmann von Fallersleben im Verzeichnis der altdeutschen handschriften der k. k. hofbibliothek zu Wien (Leipzig 1841) heranzuziehen. Die an dritter stelle stehenden Ambraser nummern dienen zur raschen auffindung der handschriften in Lambecks Commentarii II, 746—988.

1) Leider sind nicht bei allen Ambraser hss. die original-einbände erhalten geblieben und dadurch ist eine absolut sichere identification sämtlicher nummern des katalogs nach unserer meinung undurchführbar. — Die alten nummern auf einbänden haben sich deutlich erhalten bei nr. 1. 2. 7. 8. 10. 16. 34. 36. 38. 44. 50. 52. 57. 60. 64.

Nr. 1 = 2104 (A. 127)
„ 2 = 2065 („ 121)
„ 3 = Kunsthist. hofmuseum. Ambr. 4990[1]
„ 4 = 2249 (A. 120)
„ 5 = 3049 („ 246)
„ 6 = 2043 („ 125)
„ 7 = 2063 („ 126)
„ 8 = 2051 („ 123)
„ 9 = 3035 („ 427)
„ 10 = 3053 („ 465)
„ 11 = 2838 („ 411)
„ 12 = 2823 („ 261)
„ 13 = 2794 („ 434)
„ 14 = 2692 („ 262)
„ 15 = 415 („ 279)
„ 16 = 2793 („ 437)
„ 18 = 2686 („ 25)
„ 20 = 443 („ 315)
„ 21 = 2914 („ 420)
„ 22 = 2769 + 2770 (A. 20. 21)
„ 23 = 2796 (A. 430)
„ 24 = 3072 („ 141)
„ 25 = 2795 („ 433)
„ 26 = 2888 („ 436)
„ 27 = 4124 („ 85)
„ 28 = 4226 („ 31)
„ 29 = 4383 („ 89)
„ 30 = 3094 („ 463)
„ 31 = 3977 („ 36)
„ 32 = 4386 („ 240)
Nr. 33 = 4140 (A. 29)
„ 34 = 4223 („ 12)
„ 35 = 3082 („ 496)
„ 36 = 4432 („ 32)
„ 37 = 2890 („ 435)
„ 38 = 3371 („ 490)
„ 39 = 3973 („ 33)
„ 40 = Kunsthist. hofmuseum. Ambr. 4935
„ 41 = 162 (A. 299)
„ 42 = 2861 („ 294)
„ 44 = 456 („ 267)
„ 45 = 3312 („ 283)
„ 46 = 2906 („ 295)
„ 48 = 2694 („ 266)
„ 49 = Incunabel 2. D. 37[2]
„ 50 = 494 (A. 254)
„ 51 = 557 („ 391)
„ 52 = 589 („ 255)
„ 53 = 561 („ 253)
„ 55 viell. = 2698 (A. 422)
„ 56 = 2946 (A. 440)
„ 57 = 2915 („ 417)
„ 58 = 1) 2727 + 2) Xylographie[3]. (A. 23)
„ 59 = 1274 (A. 15)
„ 60 = 549 („ 305)
„ 61 = 587 („ 282)
„ 64 = 9234 („ 381)
„ 65 = 2041 („ 124)
„ 67 = 2884 („ 431)
„ 68 = 2681 („ 22)

Dass eine bedeutende zahl der hier aufgeführten handschriften auf den grafen Johann Wernher zurückzuführen ist, ergibt sich aus ihrer

1) Bei Sacken, Die Ambraser sammlung bd. 2 ist nr. 3 auf s. 251 unter zahl 75, nr. 40 auf s. 221 unter zahl 38 beschrieben.

2) Vgl. Friedr. R. v. Bartsch, Die kupferstichsammlung d. k. k. hofbibliothek in Wien (1854) s. 253 nr. 2483.

3) Vgl. Bartsch a. a. o. s. 256. 257.

näheren betrachtung. Die hs. nr. 87 zu Donaueschingen enthält des Pleiers gedicht von herrn Melerantz von Frankreich, das nach der schreibernotiz am ende von „Gabriel Lindenast Anno im achtzigosten“ geschrieben ist. Dazu hat Barack aus den nachträgen der Zimmernschen chronik s. 1243 folgende stelle herangezogen: Herr Johannes Wernher freyherr zu Zimbern der elter hat zu schönen buechern ain grossen lust gehabt und vil gelesen; dieweil aber zu seinen zeiten der druck erstlichs ufkommen und domals als ain neu inventum ain schlechten fortgang, liess er im ain schreiber, genannt Gabriel Lindennast, burger und sesshaft zu Pfullendorf, vil und mancherlei buecher schreiben und zurüsten, also das er letztlich, ehe und zuvor er in sein unfal kam, ain zimlich liberei zu wegen pracht.“ Nun finden wir in den handschriften nr. 5 (3049) 1479 geschrieben — hier auch das wappen der Zimmern —; nr. 9 (3035) ohne jahreszahl; nr. 23 (2796) 1483 geschrieben, als schreiber Gabriel Sattler von Pfullendorf genannt[1].

Aber noch andere kräfte stellte der graf in seinen dienst. Nr. 11 (2838) ist 1476 von Hanns Minner von Costencz geschrieben; dieser name kommt in den Constanzer ratslisten mehrfach vor[2]. Nr. 42 (2861) ist 1474 von Jorg von Elrbach zu Pfaffenhusen vollendet[3]. Durch genaue beobachtung des schriftcharakters lassen sich sowol den einzelnen schreibern bestimmte hss. zuteilen, als auch indirekt dadurch für die Zimmernsche sammlung in anspruch nehmen.

Beachtenswert scheint auch die notiz in nr. 13 (2794) Hermann von Sachsenheim, Mörin. Am ende der handschrift steht nach den schon bei Hoffmann aufgeführten worten: Anno domini etc. Im tzwayvnndachtzigosten Jare. ward difs bůch vß geschriben, noch mit minium folgendes: / Die mörin die kompt nach inn hallt der abred / Vnnd begertt demnauch zekommen. /[4]

Nur bei wenigen handschriften lässt sich ihre erwerbung in späterer zeit genau nachweisen. So bei nr. 21 (2914), die auf dem einbande die buchstaben I. C. V. Z. | und die zahl: 1. 5. 52 eingepresst trägt und vom Strassburger domherrn Johann Christoph von Zimmern stammt. Ferner hat laut der eigenhändigen einträge in nr. 20 (443) und nr. 50 (494) beide hss. Laurentius Moller J. V. Doctor am 21. au-

1) Vgl. auch die angabe B. 14 Deo gratias 63 S. bei Hoffmann von Fallersleben a. a. o. s. 211. (Cod. 2823 = Ambras. 261).

2) In den jahren 1465—1488. Auch der wappenbrief ist erhalten.

3) Vom selben schreiber stammt die Wolfenbütteler hs. „Herzog Friedrich von Schwaben“, wie Barack s. 105 seines katalogs der Donaueschinger hss. bemerkt.

4) Auf graf Wernher weist noch Wien hofmuseum Ambras. 4593 (gebetbuch) hin.

gust 1572 dem grafen Wilhelm überlassen. Der erstere codex gehörte früher dem kloster der regulierten chorherrn zu S. Maria Magdalena in Frankental.

Es hiess oben, der grösste teil der geschenkten Zimmernschen handschriften und bücher sei bis zur auflösung der bibliothek der Tirolischen landesfürsten in Ambras geblieben. Einzelnes kam jedoch weg. So z. b. nr. 43 (Arlunus), die vor 1612 an Franc. Guillimann mit vielen anderen Ambraser stücken verliehen wurde und seitdem verschollen ist. Die näheren nachweise an anderem orte.

Endlich erübrigt uns noch auf eine frage einzugehen, die mit dem vorliegenden verzeichnisse in beziehung steht und schon oben kurz berührt ist, nämlich die frage, ob die grafen von Zimmern einen Otfridcodex besessen haben und welches werk Otfrids? Stälin hat nämlich in seiner Wirtembergischen geschichte 4. teil s. 836 behauptet, „altdeutsche schriftwerke, welche bis auf Otfrids Evangelienbuch (das älteste, um 870 vollendete hochdeutsche gedicht) in einer von dem verfasser selbst durchcorrigierten handschrift zurückgiengen ..... schmückten die bibliothek in herrenzimmern“ und hat ferner in der note 1 beigefügt, dass diese handschrift, mit den andern von ihm erwähnten, sich nunmehr in der Wiener hofbibliothek befinde Zum beweise, „dass eben die Wiener handschrift Otfrids, die vollständigste der drei vorhandenen, die frühere Ambraser ist“, beruft er sich auf Kollars Analecta Vindobonensia I, 646[1]. Neuerdings hat Josef Hirn in offenbarem anschluss an Stälin, den er auch citiert, in seinem vortrefflichen werke über erzherzog Ferdinand II. von Tirol, bd. II. (Innsbruck 1888) s. 440 diese ansicht widerholt[2]. Nun hat schon Kelle in seiner ausgabe des Otfrid die ansicht, als stamme der codex aus Ambras, eine meinung, die auch seinerzeit Oberlin hegte, als „völlig unrichtig“ hingestellt. Wie wir oben darlegten, kamen die Ambraser handschriften erst 1665 in die Wiener hofbibliothek, während der Wiener Otfrid-codex schon dem Martin Zeiler im jahre 1628 von Sebastian Tengnagel, damals bibliothekar der hofbibliothek, vorgezeigt und von diesem unter deren merkwürdigkeiten aufgezählt wnrde. Vgl. Lambecius Comment. II, 453 und daraus Kelle a. a. o. II, s. XX. Ferner beteuert Lambeck ausdrücklich am selben orte, er habe trotz emsiger nachfor-

1) Aus versehen; denn Kollar — und vor ihm Lambeck — meinen a. a. o. das Glossarium Hrabani Mauri, das wirklich aus Ambras stammt, im cod. 162 (A. 299).

2) „Der schön geschriebene katalog nennt uns von den handschriften ..... Otfrids Christ.“

schung über die herkunft des Otfrid nichts finden können[1]. Die handschrift ist von ihm als Theolog. N. 524 signiert. Es ist nun ohne weiteres klar, dass Lambeck den codex, der schon 1628 in Wien war und über dessen herkunft er überhaupt nichts wusste, nicht erst 1665 aus Ambras in die hofbibliothek gebracht haben kann. Aber die hs. war schon lange vor 1628 in der hofbibliothek, wie ihr vorkommen unter den hss. des generalinventars beweist, das von Hugo Blotius im jahre 1576 vollendet wurde[2]. Der codex war dort mit der signatur T. 5074 versehen und folgendermassen beschrieben: Euangelia et alia quaedam sacra Saxonica antiqua lingua expressa in fo. manuscrip. in membr. Jeder zweifel an der identität wird dadurch beseitigt, dass sich die eben angegebene signatur noch tatsächlich auf dem rückwärtigen deckel innen befindet. Man kann übrigens für die geschichte der handschrift noch weiter zurück kommen.

Es ist leicht zu sehen, wie Stälin zu seinem irrtume kam, wenn man nr. 68 des Zimmernschen katalogs zum vergleiche heranzieht. Diese nummer, die, wie schon oben gesagt ist, dem Cod. 2681 der hofbibliothek entspricht, ist durch Jakob von Ramingen, der bei Trithemius gelesen hatte, dass Otfrid „in Psalterium volumina tria libris tribus“ verfasst habe, kurzer hand auf Otfrid gedeutet worden. Und eben dadurch liess sich auch Lambeck täuschen, so dass er seinen Ambrasianus 22 ebenfalls dem Otfrid zuschrieb. (Vgl. Commentarii II, 757 fgg.) Stälin verwechselte also einfach das im verzeichnis beschriebene Psalterium, dem von Jakob von Ramingen die unrichtige autorschaft Otfrids aufgeprägt war, mit Otfrids Evangeliarium, das sich tatsächlich in der hofbibliothek befindet.

Über den abdruck des folgenden verzeichnisses ist nur wenig zu sagen. Bei mehreren nummern steht im original ein + und zwar bei nr. 11. 22. 40. 42. 57. 68. Der deutsche text und die deutsche orthographie ist durchaus unverändert, im lateinischen sind offenbare, sinnstörende fehler, die nur dem kopisten zur last fallen, gebessert[3].

---

1) Caeterum quo tempore aut unde aut quonam modo praestantissimus ille codex in Augustissimam bibliothecam Caesaream pervenerit, id mihi licet studiose inquisiverim, prorsus est incognitum.

2) In der hofbibliothek ist im Cod. 13525 leider nur mehr der zweite teil dieses inventars erhalten.

3) Folgende stellen kommen in betracht. Bei nr. 3 opparatu; 27 Medialanensi; 28 Variarum; 30 in scriptis; 33 collecta; 36 sermoni; 39 Eberdardi — parentini — pussalamitate; 44 miraculie; 51 euertus; 68 Weissenburgensis.

(Fol. 52ᵃ) Register Alter Teutscher vnnd Lateinischer geschriebener Bücher darunder etlich auff Pergament, die ander auf Papier geschriben, gar allt vnd alt Fränckisch zum Theil Reimens weis die anndern Soluta oratione.

Numero. In Folio.

1. Apparatus Domini Guidonis Archidiaconi Bononiensis super ſextum Decretalium auf Pergament gar allt geschriebenn.
2. Institutiones Iuris Civilis Iustiniani cum gloſsa gar alt auf Pergamen geschriebenn.
3. Ein altes geschriebnes Decret, gar herlich vnnd schön Illuminirt cum apparatu Johannis Theutonici.
4. Ein gar allt geschrieben ff: Vetus cum gloſsa.

(f. 52ᵇ) 5. Ein alt geschriebenn Buch Reimen weiß. dessen tittel Schachzabel spyl, dreyerley vnnd die Siebenn Hauptspiel.

6. Sextus Decretalium geschriebenn gar allt.
7. Ein alte geschriebenn Clementina.
8. Decretales allt geschriebenn.
9. Ein allts geschrieben Buch Reymen weiß, von den alten Helden.
10. Ein teutschen Ouidium von der Liebe.
11. Ein teutscher Johannes De monte Villa, mit gar alten figuren.
12. Ein alte geschriebne Chronica.
13. Ein geschriebes Buch Reymen weiß von Fraw Venus Berg.
14. Ein anndere alte geschriebne Chronica.

(f. 53ᵃ) 15. Constitutiones pp. Benedicti XII. — Formularium taxationum Curiae Romanae.

16. Historia geschrieben von Keyßer Otten Reimen weiß.
17. Chronica geschriebenn, belangendt den teutschen orden.
18. Cantica Canticorum teutsch vnnd Lateinisch geschriebenn gar alt.
19. Ein außzug auß der Bibel, gar alt geschrieben.
20. Historia Anglorum Bedae geschriebenn. — Historia longo Bardorum. — Regulae datae in uice cancellaria per papam Johannem 22. — Calcidius in Timeo platonis.
21. Ain alter geschriebner Partifal teutsch Reimen weiß.
22. Ain alte geschriebne teutsche Bibel, mit alten schönen figuren.
23. Ein geschriebes teutsches Buch, Reimen vnd gesangs weiß. Von der Lieb.

(f. 53ᵇ) 24. Lanndrecht vnnd Lehenrecht teutsch geschriebenn.

25. Ain histori Konig Carlmans Reimen weiß geschrieben.
26. Ain histori von der abentheur des Mörlins. Reymen vnnd gesangs weiß geschriebenn.

27. Nouem libri S. Ambrosii Mediolanensis episcopi de aliquibus patriarchis ueteris Testamenti. — Boniso uariae ex operibus Augustini.
28. Sermones et tractatus Variorum Auctorum. — Gregorius in moralibus. — Speculum Regum. — Sermones Hainrici de Hassia. — De Afsumptione Marie Virginis.
29. Summa Viciorum.
30. Ein geschriebner Terentius. — Dialogus Luciani inscriptus Caron.

(f. 54[a]) 31. Sermones Dominicales Anthonii Parmensis.

32. De Laudibus Beate Mariae. 1439.
33. Confessionale Nyders ex Variis Doctoribus collectum.
34. Textus Psalterius cum glofsa gar alt.
35. Ain alter Vocabularius incerti Autoris.
36. Secunda pars Sermonum Jordani per estatem.
37. Von der Mün Burg. Raymen weiß gar alt geschriebenn.
38. Laurentij Vallae elegantie lingue Latine.
39. Tractatus super totum officium Mifsae Eberhardi de Parentinis. — Tractatus de pusillanimitate cordis. — Tractatus de confefsoribus audiendis absoluendis et ligandis (f. 54[b]) et de inquisitionibus fiendis. — Expositio orationis Dominicę cum Salutatione Angelica Tomae de Aquino. — Duodecim questiones quomodo et quare et per quem homines Canonice sunt persoluende. (!) — Scripta Cartusiensis cuiusdam plebano fratri suo de correctione status sui. — Tractatus de superstitionibus.
40. Ein gar alter Calendarius mit gar altenn illuminirten figuren. Reymen weiß. auf Pergamen geschriebenn.
41. Ein alts geschrieben Lateinisch Buch De Regionibus vnd ein alter Vocabularius.
42. Ein teutsche Histori von Enea reimen weiß, mit sehr vielen figuren geschriebenn. — Ein Buch wie Rom gestifft ward, vnd von allen Bäpsten, Keyßern vnnd Konigen zu Rom. teutsch geschrieben.
43. Bernhardinus Arlunus patricius Mediolanensis De bello Gallico Lateinisch geschrieben.

(f. 56[a]) 44. De Vita morte et miraculis Sancte Elisabethe Latheinisch geschriebenn.

45. Congestum Virorum illustrium Sancti Benedicti ordinis latine scriptum.
46. Historia Eusebii vom großenn Alexander teutsch geschrieben.
47. Ein teutsches gedicht Reymen weis von vielen heroibus geschriebenn.

48. Ein schönes altes geschrieben Pergament Buch. Reimen weiß. theuttet von Christo vnnd vielen glaubigenn.
49. Ein altes geschriebenns Buch teutsch, die haimlichen offenbahrung, mit alten figurenn.
50. Chronica Martiniana auf Pergament, gar alt geschrieben.
51. Chronica Vetus. Treuirensium auf Pergament geschrieben. — Historia Vcensus Barroch, servi Venditi, qui tandem ad apicem soldanatus Egipti ac Sirie euectus Lateinisch geschrieben auf Pergament. (f. 56[b]) Ein alte Lateinische geschriebne Cronica.
52. Chronica Johannis Theutonici minoritae. geschriebenn auff Pergament.
53. Excerpta Juonis Carnotensis Episcopi: de Roma Romanorumque rebus et imperatoribus latine scriptum in pergameno.
54. Ein teutsches gedicht Reymens weiß auf Pergamen geschrieben. von mehrerley Dingen. gar alt frenckisch.
55. Ein teutsches auf Pergamen geschriebnes Heldenbuch Reimenweis.
56. Ein teutsch gedicht Reimen weiß. genandt der guldin tempel vnnd die Mörin.
57. Ein teutsche geschriebne Troianische Histori mit gemaltenn figuren. gar altfrenckisch.
58. Ein alter teutscher Psalter, vnnd die Simbolum Apostolorum vnd desselbenn auslegung. alles mit schönen figuren. alt frenckisch. (f. 57[a]) Item ein alte geschriebne Cronick von Keyßer Friederich von Stauffen vnnd seinen Sönen vnd Nepoten. Cronica Fridericorum.
59. Textus Euangelii Lucę cum annotationibus. auf Pergament geschriebenn.
60. Jacobus Bertholdus Veggiensis Episcopus de Constitutionibus Venetiarum antiquae.
61. Epistolae Juonis Episcopi carnotensis ecclesiae.
62. Ein alt geschriebenn Buch Reimens weiß.
63. Ein alts teutsch vneingebunden Heldenbuch in Regal Papier.
64. Ein alt Lateinisch Beyrisch geschrieben Cronica.
65. Ein alts geschriebes Decretal auf Pergamen. Cum glofsa.
66. Ein gar alter Justinianus. auf Pergamen geschrieben. Cum glossa.

(f. 57[b]) 67. Allerhandt Gaistlich vnnd weltlich auff Papier geschriebenn.

68. Ein gar alter auff Pergamen geschriebner teutscher Spalterium per Otfridum Monachum Weifsenburgensem qui vixit 870.

WIEN, IM JANUAR 1899. THEODOR GOTTLIEB.

ÜBER DEN BEGRIFF DES WUNDERS IN DER EDDA.[2]

Zu den wenigen dingen, über die wir heutzutage ausreichende und sichere definitionen besitzen, gehört das wunder. Erklären wir es als eine unterbrechung oder aufhebung der naturgesetze, so ist das wunder damit unzweideutig gekennzeichnet. In welcher sphäre es sich vollzieht, ist dabei völlig gleichgültig; ein wunder liegt vor, wenn ein toter erweckt wird, aber auch wenn ein stein sich von selbst bewegt.

Nun ist es klar, dass diese allgemein angenommene und einleuchtende definition des wunders für frühere epochen und insbesondere für mythologische perioden keinerlei geltung haben kann; aus dem einfachen grunde, weil für diese zeiten die vorstellung unverbrüchlicher naturgesetze noch nicht existiert. Selbst diejenigen erscheinungen, deren regelmässigkeit für uns typische bedeutung hat, sind den menschen jener zeiten nur regeln mit ausnahmen. Da alles mehr oder minder nach dem bilde des menschen geformt wird, so hat auch alles anteil an der vorausgesetzten willensfreiheit des menschen. So regelmässig auch alle tage die sonne ihre bahn durchzieht — wenn Phöbus beim anblicke der frevel des Atreus entsetzt den sonnenwagen wendet, so ist dies kein wunder. Ein moralisches wunder mag man es allenfalls nennen, weil die menschliche teilnahme hier in die gleichmütige heiterkeit der götter übergreift; ein wunder im physikalischen sinn ist es nicht, weil es jederzeit im belieben des sonnengottes steht, seinen wagen wohin er will zu lenken.

Deshalb würde man aber doch gänzlich irre gehen, wenn man nun folgern wollte, der begriff des wunders habe in mythologischen bezirken überhaupt keine bedeutung. Nicht einmal in märchen ist alles möglich; soviel wunder man auch stillschweigend hinnimmt, es gibt auch hier grenzen, zu deren überschreitung die höchsten göttlichen kräfte bemüht werden müssen. Georg Brandes hat einmal in der kritik Andersens sehr hübsch ausgeführt, dass auch im märchen eine dryade ihren baum nicht verlassen kann. Jedes wesen hat immanente grenzen seines vermögens; die baumnymphe kann ihre existenz nicht von dem baum lösen, weil es eben ihr wesen selbst ist, im baum zu wohnen. Nur ein eingriff der obersten, unbeschränktesten mächte könnte

1) Ich citiere im allgemeinen nach Gerings Edda, sonst nach der ausgabe Hildebrands. Material ausserhalb der Edda habe ich absichtlich nicht herangezogen, um ein übersehbares material desto besser erschöpfen zu können.

daran etwas ändern; und das wäre dann eben ein wunder im sinne des märchens.

Nicht anders steht es principiell in der mythologie. Dass Helios seinen wagen plötzlich umwendet, ist kein wunder; dass Josua im thal Ajalon die sonne still stehen heisst, ist eins. Denn er ist eben kein gott und hat keine verfügung über die himmelskörper; er greift über die sphäre seines könnens hinaus — und damit tut er ein wunder.

Es wären manche missverständnisse in der beurteilung mythologischer verhältnisse unterblieben, wenn man sich diesen unterschied des alten und neuen wunderbegriffs immer gegenwärtig gehalten hätte. Unser wunderbegriff ist an die vorstellung allgemeiner gesetze gebunden — der mythologische an die vorstellung je nach den klassen der wesen verschieden gearteter gesetze. Wie im rechtswesen so entscheiden auch hier nicht allgemeine normen, sondern speciell für den stand der person geltende. Was ein wunder ist, wenn ein mensch es vollbringt, ist darum noch keins, wenn ein halbgott es ausführt; was bei dem halbgott so heissen mag, fällt als etwas selbstverständliches in den kraftbereich der götter. Aber endlich gibt es dinge, deren leistung selbst bei göttern wunderbar erscheint.

Gerade auf dieser relativität des mythologischen wunderbegriffs beruht seine unentbehrlichkeit im mythus. Die wunder sind, wie ich schon früher (Anz. f. deutsch. alt. 19 s. 213) ausführte, mythische rangzeichen. Der gott, der unter menschen wandelt, legitimiert sich durch eine überschreitung der menschlichen kraftsphäre, gerade wie von Christus die ungläubigen wunder als beweise seiner übermenschlichkeit fordern. „Un homme, dont le métier est d'être thaumaturge, ne peut pas ne pas avoir une certaine conscience du métier", schreibt Renan einmal (Correspondance entre M. Renan et Berthelot s. 294). Oder, wie es P. Heyse glücklich ausdrückt:

Willst du credit als heiliger haben,
Musst dich entschliessen, wunder zu tun.
(Spruchbüchlein s. 81.)

Wir müssen also zweierlei unterscheiden: erscheinungen, die zwar auffallend sind, sich aber doch innerhalb der kraftsphäre der betreffenden wesen halten, und solche, die diese überschreiten. Der ausdruck „wunder" selbst wird schon in der Edda in beiden bedeutungen gebraucht. Ursprünglich haben ja alle hierher gehörigen wortsippen nur den sinn von „anstaunen, sich verwundern": griech. *θαῦμα* „verwunderung" (besonders gern in der alten formelhaften verbindung „*θαῦμα ἰδέσθαι*", „wunderbar anzuschauen") zu wurzel *dhû* „sinnen" (Fick,

Vgl. wb. d. idg. spr. 1 s. 120), lat. *mirus* aus **smirus* zu wurzel *smi* „erstaunt lächeln“ (vgl. ebd. 1 s. 254), germ. *wundra* — zu wurzel *wendh* — „anstaunen“ (Kluge, Etymol. wb. s. 411). Anstaunen kann man natürlich schon eine wol ungewöhnliche, aber keineswegs übernatürliche leistung; schon die kraftprobe von Otto Ludwigs Heiterethei oder die schnelligkeit eines läufers. In diesem leichten sinne nennt die Edda es (Lok. 33, 4) „ein wunder“, dass Loki sich unter den asen sehen lässt: das ist seltsam, erstaunlich, aber kein mirakel. Hingegen die „wunderbaren tafeln“ der asen (Vǫl. 63, 2) sind wirklich als mit zauberkräften ausgestattet zu denken und die höhnische frage des sterbenden Fafnir (Faf. 3, 3), von was für einem wundergeschöpf sein vaterloser mörder erzeugt sei, bringt dessen hypothetischen vater zu menschlichen vätern ausdrücklich in gegensatz.

Wir gehn also die klassen der wesen und dinge durch und scheiden jedesmal „erstaunliche“ und „wunderbare“ leistungen.

1. Menschen. Der mensch als solcher kann wunder eben nicht vollbringen. Auch das ausserordentliche, was er zu leisten vermag, tapferkeitswunder etwa wie die, welche (in Akv. und Atlm.) dem Hǫgni nacherzählt werden, können ihn wol als helden charakterisieren, aber nicht eigentlich als „übermenschen“.

„Doch gibts ein mittel.“ Der mensch kann die übernatürliche kraft anderer wesen sich aneignen, so dass er zum thaumaturgen wird. Diese delegation übermenschlichen vermögens in den menschen hat zwei stufen.

a) Der besitz der rune gibt eine ganz begrenzte, auf einen bestimmten zweck eingeschränkte wunderkraft. Sigmund (Sinf. einl.) ist gegen gift gefeit, zweifellos durch den besitz von bierrunen (Sgdr. 7); aber er ist nur ein mensch und kann dem eigenen sohn keinen anteil an der zauberkraft geben, denn jede rune hat nur für ihren besitzer kraft. Durch rechtzeitige mitteilung der rune hätte er auch Sinfjotli fest machen mögen; nun ist es zu spät. Im übrigen ist er ein mensch, ein held wie andere und sein sohn ist ihm sogar „an kraft und wuchs und mut und jeglicher tüchtigkeit überlegen.“

Wer eine rune besitzt, hat also ein wundertätiges mittel, und genau genommen wird durch dieses, nicht durch ihn, das wunder vollbracht. Hierin liegt der grosse unterschied zwischen runenbesitz und zauberkunst. Wer die rune hat, ist gegen bestimmte gefahren ein für allemal gefeit oder zu bestimmten leistungen ein für allemal befähigt; die zauberei beruht dagegen jedesmal auf einem besonderen willensakt. Sigmund kann kein gift schaden, und wollte er selbst, er würde sich

nicht vergiften können; die hexe dagegen schadet mit ihrem giftigen anhauch nur wem sie schaden will (W. Hertz, Die sage vom giftmädchen s. 25).

Die zauberkraft liegt also hier, bei der rune, in einem ding, bei der zauberei dagegen in der person. Worauf widerum die kraft der rune beruht, habe ich in meiner Altgerm. poesie (s. 493 fg.) ausführlich auseinandergesetzt. Die rune ist die seele, das geheimnis eines begriffs, eines gegenstandes, einer handlung; wer das geheimnis der unverwundbarkeit oder der vogelsprache kennt, der ist eben unverwundbar oder „vogelsprache kund". Darum eben handelt es sich hier weniger um ein können, als um ein wissen (ebd. s. 48); der runenbesitz ist jedem zugänglich, weil er erlernbar ist.

Aufzählungen der runen finden sich besonders Háv. 145 und Sgdr. 6 fg.; vgl. auch Grip. 17. Die anwendung der rune macht den menschen zu dingen fähig, die sonst nur der gott vollbringen kann. Als ein gott erweist sich der unbekannte, der (Reg. 18) das unwetter stillt, wie Christus auf dem meere; aber wer den neunten spruch des runensängers (Háv. 153) oder die brandungsrunen (Sgdr 10) kennt, vermag das gleiche. Eine göttin erweckt (Hyndl. 1) eine tote zur sprache; aber mit dem zwölften spruch (Háv. 156) kann das auch der mensch, und der höchste gott selbst (Veg. 4) leistet das nur durch runenzauber. — Die rune lässt sich verschenken und rauben (Altgerm. poesie s. 48): sie haftet also nicht unbedingt an dem menschen. Nicht einmal jeder gott besitzt alle runen: von allen göttern versteht nach einem altdeutschen heilspruch nur Wodan das ross zu heilen (ebd.). Denn er, der herr der runen, besitzt allein allezeit das geheimnis aller dinge.

b) Einen höhern grad von wunderkraft verleiht die **zauberei**. Sie haftet, wie schon ausgeführt, an der person, nicht an einem zaubermittel. Die eddischen fälle habe ich (a. a. o. s. 49 fg.) schon früher besprochen. Hauptkategorien sind:

α) dauernde befähigung zu solchen dingen, die sonst nur durch runen ermöglicht werden, wie heilung von kranken oder verzauberung von gesunden, erregung von sturm, bannung beweglicher dinge.

β) die kraft der prophezeiung. Das prophezeien wird ganz realistisch als ein weiterblicken in die zukunft aufgefasst; wenn Gripir (Grip. 21) behauptet, er sehe nur Sigurds jugend klar, nicht mehr seine weiteren schicksale, so ist das zwar eine ausrede, die aber doch aus der herrschenden anschauung genommen ist. Auch die seherin der Vǫluspá erblickt ja die allerletzten dinge nur undeutlich. (Über die

allgemeine auffassung der weissagung überhaupt vgl. meine Altgerm. poesie s. 50).

γ) die fähigkeit des gestaltenwechsels, beruhend auf der uralten vorstellung „von der verschiebbarkeit der grenzen unter den belebten wesen“ (Weinhold Märchen vom eselsmenschen; Sitzgsber. d.Berl. akad. 1893, XXIX s. 14); so bei den „schwanenjungfrauen“ (Vkv.) und sonst. —

Der zauberer ist immer noch ein mensch; Jarl Franmar (Helg. Hjǫrv.) tritt trotz seiner fähigkeit, vogelgestalt anzunehmen, als mensch auf. Aber die dauernde bekleidung mit wunderbaren kräften ist doch etwas unheimliches. Vor allem die zauberweiber, die hexen, sind kaum noch menschliche wesen; möchte doch Thor (Harb. 39) schon die nordischen bachantinnen, die berserkerweiber, lieber wölfinnen nennen als weiber, und doch sind sie nur im moment der rasenden verzückung mit übermenschlicher körperkraft ausgestattet — „zauberinnen auf zeit“, wenn man so sagen kann. Wir werden über den übergang von einer klasse in die andere, wie er sich bei ihnen zeigt, noch eigens zu reden haben.

2) Riesen und zwerge. Der riese ist im allgemeinen ausser durch seine grösse durch eigenschaften charakterisiert, die damit eng zusammenhängen: wundersame, unförmliche gestalt (Hym. 8. 35. Sk. 31. Vaf. 37), steinharter kopf (Hym. 30 fg. Harb. 15) oder gar neunhundert häupter auf einmal (Hym. 8), und natürlich ungeheure kraft: Hymir bricht durch die kraft seines blickes einen pfeiler entzwei (Hym. 12), was im grund als realistische hyperbel nicht merkwürdiger ist als ein blick in die zukunft. Der riesen kraft hat aber doch grenzen: fährt der starke gott in seine ganze asenkraft (Hym. 31), so überbietet er den riesen; ja schon ohnedies sind die flammende kraft des auges (Þrymskv. 27) und der herkulische appetit des kraftgottes (ebd. 24) so ungeheuer, dass sie den gott unter riesen verraten. Ein riese würde also ein wunder tun, wenn er sich (wie die griechischen giganten) mit dem riesen unter den göttern dauernd siegreich messen könnte. Solche geschichten wurden auch erzählt — Odin hält sie (im Hárb.) Thor vor; aber es erscheint dann doch tatsächlich mehr das unterliegen des gottes wunderbar als die tat des riesen.

Der zwerg ist das gegenbild des riesen: so klein wie dieser gross, so gewandt wie dieser ungeschlacht, fast immer mit besonderen kunstfertigkeiten ausgestattet. Er ist schlau und gewandt; aber wie Hymir an stärke, kann an list Alvíss von Thor (Alv.) überwunden werden. —

Riesen und zwerge sind noch nicht halbgötter, aber doch schon übermenschen. Was der mensch nur durch zaubermittel oder zauberei erlangt, haben sie von vornherein, insbesondere die verwandlungsgabe. Dass diese bei den riesen seltener sei als bei den elben (Golther, Mythologie s. 169), ist schwerlich anzunehmen; sie machen nur seltener gebrauch davon, weil ihre hauptwaffe doch immer die körperkraft bleibt. — Auch die wahrsagung besitzen die riesen vielfach, so Vafþrúðnir, aber sie ist bei ihnen, wie bei den asen, individuelle begabung, nicht allgemeines rangzeichen. Das gleiche gilt von dem privilegium odiosum der versteinerung durch die sonne (Alv. 30): lichtscheue zauberweiber (H. Hj. 29—30) erleiden dasselbe schicksal, während andere elbische wesen sich ruhig im tageslicht bewegen.

3) Halbgöttliche wesen. Zu den wichtigsten rangzeichen der halbgötter und halbgöttinnen gehört, dass sie sich in andern elementen bewegen wie der mensch auf der erde. Die walküre reitet „durch luft und meer“ (H. Hj. zu v. 9; H. H. II zu 4 und zu 12), Skírnir reitet (Sk. 17) durch das feuer und wird deshalb von Gerd sofort als übermenschliches wesen erkannt; dass Sigurd das gleiche vermag, ist eben ein nachglanz seiner mythischen herrlichkeit.

Ungeheuer von übermenschlicher kraft wie die söhne Lokis sind durch ihre furchtbare, das riesische noch überschreitende gestalt und ebenso durch ihre furchtbare kraft gekennzeichnet.

Wunder werden von all diesen wesen nicht erzählt. Erstaunlich genug sind ja schon ihre rangzeichen; aber sie tun nichts, was darüber herausginge. Will das Skírnir, so muss er runenzauber anwenden wie ein mensch.

4) Götter. Das interessanteste ist natürlich die frage, wie die götter wunder tun.

Möglich ist es ihnen, weil ihnen nicht alles möglich ist. Der allmächtige gott der modernen weltanschauung tut wunder, indem er nach belieben die naturgesetze durchbricht; der keineswegs allmächtige einzelgott der heidnischen urzeit kann nur die gesetze seiner eigenen göttlichkeit durchbrechen.

Wir müssen hier besonders sorgfältig die mythologischen rangzeichen und die wundertaten scheiden — das erstaunliche, durch das aber eben die götter sich lediglich als solche bekunden, und das was darüber hinausgeht.

Gibt es ein gemeinsames rangzeichen aller eddischen götter? Ich möchte es nicht behaupten. Zwar übermenschliche kraft, weisheit, lebensdauer wird man ihnen zutrauen dürfen; aber es kommt doch vor,

dass götter — wie in der geschichte Andvaris (Reg. einl.) — den kürzeren ziehen vor niederen wesen; dass sie überlistet werden, wie Odin von der tochter Billings (Hdv. 95 fg.); dass sie jung sterben, wie Baldr. Der zukunft sind nur die wanen, Heimdall und vielleicht Odin und Gefjon (Lok. 21) kundig; aber der riese Vafþrúđnir kommt dem höchsten gott in der kenntnis der weltgeschicke nahezu gleich. Selbst das äussere kennzeichen, der besitz eines himmlischen palastes, das in einem jüngeren lied (Grím.) einer anzahl von göttern in schematischer anordnung verliehen wird, kommt lange nicht allen zu.

Mit göttlichen wesen niederer ordnung teilen wol alle die aufhebung der menschlichen gebundenheit an die scholle. Skírnir wird, wie schon erwähnt (Sk. 17) für einen gott gehalten, weil er durch das feuer reitet — während Fjǫlsvid, so lange er sich nur um die waberlohe zu schaffen macht, nur ein „flagđ“, ein übermenschliches wesen, heisst; Grímnir, d. h. Odin sitzt lange tage und nächte unversehrt zwischen den feuern. — Gemeinsam ist ihnen auch, dass die erde sie zitternd grüsst, was nicht blos ihre stärke, die macht ihres auftretens, sondern auch die anerkennung ihrer übermenschlichkeit bedeutet, wie sich berge vor heiligen verneigen; aber auch so wird Skírnir (Sk. 14) wie Thor (Lok. 55) angekündigt. Mag sein, dass göttliche rangzeichen hier auf götterdiener übertragen sind.

Es gibt also wol kein vermögen, das allen göttern oder auch nur allen gliedern der wichtigsten götterklasse, der asen, gemeinsam ist — wenigstens als unbedingter besitz. Aber zweierlei scheinen die asen wenigstens potentiell alle zu besitzen:

a) sie können die ganze welt übersehen, sobald sie sich auf Hlidskjalf niedersetzen. Odin, dessen gewöhnlicher platz es ist, und Frigg (Einl. zu Grím.), aber auch Freyr (Einl. zu Skirn.) übersehen von dem himmlischen luginsland die ganze welt. Aber diese weitsicht ist an den platz gebunden; ohne diesen ist kein gott allsichtig, so dass z. b. keiner von ihnen den gestohlenen hammer Thors, oder eh der verborgen wurde, den diebstahl sieht (Þrymskv.). Ebenso bedürfen sie (Hym. 1) wie die menschen der runen und des blutzaubers, um zu sehen, wo überfluss herrscht, nämlich bei Aegir. — Hiermit steht es also für die götter etwa, wie für die menschen beim runenbesitz. Die persönlichkeit und das geweihte ding, beziehungsweise der heilige ort müssen bei einander sein; einzeln ist keins zauberkräftig.

b) sie können die kraft jedes andern wesens niederzwingen, wenn sie sich (Hym. 31) in ihre asenkraft werfen. Der gott vermag sich über seine durchschnittsstärke zu erhöhen, wie unter den menschen

der berserker oder sein weib. Ohne diesen willensakt sind sie, wie schon angeführt, nicht unbedingt allen wesen an kraft überlegen. — Hier also liegt gleichsam eine zauberei des gottes vor: mit bewusster anstrengung vollbringen sie etwas, wozu sie zwar potentiell, nicht aber virtuell jederzeit im stande sind. Beim weltuntergang genügt übrigens selbst diese kraftäusserung nicht. —

Aber es gibt auch eigentliche götterwunder. Einzelne götter tun dinge, die sich aus der allgemeinen sphäre ihrer tätigkeit und ihres vermögens entfernen:

c) als ein wunder muss es angesehen werden, dass, von allen andern wesen unterschieden, Odin nur von wein lebt (Grím. 19). Ebenso hat die hl. Catharina von Siena in ihrer jugend fast nur roten wein mit wasser getrunken (Görres Christl. mystik 1, 373, vgl. allgemein über die „mystische disciplin der lebensnahrnng" ebd. s. 358 fg.). Immerhin mag man auch dies wol als ein dem höchsten gott allein eignendes rangzeichen ansehen, wie nektar und ambrosia es für die griechischen götter sind, oder wie die indischen götter keinen schweiss kennen.

d) unbedingt ein wunder, eine einmalige leistung, in der die äusserste concentration den gott über sich heraushebt, ist die grossartig geschilderte runenfindung Odins (Háv. 138 fg., vgl. meine Altgerm. poesie s. 496). Denn da er durch den besitz der runen erst der allwissende und allmächtige gott wird, können seine göttlichen kräfte ihm die runen ja noch nicht verschafft haben. Er tat dort am windigen baum etwas ähnliches, wie Thor, wenn er in die asenkraft fährt: er sammelte all sein vermögen — aber das ergebnis geht doch noch darüber hinaus.

c) wunderbar ist auch die herstellung der runen. Später wird sie zwar (Háv. 142) in jener schematischen weise, die die Alvissmál zur manier ausbilden, wesen aus allen kategorien (asen, elben, zwergen, riesen, menschen) zugeteilt; ursprünglich stammt wol sicher alle zuteilung der zauberkraft an die stäbe von dem runengott und bleibt als überschreitung seiner gewöhnlichen sphäre ein wunder.

d) wunderbar, aber nicht wunderleistungen eines einzelnen gottes, sind: die schöpfung selbst in den verschiedenen kosmogonischen berichten; die geburt von neun müttern (Hyndl. 38) und die ungeheuerlichen geburten Lokis (Lok. 23. 33. Hyndl. 42. 43). Es sind das so zu sagen unpersönliche wunder, oder wundertaten des schicksals, das als vollbringer der von keinem einzelnen gott gewollten dinge fungiert

und dessen macht unentrinnbar ist (vgl. meine Altgerm. poesie s. 456); daher Geirrods wunderbarer tod (Grím. schluss).

e) ein wunder Thors ist die verwandelung der augen Þiazis in ein sternbild (Harb. 19), offenbar eine nachahmung jener anonymen schöpfungswunder, die an den namen Ymis (Vaf. 21. Grim. 40, 41) anknüpfen.

f) eine eigene, die stärkste, kategorie von wundern bilden wunderbare tiere und dinge:

α) die zauberhunde Gif und Geri (Fjǫl. 19 fg.);

β) die sprechenden vögel (H. Hj., H. Hund. 5, Brot. 5), wenn man das wunder hier nicht lediglich im verstehen der menschen sehen will;

γ) der eber der Einherier (Grím. 18. Gylf. 38); die wunderziege, der wunderhirsch usw. (Grím. 25 fg.) auch wol Odins wölfe und raben (ebd. 19 fg.);

δ) zaubermittel. Hierzu gehören vor allem die runen (Háv. 142 fg. Sgdr. 6 fg.) und sprüche (Háv. 145 fg. Groug. 5 fg.); ferner der ring Skírnirs (Sk. 21) und der Andvaris (Reg. 6) sowie ursprünglich der Vǫlunds (Vkv. 9); endlich auch dessen flügel. Fast all diesen dingen ist die halbmenschliche fähigkeit eigen, etwas gleichsam selbsttätig zu leisten: der ring erzeugt seines gleichen, die flügel tragen in die luft, so dass durch sie Vǫlund wie eine walküre durch das leichte element wandeln kann. Über die herstellung der ringe wird nichts gesagt; sie fällt in die urzeit. Die flügel kann Vǫlund aber vermöge seiner kunstfertigkeit selbst schaffen, wie die zwerge wunderbar scharfe schwerter u. dgl. Worin die wunderbarkeit der göttertafeln besteht (Vǫl. 63), wird nicht gesagt.

ε) eigentliche wunderdinge. Bei Aegir trägt sich (Einl. zu Lok.) das bier selbst auf; in der goldenen zukunft werden (Vǫl. 62) die äcker ohne saat tragen: ein automatisches selbstlebendigwerden der dinge, wie es in keiner mythologie fehlt. Es sind wider unpersönliche wunder, aber an bestimmte momente gebunden, wie übrigens auch die selbsterneuerung des ebers in Walhall und das abtropfen an Skírnirs ring.

g) kaum als wunder zu bezeichnen ist die seltsame vermittelung, die Heimdall-Ríg bei entstehung der socialen klassen leistet. Trotz seiner mystischen beiwohnung tragen die kinder die eigenart beider natürlichen eltern. Man muss also wol annehmen, dass er eigentlich die ehe nur durch seine anwesenheit weiht. Sollte er wirklich als eigentlicher stammvater auch der knechte gelten? —

Die wunderbare widergeburt, von der die Helgilieder (H. Hj. schluss; H. Hund. 2 schluss) erzählen, wird nur hypothetisch mitgeteilt;

sie würde sonst dem gestaltenwechsel zauberkräftiger wesen am nächsten vergleichbar sein. Die vielen märchenhaften dinge im lied von Fjǫlsvid (die tür v. 10, die mauer v. 12, die früchte v. 16, der saal v. 32, der berg v. 36), die götterburgen (Grím. 23), der schreckenshelm Fáfnirs (Reg. vor 15; Fáf. 16—17) sind sämtlich nur „verzaubert“, durch ihre besitzer mit irgend welcher wunderbaren eigenschaft ausgestattet; es fehlt das wunderbare, dass in der natur selbst bei jenen ringen, äckern usw. liegt. Sie lassen sich den stäben vergleichen, die durch einsetzen der runen wunderwirkend werden oder der behexten wurzel (Háv. 150). Das gleiche gilt von dem verfluchten schatz Fáfnirs. —

Fragt man sich, worin das wunder in all diesen fällen eigentlich besteht, so findet man, was wir erklärend vorausnahmen: in einem übergleiten aus einer kategorie der dinge oder wesen in die andere:

1) unbelebte gegenstände nehmen den anschein lebendiger wesen an: die ringe gebären gleichsam kinder, wie der heckpfennig der sage; die flügel tragen in die luft, wie eine walküre den toten helden; das getränk bedient selbst, die äcker besäen sich gleichsam selbst. Es ist das eine überall häufige art der wunder: ich erinnere nur etwa an das biblische ölkrüglein der witwe, an das tischlein deck dich im märchen usw.

Es liegt hier fast der gleiche vorgang vor wie bei den schöpfungswundern, durch die ja auch unbelebte gegenstände lebendig werden. Wir sehen das gleichsam vor uns, erfassen (wie der französische akademiker sagte) die natur in flagranti, wenn (Gylf. 5) ein fuss des riesen mit dem andern einen sohn erzeugt: das lebendige wesen gibt etwas von seiner lebenskraft an die einzelnen glieder ab. Nicht anders beseelen (Vǫl. 17 fg.) die Asen Ask und Embla: sie blasen dem erdenkloss von ihrer seele etwas ein. Das ist so realistisch zu denken wie etwa die bekleidung der holzpuppen (Háv. 49); man denke nur an den grossen complex der transfusionssagen, an die schöpfung Kwasirs (Brag. 2) usw.

2) Tiere sind mit menschlichem unterscheidungsvermögen begabt oder besitzen eine raschheilende natur wie die kämpfer des nordens (vgl. Weinhold, Altnord. leben s. 386 fg.).

3) Menschen können sich verwandeln, weissagen, sich fest machen, tote zum reden zwingen wie dämonische wesen.

4) Götter können „schaffen“, anfangsglieder der sonst anfangslosen ketten der fortpflanzung herstellen, indem sie die runen, die menschen, die menschengestalten hervorrufen, während sonst die eigentliche schöpfung der dunkeln, namenlosen urkraft reserviert bleibt.

Einige dinge aber sind dauernd unmöglich. Unmöglich ist es, den naturdingen ganz und gar ihr eigentliches wesen zu nehmen, aus sand seile zu winden (sprichwörtlich Hárb. 18); unmöglich auch, einem wesen das zu nehmen, was es eigentlichst kennzeichet: der mensch kann nicht ewig leben (sprichwörtlich Háv. 16). Ebenso wenig vermag er seinem geschick zu entgehn (Gríp. 52 Fáf. 11. Sgd. 20. Hamd. 31). Ein ding oder ein wesen kann wol aus seiner kategorie in die übergleiten, die in der hierarchie der geschaffenen dinge und wesen die nächste ist; aber sie können nie ihres wesentlichsten kennzeichens beraubt werden. Auch götter können nichts an dem fatum ändern; das fatum aber ist wesentlich nichts anderes, als das abrollen der in jeder existenz liegenden bedingungen. In einem bestimmten moment — den genau zu kennen aufgabe der nornen ist — ist die uhr abgelaufen, und dann — *alt er feigs forađ* (Fáf. 11). Ein blosser götterbefehl kann unerfüllt bleiben (Sgdr. zu 2); aber nicht eine bestimmung des fatums. —

Die wunder erscheinen in der regel noch an bestimmte momente geknüpft. Sie vollziehen sich am leichtesten in solchen zeiten, die irgendwie dem ursprünglichen urzustand, dem chaos, nahe kommen. Ganz natürlich: in Ymirs zeit war noch alles ungeschieden, hell und dunkel, sand und see, und alle klassen der wesen; und jedes wunder ist eine art rückfall in das chaos.

1) Trunkenheit, rausch sind vorbedingungen für die nur zeitweilige überschreitung der kraftgrenzen. Die berserker und ihre weiber (Hárb. 39) befinden sich in einem ekstatischen zustand, wie es noch jetzt bei den raufern in bajuwarischen gebieten vorkommt (vgl. Zs. ver. f. volksk. 1897 s. 343); auch Thor muss sich (in Hym. wie in Lok.) erst „montieren“, erst in zorn und aufregung berauschen, ehe er in die asenkraft fahren kann.

2) die nacht ist den zauberinnen geschenkt, deren treiben die sonne ein ende macht (H. Hj. 29—30).

3) heilige abende und nächte wie der julabend sind besonders geeignet zur zauberei (H. Hj. zu 31). So jede mit der heiligen neunzahl (Weinhold, Abh. d. Berl. akad. 1897, vgl. meine Altgerm. poesie s. 83) ausgestattete nacht: in jeder neunten nacht tropfen acht gleich schwere ringe von dem ring Skírnirs.

4) der tod, der abend des lebens, der übergang in die ewige nacht verleiht an sich zauberkraft. Der fluch des sterbenden hat wunderbare macht (Fáf. zu 2). Der sterbende erblickt die zukunft (Sig. sk. 52 fg., vgl. meine Altgerm. poesie s. 51). Sogar der tote, der noch

nicht ganz in das neue reich übergegangen ist, leistet wunderbares: er schwebt noch zwischen beiden zuständen und deshalb ist es (Helg. Hund. 2, 39) weder blendwerk noch vorzeichen des letzten tags, wenn der tote Helgi angeritten kommt wie eine arme seele aus dem fegfeuer. Ja sogar die asche des toten ist noch wunderkräftig. Baldr, der gott der ewigen widerkunft, hat noch mit seiner reliquie jenem ring Skírnirs (Sk. 31) die eigene verjüngungskraft mitgeteilt.

5) endlich der abend aller abende, der letzte tag, das jüngste gericht hebt alle gesetze auf. Dass die toten reiten (Helg. Hund. 2, 39) scheint nur ein vorzeichen des weltuntergangs; dass alle bande des bluts gelockert sind (Vǫl. 45), kein moralisches oder physisches gesetz mehr bestand hat, das kündet wirklich den jüngsten tag an. Das uranfängliche chaos tritt wider herein, die gebundenen werden lose, die götter unterliegen den ungeheuern — bis die neue welt und die neue ordnung auftaucht. Das ist „der wunder grösstes“: die schöpfung der ordnung aus dem chaos. —

Wir erkennen in diesem kapitel eddischer theologie denselben geist strenger unterschiede und fester ordnung, der den Germanen überall charakterisiert. Eine unverrückbare hierarchie ist errichtet; kommen besonders günstige umstände zusammen, so mag ein übergleiten zwischen zwei benachbarten klassen stattfinden — niemals ein wildes ausbrechen aus der ganzen ordnung — niemals vor dem jüngsten tage. Unbeschränkt sind auch die götter nicht; ja sie können enger als die menschen gebunden sein. Ein krieger kann mit runenzauber den fliegenden pfeil aufhalten (Háv. 149); Baldr aber vermag sich nur dadurch zu schützen, dass er die waffen alle in bann nimmt: sie kann er binden, sich nicht fest machen. Denn auch er hat sein letztes glück und seinen letzten tag; auch er steht unter dem fatum. —

Keineswegs herrscht also die grenzenlose zügellosigkeit der märchenphantasie in der eddischen mythologie; es gibt feste abzeichen der klassen und feste regeln für das übersteigen der schranken. Es gibt dinge, die kein gott und keines gottes sohn ändern oder erschüttern kann; und es gibt mittel, die der gott so gut wie der mensch anwenden muss, wenn er wunder tun will. Denn die unverrückbare grundlage der altgermanischen mythologie bildet die überzeugung von ewigen grundeigenschaften aller dinge und wesen, von „runen“ aller existierenden gegenstände und geschöpfe; diese lassen sich nicht antasten. Und die grössten wunder bewegen sich nur in steigerung allgemeiner vorhandener eigenschaften: kraft wird zu wunderstärke, harthäutigkeit zu unverwundbarkeit, ein weiter blick zur überschau der welt oder der

zukunft gesteigert. Aber kein mensch kann das menschliche schicksal, sterben zu müssen, kein gott das allgemeinste schicksal, dem verhängnis zu gehorsamen, verändern. Die widergeburt der götter und der heroen ist nur ein zugeständnis der unmöglichkeit ihres ewigen lebens. — Ganz aus dem kreise aller andern wunder scheidet nur eins aus, das unbegreiflichste, für das auch dem so weisen, so herrlich weit vorgerückten 19. jahrhundert nur ein „ignorabimus“ bleibt: das wunder der schöpfung, der entstehung, des ersten anfangs aller dinge.

BERLIN, DEN 9. DEC. 1898. RICHARD M. MEYER.

DAS VERHÄLTNIS DES ALPHARTLIEDES ZU DEN GEDICHTEN VON WOLFDIETRICH.

Das Alphartlied steht unter der herrschaft derselben kunsttradition wie die ebenfalls in Nibelungenstrophen gedichteten spielmannsepen von Ortnit, Wolfdietrich und dem Rosengarten. Die zahlreichsten und bedeutendsten übereinstimmungen zeigt der Alphart mit dem Wolfdietrich D. Daher könnte es scheinen, als ob ihre dichter ungefähr denselben vorrat epischer darstellungsmittel, wie sich ein solcher zu einer bestimmten zeit ausgebildet hatte, benutzt haben und die beiden dichtungen auch zeitlich so nahe aneinander zu rücken sind, wie es ihre metrischen und sprachlichen unterschiede erlauben[1]. Allein es versteht sich nicht ohne weiteres von selbst, dass alles, was diese dichtungen gemeinsam haben, episches gemeingut ist; und es fragt sich, ob nicht auch unmittelbare abhängigkeitsverhältnisse vorliegen. Ich finde nun, dass die weit überwiegende mehrzahl der parallelen, die der Alphart ausschliesslich mit dem Wolfdietrich B und D hat, von so eigenartigem gepräge ist oder in einem so eigentümlichen zusammenhang steht, dass eine unmittelbare entlehnung angenommen werden muss.

Eine genauere feststellung des prioritätsverhältnisses wird durch den mangel einer einheitlichen Wolfdietrichüberlieferung sehr erschwert. Die einzelnen teile von B zeigen starke verschiedenheiten. I und II bilden den ältesten bestand. III — VI ist eine kürzende und mit willkürlichen umgestaltungen verbundene bearbeitung des originals, die in die mitte des 13. jahrhunderts gesetzt wird. Ein erheblicher abstand ist aber auch schon zwischen I, dem liede von Hugdietrichs werbung,

1) Vgl. meine Untersuchungen über Alpharts tod (1891) s. 52.

mit seiner geschlossenen handlung, seiner klaren entwicklung, seiner gewandten darstellung, und II mit seiner äusserlichen anhäufung von abenteuern, seiner oft dürftigen, abgerissenen und zusammenhangslosen erzählungsweise. D ist eine um 1280 hergestellte kontamination und erweiterung von B und C.

Ich führe zunächst aus B die stellen an, die nicht bloss formelhaft zu sein scheinen.

B I 229, 1—3 *Wol hundert soumære wurden wol geladen*
und ouch die kamerwagen, als si solten tragen
trinken unde spîse durch diu wîten lant.

Alph. 324, 1—3 *Alsô die soumer wâren gereit und ûf geladen*
und die kamerwegene, die dâ solten tragen
trinken unde spîse durch diu vremden lant.

Diese stelle zeigt zwar auffallende übereinstimmung, ist aber als schilderung eines oft sich widerholenden vorganges wahrscheinlich formelhaft.

B II 367, 2—4 *gerne müget ir hœren, wie der keiser sprach:*
du werder degen küene, nu sage mir dînen namen,
daz ich dich müge erkennen: des soltu dich niht schamen.

368, 1 *Dô sprach Wolfdietrîch: daz wære ein zageheit* usw.

Alph. 263, 1—3 *Alsô sprach dô Heime: nu saget mir iuwern namen,*
werder ritter edele: desn dürft ir iuch niht schamen.
sît ich iuch an dem schilde niht erkennen kan.

264, 1 *Dô sprach Alphart der junge: ez wær niht guot getân* usw.

Die priorität ist bei diesem motiv, das im Alphart bei jedem neu auftretenden gegner angewendet wird (147 fg. 221 fg.), nicht zu erkennen. Alph. 263, 1[b]. 2[b] ist formelhaft, die ähnlichkeit der ganzen stelle aber beruht auf unmittelbarem zusammenhang.

B III 593, 1. 2 *Nu wâren bî den zîten diu reht alsô getân:*
swaz der man gelobte, des enmohte er abe gân.

Alph. 205, 1—3 *In den selben zîten wâren diu reht,*
swer die wart wolte suochen, ritter oder cneht,
der phlac ir wol mit êren, biz der tac ein ende nam.

B 593, 1. 2 = D VI 135, 1. 2 gehört dem Wolfdietrich ursprünglich an. Das beweisen die ähnlichen stellen: A 70, 1 *Dô swuor bî den zîten dehein künec deheinen eit, swaz er in triuwen lobte, ez waer diu wârheit.* Roth. 4923 *swer deme andrin icht geheiz, daz her das wâr liet* usw. (4918 *bî Rôtheres gezîtin*). Der Rother hat zu

den Wolfdietrichen derartige beziehungen, dass er entweder durch eine alte überlieferung derselben beeinflusst ist oder A und das original von B beeinflusst hat. Alph. 205, 1. 2 ist demnach als entlehnung aus dem Wolfdietrich zu betrachten.

B VI 872 *Nu merket ir vil rehte, sprach der fürste hôchgeborn,*
swenne ir vernemet ditze kleine horn,
so sûmet iuch niht lenger, ir helde wunnesam:
sô geloubet sicherlîchen, sô bin ich bestân.

Alph. 335 *Nu merket mich ebene, sprach (hylbrant) der hôchgeborn,*
swanne ir hœret schellen mîn vil cleinez horn,
sô komet uns ze helfe, daz dunkt mich guot getân,
mit michelme gelfe sô hânt uns die vînde bestân.

Hildebrand und Wolfdietrich geben den ihrigen diese weisung, als sie sich vom heere trennen, der eine, um für die nacht die schildwacht zu beziehen, der andere, um allein in der nacht auf kundschaft an die mauern von Konstantinopel zu gehen. An dieser stelle muss der Alphart original sein, trotz des cäsurreimes *helfe : gelfe,* der spärere änderung sein kann. Der grund ist folgender. Das hornmotiv kommt auch in D vor. D IX 49 rät ein graf Hermann Wolfdietrichen das zu tun, was in B sein eigener entschluss ist:

D IX 49 *Sô lânts iuch von der mûren ân strîten niht her dan.*
sô nement hin daz horn, daz sulnt ir bî iu hân.
daz blâsent in iuwern nœten, fürste lobesam,
sô kumen wir iu ze helfe und ander iuwer man.

Hier ist D dem original getreuer als das besonders in seinen letzten teilen stark entstellte B. Das beweist der Rother. Gerade am schluss der beiden redaktionen B und D treten die beziehungen zu Rother stärker als sonst hervor, an dieser stelle mit viel grösserer deutlichkeit in D als in B. Wie in D der graf Hermann Wolfdietrich den rat gibt, *in wallers wîse* nach Konstantinopel zu gehen und (12) begleiter mit sich zu nehmen, und ihm sein horn überlässt, so gibt Wolfrat Rother, der ebenfalls *in wallêres wîse* nach Konstantinopel gehen will, den rat, sich von Berker und Luppold begleiten zu lassen und, wenn die Griechen ihn gefangen nehmen wollen, ein zeichen zu geben: *nû nim daz guode horn mîn, daz sal die bezêchenunge sîn* (Roth. 3664 fg.). B 871. 872 sagt nichts davon und würde hier eine beziehung zum Rother kaum erkennen lassen, wenn es nicht 873, 2 noch angäbe *dô leite er über sîn harnasch pilgerîngewant,* ähnlich wie Roth. 3694 *dô sluffen die helede guode in pilegrîmes gewête.* Dass der verfasser unseres textes B eine solche

stelle wie D IX 49 gekannt hat, lehrt B V 837, wo ein zwerg Wolfdietrichen *ein kleinez hörnelîn* schenkt mit den worten:

> *kumestu über zehen lant, ist dir nôt geschehen mîn,*
> *sô blâs ez zeinem mâle: alsô daz ist getân,*
> *sô kume ich dir ze helfe und tûsent mîner man*[1].

Es ergibt sich hieraus also zunächst dieses. Der dichter des Alphart war mit dem original B so bekannt, dass er sich von ihm beeinflussen liess. Der bearbeiter von B dagegen kannte und benutzte das Alphartlied.

Ich wende mich nun zu den für den vorliegenden zweck wichtigen stellen aus D.

D	Alphart
D V 47 *Dô bat in dâ belîben diu maget minneclîch. des antwurte ir mit zühten Wolf her Dietrîch, er sprach: maget reine, ich muoz von hinnen varn.*	Alph. 108—110 Amelgart bittet Alphart bei ihr zu bleiben. Er erwidert: *ich wil der warte phlegen... nu gnâd dir Crist der rîche! ez mac niht anders gesîn.*
4 *der rîche Krist von himele müeze iuch wol bewarn.*	105, 2 *der rîche Crist von himele der sol iuwer phlegen!*
48, 3 *zuo der schœnen maget* *er urlop dô enphie:* *der edel ritter ziere* *dô ze sînem rosse gie.*	116 *Mit umbegurtem swerte* *er zuo dem rosse gie,* *dar ûf saz er balde,* *urloup er enphie.*
49 *Er saz dar ûf mit güete:* *wîp unde man* *mit lûterm gemüete* *er segenen began.* Vgl. 140, 4.	117, 3 *er reit mit guotem willen* *verre vür die stat.* *nâch im manic schœne vrouwe* *segente, diu im heiles bat.*
VII 4, 3 *daz er viel von dem rosse nider ûf daz gras.*	152, 3 *den satel muoste er rûmen her nider ûf daz gras.*
5, 1ª *Dô die sâhen, daz ir houbtman*	
V 19, 1. 2 *Als dô die eilfe sahen* usw.	153 *Alsô die andern sâhen,*
VII, 5, 1ᵇ *was gelegen tôt,* *sie begunden ûf in gâhen,* *daz tet in grôze nôt.* *do bestuont in ûf der heide*	*ir hêrre was tôt,* *si begunden zuo im gâhen,* *daz hete in grôze nôt.* *do bestuont in ûf der heide*

1) 922 bläst Wolfdietrich das horn. Es kommen ihm darauf zu hilfe 2800 mann, aber nicht seine 2800 ritter, die er nach 865. 866 mitgebracht hat, sondern die leute des zwerges. 923, 1ᵇ—4ª ist also eine änderung des bearbeiters, wie es auch im text der ausgabe bezeichnet ist (vgl. dagegen die anmerkung).

	fünf hundert man;		*ân einer ahzic degen.*
	dô muoste er alterseine	164, 2	*dô muoste er alters eine*
	mit sînen vînden umbegân.		*mit den vînden umbegân.*
30	*Doch muoz ich ez versuochen,*	259	*Sô sule wirz versuochen,*
	sprach der küene degen,		*alsô sprach Alphart,*
	wil sîn got gernochen.		*wil sîn got geruochen.*
160, 2	*wol aht clâftern wîte*	119, 3	*aht clâftern wîten*
	sprang ez von den andern dan.		*ez under im spranc.*
VIII 93, 4	*ach rîcher got von himele,*	238	*Er sprach: got von himele.*
	wie sol ez mir ergân?		
94	*Owê, lewe wilde,*		
	waz hân wir getân,		*waz hân ich getân,*
	oder welhen übelen tiuvel		*od welhen übelen tiuvel*
	hân wir hie bestân?		*hân ich hie bestân?*

Der anfang der schlachtschilderung in D IX zeigt auffallende übereinstimmungen mit den schlachtschilderungen des Alphart.

IX 93	*Hôhe unde wîte*	395	*Hôch wart und wîten*
	wurdn die porten ûf getân.		*diu phorte ûf getân.*
	23 wehren sich gegen 20000.	356 fg.	fünf wehren sich gegen 6000.
94, 3	*er sluoc die burgære*	361, 4	*er hiu sich ûz dem sturme*
	einhalp hin dan.		*verre dort hin dan.*
	dô hielt ûf einer ecke		*dô hielt ûf einer ecke*
	der ûzerwelte man.		*Hildebrant der küene man.*
95	*Er blies ein horn sô helle,*	362, 4	*er blies ez crefteclîchen.*
	daz ez vil lûte erhal.	363	*Daz horn er lûte erschalte.*
	daz hôrten sîne gesellen.	354, 4	*daz erhôrten sîne gesellen.*
96, 3	*dô sich zesamen machten*	367, 3	*die schefte lûte ercrachten*
	die küenen degen balt,		*von maneges heldes hant:*
	diu sper ... krachten,		*zesamne si dô kômen,*
	als nider bræche ein walt.		*rehte als nider bræche ein want.*

Die übereinstimmungen im folgenden sind meist zu formelhaft, um hier in betracht zu kommen: D 99, 3 = Alph. 443, 4. D 102, 1 = Alph. 361, 2. 431, 1. D 120, 3. 4 = Alph. 413, 3. 4. D 122, 4 = Alph. 419, 1 (424, 3). Beachtenswert ist dagegen die beidesmalige hilfeleistung der bürger:

D IX 119, 3 *dô luhen im die burgære sehs tûsent man. dâ mit der fürste mære die künege wolte bestân.*	416, 3 *der (burgære) was wol zwênzic tûsent ûzerwelter man. sprach Hildebrant der alte: wir weln die vînde wol bestân.*

Auf die erzählung des kampfes mit dem herzog Wülfing, mit der schon VII 4 fg. zusammenhang zeigte, weist wider hin:

D IX 123, 3 *Herbrant der stark stach den herzogen hêre, daz er viel von dem mark.*	151, 3 *Alphart der junge stach dem herzogen hêr . . . durch sînen lîp ein scharphez sper.*

Der übrige teil der schilderung bis 148 bietet keine bemerkenswerten parallelen mehr. Auch in den vorhergehenden schlachtschilderungen von D habe ich kaum solche gefunden, die über auch sonst gebräuchliche formeln hinausgehen.

Das ursprüngliche kann bei diesen stellen sowol in dem texte des Alphart wie in dem texte von D liegen, sofern dieser die fassung des originals B bewahrt hat.

Für die priorität des Alphart wird man sich entscheiden müssen:

1) bei mehreren stellen in D, die, in B fehlend und an sich belanglose episoden, als zusätze des redaktors von D anzusehen sind (vgl. auch DHB 4, XXXII): der besuch bei dem grafen Ernst V 47 fg., der kampf mit einer namenlosen heidenschaar VII 4 fg., der kampf mit dem riesen Baldemar VII 30;

2) bei VIII 93, 4. 94. Dass der ausruf in D eine verunglückte nachahmung ist, leuchtet ein; und wie diese stelle entstanden ist, lässt sich leicht erklären. B hat dafür 681, 3 *ei rîcher got von himele, waz hân ich dir getân, daz ...?* Diese wendung ist in den Wolfdietrichen beliebt: vgl. B 717, 3. 4 (= 681, 3. 4). 533, 3. A 527, 3. B 345, 1. 374, 1. D VIII 30, 1. Sie erinnerte den redaktor D an die Alphartstelle und veranlasste deren verwendung.

Gegen die originalität des Alphart spricht folgendes:

1) Bei Alph. 367, 4 und D 96, 4 wird man wol geneigt sein, in dem vergleich der krachenden speere mit dem niederbrechenden walde ein natürlicheres bild zu sehen als in dem vergleich mit der niederbrechenden wand, obwol das letztere die momentane mächtigkeit des krachens nicht unrichtig versinnlicht, ähnlich wie der vergleich mit dem donnerschlag Parz. 378, 10. Die Wolfdietrichstelle hat aber auch

noch den vorzug besserer stilisierung. Im original könnte statt des gesuchten cäsurreimes *sich machten*·gestanden haben *si kômen.*

2) In der ersten schlachtschilderung des Alphart wird 352, 1 *Als si diu sper zebrâchen, mit den swerten si dô striten* gesagt, nachdem die kämpfenden schon eine zeitlang mit den schwertern gestritten haben. Diese unklarheit könnte durch benutzung einer nebenquelle entstanden sein: D 97, 2 heisst es *dô in diu sper zerbrâchen,* nahmen sie die schwerter usw. Das stand vielleicht schon im original B und gieng aus ihm in die schilderung des Alphart über. Die anstössigen zahlenübertreibungen, die in dieser vorkommen, wird man ja gern auf eine nebenquelle zurückführen.

Auch so kommen wir zu dem schluss, dass der Alphart von dem original B abhängig ist, dass aber der bearbeiter von B, hier also der redaktor D, den Alphart benutzt hat.

Freilich steht der erste teil dieses ergebnisses auf sehr schwachen füssen. Alph. 205 (s. s. 328) kann interpoliert sein: sein fehlen würde den zusammenhang verbessern. Die abänderung in *want* Alph. 367 und die damit zusammenhängende umformung der verse kann auch ein schreiber gemacht haben. Und die unbedeutende parallele Alph. 352 und D 97, 2 beruht auf einer zahllos gebrauchten wendung.

Das sichere ergebnis dieser untersuchung würde sein: 1) Wolfdietrich D ist für eine zeitbestimmung des Alphart nicht brauchbar. 2) Die bearbeitung von B und besonders D ist durch den Alphart beeinflusst. 3) Der mangel von sprachlicher selbständigkeit im Alphart braucht nicht grösser zu sein als in jedem anderen epos dieser gattung.

Das unter 2) und 3) ausgesprochene urteil wird noch fester begründet erscheinen, wenn man die untersuchung auch auf D X ausdehnt. Dieses wird als ein jüngerer zusatz zu den übrigen teilen von D angesehen. Das kann es auch in dem sinne sein, dass es in grösserem umfange als jene die freie dichtung des redaktors D enthält. Der hauptinhalt ist die schilderung einer grossen schlacht zwischen dem heere des heidenkönigs Tarias und dem zusammen mit Wolfdietrich und seinen klosterbrüdern kämpfenden christenheere. Die kriegs- und schlachtschilderungen im zweiten teile des Alphart, besonders die schilderung der hauptschlacht (von 424 an), waren dem verfasser im gedächtnis und haben ihm eine reihe züge geliefert. Bei manchen stellen ist zwar die wörtliche übereinstimmung schwach, zuweilen auch nur formelhaft, aber im ganzen betrachtet lassen die ähnlichen stellen doch den zusammenhang erkennen. Wollte man annehmen, dass auch für diesen teil von X das original B als vorlage gedient habe, so kommt

doch die priorität des Alphart für die parallelstellen um so weniger in frage, als der Wolfdietrich auf Herbrand die rolle des durch die Thidrekssage verbürgten Hildebrand übertragen hat.

X 55, 2 *drîzic tûsent die besten* *man dô ûz in las.* *dô fuorte sie von dannen* *der küene Herbrant,* *der nam den vanen* *und wîst sie durch daz lant.*	323, 2 *bis er sehs tûsent* *der besten ûz gelas.* 325 *Ein banier grüene* *nam er in die hant,* *der edel ritter küene* *der alde Hildebrant.* *... leit er durch die rîche.*
63, 2 *er bevalch den sturmvan* *Herbrande an der zît* usw. *daz sie den vorstrît* *mit den heiden solten hân.*	424, 4 *er bevalch im an den stunden* *sînen sturmvan.* 426, 2 *ich wil des vorstrîtes* *noch hiute hie phlegen.*
74 Hugdietrich und Hildebrand werden von 2000 feinden angegriffen. 75 Es werden *diu ros undr in erstochen.* Sie kämpfen zu fuss. 4 *dise unmuoze ersach der küene Herbrant.* 76 Er kommt mit noch anderen heran, sie vertreiben die feinde *und hulfen den fürsten jungen ûf zwei kastelân.*	439 Wolfhart wird von Berchtram und Sewart angegriffen. 4 *ûf der grüenen heide im sîn ros ze tôde erslagen wart.* Er kämpft zu fuss. 4 *daz erhôrte in dem strîte der alte Hildebrant.* 441 Er kommt ihm zu hilfe. 442 Die beiden gegner fallen. 443 *Hildebrant der alte ein schoenez marc dô vie,* das Wolfhart besteigt.
78, 4 Wolfdietrich nahm selbst den *sturmvan:*	436 Nudung, der *des vanen phlac:*
79, 3 *durch der heiden here* *er eine strâzen sluoc.*	3 *er hiu eine strâzen* *durch die wîte schar.*

X 81 Das schreiben der klosterbrüder ist ironischer ausdruck für ihr kämpfen wie Alph. 435 ihr singen. Vgl. X 89. 90, das aber durch den Rosengarten A angeregt sein wird, den der verfasser von X ebenfalls kannte, da er Wolfdietrich mit den mönchen nach dem muster Ilsans umgehen lässt (X, 20).

Wolfdietrich will den heidnischen könig Tarias erreichen: 95, 2 *in den selben zîten* *hiuw er gên im dar* *eine wîte strâze.*	Siegstab und Dietrich haben es auf Wittich und Heime abgesehen, jeder der beiden 451, 1. 453, 1 *houwen dô began* *eine strâzen wîte* *durch zehen tûsent man.*

97. 98 Wolfdietrich erschlägt den feindlichen fahnenträger, worauf die feinde fliehen.

98, 2 *Wolfdietrîch und die sîn begunden in nâch jagen,*
biz daz in ir schar
drîzic tûsent wurden erslagen:
die andern fluhen gar.

99 *Dô der strît was ergangen,*
Wolf her Dieterîch

der was mit leide bevangen,
der edele fürste rîch
er hiez daz volc ahten,
daz sîne süne dar
unt sîne diener brâhten:
dô hetens ûz ir schar

100 *Zwei tûsent verloren ...*
4 *die wâren tôt gelegen.*
die klagete alt unt junc.

101 Klage Wolfdietrichs.

102 *Dô sprach Herbrant der ûzerlesen:*
es waren so viel feinde,
3 *daz ez ân grôzen schaden*
niht mohte ergân.
nu suln wir die begraben,
die wir verlorn hân.

103 *Niht groezer kund sîn gewesen*
daz weinen unde klagen.

105 Man führt in den Remter *manegen strîtmüeden man.*
3 *dô was dîu kost bereit*
manegen küenen degen:
nâch ir grôzen arbeit
wart ir wol gepflegen.

454 Rienolt, der kaiserliche fahnenträger, flieht mit den noch lebenden feinden.

455 *Noch mêr dann vünfzictûsent*
wâren gelegen tôt.
die andern sich huoben
ûz dem strît ...
dô jagtens die von Berne ...
4 *zegangen was der strît.*

456 Dietrich wil wissen, wie viele er verloren:
umb die was im leide,
dem vürsten ûzerkôrn.

457 *Dô si daz vernâmen*
und zesamne wâren komen
und umbe besâhen,
dô heten si vernomen

100 *daz der von Berne*
4 *zwei tûsent was gelegen.*
die clagte clegelîchen
der ûz erwelte degen.

458 *Dô sprach Hilbrant der alde:*

ihr wisst doch,
daz man in solhen strîten
müeze grôzen schaden hân.

462, 3 Dietrich: *die tôten alle gelîche*
sol man hie begraben.

461, 4 *dâ huop sich von den vrouwen*
weinen unde clagen.

464 *Rîcher spîse und koste*
was dâ vil bereit.
man phlac der strîtmüeden.

MÜHLHAUSEN IN THÜR. EMIL KETTNER.

ARIGOS „BLUMEN DER TUGEND".

Schon Zeitschrift 28 s. 448 fgg. hat F. Vogt eine fördernde charakteristik von Arigos übersetzung gegeben und zugleich erfreulicherweise eine reihe grösserer bruchstücke abgedruckt. An diesen aufsatz Vogts knüpfen die folgenden darlegungen an. Sie sollen zunächst der frage nach dem von Arigo benutzten texte nähertreten und sind ein seitenschössling einer grösseren untersuchung über die bisher unbekannte persönlichkeit dieses Arigo, dem ja auch, wie Vogt erwiesen (a. a. o. s. 474 fg.), die erste deutsche Decameronübersetzung (pseudo-Stainhöwel um 1473) zugeschrieben werden muss. Ich hebe diese betrachtungen über die übersetzung des „Fiore di virtu" (FdV) gesondert heraus, weil die ausführungen hier mir es ersparen, bei der eingehenderen darlegung über Arigos persönlichkeit und seine übersetzung des Decamerone später in seitenuntersuchungen abschwenken zu müssen.

Zur besonderen vergleichung wurden herangezogen die italienischen ausgaben von Gaetano Volpi (Milano 1842[1]) von Agenore Gelli (Firenze 1856), von Giacomo Ulrich (Versione tosco-veneto. Leipzig 1890) und der ebenfalls von Ulrich herausgegebene text in der Ztschr. f. rom. ph. bd. 19. Auch Hans Vintlers deutsche umarbeitung, seine „Pluemen der tugent" (= HV) wurden berücksichtigt. Von diesen verschiedenen texten stehen Volpi und Gelli einander besonders nahe, die übrigen texte vertreten verschiedene gruppen der überlieferung (also: Gelli-Volpi; Ulrich; Ztschr. f. rom. ph.), so ist für Arigo eine seiner vorlage näher kommende vergleichung möglich. HV steht für sich. Ein besonderer unterschied der redactionen besteht noch darin, dass bei einem kleineren teile der handschriften noch übersetzungen aus traktaten des Albertano von Brescia (13. jahrh.) zugefügt sind. Diesen zusatz haben Gelli (Volpi), HV und Arigo, ohne dass jedoch aus dieser tatsache auf ein näheres verhältnis dieser drei redactionen geschlossen werden kann (vgl. unten).

Schon Vogt hat a. a. o. s. 471 mit recht bemerkt, dass eine endgiltige feststellung des verhältnisses zwischen übersetzung und quelle erst dann möglich sei, wenn der Fiore in kritischer ausgabe mit vollständigem apparat vorliege. So hat auch hier die vergleichung der

1) Durch gütige vermittlung von herrn prof. F. Vogt hatte herr dr. Rich. Wendriner-Breslau die grosse liebenswürdigkeit, mir sein exemplar dieser auch in Berlin nicht erhältlichen ausgabe zur verfügung zu stellen. Ich sage hierfür auch an dieser stelle meinen herzlichen dank.

genannten texte zunächst nur ergeben, dass wir in keinem von ihnen die unmittelbare vorlage Arigos besitzen; von allen finden abweichungen statt, die auf veränderter überlieferung beruhen müssen. Ich setze eine reihe von belegen hierher, die bei weiteren untersuchungen jederzeit als vorläufige stichproben gelten können.

I. Von dem texte, wie er in der Zs. f. r. ph. veröffentlicht ist, unterscheidet sich Arigo zunächst durch die zum teil vollständig veränderte reihenfolge der kapitel und hier stimmt er zu den übrigen texten. Die ersten kapitel sind in ihrer folge gleich:

1. amore e benevolenza
   (verace assoluzione).
2. invidia.
3. allegrezza.
4. tristizia
   (della morte di Alesandro).

Die folgenden acht kapitel sind in Zs. f. r. ph. von ihrer stelle versetzt und erscheinen, etwas durcheinander geraten, später wider:

Gelli (Volpi).	Ulrich.	Zs. f. r. ph.	Arigo.	HV.
5. pace	pace	—	fride	frid
6. ira	ira	—	czorn	zorn
7. misericordia	miserie	—	parmherzicheit	parmherzikait
8. crudelta	crudeltae	—	vnparmh.	greulichait
9. liberalita	liberalitae	—	milticheyt	milt
10. avarizia	avarizia	—	geyticheit	geitichait
11. correzione	correccione	—	straffung	straffung
12. lusinga	losenga	—	liebechosung	smaichung

Dann stimmt die reihenfolge wider allgemein: 13. prudenza. 14. pazzia. 15. giustizia. 16. ingiustizia. 17. lealta. 18. falsita. 19. verita. 20. bugia. 21. fortezza. 22. timore. 23. magnanimita. 24 vanagloria, dann folgt bei Ulrich 1890 eine kleinere unregelmässigkeit:

25. costanza	temperanza	costantia	staticheyt	stätichait
26. incostanza	constantia	inconst.	vnstat	unstät
27. temperanza	inconst.	temper.	messicheit	mässichait
28. intemperanza	intemp.	intemp.	diemüticheit	unmässichait

Jetzt folgt, nach 29. umilta. 30. superbia, die auslassung von oben in Zs. f. r. ph.:

—	—	correctione	—	—
—	—	losenghe	—	—
—	—	pace	—	—

—	—	ira	—	—
—	—	misericordia	—	—
—	—	crudelitate	—	—
—	—	liberalitate	—	—
—	—	avaritia	—	—

Dann folgen:

31. astinenza	abstin.	abstinentia	—	mässicheit
32. gola	golla	gula	—	frassheit

und zum schlusse wider übereinstimmend:

33. castita	castitae	castitate	cheuscheit	keuschait
34. lussuria	luxuria	luxuria	vncheüscheit	uncheusch
35. moderanza	moderanza	moderant.	masse	aber von der mässichait.

Zs. f. r. ph. steht also allein; die kapitel astinenza und gola fehlen bei Arigo, sie sind vielleicht fortgelassen wegen ähnlichkeit des stoffes mit den kapiteln temperanza und moderanza (HV: aber von der mässichait). — Weitere abweichungen Arigos von Zs. f. r. ph.:

Zs. f. r. ph. 19, 238: Lu terzo amore ... induce l'animo de amare zaschuno suo simile o per corporale voy natura voy per usanza voy per costumi.

Ulrich 1890 s. 6: Lo terço si è amore naturale .... et induxe l'animo de çescuno en amare lo so simile. *Fra Thomaxo dixe* ...

Gelli s. 17 (Volpi s. 34): Lo quinto [Volp.: Lo terzo] si è amor naturale ... e induce l'animo di ciascuno in amare lo suo simile. *Fra Tommaso* dice ...

Arigo s. 12: Die fünfte liebe ist natürliche aber nicht jn dem gewalte des leybes der da fürte eines jglichen gemüte liebe zu haben seynen geleichen, nachdem *als Thomas* geweisset und spricht ... (HV v. 642 erwähnt Thomas *nicht*).

Zs. f. r. ph. 19, 238: deve essere de una complexione et sempre se amano et piaceno volenteri insemmora per zo che [a] ciaschuno ...

Ulr. 1890 s. 6: ... s'amano et piaxeno più ensembre *cha qui ch'en formay soto altre diverse constellacione* ...

Gelli s. 18 (Volpi s. 35): ... che quegli *che sono formati sotto diverse* constellazioni ...

Arigo s. 12: ... die einer natur vnd complexen sein vnd die albeg ein ander süllen vil liebe haben [13] *dan die unter einem andern stern oder planeten geporn sein.* Darum einen iglichen ...

Zs. f. r. ph. s. 238: cosi como *lu mundo* non porra durare senza li quactro olimenti ...

Ulr. 1890 s. 7: si com *l'omo* senza i quatro alimenti no porave durare *al mondo* .... (= Gelli s. 19; Volpi s. 16: senza il quarto elemento [!]).

Arigo s. 14: vnd geleiche als wenig *der man in der welt* müge geleben an die vir elimente ... (= HV 742—44).

Zs. f. r. ph. s. 239: *Poy* dixe [sc. Plato] ad una femina che inparava scrivere ...

Ulr. 1890 s. 8: *Ancora* disse d'un altra che ....

Gelli s. 20 (Volpi s. 38): *Avicenna* disse ,...

Arigo s. 15: *Auiczenna* sprach zu einer frawen ... (HV 789: Plato).

II. Ebenso finden wir eine reihe von stellen, in denen Arigo mit der übrigen überlieferung zusammenstimmt gegen den text, wie ihn Ulrich Leipzig 1890 veröffentlichte, also gegen die tosco-venetische redaction (= Ulr. 1890).

Ulr. 1890 s. 9: ma çascuna pó essere bona.

Gelli s. 22 (Volpi s. 40): ma ciascuna puo essere in bene: in prima a rallegrarsi del male, acciocche si gastighi, e a dolersi de 'suoi beni, acciocche non s' insuperbisca (= Zs. f. r. ph. 19, 240).

Arigo s. 19: ... auch wol man sich iglichs freuen mag, damit der man gestrafet und nicht zu hoffertig werde.

Ulr. 1890 s. 17: la moiere de Uria ... disse a David: Jo sun vitupera[a] e si ò gran paura de Uria. Et David disse .... et manda per Uria et Uria vene ....

Gelli s. 34 (Volpi 54) ohne dieses gespräch und ganz abweichend: lo re David non volendo che l'adulterio fusse palese, si mando per lo marito, ch' era nell' oste ad assedio a una città ....

Arigo s. 34: Dauid mit der frauen seinen willen ... verprachte, do von si swanger warde. Czuhant Dauid sante nach Duria, wan er zu felde lag vor einer stat ... (= HV 1525 fgg.).

Ulr. s. 25: De l'avaricia se leçe, ch'el fo uno, che avea nome Zanino ...

Gelli 45 (Volpi 68): Gemino Zs. f. r. ph. 19, 446: Semjano
Arigo 49 (Vogt a. a. o. 453): Germino HV 2199: Geminus

Ulr. 32: zwischen den worten „timore e priego“ und „Plato dixe no dexiderare de dare conseio“ fehlt eine grössere stelle.

Gelli 57 (Volpi 83): ... timore e prezzo. Socrate dice: I rettori delle terre si deono guardare d'avere compagnia di rie persone, perchè il male ch'egli fanno è appropriato a loro. Fra Gilio dice: La giustizia perisce ne' tiranni e regna ne' re per cinque ragioni, e pero durano gli re e non gli tiranni: la prima si è perchè gli tiranni amano il loro proprio bene e il re ama il comunale usf. ..... Cato dice: Non dare consiglio ....

Arigo 68: ... das fünfte ist das gelt. Socrates spricht, die richter in den steten sich hüten süllen vnd nicht geselschaft haben, wan die übel, die sie verpringen jm gemeint werden. Auch Gilio spricht in seinem puche, das die gerechticheit vergen vnter den herren, die da geheyssen sein tirannj, das sein die pösen herrn vnd abreiser, verderber der guten vnd aufhalter der pössen. Darum sein herschaft nicht lange gewern mage. Vm fünferley sache willen wert des chünges herschaft vnd nicht dez tiranno. Die erste vrsach ist, das der tiranno oder pöse herre nicht anders liebe hat dan seinen eygen nucze vnd fromen vnd der chünig lieb hat den nucze vnd fromen der gemeyn usf. ..... Plato [!] spricht, nicht pegern rate zu geben .....

Ulr. 54: che l'emperaore si avea un fiiol masghio ...

Gelli 98 (Volpi 133): che lo imperadore *Teodosio* avea un suo figluolo ...

Zs. f. r. ph. 19, 450: lu imperatore *Diodosio* ...

Arigo 127 (Vogt 466): wie das der cheyser genant *theodosio* (= HV 6380).

Ebenso erscheint in dem letzten kapitel (Gelli [Volpi] nr. 37; Ulr. nr. 34: moderanza) bei Ulrich der text durch fehlen einer reihe von schriftstellercitaten gekürzt, die Arigo in übereinstimmung mit den andern texten bietet.

Gelli 99 (Volpi 135): maestra die tutte le virtù; e per questa cagione l'ho posta di dietro a tutte l'altre virtudi; siccome il nocchiero sta indietro, cioè in poppa, e guida la nave. E la vergogna si è come il timone che guida la nave ch'ella non percuota in luogo pericoloso usf.

Ulr. 55: maistra de tute altre vertue ....

Arigo 129: Also auch die tugent der masse wir hinden jn dem puche vnd vnserm wercke vnd hinder die ander tugent geseczet haben, wan si ein meisterin vnd fürerin ist aller tugent. Czu geleicher weyse

als der nochiere von dem schiffe hinden stet mit forchte vnd schame das schiffe zu pehüten, daz es nicht versincke oder vergee jn dem grausamen mere usf.

Ferner fehlt bei Ulrich (ebenso wie Zs. f. r. ph.) der ganze abschnitt, welcher „ammaestramenti“ nach Albertano von Brescia gibt und der in einigen handschriften dem eigentlichen Fiore di virtu beigegeben ist, Gelli[1], Arigo und HV haben ihn, doch untereinander — ihrem sonstigen verhältnisse entsprechend — abweichend.

Wir sehen nun, dass die abweichungen der ausgabe Ulrich 1890 gegen Arigo fast ausschliesslich kürzungen der ersteren sind. Weit mehr ins gewicht fallen

III. die unterschiede von dem texte bei Gelli (Volpi).

1) Gelli 19 (Volpi 55): Marsilio dice: Chi ha femina crede, ne ode, ne vede, fehlt bei Ulr. 7; Zs. f. r. ph. 239; ebenso Arigo 15.

---

2) Gelli 34 (Volpi 55): La sua opera, secondo che pruova Fra Tommaso è di due maniere: una si chiama misericordia spirituale e l'altra corporale. L'opere della misericordia spirituale secondo i sacri dottori sono queste: Perdonare l'offese che gli sono fatte e gastigare chi bisogna ...

Ulr. 17: E la soa ovra segondo che prova Fra Thomaxo si he a perdonare le offexe, ch'é ge fate a gastigare chi besogna ... (= Zs. f. r. ph. 442; HV. 1605).

Arigo 35: Auch der lerer Thomas spricht, das parmherczicheit sey zu vergeben entpfangner widerdriesse, die wider den menschen verpracht sein worden, auch zu straffen, der sein nottorftig ist ...

---

3) Gelli 35: Lo evangelio si dice ... Ulr. 17: Longino dixe.

Volpi 56: Longino si dice ... (= Zs. f. r. ph. 442; HV 1647).

Arigo 36: Longino.

---

4) Gelli 56 (Volpi 82): [i api] .... sono ordinate ad andare *per lo* fiore del mele ....

Ulr. 31: .. ordinare *per lo fiore* de la melle ...

Zs. f. r. ph. 245: ... ordinate a gire *per li fiuri per fare* mele.

Arigo 67: wan etliche pynen sein pereit zu fliegen *vm die* plumen *das hönig zu machen* ... (vgl. HV 2952).

1) Gelli 103 anm.: A questo punto [d. h. am schlusse des kapitels moderanza] secondo la maggior parte de' Codici ha fine il Fiore di Virtù. Pochi sono quelli da me veduti che contengano ciò che segue. Nel Codicetto Riccardiano di N. 1702 si trova separato col titolo: „Ammaestramenti de' Filosofi“, ma imperfetto.

5) Gelli 64 (Volpi 91): essendo *Marco Regolo* preso ...

Ulr. 34: che seando el *re Marco* .. (= Zs. f. r. ph. 248).

Arigo 77 (Vogt 458): vnd gefangen warde der alte vnd weyse genant *chünig Marcho* ...

HV 3372: Marcus Regulus.

---

6) Gelli 96 (Volpi 130): perdere gli occhi secondo che dice *il Vangelio* ...

Ulr. 53: perdere i occhi soy, si come dixe *l'evangellio.*

Zs. f. r. ph. 449: secundo che dixe *lu sancto evangelio.*

Arigo 122 (Vogt 466): auch man list in dem Ewangelj (= HV 6052).

Und ebenso steht in einer ganzen reihe von stellen Gelli ganz allein gegen die übrigen texte:

1) Gelli 21: .. quello fanno gli uomini. E certo coloro che ne dissono male *potrebbono tacere.*

Volpi 39: .. uomini. Ancora nella carnale condizione troppo più vedemo avere sofferenza alle femine che agli uomini; *che qual sarebbe, se vedesse* una bella donna, che non s'accen*desse più verso lei e che non farà ella verso l'uomo?* E certo ....

Ulr. 8: .. i homini. Ancora en la carnale conjunctione tropo più se vede avere sofferença le femene cha i homini, *che qual frare e qual hermito o algun altro serave,* chi se soffrisse, s'el vedesse una bella femena? Certo qui 'ch'én dixe male non creço ch'i ne vedesse may neguna, si ch'el m'e viso ch'i perdano de molti *belli taxeri.*

Zs. f. r. ph. 239: .... nelle femine che nelli homini. *Non e frate ne romito che sofferisse e staese firmo quanto sta la femina.* Unde quilli che dicono male delle femine se perdono *un bello parlare* (!).

Arigo 17: er ..... *wan welicher geistlicher man, eynsidel vnd andern ordens* sich gehalten oder widersten möchte, wan er ansichtig würde ein schöne vnd edel frauen vnd die gehaben möchte nach seinem willen und lust, fürware ich glaube, es jm ein grosse swärung were. Darum ich vergibe vil guter vnd schöner sweygen.

---

2) Gelli 30: appropriare al castoro. Das übrige fehlt, der text fährt dann gleich fort mit: Isaia ....

Volpi 49 stimmt inhaltlich mit Ulrich.

Ulr. 13: .... al castoro, ch'e una bestia che sa per natura ch'i caçaori el va perseguando solamente per tor-ge i soi choioni, per che i

son boni per certe medexine. Si che s'el vene a tanto, ch'el sia perseguio, ch'no possa scampare, ello enstesso se pija le coie cum i denti e trasse via i coioni, aço ch'i chaçaori i abbia, per ch'el possa vivere em paxe. Isaia (inhaltlich = Zs. f. r. ph. 439 fg.).

Arigo 27: ... einem tiere, das ist geheissen castor. Do von auch pechomet der pissen. Dem tiere von natur chunt ist, wan jm die jäger nach volgen, das si daz dun vm seiner gemechte willen, wan die von grosser tugent sein vnd gut zu mancherley erczneie. Vnd wan er sieht, daz er dem jäger nicht entgen mage, Er im selbes die gemechte mit seinen zen abpeyset vnd die lasset, damit in der jäger lasset vnd nicht fürpas nach volge, das der castor alles duet zu flichen grossern schaden vnd mit fride zu peleyben. Isaia ...

---

3) Bei den ägyptischen plagen hat Gelli 47 an siebenter stelle locuste, dann fame und tenebre. Die andern haben Volpi 71: la settima fu fame e l'ottava si fu tenebre = Ulr. 36; = Zs. f. r. ph. 438.

Arigo 53: 7. hunger. 8. finsternus (= HV 2319).

---

4) Gelli 85 fehlt die ganze zu dem kap. intemperanza gehörige erzählung. Die übrigen texte haben sie, auch Volpi 116, hier heisst die heldin Jaccina; Ulr. 48: Jaciva: Zs. f. r. ph. 435: Jaczina; Arigo 111: Lucina; HV 5293: Latine.

---

5) Gelli 96: im anfang des kapitels lussuria heisst es bloss.... siccome si legge nella somma de' vizj. Sante Girolamo dice ... Alle andern texte, auch Volpi und dieser am ausführlichsten, haben noch ein stück dazwischen.

Volpi 130: ... vizj, si è di quattro cose, cioè in vestimenta, in unzioni, in bagnarsi e in toccarsi. Ancora quattro sono le maniere di questo peccato: La prima è detta fornicazione usf. bis Santo Girolamo ....

Ulr. 53: ... vitii de quatro mainere. La prima si é en vestimente bagnarse e toccarse. La segonda si ó avolterio ... usf.

Zs. f. r. ph. 449: ... vitii che e de quactro modi. Lu primo si e in vestimenti et in jongerese con basare e con toccare. E quisto si dice fornicatione usf. ... Sancto Jeronimo ...

Arigo 123: ... das vncheuscheitt sey virley. Das erste ist nicht sein widerstentig jm selbez zu überwinden die pössen willen do von sünde gechomen vnd wen der man vnd das weybe nicht mit einander zu der e verpunden sein usf. ... Sand Geronimo ....

HV 6156; Sant Pernhart ...

6) Bei Gelli 96 fehlt die stelle die fledermaus betreffend:

Ulr. 54: ... ch'el masgho [sc. die fledermaus] cum el mascho e la femena cum la femena se conçonçe ensembre.

Zs. f. r. ph. 449: ... ca lu masculo co lu masculo e la femina colla femina, *como se trovano*, se jungero insemi (= Volpi 131).

Arigo 124: wan der man mit dem man vnd die fraue mit der frauen, vnd wie die zu einander chomen, also si mit einander zu schaffen haben (= HV 6215 fgg.)

---

7) Ebenso fehlt bei Gelli 97 ... die stelle nach poco vale.

Ulr. 54: pocho vale. Tree cose [es sind aber vier dinge genant] he, che non se sacia may. La prima si e 'inferno, la segonda si é el vaxello de la femena, la terça si é la terra, che non se *sacia may, l'altra* si é el fogo, che dixe may: basta.

Zs. f. r. ph.: Quactro su le cose ...... la terra, che non se satia *may de acqua* usf. bis .... basta (= Volpi 132).

Arigo 125: vir dinge sein, die sich nymer genügen lassen. Das erste ist die helle, das ander ist das rosen vasß der frauen, das dritte ist das ertriche, das mer *des wassers* nymer sich erfüllen mage, das virde ist das feuer, das nymer spricht hör auf.

Und in den nächstfolgenden beispielen weicht nicht nur Arigo widerum von Gelli ab, sondern steht auch allein gegen die andern texte derjenigen überlieferung, wie sie Ulrich 1890 bietet, am nächsten.

1) Gelli 16: ... si può dire che tratte *la Regola dell' amore*, la quale *dice, che l'amore* niente si puote negare ...

Volpi 33: ch'e tratta la *regola d'amore. L'amore* nessuna cosa può dinegare ...

Ulr. 5: ... che trata le regolle d'amore. L'amante neguna cossa pò negare ...

Zs. f. r. ph. 237: La *regula disse: Lu amante* nulla cosa ...

Arigo 11: Die übrig pegire, die man sprechen mage, die ein ast der *regeln der liebe sey, wan der dasig*, der da liebe hatt ....

---

2) Gelli 16 (= Volpi 33): questi innamorati in tal modo si possono piuttosto appellare odiatori, seconda la regola, *e servilmente ciechi:* sempre stanno in pensiere e in paura ....

Ulr. 5: quisti cotali enamorati meio *se ghiamaravano avogliati.* Seconda la regola: Enno servi *mati e çeghi* e sempre stanno en paura et en pensiero. E la raxone si é ...

Arigo 11: ... die auch *plint geheissen* sein. Nachdem als die alte regel ine helt, das si alle czu *erplinten vnd czu toren* werden,

statlichen in grosser forchte vnd gedechtnüs sein vnd das alles chomet ....

Zs. f. r. ph. 237: questi namorati rasonebelmente se chiamano et potu se chiamare odracti (!) servi ciechi matti. La rasone ...

---

3) Gelli 20 (= Volpi 37): .. lo fumo, la casa mal coperta e la ria femina. Dice Origine ..... Ipocrate disse ...

Ulr. 7: lo fumo, la casa mal coverta e la mala femena. Ypocras dixe ... Das citat aus Origines fehlt.

Arigo 15: Das erste ist der rauche, das ander das pöse tache, das dritte das pösse weybe. Jpocras spricht ... (= HV 770).

Zs. f. r. ph. 239: Lo fumo, la piovia et la femina che multo grida. Ypocras dixe ....

---

4) Gelli 25 heisst der wallfahrer Macario (= HV 1085). Volpi 44: Lartario; Ulr. 11: Larchario; bei Arigo 22: Larccaro; Zs. f. r. ph. 241: Sanchivo.

---

5) Gelli 32 fg. (= Volpi 53): Omero dice .... Ancora dice Omero, la ira de 'matti ....

Ulr. 16: Omero dixe la ira si é corrupcione de tute le vertu. Ermes dixe: La ira d'i mati ....

Zs. f. r. ph. 441 bloss: Heremo dixe ...

Arigo 32: Omero spricht .... auch Ermes spricht ...

HV 1456: Tulius ...

---

6) Gelli 42: Di due cose ti priego, Iddio, che tu non mi dia poverta, nè tante *ricchezze; acciocche per la ricchezza non venga in pigrizia e ch'io non ti conosca e* per la poverta non mi disperi. Anco dice: Se il ricco sara ingannato, molti avra ricovratori ....

Volpi 64: Di due cose ti priego, Iddio, che tu non mi dia povertà, nè tante *riechezze, ch'io non ti conosca.* Della avarizia dice Salomone: Chi è contrario della poverta, se ricco sarà ingannato, molti avrà ricopritori ....

Ulr. 22: De doe cosse te prego, deo: che tu *no me dagi povertate*: ne' *no m'enrichire si per riccheça io no* te recognosca [23] De la richeca dixe Sallamon, ch'e contrario vicio de la povertae: S'el rico sera enganao, molti avra recovaori ...

Arigo 45: Darum herre got ich dich pitte du der armut *nicht neydig seyest vnd dich nicht veranders durch dez* reichtums willen, wan du von jm vnerchant pist. Von der geiticheit spricht Salamon, das si

widerwertig der armut vnd was der reiche dut, das einem iglichen wol getan ist ....

Zs. f. r. ph. 445 abweichend: Pregate dio de dui cose non melle negare, nanti che yo mora: non me dare ne rechecze ne povertate, che per la satiotata et dica: Che e lo singiore? Et constricto per la povertate inpaczisca et vechio l'omo de lo meo singiore dio. Anchora dixe: Se la avaritia che contrario vitio de la povertate se lo riccho sera ingandato ...

Hier beruht augenscheinlich Arigos text auf missverständnis oder verderbnis der vorlage, wie schon Vogt a. a. o. 473 bemerkte. Für „mi dia (dagi)" las Arigo wol „invidia" oder ähnliches (Vogt 473), auch das „veranders", das in seiner verbalen form dem „enrichire" bei Ulrich am meisten entspricht, verdankt zweifellos sein dasein ebenfalls einem missverständnis.

---

7) Gelli 49 (= Volpi 73): che una fiata un corbo ch'avea un pezzo di formaggio ..... (= Zs. f. r. ph. 439; HV 2479).

Ulr. 27: che un corvo si era *su un grande arbore* e si avea ...

Arigo 56 (Vogt 454): wie das einest ein rabe *auf einem paum* sasse vnd in seynem munde hatte ...

---

8) Gelli 70 (= Volpi 99): In der historie zum kap. bugia heisst die heldin Lemma.

Ulr. 39: Lurina; Zs. f. r. ph. 251: Girina.

Arigo 88 (Vogt 460): Jorina. HV 4034: Jurina.

---

9) Gelli 73 (Volpi 102): che fu uno ch'avea nome Sansone, il quale era piu forte che mai fosse al mondo (= Zs. f. r. ph. 252; HV 4285).

Ulr. 41: ch'el fo uno che avea nome Sanson, *ch'era fiollo de David propheta e fradello de Sallamon e Absallon,* lo quale era el più forte homo che fosse al mondo ...

Arigo 92: von einem der was geheissen Samson, *des chünıges Dauit sun, Salamon vnd absalon pruder,* der zu denselben zeiten der sterckste was der welt ...

---

10) Gelli 74 (= Volpi 103): Timore ..... secondo che dice *Tullio.*

Ulr. 41: ... che dixe *Callamacho.*

Zs. f. r. ph. 252: Calamaca. HV 4369: Galienus.

Arigo 93: Calamacho.

---

11) Gelli 75 (= Volpi 105): Seneca dice: alcuna cosa non è ...
Ulr. 42: Ycopastro dixe .... Zs. f. r. ph. 431: Leopaston ...
Arigo 96: Sicopastro ...

Die gesamtheit der angeführten beispiele zeigt nun, dass am weitesten von Arigos übersetzung die texte von Gelli, bez. der von Volpi abliegen. Weit näher, ja zum teil sogar sehr nahe steht Arigo der in Zs. f. r. ph. veröffentlichte text, am nächsten verwandt jedoch erscheint ihm trotz der hervorgehobenen abweichungen die von Ulrich 1890 herausgegebene Versione *tosco-veneta* (vgl. u. a. die auffallende angabe s. 346 beisp. 9). Bei diesem zusammentreffen erinnere man sich daran, dass durch den seltsamen gebrauch des wortes' „speyse“ für unkosten (= ital. spesa) schon eine besondere beziehung Arigos zu einem Vocabulario *veneto-tedesco* von 1424 besteht, worauf ich schon in den Verhandlungen der Dresdener philologenversammlung 1897 s. 133 hinwies. Wir haben, wie ich glaube, die direkte vorlage Arigos nicht sehr weit von dem texte bei Ulrich zu suchen und zwar in einer jüngeren niederschrift, denn Ulrich hat noch nicht, wie Gelli und Volpi und HV und wie Arigo selbst, die verbindung des FdV mit den ursprünglich nicht dazugehörigen philosophischen lehren und moralischen untersuchungen, die aus Albertano von Brescia gezogen sind. (Gelli 103 fgg.: Se tu vuoi avere buona vita usw.). Bei der besonderen besprechung des abschnittes vom einsiedler und dem engel wird sich noch eine weitere bedingung für die direkte vorlage Arigos ergeben.

II.

Der text bei Gelli und Volpi entfernt sich also am weitesten von Arigos übersetzung. Da nun Vogt in seiner untersuchung a. a. o. zufälligerweise sich gerade auf jene beiden texte stützt, so ergibt sich, dass Vogt gerade das am wenigsten günstige material für seine vergleichung benutzte, und dieser umstand ist dann natürlich bei der beurteilung von Arigos übersetzung von einfluss gewesen. In wirklichkeit sind Arigos abweichungen von dem italienischen texte geringer, als Vogt sie annahm (vgl. obige beispiele), und alle die sonderbarkeiten, die Vogt a. a. o. 473 anführt, und für die er Arigo verantwortlich macht, lassen sich schon aus Ulrichs texte belegen. So ist der „Marco Regolo“ bei Gelli und Volpi (s. oben s. 342 nr. 5) schon bei Ulrich 34 fg. (und Zs. f. r. ph.) durchweg zum re Marco geworden, und nach einer solchen vorlage entstand bei Arigo 77 (Vogt 458) an den verschiedenen stellen der „chünig Marcho“. Und ebenso ist (s. s. 342 nr. 6)

in der geschichte von der keuschen jungfrau, die lieber ihr augenlicht als ihre keuschheit verliert, in den andern texten nicht bloss wie bei Gelli-Volpi „il Vangelio" als quelle genannt, sondern vollständig „l'evangellio" (Ulrich) oder gar „lu sancto evangelio" (Zs. f. r. ph.). Und jetzt kann man auch nicht mehr, wie es Vogt noch tun konnte, die stelle, welche Samson zum sohne Davids und bruder des Salomon und Absalon macht, gegen Arigos bibelkenntnis verwerten, denn auch diese stelle fand sich schon nach dem beispiel s. 346 nr. 9 in italienischen vorlagen. Arigo hat eben, ohne die kritik zu hilfe zu rufen, ja fast mit einer gewissen gleichgiltigkeit übersetzt, was in seiner vorlage stand. Connivenz gegen die vorlage, ja vielleicht sogar ein absichtliches drapieren mit italianismen — denn Arigo war Deutscher, wie ich beweisen werde — ist es, wenn er den Urias, den gatten der Batseba, durch eine italienische nebeneinanderstellung wie „de Uria" oder „d'Uria" veranlasst, „Duria" nennt, oder wenn er Arigo Ms. s. 140fg. die ursprünglich geschriebene form „Isidor*us*" zweimal in „Isido*ro*" radiert. Wo seine vorlage nichts bot, wie bezüglich des schicksals von Lots weib bei dem untergang von Sodom und Gomorrha (cap. falsitate), da fügt er richtiges hinzu. Es passt dies ganze vorgehen völlig zu der allgemeinen beobachtung, dass die übersetzung des FdV zwar stilistisch freier und unabhängiger von der vorlage als die Decameronübersetzung, zugleich aber auch mit geringerer genauigkeit und grösserer bequemlichkeit angefertigt erscheint. Mir aber sind die nachweise obiger stellen in der italienischen überlieferung deswegen besonders wertvoll, weil ich in der schon mehrfach erwähnten untersuchung über die Decameronübersetzung und ihren verfasser den nachweis bringen werde, dass Arigo ein geistlicher gewesen ist. Mögen bemerkungen, wie die oben angezogenen, bei übernahme aus einer vorlage noch hingehen, als eigne meinung oder gar zusatz des übersetzers hätten sie auf seine geistliche eigenschaft allerdings, wie es auch Vogt andeutet, ein recht bedenkliches licht geworfen.

III.

Wir können aber noch weitere schlüsse auf die beschaffenheit von Arigos unmittelbarer vorlage machen, ebenso wie wir in seiner übersetzung den einfluss noch anderer quellen zu erkennen vermögen. Schon bei seiner ersten besprechung der Arigofrage hat Vogt Gött. gel. anz. 1895 s. 32 betont, dass Arigo seine reinschrift nach dem italienischen originale durchcorrigierte. Einzelne stellen legen zunächst die möglichkeit nahe, dass der zum durchcorrigieren benutzte text nicht mit demjenigen iden-

tisch war, nach welchem Arigo übersetzte. So hat Ulrich 28: „Jesu Sirach si dixe: El vino e'l formento si allegra el core dei homini ..“, Zs. f. r. ph. 243: „Sidrach dixe: Lo vino e lo pane alegra li homini ...“, HV 2548: „Das choren und der wein, Die erfrewent das herze mein“. Arigo 58 schreibt nun zunächst im texte: „der wein vnd das getraide erfreuet den man“. Dann aber fügt er über dem text in späterer schrift noch hinzu „vnd das seytenspill“, und in der tat bietet Gelli 51 (Volpi 75 hat hier abweichend: Il vino e il frumento ...): „*Il vino e gli stromenti* allegrano ...“, so dass Arigo durch seine dreifache angabe gegenüber nur je 2 in den andern texten zwei verschiedene angaben gleichsam vereinigen zu wollen scheint. Zs. f. r. ph. 440 steht: „Julio Cesare dixe: Quando duj nimici ...“ (Ulrich 14 bloss: Cesare; ebenso Gelli 30 = Volpi 50.) Zuerst heisst es bei Arigo 28 ebenfalls „Julius Cesar“, dann ist Cesar ausgestrichen und „Julius“ in „Tulio“ corrigiert, ohne dass — wenigstens in obigen texten — eine anregung vorläge. Desgleichen wird aus einem „Isopo dice: Non ti lasciare ...“ (Gelli 61; Volpi 88; Zs. f. r. ph. 247; bei Ulrich 33 fehlt das blatt), bei Arigo 74 ein Decreto („Decreto spricht, nicht lasse ....“) geändert. Und Arigo s. 140/41 wird ein ursprüngliches Sidrac, ein Siderac und ein Sinurac durch ein vorgesetztes „Je“ und änderung innerhalb des wortes jedesmal zu „Jesu Sirac“. Die entsprechenden italienischen stellen stehen in den bloss bei Gelli und Volpi vorhandenen zusätzen nach Albertano; dort (Gelli 113 fgg.; Volpi 150 fgg.) lautet die form stets Sirac; sonst überwiegt bei Ulrich die form Sirach, Sirac (s. 21. 22. 28, einmal s. 19 Sidrach), Zs. f. r. ph. kommt die form Sidrach (s. 243. 443) neben Sirach (s. 444. 445) vor.

Besondere beachtung verdient die widergabe der erzählung vom einsiedler und dem engel (Cap. della giustizia). Die abweichungen der texte sind gerade hier ausserordentlich gross. Am weitesten entfernt von Arigo stehen wider Gelli und dann Volpi. Die erzählung ist hier breit ausgeführt, sie lautet, bei beiden genau übereinstimmend, wie folgt: Ein einsiedler wird von schwerer krankheit heimgesucht und murrt darum wider gott, da soll ihm ein engel die verborgenen wege gottes zeigen. Sie machen sich zusammen auf den weg und gelangen zur nacht zu einem freundlichen manne, der sie aufs beste aufnimmt. Der engel stiehlt dem wirte einen becher. Am folgenden abend finden sie nur schlechte unterkunft, sie müssen im stalle schlafen und erhalten weder zu essen noch zu trinken. Beim abschiede wirft der engel den becher dem geizigen wirte in sein haus, und der einsiedler wird es inne, als er an einer quelle den becher zum trunke begehrt. Er fragt den

genossen: „Bist du der teufel"? Sie gelangen dann in eine abtei und werden dort aufs beste bewirtet; der engel legt feuer an ein gebäude. Und wider kehren sie ein, da tötet der engel ein kind in der wiege. Dann wendet er sich zum einsiedler und spricht: „Ich bin von gott gesandt, dir sein göttliches walten zu zeigen. Die schale nahm ich dem, der alles bis auf sie redlich erworben hatte und schenkte sie dem, der auch allen seinen sonstigen besitz auf unredliche weise erwarb. Und in das haus des klosters warf ich feuer, denn dort hatten sie geld zum bauen und waren uneins, wie sie es verwenden sollten. Jetzt wissen sie es und sind einträchtig. Das kind aber ward getötet, da sein vater, so lange er es besass, sich dem wucher überliess, nach seinem verluste aber wird er rechtlich leben, und auch du hättest den dienst gottes verlassen, wenn deine krankheit dich nicht drückte. Denn gott lässt ein geringeres übel zu, um gutes zu bewirken. Da tat der einsiedler grössere busse denn zuvor."

In den andern quellen werden nur drei handlungen des engels erzählt. Ganz kurz berichtet über sie Zs. f. r. ph. 246. Der engel führt den einsiedler zu einem hause und entwendet aus einem schreine, den er erbricht, geld, das er an der schwelle eines andern hauses niederlegt. In einem dritten hause tötet er einen knaben in der wiege. Da will der einsiedler nicht länger mit dem gefährten gehen, er hält ihn für einen dämon. Da klärt ihn der engel auf. Das geld wollte sein besitzer zur blutrache verwenden, da man ihm den vater getötet hatte und viel unheil wäre so entstanden. Jetzt nach seinem verluste wendet er sich zu gott und rettet seine seele. Der zweite hatte all sein gut auf einem schiff im meere verloren, aus verzweiflung will er sich erhängen, jetzt, da er das geld findet, unterbleibt seine absicht. Den knaben habe ich getötet, denn ehe er zu welt kam, war sein vater milde und woltätig, dann aber ward er ein wucherer, nach dem tode des kindes wird er wider mildtätig wie zuvor.

Der text bei Ulrich 32 ist leider durch fehlen eines blattes verstümmelt. Eingehender wird hier wider die aufnahme geschildert, die die wanderer in den verschiedenen häusern finden. Dem guten wirte entwendet der engel geld aus einem schreine und legt es dem geizigen unter das fenster. In dem dritten hause jedoch erfragt er den weg nach Rom. Der sohn wird mitgesandt ihn zu zeigen, und der engel stürzt ihn von einer brücke in ein reissendes wasser. Die erklärung der ersten tat erfolgt wie in Zs. f. r. ph. Dann bricht leider die erzählung ab.

Arigos fassung ist schon bei Vogt s. 417 abgedruckt. Sie schliesst sich in allen wesentlichen teilen genau an Zs. f. r. ph., ebenso stimmt

sie aber auch ihrem inhalte nach zu HV 3058 fgg. Und zufällig hat Volpi in seiner ausgabe, um die verschiedenheit der gesamten überlieferung an einem besonders deutlichen beispiele zu zeigen, gerade das vorliegende kapitel s. 17 fgg. herausgehoben und neben die fassung seiner ausgabe die einer andern handschrift gestellt, ohne leider diese genauer zu bezeichnen. Dieser text in der vorrede Volpis stimmt nun ebenfalls genau zu Zs. f. r. ph., Arigo und HV. Die zweite tat des engels — zurücklassung des geldes — ist zwar in der erzählung ausgelassen, doch wird sie bei der begründung richtig erwähnt. Man sieht, die verschiedenheiten der überlieferung zwischen Gelli (Volpi) und den übrigen versionen sind so stark, dass man geradezu diese erzählung zum ausgangspunkte für die einteilung der überlieferung zunächst in zwei gruppen machen kann, und man erkennt zugleich an einem deutlichen beispiele, wie viel unter umständen von der freien nacherzählung Arigos, wie sie Vogt annimmt (a. a. o. s. 473), auf die abweichende redaction bei Gelli (Volpi) kommt. Ulrich 1890 steht innerhalb der zweiten gruppe durch die ausführlichere erzählung im anfang und durch die abweichende dritte tat des engels hier nicht unerheblich ferner von Arigo als Zs. f. r. ph. und Volpi (vorrede), die begründung der handlung — vermutlich aber übereinstimmend — stand leider auf dem an dieser stelle verlorenen blatt.

Genau, wie gesagt, stimmen nun die texte Zs. f. r. ph., der abdruck bei Volpi vorrede (= Volpi vorr.), HV und Arigo in der widergabe der erzählung überein. Das verhältnis Arigos zu den italienischen texten bietet nichts besonderes, dagegen finden wir bei einer vergleichung mit HV neben den übereinstimmungen, die aus der gleichheit des stoffes entspringen, in einzelnen wendungen, constructionen oder gleichen, sich nicht aus der vorlage ergebenden, zugesetzten worten noch weitere übereinstimmungen, die uns auf die frage führen, ob Arigo HV, wenn auch nicht benutzt — denn Arigo steht auf dem boden seiner quelle — so doch gekannt hat. Von dem diebstahl des geldes heisst es in den italienischen texten

Zs. f. r. ph. 246: yo li tolsi li denari et questo vedendose tolti li denari et vedendose cosi poviro, intrao in uno monasterio et salvao l'anima sua.

Volpi vorr. 19: si gli tolsi gli denari; ed e' veggendo che era si povero e che i danari gli erano tolti, sì entrerà in uno munisterio.

An sich ist die stelle einwandfrei, klar und zweifellos ursprünglich. H. Vintler hat nun aber im anfang bei der erzählung des diebstahls, jedesfalls veranlasst durch den reim auf „haus" geschrieben v. 3072:

da fuert er in zu ainem schönen haus
da was der wirt gegangen aus,

er schafft also die situation, als ob der diebstahl in abwesenheit des besitzers ausgeführt worden sei. Dieser zug ist neu, die texte melden bloss „e l'angiolo gli [sc. i danari] furò. Die so gegebene neue situation ist dann bei der erklärung jener tat ganz folgerichtig festgehalten, und an dieser stelle nimmt sie auch Arigo ganz deutlich herüber:

HV. 3109:	Arigo 71 (Vogt 457):
wan do ener zue seinem haus was widerchomen undo er seines geltes *nicht enfant,* do fuer er für sich alzehant in ain closter *und dienet got* wann er was *armer* worden von gotz gepot und also wirt sein sel behalten.	Vnd *wen er heyme chomet* vnd dez geltes *nicht findet,* so würt er lassen die welt vnd in ein closter chomen, *got zu dienen,* seytmal er sich so *arm* sehen wirt vnd sein sele wirt heylen ....

Man beachte auch, dass italienisch nur positive wendungen gebraucht werden, bei HV und Arigo die erzählung zuerst negativ gewendet erscheint, und dass auch die reihenfolge der einzelnen punkte bei Arigo mit HV gegen die italienischen texte deutlich übereinstimmt: die tatsache der verarmung ist bei beiden umgekehrt wie in den italienischen texten, erst nach der mitteilung des eintrittes ins kloster gebracht und zwar im causalverhältnis an diese angeschlossen. —

In den italienischen texten heisst es von dem ersten wirt: „avea venduto tucto lo seu (!) *per dareli* ad uno malvaso homo" (= Volpi 18: per dare a....)

HV 3095:	Arigo 71 (Vogt 457):
der selb wirt het verchauft alles, das er het *vnd wolt das selb* gelt haben *geben* ainem morder, *der ainem solt* nemen sein leben	der verchauft hat allez sein gut *vnd das gelt geben wolte einem, der solt einen* andern ....

Eine augenscheinlich verderbte stelle findet sich in der allgemeinen reflexion des engels am schlusse der erzählung:

Zs. f. r. ph. 246: Et singi certo, ca niente manda deo senza accasone. Ma le persone no potu conoscere come deo promecte (!).

Volpi Vorr. 20: e sia certo che Iddio senza cagione non permette il male: ma sempre del male lassa incontrare il migliore.

HV und Arigo sind beide an dieser stelle ausführlicher:

HV 3148:	Arigo 72 (Vogt 458):
wiss auch, das got der guet chain ding ane sache tuet. aber der mensch, der wil es nicht versten, darumb über in got lat *verhenknus* gen. wann got lat widervaren zwar *dem posen das minder pös fürwar.*	*auch wisse*, das der almechtig got chein dinge nicht düt on ursache; aber die menschen sein nicht erchennen, das got *verhenget,* von *übel noch mynder ubel* chomet.

Hier deckt sich zumal die widergabe des „sia certo" mit „wiss auch" und der gegensatz von „übel" und „minder übel", der hier nicht sinngemäss festgehalten ist, und der z. b. Gelli 60 (Volpi 86) richtig lautet: „Iddio sempre permette il meno male e a fine di bene e i suoi giudizj sono irreprensibili." — Ferner:

Zs. f. r. ph. 246: tutta *la terra* ne furria stata turbata ...
Volpi Vorr. 19: tutta *la terra* .... Ulrich 33: tuta la terra
HV 3104: so war die *ganze stat* zue gelaufen
Arigo 71 (Vogt 457): ... in *der stat* ...

Auch ausserhalb der vorliegenden erzählung können wir die vergleichungen fortsetzen.

Die geschichte vom unbeständigen einsiedler — wie überhaupt sämtliche hierhergehörige stellen aus den zugesetzten historien stammen — bietet zwei parallelen. Die worte bei Gelli 80 (= Volpi 110): „Farai questo, che a ogni Croce, che truovi, inginocchiati ..." Desgleichen Ulrich 47: ad ogni croxe che tu trove; Zs. f. r. ph. 433: a omne croce che troveray ... gibt HV in ausdruck und construction abweichend wider:

HV 4881: ebenso	Arigo 103:
mein liber prueder zarter *wo du findst unsers herren marter* an dem weg vor dir sten da soltu nimmer für gen.	*wo* vnd an welichem *ende du vnsers herren marter* [104] *findest,* do nyder chnye ...

Während in den italienischen texten der allgemeinere ausdruck croce, kreuz gebraucht ist, ist die vorstellung bei HV schon eine engere, bestimmtere geworden, vielleicht durch den reim auf „zarter". Und nachher, als der übeltäter verfolgt wird, heisst es bei Gelli 80 (= Volpi 111): il ladro vide in uno scudo de' suoi nimici dipinta la croce e ricordandosi ... (Ulr. 47: Et o-ladro vete un de quii, ch'avea una

croxe depinta en lo so scuto; Zs. f. r. ph. 433 allgemeiner: et fugendo trovao una croce et recordandose), die ausdrücklich abweichende angabe „an [auf] dem wege" aber haben nur HV und Arigo.

HV 4894:	Arigo 104:
do sach er *unsers herren marter* mit grossem ser vor sein *an dem wege* sten. do *gedacht* der dieb …	er *zu einer marter vnsers herren auf* [a. rand *dem wege*] in dem flichen kome, czuhant *gedachte* …

Auch das folgende beispiel setze ich, und zwar um des zugefügten „vil" willen, hierher, da hier im übrigen sich auch Zs. f. r. ph. nahe zu HV und Arigo stellt.

Gelli 36 (= Volpi 58): ma se la ventura mi soccoresse di tanto ch'io avesse da vivere, io *non imbolerei* mai più.

Ulr. 18: se ella me secorresse un pocho, io *no serave peçore*, anche me viverave en paxe e più no en vollerave …

Zs. f. r. ph. 443: …. yo *forria melliore* de te …

HV 1716:	Arigo 38 (Vogt 453):
aber viel mir ain wenig gelück zu so wär ich *vil pesser* dann du und stäl noch raubte niemant nicht mer …	aber solt mich das gelücke einfart erfreuet haben, so wer ich *vil pesser* gewessen dan du …

Und ferner noch die folgenden stellen:

Ein „domandare consilio (Ulr. 29; Gelli 52; Volpi 77) oder cerchare consilio (Zs. f. r. ph. 243) erscheint

HV 2630:	Arigo 60:
wenn du *rat wild nemen*	von einem andern *rat zu nemen;*

ein einfaches „uno de' fanti volle pignerlo" (Gelli 55; Volpi 81; Ulr. 31: el vose pençere; Zs. f. r. ph. 245) wird:

HV 2924:	Arigo 66:
do gieng der fueschnecht ainer dar und wolt den narren pei dem har von dem stain *geworfen haben*	einer von allexanders fußchnechten den torn ab dem steine wolt *gestossen haben*

Gelli 64 (Volpi 91): *tornò* [nella] prigione a Cartagine, siccom' egli avea promesso a' Cartaginesi. (Schluss des cap.)

Ulr. 35: torni on prexone a Cartagine, si cum l'avea promessa su la soa bona lialtae. (Schluss.)

Zs. f. r. ph. 248: torna presone in Cartagine per non rompere la fede. (Schluss.)

HV 3619:	Arigo 78 (Vogt 459):
do fuer Marco Regulo *wider gen Chartago* *in die vanknus* vnd stellet sich wann er gedacht: Ich *wil ee mich* in den tod sicher geben ...	*Also chünig* Marcho *wider gen* *Carthagine fur jn die gefench-* *nüs,* seiner treüe ein genügen don ... *ee in der* gefencknüs ... wolt ...

Gelli 96 (Volpi 129): ... ed *essa andò nella* sua cella e cavossi gli occhi ...

Ulr. 53: questa *se ando en la* cella e streposse i oghi del cavo ...

Zs. f. r. ph. 449: et *quella andao alla* sua cella et cacciaose ...

Zu dem einfachen „gehen" aller texte, die ja, wie oben gezeigt, verschiedenen redactionen angehören und deren durchgängige übereinstimmungen darum um so beachtenswerter sind, wird — widerum angeregt durch den reim auf „zell" ein „schnell„ bei HV zugesetzt:

HV 6036:	Arigo 122 (Vogt 466):
die nunne *ging von im gar schnell* mit grossem laide in ir zell und prach ir selber aus die augen ...	und *sie snelle ginge* in ir cha- mern und ir selbes peyde augen auszprache ...

Nur bei einem kleineren teile der handschriften (vgl. Gelli s. 103: „Pochi sono da me veduti"; HV. Einleitg. s. XXVI) finden sich dann noch, an den eigentlichen text des FdV angeschlossen, nach Albertano gearbeitete Ammaestramenti de' filosofi) vgl. oben s. 336). Von den hier herangezogenen texten stehen sie bei Gelli, Volpi, HV und Arigo. Anordnung und reihenfolge bei den drei ersten texten ist genau die gleiche, nach dem kapitel „moderanza" (nr. 37 bei Volpi, Ar. s. 134) und einem beispiele hierzu aus der Bibel (welterschaffung) folgt ohne weiteren übergang ein abschnitt: „Se tu vuoi avere buona vita usw." (Volpi 139), welcher von einem weisen verhalten in der welt und ihrer trübsal handelt. Dann folgt ein kapitel 38: „Del parlare e del tacere", an dessen beginn Albertano genannt ist, und schliesslich zwei kleinere kapitelchen (Volpi nr. 39: Come si dee consigliare und nr. 40: Del guardare, in che modo si dee fare). Bei Arigo nun fehlt das ganze oben bezeichnete stück im kapitel „moderanza": „Se tu vuoi usw." an der dem italienischen entsprechenden stelle seines textes. Es fehlt jedoch nicht überhaupt, wie Vogt a. a. o. 472 anzunehmen scheint., die sache liegt vielmehr folgendermassen: bei Arigo beginnt der ganze zusatz mit dem nächsten kapitel del parlare e del tacere, Arigo 134: „Ein ander capitel von der masse und wie man reden soll. Von der tugent der masse schreybet der lerer Albertano usw.", also da,

wo im anfang auch der name Albertanos genannt ist. Dann folgt auch bei ihm das kapitel über „rat geben“ (Ar. 143) und „über die ordnung czw reden als dan Tulio spricht“. Nachdem dann der entsprechende italienische text zu ende, steht bei Arigo der auch von Vogt 472 angeführte satz: „Alexander spricht chein dinge nicht ist, do von der man mer gepreyset ist dan von der edelen vnd schönen zucht“, und jetzt schliesst sich, was Vogt in der tat übersehen zu haben scheint, in allerdings stark verkürzter form und flüchtigerer übersetzung das oben fehlende stück: „Se tu vuoi ...“ als: „Vnd wiltu ein guet leben han“ an. Diese lehren mit ihrem positiv und negativ auf allgemeine lebensweisheit gerichteten inhalt passen nun hierher an den schluss viel besser als gerade in ein kapitel von der „moderanza“, das ohnehin schon durch sein exemplum aus der Bibel augenscheinlich seinen abschluss gefunden hatte. Und da gerade in dem kapitel, welches bei Arigo den zusatz beginnt, im anfange Albertano genannt ist, und ja der ganze zugesetzte auszug in der tat mittelbar auf Albertano zurückgeht, so glaube ich, dass Arigos anordnung, die er allein bietet, doch die richtigere und ursprünglichere ist. Und in schöner parallele zu der einen „lere“ nach Albertano tritt dann der weitere zusatz, den Arigo ganz allein bietet: „Ein *ander* lere ... des grossen phylosofo ... Albertano“ (s. unten).

In dem ersten, Volpi, Gelli, HV und Arigo gemeinsamen zusatz (Arigo s. 134—147), kann man nun widerum verschiedene stellen aufzeigen, in welchen die deutschen bearbeitungen, HV und Ar., sich decken, ohne dass die italienischen texte dies veranlassten oder auch nur nahe legten und man halte diese stelle mit den oben angeführten zusammen. Gleich das erste wort des zusatzes im italienischen, das hier völlig natürliche „Se“ ist bei HV und Ar. verschwunden und hat einem ebenfalls den satz beginnenden „Und“ platz gemacht:

HV 7028:	Arigo 145:
Und wildu haben ain gut leben	*Und wiltu* ein gut leben han,

auch bei Arigo mit rhythmischen fall. Einen gemeinsamen zusatz haben beide: Gelli 109 (Volpi 140): s'egli è irato non dee favellare, onde Cato ...

HV 8520:	Arigo 135:
ist er zornig, so sol er sich nicht verreden ze ser, wann der zorn das gemüte engt, *das man nicht die warheit erchent.*	wan ist er zornig, so sol er nicht reden, *wan der warhet* *er nicht erchennen mage.*

Der gleiche, doppelte ausdruck für einen einfachen italienischen: Gelli 115 (Volpi 152): si è a favellare *troppo scuro* come fanno i motteggiatori. *Salomone* dice ...

HV 9169:	Arigo 141:
von den die *da vinstre* rede haben, sam die die da vil reden und *verporgne wort* dan noch geben sam die .... *Isidervs* spricht ...	zu reden *finstre oder verporgne wort* als der ....: wan *sant Isidero* ...

Das nächste beispiel hat vielleicht nicht das gleiche gewicht, weil HV und Arigo den sinngemässeren text bieten, und die italienischen texte unter sich nicht ganz übereinstimmen. Volpi 154: la prima si è a salutare a chi tu hai mandata l'ambasciata ... la seconda si è *a raccommandarsi* a coloro a chi ella è mandata, sia colli suoi campagni e sia quasi a modo d'uno sordo. La terza ... (Gelli 116: .... la seconda si è *a raccomandare sè* e li suoi compagni)

HV 9268:	Arigo 143:
am ersten soltu grüessen den man dem du die potschaft hast getan zum andern, das du *im empfelhest* drat *den der dich dar gesant hat.*	Das erste ist in dem grusse von dem er gesant ist, das ander ist *zu empfelhen den, der in gesandt hat.*

Wenn wir all diese beispiele nun zusammenhalten, sehen wir, eine litterarische einwirkung ins grosse ists nicht. Arigo hielt sich, wie wir auch bei den beispielen oben s. 347/48 erkannten, zunächst an seine italienische vorlage; so ist das, was an übereinstimmungen aufgezeigt ward, zu betrachten als reminiscenzen, die sich aus der lectüre absichtslos einstellten. Anderes weist auf kenntnis von Konrad von Megenbergs „Buch der natur", worauf ich später zurückkomme. Eine weitere stelle aber, die ich noch hier hervorheben will, zeigt originalkenntnis des Valerius Maximus. Vogt a. a. o. hat dem teilweisen abdruck von Arigos übersetzung den italienischen text zweier kapitel (nach Volpi) beigegeben, um Arigos manchmal geradezu „frei nacherzählende" art deutlich zu machen. Am schlusse des ersten dieser beiden kapitel (Damon und Phintias; Arigo: Amon und Ephytica[1], das thema der „Bürgschaft") steht am schlusse eine scheinbar besonders starke abweichung, die sich aber als einfacher zusatz ergibt. Die erwähnung des Valerius Maximus verrät die quelle. Es ist eine herübernahme aus Valerius Maximus lib. IV cap. 7 Ext. § 1, wo es am schlusse heisst:

1) Zusammengeflossen aus dem italienischen Amone e Ph...

admiratus amborum animum tyrannus supplicium fidei remisit .... *hascine vires amicitiae? mortis contemptum ingenerare, vitae dulcedinem extinguere, crudelitatem mansuefacere, odium in amorem convertere,* poenam beneficio pensare potuerunt. quibus paene tantum venerationis quantum deorum immortalium caerimoniis debetur: illis enim publica salus, his privata continetur, atque ut illarum aedes sacra domicilia, *harum fida hominum pectora quasi quaedam sancto spiritu referta templa sunt.*

Arigo 19 (Vogt 450):
... er der jungen frauen vorgabe vnd er nicht gelaubet hatte, das *die stercke der liebe* vnd freuntschaft *vermüget hat so grosse macht, das sie des todes nicht geachtet het, zu erleschen die süssicheyt des lebens vnd die herlicheit czwingen in diemüticheyt, den neyde vercheren in liebe vnd freuntschaft.* Nach dem als Valerio Maximo spricht, das *die getreuen herczen der menschen geheuse sein vnd* (!) *der grossen stercke der lieb.*

Da nun die erzählung in der deutschen bearbeitung des Heinrich von Mügeln (vgl. bl. 63ª der Augsb. ausg. 1489 Ant. Sorg) fehlt, so ergibt sich, dass Arigo entweder den lateinischen text oder — darauf kann der gebrauch der italienischen namensform Valerio Maximo führen — eine italienische übersetzung vor sich hatte. —

Von Arigo s. 148 an folgen nun auf den schon an den FdV angehängten abschnitt noch weitere übersetzungen aus traktaten des Albertano, eingeleitet mit den worten „Nu sich anhebt *ein ander lere* des grossen phylosofo vnd Meisters Albertano“. Schon Vogt s. 472 sah, dass einzelnes hier gebotene, wie z. b. der vergleich eines redners mit dem hahn, auch schon in dem ersten angehängten abschnitt (Se tu vuoi avere buona vita etc. Volpi 139 fgg.) enthalten war. Mit auch aus diesem grunde bin ich der ansicht, dass die zusammenstellung dieser zweiten „lere“ selbständiges eigentum Arigos ist, so dass wir — die übersetzung des Decamerone als zuerst entstanden einstweilen angenommen — im Decamerone, in dem FdV und in dieser „ander lere“ eine stufenleiter erblicken können, von einer oft unbehilflichen anlehnung an sein original im Decamerone zu freierer übersetzung und weiter zu selbständiger bearbeitung einer quelle.

BONN. KARL DRESCHER.

ÜBER DAS GENUS DES PARTICIPIUM PRAETERITI.

Die part. prät. sind aus verbaladjektiven hervorgegangen, zu bestandteilen des konjugationssystems geworden und haben als muster zu neuschöpfungen gedient, die sich unmittelbar an die verba anlehnten (Wilmanns, D. gramm. II, § 384).

Von haus aus waren die verbaladj. gegen das genus verbi indifferent; aber mit dem eintritt eines verbaladj. ins konjugationssystem erfolgte eine differenzierung in der auffassung des genus so, dass die ptc. von tr. vb. als pass., von intr. vb. als akt. empfunden werden. Indes hat sich eine reihe von ptc. dieser differenzierung insoweit entzogen, als neben der pass. unter gewissen voraussetzungen die akt. bedeutung sich erhielt: das got. *drugkans* mit seiner akt. bedeutung bleibt hier ausser betracht, denn es ist kein ptc. geworden; vielmehr hat das zu *drinkan* gehörende ptc. das präfix *ga-* und pass. bedeutung. Aber ahd. *bitrogan* ist akt. (fallax) und pass., akt. freilich nicht als ptc., sondern als adj., d. h. ohne obj. und mit steigerungsfähigkeit; dasselbe gilt von den ptc. sinnverwandter verba. Ferner ist mhd. *vergezzen* akt. (vergesslich) und pass. (im stiche gelassen); erst im nhd. beschränkt sich der akt. gebrauch auf verbindungen mit einem obj., die eine zweideutigkeit ausschliessen (*schwurvergessen, gottv., pflichtv., ehrv.*). Bei anderen ptc., wie *geschworen, studiert, verdient,* konnte die akt. bedeutung neben der pass. sich halten, weil die tätigkeit der betreffenden verba naturgemäss nur von personen ausgeübt wird und ein persönliches objekt unmöglich ist oder doch fernliegt, sodass die ptc., von personen ausgesagt, aktiv, von sachen geltend, passiv sein müssen. Ähnlich liegen die verhältnisse bei den zu refl. verben gehörenden (Erdm. Grdz. d. deutsch. synt. § 133) ptc. *verlogen, vermessen, verschwiegen* u. a.; doch soll näheres über diese verben weiter unten folgen. Schon die wenigen beispiele lassen erkennen, dass im grunde das part. prät. in der tat gegen das genus verbi indifferent ist.

Wenn wir im folgenden zusammenstellen, welches genus die part. prät. der einzelnen kategorien haben, so wird dabei im interesse der vollständigkeit manches oft gesagte widerholt werden müssen.

I. Die part. prät. trans. verba sind passivisch.

A. Bei der umschreibung des pass. trans. verba muss das part. deshalb passiv sein, weil die formen von *sein* und *werden* das passiv

nicht zum ausdruck bringen. Passiv ist demnach das part. in umschreibungen wie: Mt. 11, 10 *gamelip ist,* Mc. 1, 5 *daupidai wesun;* Otfr. III, 16, 37 *wirdit thaz .. ofto .. gidan,* II, 4, 1 *gileitit ward tho druhtin krist;* Nib. 1 *uns ist wunders vil geseit;* nhd. *das haus ist (wurde) gebaut.* Nach der verbreitung des seit dem 13. jahrhundert vereinzelt auftretenden *ist — worden* (pf.) und *was — worden* (ppf.), zuerst Pz. 57, 29, hatte man eine vollständige umschreibung aller temp. mit *werden.* Ursprünglich sollte wol neben dem zuständlichen der process des werdens mit zum ausdruck gebracht werden.

Auch beim unpersönlichen pass. trans. verba ist das part. passiv: *es ist nach ihm geworfen worden* = etwas nach ihm geworfenes ist geworden.

B. Ebenso ist bei der umschreibung des pf. und ppf. aktivi mit *ich habe* bez. *ich hatte* das part. prät. von trans. verben passiv. Denn *haben* ist in diesen zusammensetzungen trans. und das part. auf den von *haben* abhängigen obj.-akk. prädikativ konstruiert. Im got. findet sich *haban* mit dem part. prät. nur einmal: I. Tim. 4, 2 *unholpono .. gatandida habandane swesa mipwissein (maculatam habentium conscientiam).* Im ahd. ist diese umschreibung geläufig. Bei Tat. ist das part. in den drei überhaupt vorkommenden belegen flektiert: 28, 1 *habet sia forlegana;* 151, 7 *thia ih haben gihaltana;* 102, 2. Flektiertes part. auch 3mal bei Otfr.: V, 7, 29 *sie eigun mir ginomanan .. druhtin minan;* I, 4, 53 *iz (altduam) habet ubarstigana in uns jugund managa* „es (das alter) hat in uns eine lange jugendzeit überschritten (überwunden)", Erdmann, Erläut. z. d. St.; IV, 15, 55 *er habet in thar gizaltan drost managfaltan.* Sonst kommen im ahd. nur unflektierte formen vor. (Vgl. Erdm., Grundz. § 150). Vorbilder für diese zum obj. von *haben* prädikativ konstruierten part. gab schon das lat. Anfangs wurde *haben* als selbständiges verbum gefühlt, und das part. drückte den zustand aus. Otfr. V, 7, 29 *sie eigun mir ginomanan .. druhtin minan.* Und dem entsprechend empfand man *ich habe* mit dem part. als praes., *ich hatte* mit dem part. als prät. Den nachdruck hatte die form von *haben,* der inhalt des part. stand erst in zweiter linie. Da nun dem im part. ausgedrückten zustand eine handlung voraufgehen musste, aus welcher der zustand resultierte, so legte sich bald der schwerpunkt auf das präteritale part., *haben* wurde hilfsverb, und die als ein ganzes gefühlte verbindung beider wurde der ausdruck des zusammengesetzten pf. bez. ppf. akt. der dem zustand voraufgegangenen handlung. Also: *sie eigun mir ginomanan .. d. m.* = *sie namun mir d. m. joh eigun inan.* Ist das von *haben* abhängige obj.

ein nebensatz, so wird das part. prädikativ auf diesen konstruiert, ist also acc. sing. neutr.; indes findet sich schon im ahd. nirgends ein solches part. in flektierter form, bei Otfrid überhaupt erst 3 fälle ohne acc. (vgl. Erdm. § 151), z. b. I, 5, 39 *haben ih gimeinit, in muate bicleibit, — thaz ih einluzzo mina worolt nuzzo.* Nach der geschichte der *dass*-sätze ist *thaz* obj. zum präd. im übergeordneten satze. — Und was von den mit acc.-obj. verbundenen trans. verben gesagt wurde, gilt auch von den absolut gebrauchten: in den zusammengesetzten zeiten ist das part. passiv. Z. b. Otfr. I, 25, 11 *laz iz sus thuruhgan, so wir eigun nu gisprochan;* oder III, 18, 36 *eigun sus gidan.* — Nach alledem ist im nhd. in sätzen wie: *ich habe ihn gesehen; ich h. bemerkt, wie er gieng; ich h. gelesen,* das part. passiv. Besonders erwähnt seien hier die zusammengesetzten zeiten scheinbar refl. verba, wie: *er hat sich tapfer geschlagen, das kleid hat sich gut getragen,* wo die part. als acc. sg. neutr. aufzufassen sind; denn das *sich* ist nicht ein äusseres obj., auf welches das part. prädikativ konstruiert wäre, sondern ein dem inneren obj. nahe stehender faktitiver acc. (er schlug t. und bewährte sich dadurch; das kleid hat beim tragen sich als gut erwiesen). Man vgl. Erdm. Unters. üb. d. synt. der spr. Otfrids II, § 141. — Beachtenswert ist es, wie sehr unter dem einflusse der analogie das sprachgefühl von der eigentlichen bedeutung der worte abirren kann. So durfte schon Otfr. I, 18, 11 schreiben: *wir eigun iz firlazan,* ohne dass der in den worten liegende widerspruch empfunden wurde.

II. Schwieriger ist die beantwortung der frage: Welches ist das genus des part. von intrans. verben? Die schwierigkeit ist darin begründet, dass unsere intrans. verba ihre zusammengesetzten zeiten teils mit *sein,* teils mit *haben* bilden, und insbesondere wider darin, dass die konkurrenz zwischen *sein* und *haben* nicht scharf abgegrenzt ist, vielmehr manche verba in den zusammengesetzten zeiten sowol *sein* als auch *haben* zulassen.

A. Ohne zweifel ist in allen mit *sein* zusammengesetzten formen intrans. verba das part. aktiv; denn da die formen von *sein* einen zustand ausdrücken, die zusammengesetzte verbalform aber eine tätigkeit und, soweit das part. adjektivischen charakter hat, eine tätigkeit und den daraus resultierenden zustand, so muss die tätigkeit, das aktivum, im part. liegen. Das part. ist prädikativer nom. und im ahd. bisweilen noch flektiert. Im got. erscheint das verb. subst. mit dem part. prät. nur einigemale: Joh. 9, 21 und 23 *uswahsans ist,* Mc. 1, 33 *so baurgs alla garunnana was,* Luc. 5, 17 *þaiei wesun gaqumanai,* Eph. 5, 10

þatei sijai wailagaleikaiþ. Seit ahd. zeit bildet sich die verbindung mit *sein* aus bei den verben, die 1. ein ruhiges verharren an einem ort oder in einem zustande, 2. eine räumliche bewegung, 3. ein werden ausdrücken (Erdm. § 152). Z. b. Otfr. III, 23, 50 *ist Lazarus bilibaner;* Nib. 400 *durch dine liebe sint wir gevarn her;* nhd. *es ist geschehen.* — Ebenso ist in dem unpersönlich gebildeten pass. intr. verba mit *sein* das part. akt. und zwar nom. sg. neutr.: *es wird gegangen(es)* = es wird etwas, was die bewegung des g. gemacht hat; *es ist gegangen(es) worden* = es ist etwas geworden, was die bewegung des g. gemacht hat. Wir haben es demnach bei dem pass. dieser intr. verba gar nicht mit einem formellen, sondern nur mit einem ideellen pass. zu tun, ideell insofern, als *werden* = *entstehen.*

B. Aber auch die partic. der mit *haben* zusammengesetzten formen intr. verba sind wol aktiv aufzufassen, z. b. in N. ps. 31, 1 *wio er gifaren habet* (wie er sich benommen hat).

Anm. Man darf schwerlich aus der tatsache, dass die part. der mit *sein* konjugierten intr. verba auch selbständig (als attrib. oder subst.) stehen können, die part. der mit *haben* konjugierten intr. verba in der regel ausserhalb des konjugationssystems nicht vorkommen, auf das genus dieser part. schliessen in der weise, dass man die ersteren aktiv, die letzteren passiv auffasst. Denn auch von verben, die mit *haben* konjugiert werden, sind vereinzelte part., die den aus dem abschluss der handlung resultierenden zustand ausdrücken, also adj. natur haben, im gebrauch: *ein gedienter soldat, ein studierter mann, die geschworenen, die bestandenen kandidaten, die abgenommene wärme* (Grimm), *die zugenommene herzenskälte* (Gutzkow), *überwinterte pflanzen, ausgeruhte pferde* u. a. Und wie die part. der mit *sein* konjugierten verba ohne zweifel aktiv sind, so wird man auch den genannten part. dieses genus a priori zuzuschreiben geneigt sein.

So unzweifelhaft es nämlich ist, dass in fällen wie Otfr. IV, 15, 55 *er habet in thar gizaltan drost managfaltan* das part. pass. bedeutung hat und prädikativ auf den von *haben* abhängigen obj.-acc. konstruiert ist, so schwer wird es, in fällen wie: *ich habe geschlafen, ich habe geweint* entsprechend zu erklären: „ich habe geschlafenes, geweintes (an mir)“ (vgl. Erdm. § 151), da man sich etwas, was geschlafen, geweint worden ist, nicht gut vorstellen kann. Leider lassen die ahd. part. solcher mit *haben* zusammengesetzten verba, weil unflektiert, nicht erkennen, ob sie nom. oder acc., ob aktiv oder passiv sind. Fassen wir aber part. wie *geschlafen, geweint* aktiv, so muss *haben* intr. sein (= sich verhalten) und in seiner bedeutung dem verb. subst. *sein* nahe kommen. Für die

möglichkeit einer intr. auffassung des hilfsverbs *haben* mögen einige beweisgründe folgen.

1. Erinnert sei daran, dass im got. *haban* in verbindung mit adv. häufig ist: *ubila (mais wairs, aftumist) haban, manwuba h. du fraweitan* (s. bereit finden zu rächen); ebenso ist im ahd. der intr. gebrauch von *haben* mit adv. ganz allgemein: *fasto (stillo, wola) haben;* man vgl. unser *wolhabend.*

2. Aus dieser intr. bedeutung ergab sich im got. die verwendung des *haban* als mittel zur futurumschreibung. Denn darauf, dass dieses *haban* ein selbständiges, intr. verbum ist, neben dem der inf. explikativ (als dativ des zweckes) steht, führt die analogie der anderen gotischen verba, die der futurumschreibung dienen: a. *duginnan* Lc. 6, 25 *gaunon jah gretan duginnid πενθήσετε καὶ κλαύσετε* (*du* ist zu den inf. zu ziehen, die den zweck ausdrücken). b. *munan* = dem intr. *μέλλειν,* Joh. 14, 22 *munais gabairhtjan μέλλεις ἐμφανίζειν,* oder *munan* = dem intr. *βουλεύεσθαι,* Joh. 12, 10 *munaidedun .. þai auhumistans gudjans, ei — ἐβουλεύσαντο .. οἱ ἀρχιερεῖς, ἵνα ..* c. *sik skaftjan* = sich in bereitschaft setzen, sich anschicken, Joh. 12, 4 *izei skaftida sik du galewjan ina* (also mit finalem *du*) *ὁ μέλλων αὐτὸν παραδιδόναι.* Wie nun *duginnan, munan, sik skaftjan* bei der futurumschreibung als intrans. erscheinen, so dürfte auch das in derselben reihe stehende, meist dem intr. *μέλλειν* entsprechende *haban* intrans. sein. Einige beispiele: *α.* Joh. 6, 6 *þatei habaida taujan τί ἔμελλε ποιεῖν* = was zu tun er in der lage sei und darum „tun werde“. *β.* Mc. 10, 32 *qiþan þoei habaidedun ina gadaban λέγειν τὰ μέλλοντα αὐτῷ συμβαίνειν* = zu sagen, was danach angetan war, ihn zu betreffen. *γ.* Joh. 6, 71 *sa auk habaida ina galewjan οὗτος γὰρ ἤμελλεν αὐτὸν παραδιδόναι* = denn der war danach angetan, ihn zu verraten. *δ.* Joh. 12, 26 *jah þarei im ik, þaruh sa andbahts meins wisan habaiþ καὶ ὅπου εἰμὶ ἐγώ, ἐκεῖ καὶ ὁ διάκονος ὁ ἐμὸς ἔσται* = da zu sein ist auch mein diener in der lage. *ε.* 2. Kor. 11, 12 *iþ þatei tauja jah taujan haba ὃ δὲ ποιῶ καὶ ποιήσω* = was ich aber tue und zu tun mich anschicke. *ζ.* 2. Thess. 3, 4 *ei þatei anabudum izwis, jah taujiþ jah taujan habaiþ ὅτι ἃ παραγγέλλομεν ὑμῖν, καὶ ποιεῖτε καὶ ποιήσετε* = dass ihr, was wir euch gebieten, sowol tut als auch zu tun euch anschickt, d. h. tun werdet.

In allen diesen fällen lässt sich *haban* intr. fassen mit prägnanter bedeutung: fähig, bereit sein.

Got. *haban* hat sich freilich im ahd. in der futurumschreibung nicht halten können; nur einmal erscheint in der übersetzungslitteratur

(Denkm. 56, 97, Weissenb. kat.) *eigun: omnes homines resurgere habent = alle man ci arstandanne eigun* = a. m. haben die bestimmung (sind qualificiert) aufzuerstehen. *Haban* wurde verdrängt durch *sollen* und *wollen, müssen* und schliesslich *werden,* das allmählich die alleinherrschaft behauptet hat. In diesen verben aber, die in der futurumschreibung die rolle des got. *haban* übernahmen, finden wir eine weitere stütze für die richtigkeit unsrer auffassung des got. *haban* als intr. Denn die genannten verba haben von haus aus alle eine selbständige, intr. bedeutung, die sie für diesen dienst geeignet machte. Der intr. charakter von *sollen* und *müssen* zeigt sich in der unmöglichkeit, diese verba mit einem nominalen objekt zu verbinden, und darum hat man auch die verbale ergänzung, den inf., nicht als objekt, sondern als explikativen dat. anzusehen; und wenn in betreff des *wollen* zuzugeben ist, dass es schon im ahd. mit nominalem objekt gebraucht wird, so überwiegt doch jederzeit die verbindung mit einem inf., und es hindert nichts, diesen, wie bei *sollen* und *müssen,* als erklärende ergänzung aufzufassen, das nominale objekt aber nicht von *wollen* abhängig zu machen, sondern eine ellipse anzunehmen. Es hat: a) *ich soll* mit dem inf. die grundbedeutung: *ich bin schuldig, habe die verpflichtung, etwas zu tun;* daraus ergab sich futurische bedeutung. (Erdm., Grdz. § 142). Schon im got.: 2. Tim. 4, 1 *saei skal stojan qiwans jah dauþans,* welcher die pflicht hat, zu richten. — Andere stellen, auch für das folgende *müssen* und *wollen,* bei Erdm. a. a. o. b) *ich muss* mit dem inf. die grundbedeutung: *ich bin in der lage, etwas zu tun.* Otfr. V, 14, 17 *thia zessa drat ih untar fuaz, siu furdir daron mir ni muaz* = sie ist nicht in der lage, mir zu schaden. c) *ich will* mit dem inf. die bedeutung: *ich habe den willen, etwas zu tun;* wo das willensmoment ganz zurücktritt, ist die bedeutung rein futurisch. Otfr. V, 17, 3 *wil thu thaz richi irsezzen in thesen zitin?* (Hast du den willen, wirst du?). d) Auch das intr. *werden* mit dem inf. stützt die auffassung des got. *haban* bei der futurumschreibung als intr. Denn *werden* hat die inchoative bedeutung „in einen zustand übergehen“; fasst man diesen prägnant als den der fähigkeit oder bereitschaft, so schliesst sich der explikative inf. ohne schwierigkeit an (vgl. Erdm., Grdz. § 142, 6). Die ältesten belege bei Konrad Fleck, z. b. Flore 3414 *ich waene, ir werdent mir es jehen* = ich wähne, ihr kommt in den zustand (die bereitschaft). „Es lässt sich also sehr wol ein echter inf. annehmen, nicht blos vermengung mit der form des part. präs., deren möglichkeit freilich nicht bestritten werden kann“ (Erdm. a. a. o.). Das gesagte gilt auch von dem eben-

falls rein futurisch gebrauchten *sein* mit dem inf.: „sich in dem zustande (der fähigkeit, bereitwilligkeit) befinden", und das steht dem got. intr. *haban* ganz nahe. Orendel 561 *du bist dich ruomen* = du bist in dem zustand, dich zu r.

3. In der konkurrenz zwischen *sein* und *haben* bei der bildung zusammengesetzter temp. von intr. verben gibt es keine scharfe grenzlinie, indem eine ganze reihe von intr. verben ihre zusammengesetzten zeiten teils mit *sein*, teils mit *haben* bildet. Dieses schwanken führt auf die vermutung, dass *haben* in solchen fällen intr. ist. *Slafen,* das doch ein ruhiges verharren ausdrückt, wird immer mit *haben* verbunden, *volgen,* ein verbum der bewegung, im mhd. und bei Luther immer mit *han;* und warum wird *bliben* nur mit *sin, leben* nur mit *haben,* ferner *gedagen* mit *sin, swigen* mit *sin* und *haben, ruowen* mit *sin, muozen* mit *haben* verbunden? Wir sehen, die regel ist durchbrochen. Nun sagt man (Erdm. § 152):

a. Wenn verba des ruhigen verharrens nicht mit *sin,* sondern mit *haben* verbunden werden, soll nicht das verweilen (an dem orte oder in dem zustande) hervorgehoben werden, sondern der inhalt des verb. als eine tätigkeit oder handlung des subjekts gefasst werden. Hält man aber nebeneinander: Luth. Röm. 9, 31: *Israel hat dem gesetz der gerechten nachgestanden,* und Fischart, Gesch. 259[b]: *So er seim gebit wol wer vorgestanden;* oder Luth. Richt. 21, 12: *die bey keinem man gelegen waren,* und ders. Jos. 35, 7: *da zuvor die schlangen gelegen haben;* oder Luth. Matth. 26, 55: *bin ich doch täglich gesessen bey euch,* und ders.: 3. Mos. 15, 23: *wer anrüret irgent was, darauf sie gesessen hat:* so ist der unterschied zwischen den beiden hilfsverben mindestens sehr gering, und *haben* wurde wol ebenso intr. empfunden wie *sein.* Besonders auffallend ist es, dass *sein,* das verb. des zustandes *κατ' ἐξοχήν,* „höchst intr. an sich" (Grimm IV, 160), im niederd., niederl., engl., frz. seine zusammengesetzten temp. durchweg mit *haben* bildet: *ich heve gewesen, I have been, j'ai été;* so auch Eilh. v. Ob. 1301 *hate gewesin,* K. Fleck, Flore 6322 *han gewesen.* Und doch liegt es gerade beim verb. subst. am wenigsten nahe, ihm eine latente tätigkeit zuzuschreiben, aus der sich *haben* erklären liesse.

b. Wenn bei den mhd. verben der räumlichen bewegung *entwichen, riten, varn, loufen* nicht das erreichen des ruhepunktes, sondern die tätigkeit des subjekts vor diesem erreichen betont wird, steht *han.* Warum besteht dieser unterschied nicht bei anderen verben dieser art, wie *komen, gan, vallen?* Auch vgl. man (die stellen bei Kehrein, D. gr. III § 47) Seb. Frank: *wann gleich die verher-*

gung der statt nicht hett hernach gefolgt, und J. Sleidan: *die übrigen sein hernach gefolgt;* oder Bibelübers. (1471): *die do waren nachgevolget iosue,* und ebda: *ob min oug hab nachgevolget minem hertzen;* oder Opitz: *die leute hatten ihm nachgefolgt,* und derselbe: *der euch ist nachgefolgt;* oder Abr. a St. Cl.: *sie hat solchem exempel nachgefolgt,* und derselbe: *er ist ihm nachgefolgt;* oder Bibelübers. (1471): *ich hab umgangen die erd und hab sie durchgangen,* und ebda: *ich bin umgangen die erd und bin sie durchgangen;* oder Abr. a St. Cl.: *er ist gehuncken,* und ders.: *er hat gehuncken.* In diesen und ähnlichen stellen ist ein unterschied in der bedeutung der verbalform kaum zu merken; *haben* muss also dem *sein* nahe gestanden haben und wie dieses intr. empfunden worden sein.

c. Wenn bei den verben des werdens nicht die bereits eingetretene änderung, sondern das werden hervorgehoben werden soll, steht *haben.* Während nun im nhd. bei *altern, bleichen, faulen* u. a. dieser unterschied gemacht wird, verbindet man *werden, geschehen* u. a. nur mit *sein;* bei den ersteren setzen wir oft *sein* und *haben* ohne unterschied.

Nehmen wir nach alledem an, dass *haben* in den zusammengesetzten zeiten intr. verba intransitiv ist, so folgt, dass das part. prät. dieser verba aktiv ist. Also: a. Nur absolut gebrauchte intr. verba: *ich habe geschlafen* = ich verhalte mich wie einer, der die tätigkeit des schlafens ausgeübt hat. — Auch in dem unpersönlichen pass. ist das part. akt.: *es wird geschlafen.* Wir haben es demnach auch hier nicht mit einem formellen, sondern nur ideellen pass. zu tun (s. unter II A). — b. Intr. verba mit dem gen.: *ich habe dein gedacht* = ich verhalte mich wie einer, der das denken an dich ausgeübt hat. Wollte man *gedacht* passiv auffassen, so würde dem *dein* das regens fehlen. — Pass.: *es wird dein gedacht* = es wird etwas, was das denken an dich ausgeübt hat. — c. Intr. verba mit dem dat.: *ich habe dir getraut.* — Pass.: *es wird dir getraut.* — d. Intr. verba mit einer präp.: *ich habe an ihn gedacht;* pass.: *es wird an dich gedacht.*

III. Die verba reflexiva.

A. Reflexiv gebrauchte transitiva.

a. Trans. simplicia, comp. mit trans. simplex, trans. nominale ableitungen.

Die zahl der reflexiv gebrauchten verba trans. dieser art ist ausserordentlich gross. Subj. und obj. sind identisch: „der soldat tötet sich“. Das *haben* in den zusammengesetzten zeiten ist trans., das part. also

passiv. „Der soldat hat sich getötet“ = der soldat ist es, von dem die handlung des tötens (vom subj.) vollzogen worden ist. Da *sich* als obj. von *haben* abhängt und das part. prädikativ zu *sich* konstruiert ist, so folgt, dass ohne die form von *haben* auch die beiden acc. unmöglich sind, da ihnen das regens fehlt. Während also das freilich schleppende und undeutsche *der sich getötet habende soldat* logisch nicht angefochten werden kann, ist *der sich getötete soldat* ein unding. Daraus ergibt sich zugleich die unmöglichkeit, von solchen refl. verben ein unpersönliches pass. (*es wird sich getötet*) zu bilden.

Zu beachten ist, dass von gewissen refl. gebrauchten trans. verben dieser art das part. prät. ausserhalb des konjugationssystems, in attributiver stellung oder als substantiv, auch im aktiven (oder medialen) sinne gebraucht wird. Während es einerseits schlechterdings unmöglich ist, zu sagen: *der getötete soldat, der zurückgezogene kaufmann* in dem sinne von: *der sich getötet, der sich zurückgezogen hat,* weil die betreffenden verba transitiv sind, ihre part. prät. also passiv aufgefasst werden, sagt man andrerseits: *das erhitzte kind, der geübte klavierspieler, ein gesetztes wesen, ein gemachter mann, der ausgesprochene freund, ein erklärter, ein geschworner, ein abgesagter feind* usw., obgleich *erhitzen, üben* usw. transitiv sind oder doch neben dem absoluten gebrauch den trans. zulassen. Die part. prät. solcher trans. verba werden nur dann aktiv gebraucht, wenn die im part. liegende tätigkeit von einer person ausgesagt ist; und daraus ergibt sich als kriterium für die möglichkeit, das part. prät. eines solchen trans. verb. in activem sinne zu verwenden: wenn der trans. gebrauch mit einem äusseren pers. objekt unmöglich ist oder doch viel ferner liegt als der reflexive. Ist ein ausserhalb des subjekts liegendes pers. objekt möglich, dann ist das part., wenn nicht der zusammenhang die eine möglichkeit der auffassung ausschliesst, doppelsinnig, z. b.: *ein ausgezeichneter feldherr, das verlobte paar, das beruhigte kind, ein bemühter arzt, die ausgebildete lehrerin* usw. Hierher gehören die verba des bekleidens (*anziehen, panzern* u. a.), sowie der körperpflege (*waschen, kämmen* u. a.), deren part. prät. aktiv (medial) oder passiv aufzufassen sind, je nachdem die im part. liegende handlung vom subjekt selbst oder von einer andern person vollzogen worden ist. So stehen schon got. *gawasidai* (*ἐνδυσάμενοι,* 2. Kor. 5, 3), *ufgaurdanai*, *gapaidodai* (*περιζωσάμενοι, ἐνδυσάμενοι,* Eph. 6, 14), *gahamodai* (*ἐνδυσάμενοι,* 1. Thess. 5, 8) in aktivem oder medialem sinne.

b. Transitivierte intransitiva.

Neben den unter a. besprochenen refl. transitiven gibt es auch

refl. gebrauchte trans., deren simplex intrans. ist: z. b. mhd. *sich verligen (ligen)*, *sich besinnen (sinnen)*, *sich bedenken (denken)* u. a. Mhd. *der sich niht versitzet noch verget und sich anders wol verstet.* Auch deren part. prät. sind passiv, weil sie zu trans. verben gehören: *Ich habe mich verlegen.* (Vgl. *die zeit verliegen,* mit sachlichem obj.); *Ich habe mich bedacht.* Man vgl. Otfr. IV, 32, 12 *wir bi unsa muater thenken,* wo das *bi* noch als selbständige präp. erscheint.

Wie nun von vielen der unter a. behandelten verben das part. prät. in selbständiger stellung, d. h. als attribut oder substantiv, unter gewissen bedingungen im aktiven sinne gebraucht wird, so haben sich auch von dieser art der refl. eine reihe adjectivisch gebrauchter part. prät. isoliert, die aktive bedeutung haben. Auch diese part. können mit aktiver bedeutung in der regel nur von personen ausgesagt werden, und hier wurde, wie dort, die aktive auffassung dadurch ermöglicht, dass ein ausserhalb des subjekts liegendes persönliches objekt nicht im gebrauch war oder ausser gebrauch kam oder doch fern lag, so dass eine zweideutigkeit ausgeschlossen war. Solche adj. part. sind: *verlegen, versessen, verliebt, verrucht; bedacht, besonnen; ergeben* u. a. Wenn ein solches part. im aktiven sinne vereinzelt auch auf eine sache übertragen wird, kann dieses part. nicht zugleich in passiver bedeutung zu demselben worte treten: *verlegene waare* (die durch liegen geschädigt ist), *ein überlebter brauch* (der sich überlebt hat); damit vgl.: *die verlegene zeit, ein überlebtes jahr,* wo die part. passiv sind.

Anm. Es könnte auffallen, dass die von refl. gebrauchten trans. verben herkommenden part. prät. mit akt. bedeutung, d. h. in attrib. stellung oder als subst., das *sich* vermissen lassen. Denn man sagt: *das kind hat sich erhitzt, sich beruhigt,* aber: *das erhitzte, beruhigte kind; der mann hat sich besonnen, sich bedacht,* aber: *der besonnene, bedachte mann.* Der grund liegt in der bedeutung, die diese part. erhalten haben. Es liegt in den von refl. gebrauchten trans. verben hergeleiteten part. prät. mit akt. bedeutung (*erhitzt, verlegen* u. a.) nicht mehr eine handlung, sondern ein zustand, sie sind adj. geworden, was auch aus ihrer steigerungsfähigkeit ersichtlich ist; bei einem part. adj. aber, das den zustand ausdrückt, der nach der zur ruhe, zum abschluss gekommenen handlung eingetreten ist, ist ein objekt unmöglich.

B. Reflexiv gebrauchte intransitiva.

B. b.: *ich schäme mich, das kind verläuft sich, die bewohner flüchten sich.* Da die verba intr. sind, kann von einer auf das subjekt sich zurückbeziehenden tätigkeit, wie sie bei den refl. gebrauch-

ten trans. verben stattfindet, hier nicht die rede sein. Erdmann in seinen „Untersuchungen üb. d. synt. d. spr. Otfr.“ II, s. 120 erklärt nämlich den acc. „als einen dem inneren objekt noch nahe stehenden faktitiven acc., indem hervorgehoben wird, dass das subjekt durch die absolut gefasste tätigkeit sein eigenes selbst zur erscheinung bringt, betätigt ... Danach heisst *sich wuntaron* sich im wundern betätigen = sich bewundernd (oder verwundert) zeigen; *sih midan* = sich vermeidend (d. h. scheu, schamhaft) zeigen = sich schämen; und es ist begreiflich, dass der acc. *sih* auch verben hinzugefügt ist, die sonst nicht transitiv waren und es auch nie geworden sind: *sih wacharon* = sich wachsam zeigen, bewähren; *sih scamen, giwaltan* usw. — Insofern freilich eine betätigung des subjekts bei jeder handlung stattfindet, kann das *sih* als ein überflüssiger zusatz betrachtet werden, und es lässt sich nicht immer ein grund dafür anführen, weshalb die refl. verbindung gerade für bestimmte verba sich fixierte.“ Und Grimm 4, 28 sagt: „Tritt das pron. (refl.) zu intrans., so steht es fast pleonastisch und könnte entbehrt werden, ohne dass sich die meinung bedeutend änderte.“ Intr. und refl. gebrauchte intr. stehen sich eben sehr nahe, was auch daraus hervorgeht, dass a. bei manchen intr. das *sich* bald steht, bald fehlt, b. dasselbe verbum in verschiedenen sprachperioden mit oder ohne das pron. erscheint. Zu a: got. *gaïddja sik* neben blossem *iddja, gaqiman sik : qiman* (doch steht in diesen fällen das *sik* vielleicht mit *ga-* im zusammenhang), aber *gakunnan (sik), idreigon (sik);* ahd. *(sih) belgan, (sih) zurnjan;* mhd. *(sich) klagen, (sich) miden, (sich) bejaren;* nhd. (Bibelübers. 1471): *die alten wunderten sich,* neben *wunderent sprach er; (sich) nahen, (sich) flüchten, (sich) verbluten, das wasser verläuft (sich), die wolken verziehen (sich), (sich) ausruhen* u. a. Zu b: Otfr. *(sih) klagon,* mhd. *(sich) klagen,* nhd. *klagen;* mhd. *(sich) zürnen,* nhd. *zürnen;* Otfr.: *sih buozta,* nhd. *büssen;* Bibelübers. (1471): *zuhand gieng sich aaron zu dem altar,* oder: *warumb saumbt sich der wagen?* oder: *die apostel giengen fröwendt von dem angesicht;* bei Forster: *trabe dich, röslein (currito)* — abweichend vom heutigen sprachgebrauch. Ferner Teuerdank: *der ieger sich hart gefallen hat;* Dietenberger: *das erdreich hat sich .. erzittert* (man beachte in beiden fällen *haben*). Ja, es findet sich *sprach sich, was sich (fuit), ward sich* (vgl. Grimm 4, 36). Es sei auch daran erinnert, dass, wenn die inf. reflexiver verba substantiviert werden, namentlich in der älteren sprache das pron. wegzufallen pflegt; z. b. Nib. 261, 4: *do wart vil michel flizen von schoenen*

frouwen getan. (Wilm. II § 303, anm. 2). Vgl. auch Matthias „Sprachleben und sprachschäden" s. 124 anm.

Bei einer so nahen verwandtschaft, wie sie zwischen den intr. und refl. gebrauchten intr. besteht, kann kein zweifel sein, dass in den zusammengesetzten zeiten das part. prät. von diesen, wie von jenen, akt. (und *haben* intr.) ist; also *ich habe mich geschämt, das kind hat sich verlaufen, die bewohner haben sich geflüchtet* usw. mit akt. part.

Zu beachten ist, dass die part. prät. von nur refl. gebrauchten verben — ausschliesslich verba des affekts — ausserhalb des konjugationssystems nicht im gebrauch sind. Derartige part. finden offenbar deshalb keine adjektivisch verwendung, weil aus dem abschluss der tätigkeit, die solche verba ausdrücken, kein neuer dauernder zustand hervorgeht. Adjektivisch gebrauchte part. prät. von verben, die refl. und intr. sein können, sind zu den intr. zu ziehen: *die geflüchteten bewohner, das verlaufene kind.*

IV. Die verba impersonalia.

Man hat die uneigentlichen imp., d. h. solche, die zugleich persönlich gebraucht werden (*es reut mich, die tat reut mich*), und die eigentlichen imp. (*es regnet, es tagt*) zu unterscheiden.

1. Betreffs der part. prät. der uneigentlichen imp. gilt im allgemeinen das über die trans., intrans. und refl. gesagte.

a. Das part. prät. der unpersönlich gebrauchten trans. ist passiv und prädikativ konstruiert auf den vom trans. *haben* abhängigen obj.-acc.: *es hat ihn gereut* = es (das im inf.- oder dass-satze ausgesagte) hat in ihm einen von reue ergriffenen.

b. Das part. prät. der unpersönlich gebrauchten intr. ist aktiv, und zwar nom. sg. neutr., wenn das verbum mit *sein*, acc. sg. neutr., wenn es mit *haben* konstruiert wird. Z. b. *mir ist getroumet* (nom.): für mich besteht die abgeschlossene traumempfindung. *Mir hat getroumet* (acc.): es hat (*il y a*), es gibt für mich die abgeschlossene traumempfindung. *Es hat gefroren* (acc.) *Es hat mich gefroren* (acc.): *mich* kann nicht objekt sein; denn *frieren* ist weder trans. noch refl. Der acc. ist wol ein solcher der beziehung. (Man vgl. got. *mik ist kara* und ahd. *mih ist wuntar, od, niot, firiwizzi*). Ebenso hat man das pron. in: *es hat mich gehungert* (acc.) u. a. aufzufassen.

c. Das part. prät. der unpersönlich gebrauchten refl. ist, wenn ein trans. zu grunde liegt, passiv, wenn ein intr. zu grunde liegt, aktiv, und zwar in beiden fällen acc. sg. neutr., weil die verba mit *haben*

verbunden werden. Z. b.: *es hat sich ereignet* (ahd. *irougen,* mhd. *erougen, eröugen* vor a. stellen). Pers.: *das unglück hat sich ereignet. Es hat sich begeben.* (Otfr. II, 21, 29: *biqueme uns thinaz richi*). Pers.: *das unglück hat sich begeben.* Andrerseits ist in: *es hat sich geziemt, gewundert* u. a. das part. acc. sg. neutr., aber aktiv.

2. Das part. prät. der eigentlichen imp. ist activ, und zwar acc. sg. neutr., wenn das verbum mit *haben,* nom. sg. neutr., wenn es mit *sein* konstruiert wird. Z. b. *es hat getagt* (acc.). Dagegen *es was ertaget* (nom.) Iw. 5867.

DÖBELN. TH. JAKOB.

MISCELLEN.

Justinus Kerners briefwechsel mit Varnhagen von Ense.[1]

An erster stelle liegt ein ganz kleines blatt, vermutlich ein albumblatt, das Kerner dem fortreisenden freunde gab, auf dem mit einer zierlichen schrift, die Kerner sonst selten zeigt, mit seiner vollen namensunterschrift und dem datum 1. märz 1809, das gedicht „Des sängers trost" geschrieben ist.

Der eigentliche briefwechsel wurde von Kerner, nicht von Varnhagen begonnen[2]. Am (1.) 4. märz 1809 schrieb Kerner einen humoristischen brief über die aufregung, die in Tübingen nach Varnhagens abreise herrschte. Er brauchte dort als anrede „Liebster Varnhagen" und nannte den freund „Sie". Ob Varnhagen diesen brief bereits besass, als er aus Kassel am 10. märz, Briefwechsel I, 31 fg. an Kerner schrieb, ist nicht zu bestimmen. Jedesfalls hatte Kerner diese epistel vor sich, als er in einem (2.) undatierten zehnseitigen briefe sich an Varnhagen wandte. Der hauptteil dieses briefes besteht in auszügen aus einem Volksbuch über den könig Eginhard (vgl. die notiz Kerners an Uhland I, 74); es ist rührend, die freude des briefschreibers über seinen neuen fund zu beobachten. In dem briefe bedient sich Kerner des traulichen Du, das Varnhagen zuerst gebraucht hatte und freute sich des unmittelbar bevorstehenden widersehens in Hamburg. Dieses widersehen jedoch fand nicht statt, wie man schon negativ aus dem in der gedruckten briefsammlung mitgeteilten Hamburger briefen Kerners an andere adressaten, z. b. I, 65 entnehmen konnte. Der dritte brief, undatiert, aus Hamburg, gewiss vom juni 1809, enthält interessante mitteilungen über die begegnung mit Rosa Maria, Varnhagens schwester (vgl. die erste notiz im gedruckten Briefwechsel I, 65) über Neander (über diese bekanntschaft vgl. z. b. Briefwechsel I, 139) über Ebeling, vater und sohn (der letztere etwa der vater des jüngeren Ebeling, der später in Kerners leben eine unrühmliche rolle

1) Vgl. oben s. 265.

2) Ich behalte mir ausdrücklich das recht vor, diese briefe Kerners an Varnhagen und Kerners an Rosa und David Assing besonders herauszugeben. Die folgende mitteilung, die sich absichtlich in den engsten grenzen hält, soll eine solche separat-veröffentlichung nicht nur nicht ausschliessen, sondern auf sie in dem kreise der fachgenossen vorher aufmerksam machen. Natürlich kann es sich bei dieser publikation nur um den abdruck der ausführlicheren wirklichen briefe, nicht aller kleinen belanglosen billets handeln. Ich nummeriere die einzelnen Kernerschen briefe und setze die betreffenden ordnungszahlen in klammern vor das datum.

spielte? Briefw. II, 280). In demselben briefe meldete Kerner, dass er ein schattenspiel fertig habe. In der reihe der briefe folgt Varnhagens brief I, 102 fg. Dazwischen lag wol ein persönliches zusammentreffen der freunde in Berlin, vor allem die übersiedelung unseres Justinus nach Wien, wo er freilich durchaus nicht ausschliesslich, wie er gehofft hatte, medicinische studien trieb. Auf die in Varnhagens brief berührten gegenstände gieng Kerner (4) 13. februar 1810 teilweise ein, indem er von den böhmischen volksbüchern und Schlegels vorlesungen (Briefw. I, 103) berichtete. Er machte sodann mitteilungen über Uhland, über das Wiener theater, dessen schauspieler und stücke er teilweise kritisierte, schickte Anti-Baggesiana und auszüge aus einem briefe des Rikele. Diese „Anti-Baggesiana“ verdienen eine kurze ausführung. Sie mag nicht blos als ergänzung und berichtigung zum Briefwechsel I, 83. 87, sondern auch zu Goedekes Grundriss VI, 364 aufgefasst werden. An letzter stelle ist leider an dem sonst bei Goedeke beobachteten grundsatz, inhaltsverzeichnisse der almanache und zeitschriften zu geben, zum mindesten die mitarbeiter aufzuzählen, abgewichen worden; sollte etwa der gute Baggesen noch jetzt für seine sünde, dass er antiromantiker gewesen, büssen müssen?

Die sache, um die es sich handelt, ist folgende: In Baggesens Taschenbuch für liebende auf das jahr 1810 sind acht gedichte enthalten, sechs davon: Justinus, zwei K. mit fünf sternchen unterschrieben, die wol nicht alle in die späteren gedicht-ausgaben aufgenommen sind. In den gedichtsammlungen stehen: „Nächtlicher besuch, Liebesblicke (freilich unter dem titel „Er und sie“), „Wassernix“ (freilich unter dem titel „Wassermann“. Bei Baggesen lautet der anfang: Es war in des wonnemonds lieblichem glanz, Da hielten die jungfern von Geffingen tanz). Sodann „Trost“ unter dem titel „Sängertrost“. (Es ist dies das in der besprechung des Kernerschen briefwechsels wegen einer merkwürdigen lesart-veränderung schon behandelte gedicht, in Baggesens druck lauten die lesarten: Vorüberziehn — dahin). Endlich „Im herbst“ (Ausgabe 1878, s. 86). Dagegen kann ich die folgenden drei in den neueren ausgaben nicht finden:

1. „Der schäferin raub“ sechs sechszeilige strophen: Wer trabet im feurigwilden trab Den burggekrönten berg herab.

2. „Täuschung“. Denn es kann nicht dasselbe wie ed. 1878 s. 133 sein, wie aus dem anfang hervorgeht: „Ich kam vor liebchens fensterlein, Tät viele stunden stehen“.

3. „Wanderer“, zwei vierzeilige strophen mit dem anfang: „Durch sturm und nacht, durch fremdes land“. (Dies letztere gedicht schon früher einmal abgedruckt, vgl. Briefwechsel I, 83.)

Uhland nahm nun an, dass Baggesen, der nicht zu dem kreise der romantiker gehörte und von den jungen Schwaben nicht wol gelitten war, diese gedichte Kerners ohne erlaubnis des dichters abgedruckt habe, teils indem er sie aus schon gedruckten vorlagen entnahm, teils indem er sich unrechtmässig abschriften verschaffte, wie sie damals zahlreich unter den mitgliedern des mitteilungsfrohen kreises cursierten. Diese meinung war irrtümlich, Kerner hatte die gedichte vielmehr Baggesen wirklich zum abdruck überlassen. Um so mehr durfte Kerner und mit ihm der so engverbundene Uhland gegen Baggesen empört sein, weil letzterer zu gleicher zeit mit jenem Almanach auch einen antiromantischen unter dem titel: Der karfunkel- oder Klingklingel-almanach herausgab. (Über den Klingel-almanach Baggesens, vgl. Herbst, Voss II, 2 s. 144 und dazu die anmerkung s. 315: Aus einem briefe an Heinrich Voss 23. juli 1814. Danach wurden jene scherzsonette von Baggesen,

Aloys Schreiber, Martens, und H. Voss in acht tagen zusammengeleimt und das honorar von 40 karolin dem bedürftigen Baggesen überlassen.) Der zorn jedoch wurde um so grösser, weil nicht nur in letzterem, sondern auch in dem eig. „Taschenbuch für liebende“ stellen sich fanden, die gegen die romantiker und vielleicht speciell gegen die jungen Schwaben gerichtet waren. Dazu gehört Danwallers (vgl. Goedeke VI, 162, c) einleitung zu dem gedicht „Ja und nein“ oder „Der kurz angebundene freier“ (etwa eine neue bearbeitung des bereits in den „Komischen erzählungen“ Goedeke VI, 163 nr. 3 gedruckten beitrags?) s. 82 fgg., wo über die sonettendichtung gespottet wird. Einmal heisst es:

Welch kraut und unkraut aller wilden arten
Hat man nicht schon gesät im dichtergarten?

Ein anderes mal:

Lässt irgend etwas tolles sich ersinnen,
Das nicht in klingeverse schon gebracht
Romantiker und romantikerinnen.

Uhland wollte gegen Baggesen eine erklärung erlassen, gab aber den plan auf, Varnhagen übernahm ihn (vgl. Briefwechsel I, 110). Ob Varnhagen die an der letztangeführten stelle erwähnte erklärung in Hamburger blättern veröffentlichte, vermag ich nicht zu sagen.

Auf den brief vom 13. febr. 1810, der anlass zu vorstehendem excurs gab, ist Varnhagens schreiben I, 104 fg. die wahrscheinlich unmittelbar erfolgte antwort, denn die dort vorkommende stelle über Stoll als tanzmeister bezieht sich auf eine äusserung Kerners. Kerner antwortete (5.) am 27. märz in einem briefe, in welchem er seine erwartung Meyerns (I, 104) ausdrückte und einzelnes über Wien, Friedrich von Schlegel, besonders über eine aufführung von „Kätchen von Heilbronn“ berichtete. Dann war Varnhagen in Paris. Auf seiner rückreise schrieb er den brief vom 11. februar 1811 (I, 178 fg.). Bald darauf müssen sich die freunde gesehen haben.

Nach diesem widersehen schrieb Kerner (6.) 10. april 1811, über den von ihm herauszugebenden Almanach, für den er beiträge Varnhagens erbat, über sein leben in Wildbad und klagte über Harscher, der die ihm auf Varnhagens betrieb übergebenen Kielmeyerschen manuscripte noch immer nicht zurückgegeben habe. Diese klage und die bitte, Varnhagen möge in dieser angelegenheit vermitteln, kehrt in manchen späteren briefen wider, soll aber nun weiter nicht beachtet werden. Dagegen hatte die bitte Kerners um beiträge für den Almanach erfolg. Sie wurden in einem (7.) briefe, 16. mai 1811, beendet 1. juli, freudig begrüsst. Des weiteren erwähnte Kerner viel persönliches, namentlich auch über Uhland, drückte eine rührende sehnsucht nach Varnhagen aus, die auch in vielen späteren briefen widerkehrt. Von litterarischen dingen wurde besonders das „Morgenblatt“ und seine wut gegen die romantiker erwähnt, infolgedessen Varnhagen gebeten, beiträge nicht mehr an jenes journal, sondern an die „Süddeutschen miscellen“ zu senden. Die antwort Varnhagens auf diesen brief fehlt, ebenso wie die briefe bis zum jahre 1817. Wirklich fand eine längere stockung des briefwechsels statt, nicht aber bis zu dem genannten jahre. Vielmehr muss Varnhagen anfang 1816 geschrieben haben, worauf Kerner (8.) am 15. märz 1816 antwortete. Er äusserte sich über seine stellung, ehe, über Assur, Uhland, seinen bruder Georg, dessen biographie er (Kerner) nicht schreiben könne. Auf ein erneutes, widerum fehlendes schreiben Varnhagens gieng Kerner (9.) 17. juli 1816 ein,

in einem briefe, in dem von Rosa Marias verheiratung, Varnhagens gedichten und manchen persönlichkeiten, Stoll und frau von Schlegel die rede ist. Auch ein gedicht „O könnt' ich einmal los von all dem menschentreiben", wird mitgeteilt. Unterdess hatte Varnhagen seine militärische karriere mit der diplomatischen vertauscht und war preussischer resident in Karlsruhe geworden. Eine von dort kommende nachricht rief brief 10, vom 24. juli 1816, hervor. Kerner sendete mit diesem beiträge für seines bruders leben (auch alle diese, die indessen hier nicht einzeln erwähnt werden können, bilden einen teil der Kerner-mappe im Varnhagenschen nachlasse), äusserte sich über Varnhagens erzählungen; forderte den freund auf, nach Wildbad zu kommen, schrieb über Assing und schloss mit einer merkwürdigen politischen notiz.

Damit beginnt der vielleicht merkwürdigste teil in Kerners briefen an Varnhagen: das vielfache eingehen nämlich auf die politischen, speciell württembergischen verhältnisse. Die einzelheiten dieser politischen briefe sollen in dieser kurzen übersicht nicht erwähnt werden. Nur soviel sei angedeutet, dass hier eine wesentlich neue seite der interessensphäre uns entgegentritt, von der in dem gedruckten Briefwechsel sehr wenig gesprochen wird. Unmittelbar darauf (11.) 27. juli schickte Kerner von neuem beiträge zu seines bruders biographie und gieng widerum auf politik ein. Zwischen dieser und der folgenden nummer liegt eine nicht bekannte antwort Varnhagens. Nr. 12, 9. november 1816, begleitet erneute beiträge zur biographie Georg Kerners und handelt über den tod des königs. Als darauf keine antwort erfolgte, worüber sich Kerner beklagte I, 443 (Varnhagen entschuldigte sein stillschweigen am angeführten orte), schrieb Kerner von neuem (13.) 25. februar 1817. Der brief ist für die biographie von dem allergrössten interesse, weil er einen im Briefwechsel überhaupt nicht erwähnten streit Kerners mit den landständen behandelt. Kerner übersandte mit dem briefe ein gedicht, das mit den worten beginnt: „Wol hab ich manches lied erdacht in waldesdämmerungen" und schliesst: „mich heilt nur meines grabes moos." (Gedruckt Werke ed. 1878 s. 167 mit der überschrift „Ehemals" schon 1826; das oben zeile 5 angeführte das. 204, überschrieben „Sehnsucht". Die handschriften bieten keine wesentlichen varianten, nur heisst in „Sehnsucht" z. 5 „Mich riss ein traum so schwer" gewiss besser als „rief".) Auf dieses lied gieng Varnhagen I, 446 ein. Das ausführliche schreiben wurde sofort (14) 18. märz 1817 beantwortet. Kerner wünschte darin, dass Varnhagen die biographie seines bruders Georg übernähme und meldete sehr interessantes über die ernennung seines bruders Karl zum geheimrat, nebst manchen nicht unwichtigen politischen nachrichten. Gleichfalls fast durchaus politisch ist brief 15 vom 21. april, widerum eine unmittelbare antwort auf Varnhagens schreiben, I, 447 fg. Das politische herrscht auch in brief 16 vom 21. juli 1817 vor, in dem von keinem unterdes eingetroffenen schreiben des freundes die rede ist. Ausser den politischen werden auch persönliche schicksale erwähnt, mitteilungen über die schwester und die tochter gemacht. Trotz Varnhagens ziemlich schneller antwort, 5. august I, 455 fg., klagte Kerner (17) 24. nov. 1817: „Es ist mir ganz unfasslich, warum Du auch nicht ein wort mehr von Dir hören lässt.". Die hauptsächlich politischen äusserungen werden von Varnhagen in seinem briefe vom 11. december I, 463 fgg. beantwortet. Die erwiderung Kerners (18) 24. december 1817 mit einer allerliebsten nachschrift der kleinen Rosa Maria ist einer der wichtigsten briefe wegen seiner mitteilungen über Uhland und der sehr ausführlichen politischen stimmungsberichte, unter denen eine charakteristik Wangenheims höchst merkwürdig ist. Die über Uhland handelnden stellen wurden von Varnhagen 10. januar 1818, I, s. 467 beantwortet, dort auch die

reise des schreibers nach Stuttgart angekündigt, von der als gerücht schon I, 461 die rede war. Über ein evtl. zusammentreffen in Stuttgart schrieb Kerner in einem undatierten (19.) briefe, dem er das bekannte gedicht an Uhland, bei gelegenheit des dramas „Herzog Ernst“ entstanden, beilegte. Varnhagen kam wirklich nach Stuttgart und muss von dort aus sich an Kerner gewandt haben, worauf dieser am 25. märz 1818 (20) sich entschuldigte, dass er in der residenz mit dem freunde nicht zusammentreffen könnte.

Varnhagens antwort ist vom 4. april (I, 469 gedruckt). Eine weile schwieg Kerner, schrieb dann einen (21) brief, 12. juni 1818, worin er berichtete, dass Uhland (vgl. I, 471 sowie das eben erschienene Uhlandsche tagebuch, Stuttgart 1898) ihm sehr kurz über seinen aufenthalt in Karlsruhe geschrieben habe. Auch dieser brief enthält vielerlei politische nachrichten. Auf die wie es scheint unmittelbar darauf erfolgte antwort Varnhagens, die freilich nicht erhalten ist, muss Kerner sogleich geschrieben haben. Auch dieser (22) brief vom 21. juni 1818 ist voll von politischen betrachtungen, die geeignet sind, die anschauung über die beteiligung Kerners an den württembergischen verfassungsfragen wesentlich anders zu gestalten. Auch der folgende (23.) brief Kerners, 29. juli 1818, setzt einen nicht erhaltenen brief Varnhagens voraus und geht widerum ausführlich auf die damaligen politischen verhältnisse ein. Kerner meldete ferner die ankunft seiner Hamburger schwägerin in Stuttgart, von der bei besprechung des briefwechsels die rede war. Im (24) briefe vom 25. sept. 1818 beginnen die namentlich während Varnhagens aufenthalt in Berlin ziemlich häufigen empfehlungsbriefe reisender Schwaben. Der diesmal empfohlene ist der professor Michaelis, von dessen „politischen satiren“ auch in der gedruckten correspondenz vielfach gehandelt wird. Es scheint, dass Varnhagen lange nicht geschrieben hat, denn im (25) brief, 18. november 1818 klagt Kerner über des freundes langes stillschweigen und berichtet ausser politischen dingen einzelheiten über Uhland, den Kerner in Stuttgart gesprochen hatte. Es heisst da: „Er dichtete wider an einem trauerspiel, das er mir aber nicht lesen konnte, da er es nach Berlin sandte, es ist aus der bayrischen geschichte, es soll sich zum aufführen mehr eignen als Herzog Ernst. Er verkehrte viel mit W. Schlegel, der sich einige wochen in Stuttgart befand ... Uhland will nach Berlin, ich glaube als professor, es schmerzt mich sehr. Er war der liebe, alte.“ In demselben briefe äusserte Kerner seinen wunsch, Chamissos reise zu lesen und sprach von den ausschnitten der mad. Duttenhofer, die er in Stuttgart sah. „Das sind herrliche dichtungen, träume in Runge's geist.“

Das politische wiegt in dem folgenden (26.) briefe, 8. jan. 1819, vor, und ist um so wichtiger, da er grade aus der zeit stammt, aus der so gut wie kein anderer brief von und an Kerner bekannt ist; der brief enthält ferner berichte über Kerners ernennung zum amtsarzt in Weinsberg. Die ernennung in Weinsberg begrüsste er mit besonderer freude, weil er dort in der nähe Kesslers, der familie Mayers lebte, weil er zwei seiner geschwister, Rikele einen bruder ziemlich nahe wohnen hatte. In dem briefe findet sich auch ein politisches sonett „Germania“, von dem ich nicht sagen kann, ob es in Kerners gedichten gedruckt ist. Seine ankunft in Weinsberg meldete Kerner (brief 27), ohne dass ein schreiben Varnhagens inzwischen eingetroffen zu sein scheint. In demselben briefe (19. febr. 1819) berichtete er über den tod der königin, schickte die dem originale übrigens nicht beiliegenden gedichte von einem armen leineweber, „einem recht verlassenen teufel, meinem freunde“, von dem gleichfalls in der gedruckten korrespondenz nicht gesprochen wird, und fügte der notiz: „Nichts ekelhafter als die politik“ doch eine ziemliche reihe politischer mitteilungen hinzu. —

Er bedauerte, von Rosa Maria nichts mehr zu hören. Das nächste zeugnis der korrespondenz ist das kleine schreiben Varnhagens, 23. mai I, 483 fg. Kerner schrieb, nicht eigentlich auf diesen brief antwortend (nr. 28) 5. juli 1819, indem er hauptsächlich auf die württembergischen wahlen und Jean Pauls aufenthalt in Stuttgart eingieng.

Mit Varnhagens diplomatischer tätigkeit war es nun bald zu ende. Er meldete seine abberufung am 20. september, I, 490 fg., worauf Kerner (nr. 29) am 29. september antwortete, mit höchst merkwürdigen notizen über die eigenen politischen beanstandungen und die überwachung, die er zu erdulden habe. Die nachricht, dass er sich die briefe unter fremder adresse kommen liess, ist höchst auffallend.

Der eben erwähnte brief lautet: 29. september 1819. Deine sendung nach Nord-Amerika sieht mir auch verdächtig aus. Man will Dich eben weg haben. Ich habe mit Dir ein ähnliches schicksal. Die partei, die jetzt durch ganz Deutschland siegend herrscht, hat mich auch beim könig verdächtig gemacht. Dazu kam ein gedicht, das ich für die Öhringer auf Kessler dichtete, in welchem freilich etwas kühn von goldbordierten knechten die rede ist. Man stellte mich deswegen unter aufsicht der geheimen polizei!!!! und dem ministerium soll die weisung gegeben sein, mich auf eine niedere ärztliche stufe zurückzuversetzen. Das erwarte ich nun. Es ist auch möglich, dass man briefe von mir an Dich, besonders in letzter zeit auffieng und eröffnete. Es soll eben alles durchaus rückwärts, auch bei uns.

Im fall man mich trotz des verfassungsvertrags ohne urteil und recht durch kabinettsordre zurück oder absetzte, so ist es mir unmöglich, mehr im lande zu bleiben. Es kann auch hier zu land ohne eigentliche besoldung kein arzt mehr auskommen, denn die verarmung wird immer schauervoller. In diesem falle würde ich mich für Nord-Amerika entscheiden und Dich denn inständigst bitten, zu bewerkstelligen, dass wir die reise zusammen machen könnten. Mein Rikele verlässt mich nicht und meine kinder werden es schon aushalten.

Es ist hier nichts mehr zu verlieren. Man kann keinem freunde mehr trauen — man hat auch keinen mehr. — Ich möchte Dir vieles, ich möchte Dir mit thränen schreiben ..... Antworte womöglich und adressiere diesen brief an den herrn amtsgerichts-actuar Pfaff zu Weinsberg."

Ich gebe diesen brief auch an dieser stelle, obwol ich ihn nochmals zu verwerten gedenke, weil er, wie mir scheint, einer der wichtigsten beiträge zu Kerners biographie ist. Der plan, nach Nord-Amerika überzusiedeln, war freilich gewiss ein ebenso flüchtiger, übrigens aus dem gedruckten briefwechsel ebensowenig zu erkennender wie Kerners gelegentliche, 1812 gehegte absicht, in den krieg zu ziehen. Aber doch hatte diese politische gefahr auf Kerners gesinnung den grössten einfluss. Man kann vermuten, dass sein bruder und seine Stuttgarter freunde die gefahr abwendeten, möchte aber annehmen, dass sie zugleich die bedingung daran knüpften, dass Kerner sich nicht mehr um politik kümmere oder wenigstens nichts öffentlich darüber äussern solle. Kerner liess sich dies gesagt sein. Er, der königsfeind, wie er geradezu aus diesen politischen briefen 1816—19 hervortrat, wurde zum königsverehrer; der gegner des adels und der begeisterte lobredner des bürgertums wurde zum aristokraten. Wenn er sich später für die Polen begeisterte, so ist dies mehr die romantische teilnahme für interessante und schöne flüchtlinge als freiheitsliebe und politisches interesse. Von nun an steht er grossen politischen ereignissen als aristokrat gegenüber. Daher hatte Varnhagen ganz recht, 1853 (vgl. u. s. 382), wenn

er den starken gegensatz zwischen dem früheren und dem späteren Kerner hervorhob, ihn kaum begreifen und gewiss nicht billigen konnte. Trotz des überaus herzlichen tones dieses briefes (vgl. dagegen die kleine spötterei über Varnhagen I, 432), trotz Varnhagens briefe aus dem jahre 1821 I, 518 fg. herrschte nun jahrelang schweigen zwischen den freunden. Erst ein persönliches zusammentreffen in Baden-Baden machte die korrespondenz wider flott. Über dieses persönliche zusammentreffen schrieb Kerner im (30.) briefe vom 23. august 1829. Er kam in diesem schreiben auf sein buch „Die seherin von Prevorst" zu sprechen, über das, wie über die eigentümliche geistesrichtung Kerners überhaupt gewiss auch die unterhaltung beider sich mannigfach verbreitet hatte. „Ich will Dich nicht zum glauben zwingen", bemerkte Kerner in diesem brief, „aber bedenke nur alles reiflich, ehe du es verwirfst. Ich stehe fest, sie sollen mit mir machen, was sie wollen, eine kleine zeit noch und wir werden alle erfahren, dass es so ist. Dieses buch aber habe ich nicht mit tinte, sondern mit blut und mit thränen geschrieben, man soll und wird ihm aber den jammer nicht ansehn, aus dem es hervorgieng. Die teilnahme des unsäglich braven, geistreichen und gelehrten Eschenmayers erleichterte mir einzig diese so schwere sache." Varnhagen antwortete umgehend, I, 574 fgg. (27. august 1829). Die in diesem schreiben wider angeregte frage der biographie Georg Kerners wurde von Justinus nicht wider aufgenommen, vielmehr entschloss er sich erst nach einem neuen schreiben Varnhagens, 22. april 1830, II, 6 fgg. zu einer antwort (nr. 31), 3. mai 1830, worin er sein zusammentreffen mit Wangenheim schilderte und über seine bereits genannte schrift folgendes schrieb:

„Ja die seherin von Prevorst richtete einen gewaltigen spektakel unter den gebildeten an. Das habe ich erwartet und konnte nicht anders kommen. Aber ich konnte auch nichts anderes schreiben als was ich beobachtet und erfahren hatte, mag es der menge noch so toll scheinen. Des furchtbaren geschreyes ungeachtet wirkt das buch fort, wo es wirken soll und bleibt nicht ohne stütze." [Anerkennung des königs von Baiern.]

Im anschluss an sein buch sprach er von neuen litterarischen erscheinungen ähnlicher art von Görres und Eschenmayer. Für das buch des letztern erbat er eine recension Fichtes in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche kritik", an deren leitung Varnhagen in erster linie beteiligt war. Das (32.) schreiben vom 20. august 1830 ist eines der zahlreichen empfehlungsschreiben [eines verwandten, eines juristen Lempp], die schon oben angedeutet waren. Solche briefe wurden freilich häufig genug viel später an Varnhagen abgegeben, teils weil die überbringer in ihrer reise aufgehalten wurden teils weil sie in der abgabe des schreibens nachlässig waren. Auch dieser brief, dem ein ähnliches schicksal zu teil wurde, kommt auf Eschenmayer zurück und geht mit einzelnen worten auf Varnhagens biographie Zinzendorfs ein. Von demselben buch handelt der (33.) brief vom 27. december 1830, der widerum von Eschenmayer und Görres redet, ausserdem aber manches litterarische, persönliche und politische enthält. Unter letzterem ist der hinweis auf die Pariser revolutionsereignisse besonders merkwürdig. Die persönlichen nachrichten enthalten schilderungen, begegnungen mit Schleiermacher und besonders über die mit Cotta infolge einer klatscherei entstandenen unannehmlichkeiten. Die litterarischen beziehen sich im wesentlichen auf ein in Königsberg verwahrtes manuscript des dr. Lysius. Der (34.) brief 21. september 1832, ist nicht an Varnhagen, sondern an Assing, Varnhagens schwager gerichtet. Er empfiehlt den dr. Binder und freut sich, dass die genossen „in Chamissos Almanach wider alle zusammen kamen wie im Dichterwald". Rahels tod wird

im (35.) briefe vom 19. märz 1833 beklagt, und da auf diese teilnahmsvolle sendung Varnhagen nicht geantwortet zu haben scheint, schrieb Kerner, seiner sehnsucht ausdruck gebend, (nr. 36) am 18. mai 1833 aufs neue und berichtete über Uhland, der sich wider der leidigen politik ergeben habe. Der erste brief (19. märz 1833) lautet: „Mit tiefem schmerz erfüllte mich die nachricht von dem tode Deiner geliebten gattin. Geliebter! ich kann Dir alles nachfühlen und weiss wie es Dir nun ist!! Ach könnt ich doch nur an Dein herz fallen und Dir mit tausend warmen küssen sagen, wie Dein leid auch meines ist und wie ich Dich liebe!! Ich weiss keinen trost als dass Dich die liebe nicht verliess, ja dass sie jetzt erst recht bei Dir ist und gänzlich für Dich lebt! Nun wird Dir auch die welt schwerer werden und das soll sie uns allen werden, sonst schütteln wir sie nicht gern ab."

Über Uhland heisst es (18. mai 1833): „Unser U. warf sich wider in die leidige politik und mit solcher gewalt, dass er seine professur niederlegte. Das schmerzt mich, denn so kommt er immer mehr von der poesie ab."

Erst darauf antwortete Varnhagen 27. mai, II, 48 fg.; in demselben jahre, 18. aug. 1833 meldete Kerner in einem (37.) briefe von dem besuche Rosa Marias (darüber vgl. die besprechung des Kernerschen briefwechsels) und empfahl den dr. Kapff. Vor ende des jahres muss Varnhagen seine erste veröffentlichung über Rahel dem freunde geschickt haben. Letzterer dankt (nr. 38) 4. november 1833 für das unvergleichliche monument. „Das ist ein reiches buch und das war ein reicher geist. Du hast unsäglich viel verloren, weil Du unsäglich viel besessen, aber freue Dich, weil so grosses Dein war war und auch bleiben wird. Der tod trennt keine geister." Jahrelang herrschte nun wider eine pause, die erst durch das (39) billet, 4. mai 1837, das eine empfehlung des juristen Rödinger enthielt, beendet wurde. Der anfang der memoirenartigen tätigkeit Varnhagens veranlasste den neubeginn der brieflichen verbindung. Auf Varnhagens anfrage II, 126 fg., ob er, Kerner, etwas dagegen hätte, in des ersteren „Denkwürdigkeiten" zu figurieren, gieng Kerner hübsch und liebevoll, 23. september 1837 (nr. 40) ein, handelte über seinen geisterglauben und besonders ausführlich über die ihm durch freunde und verwandte Varnhagens zugekommene erzählung des genannten, dass er, Kerner, jedem besuchenden seine briefbände zeige. Die in dieser antwort enthaltene mitteilung, dass er einzelne der briefbände, die namentlich für Uhlands jugendgeschichte sehr merkwürdig seien, vernichtet habe, ist besonders hervorzuheben. Auch sonst ist der brief ausserordentlich wichtig wegen der mitteilungen Kerners über Berlin und einzelne neue und alte freunde, Gaudy, Lenau, Conz.

Das folgende persönlich-litterarische urteil verdient eine mitteilung: „Der letzte Berliner, der bey mir war, ist Hr. von Gaudy, ein inniger freund Chamissos, grüsse ihn von mir. — Das herrlichste gedicht neuerer zeit [derartige überschwänglichkeiten begegnen bei Kerner nicht selten] ist Savonarola von Lenau. Es wird soeben bey Cotta gedruckt. Freue dich darauf."

Während Varnhagens briefe widerum für einige zeit fehlen oder unveröffentlicht geblieben sind, bis 1841, liess sich Kerner mehrmals hören, teils mit blossen empfehlungen (nr. 41) 1. oktober 1838, ankündigung von Denzel, der auch Bettina kennen lernen möchte, wobei der wunsch des schreibers ausgedrückt wurde, sowol Bettinas buch (vgl. darüber die unten s. 383 anzuführenden worte), als Varnhagens denkwürdigkeiten zu lesen. Am 25. september 1840 (nr. 43) schickte Kerner eine empfehlung Rümelins, am 18. april 1840 (nr. 42) stimmte er klagen an über den tod seines bruders und der schwester Varnhagens Rosa Maria. Auf das letzte ereignis

spielt ein versehen an, das in (44) einem zettelchen, datiert: Zum 21. februar 1841 enthalten ist:

Zwei, die Du nicht schauest, Deine Rosa und ich,
Kommen als geister und segnen dich.

Erst auf diesen brief antwortete Varnhagen, 22. febr. 1841, II, 190 fg. Die anfrage über Strauss, die am ende dieses briefes steht, fand erst am 23. märz 1842 (nr. 45) durch Kerner eine beantwortung. Ich möchte fast glauben, dass das datum des Varnhagenschen briefes II, 190 fg. falsch ist, denn es lag nicht in Kerners art, solche briefe so lange unbeantwortet zu lassen, namentlich correspondenten gegenüber, deren schweigen ihn verstimmte und zu freundlichem drängen reizte. In dem genannten briefe Kerners wird jedesfalls ein ferneres schreiben Varnhagens vom 12. märz 1842 II, 211 fg. beantwortet. Kerner schreibt ausführlich über seine reise nach München, die dortigen begegnungen und erlebnisse und den zustand seiner augen, die bekanntschaft mit Tettenborn, dem general, unter dem Varnhagen einen teil seiner militärischen dienstzeit absolviert hatte und den besuch Tiecks und fragte wegen einer gräfin Schimmelmann-Schönburg an. Am 4. juli 1842 (nr. 46) hatte Kerner den tod Assings, der [vgl. II, 211] erst kürzlich Varnhagen mitteilungen über Kerners befinden gemacht hatte, zu beklagen. „Das war der beste, treuste mensch der erde. Er musste seiner Rosa nachgehen, das muss die liebe, und gut meinte es auch der himmel mit seinem liebling, dass er sie vor dem grenzenlosen jammer Hamburgs [dem grossen brande] zu sich nahm. Die armen kinder! Doch Du wirst ihr berater seyn.“ Er meldete Strauss' verlobung mit Agnes Schebest, „übrigens einer vortrefflichen, tugendhaften person.“ Dem schreiben Varnhagens vom 15. juli, II, 219, folgte ziemlich bald ein (47) billet, 27. juli 1842, hauptsächlich über Strauss' bevorstehende hochzeit. Eine andere schon früher mitgeteilte notiz über Strauss ist dem (48.) brief, 3. mai 1843, entnommen. In ihm handelt Kerner über seine eigene gesundheit, erkundigt sich teilnahmsvoll nach Varnhagens befinden und dankte für dessen „Denkwürdigkeiten“. Von einer reise nach dem Rhein erzählte Kerner (nr. 49) am 5. september 1843, berichtete über die bekanntschaft mit Geibel und Caspar und die in Darmstadt stattgefundene begegnung mit der prinzessin Wilhelm von Preussen, die sich für Hölderlin interessierte. Darauf folgt ein brief Varnhagens vom 7. november 1843, II, 238 fg.

Die zwei folgenden stücke der correspondenz sind billete Kerners (50, 51) vom 16. august und 17. oktober 1845, das eine, eine empfehlung eines herrn von Herzog, das andere einen allgemeinen ausdruck der sehnsucht enthaltend, wie sie Kerner intimern bekannten gegenüber gern braucht. Bevor Varnhagen das letztere beantwortete, hatte er am 30. oktober geschrieben II, 369 fg. und antwortete auf das zweite billet am 11. november. Kerners freude zeigt sich in seiner erwiderung, (52) 20. november. Er dankte auch im namen Theobalds, sprach über Ronge (vgl. II, 274) und Strauss und endet mit einer merkwürdigen reminiscenz an die jugendtage: „O du schöne zeit des Gestiefelten katers und des Wunderhorns.“ Aufs neue schrieb er (53) am 19. december 1845 dankend für eine neue drucksendung Varnhagens. In dieser war Varnhagens schöne schwägerin, Friederike Robert behandelt, über die und deren familie Kerner höchst merkwürdige mitteilungen macht, die man an dieser stelle, zumal sie auch einen beitrag zu Kerners jugendgeschichte gibt, mit vergnügen lesen wird:

„Es freute mich, dass Du der schönen Robert-Braun auch ein denkmal setztest. Ihr vater war präceptor, d. h. lateinischer schullehrer in Knittlingen und sie

war nicht in Schwäbisch-Gmünd, sondern in Knittlingen geboren, dem geburtsort Fausts nach Melanchthon. Sie war eine schöne Helena. Ich war zwey jahre lang bey diesem präceptor als zögling, daher lächerte mich und erkannte ich als wahr, was du von seinen schülern sagst. Er war halb verrückt durch die Offenbarung Johannis, die er mit uns trieb. Auf seine söhne sprang er oft im zorn mit gleichen füssen, nachdem er sie niedergeschmissen, namentlich quälte er den guten nachherigen buchhändler Gottlieb oft entsetzlich. Mich liess er in ruhe, da er meinen vater, den oberamtmann, fürchtete. Das schöne mädchen verkaufte er gleichsam an den Italiener Primavesi in Schwäbisch-Hall, der dann auch wider handel mit ihr trieb. Es waren entsetzliche geschichten, die man allerdings nicht mehr berühren muss. Ich sah sie nachher oft auf den jahrmärkten in ihres mannes bude, todtenbleich und wunderschön. Die tochter meines oheims heiratete ihren bruder (Heinrich) und ich wurde dadurch etwas mit ihr verwandt. Als mad. Robert sah ich sie nie, freute mich aber, dass sie sich gerettet. Der gute Gottlieb, den der vater gar nichts gelten liess, übte nachher an der ganzen unglücklich gewordenen familie vatertreue."

In demselben briefe fragte er wegen eines geistersehenden soldaten an, der dem könige eigentümliche mitteilungen gemacht haben sollte, worauf er eine ablehnende antwort, 20. januar 1846, II, 273 fg. erhielt. Aus Kerners briefe muss mit oder ohne schuld Varnhagens eine notiz des inhalts in die zeitungen gekommen sein: Kerner habe nähere nachrichten über diesen geist erbeten, „weil er ihn dann qualificieren und mit ihm in rapport treten wolle". Kerner wendete sich dagegen in einer offenen erklärung, die in der „Mannheimer abendzeitung" abgedruckt war, und in die „Allgemeine zeitung" übergieng. Auch Varnhagen wollte eine erklärung veröffentlichen. Ihr concept 23. febr. 1846 liegt den briefen bei mit der bemerkung, Varnhagen habe die sache auf sich beruhen lassen, da die „Vossische zeitung" seine und Kerners erklärung abzudrucken sich geweigert habe. In dieser erklärung betonte Varnhagen, dass weder die oben angeführten worte noch ähnliche so zu deutende in dem von ihm empfangenen briefe gestanden hätten, sondern eine harmlose erkundigung nach den genaueren umständen des vorgangs, in deren sicherer beurteilung er (Kerner) sich dann schwerlich täuschen könne.

Eine entfremdung scheint die angelegenheit, in der doch wahrscheinlich eine indiscretion Varnhagens vorliegt, nicht hervorgerufen zu haben. Am 11. febr. 1846 dankt Kerner für die „Denkwürdigkeiten" (nr. 55), namentlich für die schilderung des gemeinsamen Wiener aufenthalts und bemerkte manches über den geisterglauben. Durch einen besuch bei Kerner in Weinsberg war dann jede spur eines missverständnisses beseitigt. Unmittelbar nach seinem Weinsberger aufenthalt schrieb Varnhagen zwei briefe II, 278—281. Die antwort auf den ersten brief (nr. 56), der sich mit dem zweiten kreuzte, enthält bemerkungen über autographen[1] und notizen über Ebeling (vgl. o. s. 372) Meierndorf, Neipperg, auch über Strauss, über den es heisst:

1) Mit diesen autographen können die II, 279 anm. 1 erwähnten nicht gemeint sein, sondern es handelt sich offenbar (vgl. II, 283) um handschriften, die der eifrige autographensammler Varnhagen für sich begehrte. Gewiss sind auch dies, ebenso wie die an Radowitz geschickten, briefe, die an Kerner gerichtet waren und von denen sich dieser trotz seiner briefliebhaberei zu gunsten sammelnder freunde leicht genug trennte. Eine genaue durcharbeitung des katalogs der Varnhagenschen briefsammlung würde wol eine ziemliche anzahl solcher an Kerner gerichteten briefe dritter ans licht fördern.

„ich war heut bei seiner herrlichen frau, die mit thränen über ihn klagte und sie hat recht. Das ist mir arg." Varnhagens antwort ist vom 8. august II, 283 fg. Auf den vor kurzem stattgehabten aufenthalt des freundes in Weinsberg gieng Kerner (56) am 3. oktober 1846 in seiner wehmütigen weise ein, sprach sein verlangen aus, über Assing näheres zu erfahren, meldete von dem interesse seiner schwiegertochter, von der übrigens im nachlass Varnhagens auch einzelne liebenswürdige briefe erhalten sind, und schickte ein gedicht „An die kronprinzessin Olga". Dieser wurde nämlich wie Justinus in der aufschrift des gedichtes erzählt, einer jener ringe gegeben, von welchem Therese Huber (vgl. oben) satirisch zu reden wusste. Das gedicht, 22 zeilen, beginnt mit dem verse: „Seht ihr vom berg des schlosses trümmer ragen?" und schliesst mit der strophe:

„Und wer hat dich, du lieblichste, gesandt?
Der engel, der zu früh sich fern gewandt,
Der engel, der wie du, ein stern aus norden
Zum liebessterne unserm land geworden."

Zwei fernere briefe Varnhagens vom 5. und 20. november 1846 II, 287—290 liegen vor dem folgenden (57.) briefe Kerners. Der erstere, eine unmittelbare antwort auf nr. 56, der letztere ein begleitbrief zu den früher anvertrauten papieren. Erst am 1. august 1847 richtete Kerner an den in Homburg weilenden freund die mahnung, zu ihm zu kommen, was der angeredete bedauernd ablehnen musste II, 298 fg. und schickte ein zettelchen, „das mir schon lange Strauss gab". Es liegt übrigens unseren briefen nicht bei.

Nun kam die 1848er revolution, welche die bereits etwas locker gewordenen beziehungen noch mehr lockerte; denn Varnhagen war, wie ausser vielen längst bekannten zeugnissen auch seine an Kerner gerichteten briefe zeigen, ein anhänger der revolutionsidee, während Kerner, durchaus auf dem alten standpunkt stehend, die märzbewegung als eine unheilvolle, ungesunde und auch unnötige verdammte. Bevor diese discrepanz zu tage getreten war, zeigte sich freilich Kerners freundschaftliche teilnahme. Voll unruhe über das schicksal des freundes während der Berliner märztage, schrieb er (58) am 24. märz und erkundigte sich, wie der freund diese tage überstanden. „Bei uns ist es ruhig, bis die Franzosen ihre republik auch nach Süddeutschland bringen wollen." Er fürchtet das einkammersystem und möchte, dass Varnhagen als bundesgesandter nach Frankfurt gehe. Als antwort auf diesen brief folgte Varnhagens prachtvolles schreiben II, 309 fg., 28. märz, das keine unmittelbare antwort erhielt, weil es den ansichten des wackeren Weinsbergers völlig entgegentrat. Vielleicht um nicht durch einen persönlichen verkehr in eine schroffe gegnerschaft zu geraten, vermied es Kerner bei einer nach Norddeutschland angetretenen reise Berlin zu berühren. Dies meldete er (59) von Hamburg aus am 29. aug. 1848, wo er seine verwandten, die kinder seines bruders Georg, besucht hatte. „Wir schwimmen", so klagt er, „in trübem wasser, in welchem viele zu fischen suchen". Als auch darauf Varnhagen schwieg, klagte Kerner (60) 14. september 1849 über den mangel an nachrichten, meldete verschiedenes über seine kinder und Strauss und das damals erschienene „Bilderbuch aus meiner knabenzeit", wozu ihn möglicherweise Varnhagens autobiographische darstellungen angeregt hatten. Diese sendung veranlasste Varnhagen zu einer art absage, 21. september II, 322 fg. Es dauerte ziemlich lange, bis Kerner sich darüber äusserte (61) 24. juli 1850: „O alter, Du schriebst zuletzt besonders curios an mich. Mich trennt die zeit nicht von Dir, wie mich der tod von Dir nicht trennen wird. Ich lebe nicht in der politik, sondern in

der natur. Die politik ist des teufels werk, rechts und links. Lasse Dir Dein herz doch auch nicht von ihr so einnehmen, dass Du ihr zu liebe freunde daraus treiben wirst. Du bringst mich aber nicht aus ihm. Die Schoppe [Amalia, Rosa Marias freundin, von der oben schon mehrfach die rede ist] hat Dir wol unsäglich dummes zeug von mir geschrieben oder sagen lassen oder hat man Dich sonst von mir belogen?" In demselben briefe machte er einzelne mitteilungen über frau von Suckow und Amalie Schoppe; beide aus dem gedruckten briefwechsel wol bekannt und durch manche schreiben vertreten. Seine antwort vom 9. september II, 337 hielt Varnhagen für so wichtig, dass er sie sich abschrieb, so dass sie in einer besonderen mappe in Varnhagens sammlung verwahrt wird, während Varnhagen sonst, trotz seiner grossen ordnung und sammellust seine eignen briefe weder concipierte noch durch eine abschrift zu einem teil seiner papierschätze machte. Mehre jahre vergiengen, in denen kein lebenszeichen von beiden seiten gegeben wurde.

In diese zeit des schweigens und der verstimmung gehört ein bei den Kernerpapieren in abschrift liegender brief von Varnhagen an Theobald Kerner, 22. november 53: Er habe in dem letzten briefe an den vater seine hoffnungen und bekümmernisse über die zeit ausgedrückt. „Als ich Ihren vater kennen lernte, dachte er auch so. Jetzt freilich nicht mehr! Ich will keinem menschen seine denkart vorschreiben. Ich ehre die redliche überzeugung in jeder gestalt. Aber es gibt gehässige überschreitungen, die ich nicht ertrage. Wenn ich eine reise nach Schwaben machte, würde ich Weinsberg doch vermeiden müssen."

Kerner, der in seinem treuen herzen alte beziehungen trotz aller verstimmungen wahrte, brach das schweigen mit folgendem rührenden grusse vom 25. december 1855 (62): „Von Tübingen an bis jetzt und immerdar trug und trag ich Dich treu in meinem herzen und erloschen in mir auch alle freuden, mein halbes lebenslicht und mein augenlicht, erlosch in mir doch nicht die liebe, und durch nacht und grau grüsst und segnet Dich am ende dieses jahres und wol am ende seines lebens Dein alter freund J. Kerner."

Dieses rührende zeugnis echter freundschaft, begleitet von einem blatte vom grabe L. Roberts, des bruders der Rahel, des gatten der oben genannten schönen Friederike, (das übersandte grüne blatt II, 459) beantwortete Varnhagen sofort am 29. december 1855 (abgedruckt a. a. o.).

Aus dem folgenden jahre sind mannigfache zeugnisse des absterbenden verkehrs hervorzuheben. Einer empfehlung der frau Scheiden (63) Cannstatt, 7. oktober 1856, worin auch eine kurze wehmütige reminiscenz an die verstorbene frau, folgte der brief Varnhagens vom 8. december II, 478 fg. Von nun an bediente sich Kerner beim schreiben seiner briefe einer fremden hand. Dadurch wurden die briefe nicht blos unendlich viel leserlicher, sondern vor allen dingen weit ausführlicher, wie ja diktierte briefe meist länger als die eigenhändigen sind, zumal bei einem, der wie Kerner, beim schreiben augenschmerzen litt. Es lässt sich nicht leugnen, dass bei Kerner, der nun die siebzig erreicht hatte, auch eine gewisse geschwätzigkeit des alters eintritt. Hauptsächlich ist aber die ausführlichkeit dadurch hervorgerufen, dass die körperliche anstrengung des auges und der hand, die Kerner früher belästigt hatte, wegfiel. Der erste diktierte brief (64) 25. december 1856 enthält ein eingehen auf Varnhagens bitte, betreffend Mesmers handschrift II, 480. Er bedauert, dass die briefe Mesmers an den Berliner mediciner Wohlfarth verloren seien; gibt mannigfache mitteilungen über begegnungen Kerners mit einem herrn von Kleist, der sich für Kerners Mesmer-studien interessierte, dem staatsminister von Arnim, von

Sternberg usw. Der letztere habe in seinen „Erlebnissen“ dummes zeug sowol über Kerner als Uhland, Tieck, Schelling und auch Varnhagen selbst geschrieben. Er teilt ferner mit, dass Theobald die berühmte schauspielerin Charlotte von Hagn in behandlung gehabt hätte, die ihm, Justinus, aber nicht gefiel. Wenige tage darauf liess Kerner ein neues schreiben folgen (65) 9. januar 1857. Der brief ist voll von mitteilungen über Pückler-Muskau, der sich unter falschem namen bei ihm eingeführt. Diesem schreibt er die entfremdung Strauss' von ihm zu. Er grüsst Bettina von Arnim und teilt eine stelle aus einem briefe von freih. v. Lassberg an ihn mit, der sich ausführlich über den besuch des fürsten ausliess (es ist die in unserem buche II, 430 fg. mitgeteilte stelle); auch über den schon einmal erwähnten Hornung und den jungen Heyse, d. h. den dichter Paul Heyse, finden sich interessante bemerkungen. Am 26. mai 1857 (66) schickte Kerner ein gedicht „Der liebe vorsorge“. Es beginnt mit den worten:

„Sobald ich auf die welt gekommen,
Woher, das ist mir nicht bewusst,

und schliesst:

Die liebe, die für mich so gerne
Vorausgesorgt in dieser welt,
Hat wol auch schon im andern sterne
Ein vaterhaus für mich bestellt.“

Gleichzeitig sandte Kerner einen brief, in dem er um das bild Varnhagens, das dessen nichte gemacht hatte, für seine enkelin bat und um einen der berühmten ausschnitte Varnhagens ersuchte. Auch teilte er nachrichten über Kolb mit, den redakteur der Allg. zeitung, der in des sohnes Theobald behandlung sei. Vorher heisst es: „Uhland hat mich kürzlich auch auf ein paar tage besucht und mir seine alte treue liebe vor seinem tode noch gezeigt.“ Der bitte entsprach Varnhagen in dem langen briefe vom 1. juni II, 487 fg. Kerner stattete seinen dank dafür ab (67) 18. juni 1857, wobei er, anknüpfend an das bild, folgendes äusserte: „Es ist ein schrecklicher jammer mit dem machen von menschenbildern! Auch mein bild coursiert in mehr als 12 verschiedenen darstellungen, von denen die eine scheusslicher als die andere aussieht. So geht es auch mit Uhlands bildern, ich schrieb deshalb einmal an ihn: „Ich sehe Dich in hundert bildern, mein Uhland, scheusslich ausgedrückt.“ Er dankt ferner für Varnhagens ausschnitte. Ein darauf bezügliches inpromptu beginnt er mit folgenden worten: „Wie, diese blumen aus papier hätt' ausgeschnitten eine stumpfe scheere?“ Diesen brief begleitete ein gedicht von 9 strophen unter dem titel „An gewisse!“ Die erste strophe lautet:

„Zwei menschen hab' ich in mein herz genommen,
Die mich in ihr herz nahmen als ich blind.
Und nur durch zufall ist es so gekommen,
Dass diese zwei zugleich auch könige sind.“

Die letzte strophe heisst:

„Die politik trieb in mir schwache triebe,
Gedeiht nicht in poetischer natur.
Gehuldigt hab' ich einzig nur — der liebe! —
War schuldvoll ich, — verklagt bei gott mich nur.“

Auch darauf antwortete Varnhagen 29. juni II, 490 fg., wie es scheint, der letzte brief, den er geschrieben hat. Er starb am 10. oktober 1858. Von Kerner ist nur noch ein brief (68) bewahrt, vom 3. august 1857, der in einer besondern mappe liegt,

ein beweis, dass ihn Varnhagen nicht mehr eingeordnet hat. Auch dieser brief enthält eine reihe von persönlichen mitteilungen, z. b. über Hornung und dessen schrift „Heines widererscheinen." Aber es ist ungemein rührend, dass auch in diesem letzten zeichen der freundschaft die sehnsucht Kerners nach dem jugendfreunde mächtig hervorbricht in den worten: „O kämest Du doch wider, es würde mir dann besser gehen! Aber Du kommst nicht, und ich werde vergehen!"

Diese kurzen auszüge aus 68 briefen Kerners an Varnhagen müssen an dieser stelle genügen. Sie werden, denke ich, ausreichen, um ihre grosse wichtigkeit darzutun und das bedauern zu erregen, dass der herausgeber der Kernerschen briefsammlung sie nicht gekannt und benutzt hat. Die freundschaftlichen beziehungen beider männer dauerten ein halbes jahrhundert; wenige bündnisse Kerners konnten so lange halten. Wenigen gegenüber bewies Kerner eine so andauernde, fast weibliche zärtlichkeit und gewiss mit nicht vielen fanden so wichtige berührungen: politische, wissenschaftliche, litterarische, persönliche statt, wie mit Varnhagen. Es ist daher durchaus notwendig, dass diese briefe Kerners an einem andern orte, an dem eine grössere ausführlichkeit statthaben kann, als in den miscellen einer fachzeitschrift, noch einmal vorgenommen werden.

BERLIN. L. GEIGER.

Got. hiri.

(Zu Ztschr. 30, 427 anm. 1.)

Zu der von W. Luft und J. J. Mikkola ausgesprochenen vermutung, germ. $\bar{e}^2$ sei aus idg. $\underset{\frown}{i}\bar{e}$ entstanden, erlaube ich mir zu bemerken, dass ich diese lautentwicklung schon im Litt.-blatt f. germ. u. rom. philologie 1895, 217 fgg. nachzuweisen versucht habe. — Unter voraussetzung von Lufts erklärung (zu $\bar{e}^2$ entwickelt sich im sonderleben des germanischen [bezw. gotischen] noch eine sekundäre tiefstufe; in got. *hiri*, wo $i = \breve{e}^2$, ist diese erhalten), lässt sich die entstehung des *i* in *hiri* wol so darstellen: $*h\bar{e}^2r\acute{\bar{i}} = h\bar{e}^2r + \bar{i}'$ (aus adv. $h\bar{e}^2r$ + hinweisender partikel $\bar{i}$) wird unter nachdrücklicher betonung des zweiten elementes ($\acute{\bar{i}}$) und in folge davon schwacher betonung des ersten ($h\grave{e}^2r$) zu $h\breve{e}^2r\bar{i}'$, dieses nach der germ. accentverschiebung und dem auslautsgesetz, unter gotischer bezeichnung von $\breve{e}^2 = i$, zu got. *hiri*.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Zur aufführung von Goethes Clavigo.

Wie lebhaft der feurige 25jährige dichter, der eben den „Werther" geschaffen, sich der gelungenen gestaltung des vierten memoires von Caron de Beaumarchais zu einem wirksamen bühnenstücke gefreut habe, verrät uns seine ein paar monate später gegen Jacobi geäusserte wonne, dass „cet aventurier français romantische jugendkraft in ihm geweckt, sein charakter, seine tat sich mit charakteren und taten in ihm selbst amalgamiert habe, und so sein Clavigo geworden", ein einiges ganze, von dem nichts abzutrennen sei, ohne eine tötliche wunde der lebensorganisation des dramas zu versetzen. Dass er es wagte, der geschichte einen anderen ausgang zu geben, da Beaumarchais, statt zu fliehen, bis zum könige vordrang, der den Clavigo aller seiner ämter entsetzte, und als sieger über den sein mitleid in anspruch nehmenden

treulosen mit der schwester nach Paris zurückkehrte, wo diese sich verheiratet, daraus machte er sich kein gewissen. An dem zusammentreffen Clavigos mit dem leichenzuge und an dem zweikampfe, in dem der treulose, seine schuld bereuende und untröstlich verzweifelnde liebhaber fällt, und die verzeihung der familie erhält, an diesem allen ist freilich kein wahres wort, aber Goethe hielt diese freiheit für sein unzweifelhaftes dichterrecht, wodurch er den stoff sich angeeignet, ihn neu beseelt habe. Ja, als ein Leipziger verleger ein werk von seiner hand verlangte, gab er ihm sofort den „Clavigo", auf dessen titelblatt Goethe zuerst sich als dichter genannt hatte. Und die bühne bemächtigte sich des auch vielen lesern tränen entlockenden stückes, so dass der in wirklichkeit noch mehr als 30 jahre seinen fall überlebende Clavigo auf der bühne sich sterben sehen musste. Hat er so Clavigos leben verkürzt, so hat er seinem selbstgeschaffenen Carlos unsterbliches leben verliehen. Dass Merck das stück einen quark genannt, und gesagt, so etwas müsse er ihm nicht mehr bringen, ist eines der vielen worte, die Goethe später dem freunde angedichtet hat.

Je glücklicher sich „Clavigo" auf der bühne abspielt, um so auffälliger scheint es, dass im vierten akt bei Mariens tod ein versehen und eine seltsame verschiebung den leichten fluss der handlung noch immer stören. Beaumarchais ist auf die kunde des gesandten, Clavigo, der schändliche verräter seiner schwester, habe ihn wegen gewaltsamen überfalls peinlich angeklagt, in fürchterliche rachewut geraten, wodurch er Marien in äussorste aufregung versetzt, was ihr ausruf „Mein herz! mein herz!" verkündet. Da sein schwager Guilbert ihn ängstlich auffordert, sich selbst zu retten, wird auch Marie so beunruhigt, dass sie trotz ihrer schwäche ihn dringend zur flucht mahnt. Aber dieses macht ihn nur immer rasender, so dass die ältere schwester ihren gatten auffordert, ihn wegzuführen, da seine wilde wut gegen Clavigo Marien umbringe. Jetzt kommt auch Buenco, der, da er erfahren, dass man dem bruder nachstelle, ihn dringend mahnt, die stadt zu verlassen. Aber dieser will nur wissen, wo Clavigo ist, um sich grausam an ihm zu rächen, und auf Buencos antwort, er wisse es nicht, widerholt er flehentlich seine bitte. Sophiens ruf: „Um gottes willen, Buenco!" kann wörtlich nur bedeuten, dass sie diesen bitte, dem bruder den ort zu nennen; denn „um gottes willen" ist, wie „um himmels willen", nur ausruf des erschreckens. Dass aber Sophie Buenco bitte, den wunsch des bruders zu erfüllen, widerspricht der ganzen lage. Offenbar ist hier „nicht" nach „gottes willen" ausgefallen. Dass dies noch nicht bemerkt worden, ist freilich auffallend. Marie wird dadurch aufs tiefste ergriffen, ihr immer unbändiger schlagendes herz versetzt ihr die luft; nach dem ausrufe: „Ach! luft! luft!" fällt sie in ohnmacht, ihre angst vermag nur den namen des noch immer geliebten auszurufen. Wenn darauf die erste ausgabe Sophien die worte: „Hülfe, sie stirbt!", die folgende rede Buenco zuschreibt, so ist dies offenbar ein versehen; „Verlass uns nicht, gott im himmel! — Fort mein bruder!" kann nur die schwester sprechen. Bernays hat mit einer einfachen umstellung der namen der sprechenden personen den schaden zu heilen geglaubt, und fast alle folgenden herausgeber haben sich von bewunderung eines solchen scharfsinns blenden lassen: aber diese lösung war nicht blos verkehrt, sondern auch unmethodisch. Der kritiker musste sich zuerst fragen, wer nach der dramatischen handlung den hilferuf ausstossen könne. Schon in meiner ausgabe des „Clavigo" habe ich bemerkt, dass Beaumarchais bei der ohnmacht, in die Marie nach ihrem ausruf gefallen ist, unmöglich schweigen kann, vielmehr muss er mit diesen worten zu ihr hineilen, um sie wider ins leben zu rufen. Darauf deutet auch die scenarische bemerkung bei seiner folgenden rede: „Fällt für Marien nieder, die, ohngeachtet aller hilfe,

nicht wider zu sich selbst kommt.“ Sophie spricht die worte: „Verlass uns nicht, gott im himmel!“ während der bruder auf die bewusstlos hingesunkene zueilt, dann aber tritt sie selbst zum bruder, den sie zur flucht treibt („Fort, mein bruder, fort!“), worauf er antwortet, indem er vor Marien niederfällt und die unmöglichkeit ausspricht, die todte schwester zu verlassen. So erhält der glücklich gedachte auftritt sein volles dramatisches leben, das er auch nicht gewinnt, wenn man nur, wie es geschieht, beide reden Sophien zuschreibt, was ganz ungeschickt ist. Dass seit dem fünften abdruck Himburgs statt Buenco ganz unsinnig die todte Marie wider ins leben gerufen wird, ist freilich wunderbar, aber noch wunderbarer, dass Goethes abdruck in den Werken bis zuletzt dieser schlimmbesserung gefolgt ist. Neben der so hell wie der tag scheinenden erkenntnis, wie der dichter sich diesen auftritt gedacht hat, ist die frage, wie der irrtum entstanden, von geringerer bedeutung. Die dem drucke zu grunde liegende handschrift liegt nicht mehr vor, so dass nicht zu entscheiden, was in dieser gestanden, ob der fehler schon in ihr sich gefunden. Vermuten kann man, durch ein versehen seien beide reden Sophien zugeschrieben worden, der setzer oder der verleger habe gemeint, durch seine ganz unmögliche veränderung der zweiten rede den schaden zu heilen. Buencos anteil an diesem auftritt ist zunächst mit seinen worten: „Ich weiss nicht“ zu ende, erst am schlusse, nach der versöhnung der geschwister, tritt dieser zu Beaumarchais und fordert ihn auf, ihm zu folgen, damit er ihm zur flucht aus Spanien verhelfe.

KÖLN. HEINRICH DÜNTZER.

LITTERATUR.

Nordische altertumskunde nach funden und denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfasslich dargestellt von dr. **Sophus Müller**, direktor am nationalmuseum zu Kopenhagen. Deutsche ausgabe unter mitwirkung des verfassers besorgt von dr. **Otto Luitpold Jiriczek**, privatdocenten der germanischen philologie an der universität Breslau. Erster band: Steinzeit — bronzezeit. Mit 253 abbildungen im text, 2 tafeln und einer karte. Strassburg, Karl J. Trübner. 1897. XI, 472 s.

Für dieses mit gespannter erwartung begrüsste werk, dessen zweiter band soeben erschienen ist, sind wir dem um unsere wissenschaftliche arbeit hochverdienten herrn verleger ebenso zu dank verpflichtet wie dem sorgsamen übersetzer, dessen amt und name bekundet, dass endlich die zeit gekommen ist, da die deutsche philologie den willen bekundet, das archaeologische material ernsthaft zu verwerten.

Sophus Müller ist in Deutschland längst eingebürgert. Ich erinnere an die von J. Mestorf besorgte ausgabe des Müllerschen buches: Die nordische bronzezeit und deren periodenteilung (1878). In vielen kreisen hat namentlich sein buch über die tierornamentik anregend gewirkt. Seine grossen publikationen der letzten jahre (Ordning af Danmarks oldsager Kjøbenh. 1888—96) werden in Deutschland nur wenigen zu gesicht gekommen sein. Endlich: „Vor oldtid“ liegt dem hier zu besprechenden deutschen buch zu grund.

Leider war bisher unter uns philologen wenig neigung zur archaeologie zu verspüren. Aber es mehren sich die anzeichen (vgl. namentlich K. Burdach in der Deutschen litteraturzeitung 1898, 271 fgg.), dass wir, wenn nicht auf anderem weg,

so doch von der mittelalterlichen kunstgeschichte her notwendig zu ihr werden hingelenkt werden. Die neusten arbeiten unsrer kunsthistoriker, die sich dem früheren mittelalter zugewendet, verraten nichts mehr von dem herkömmlichen vorurteil. Ich bekenne, dass auch ich zum teil von der frühchristlichen kunst Italiens auf die prähistorie gewiesen worden bin, denn es dürfte für die folgenden ausführungen nicht bedeutungslos sein, den standpunkt zu kennen, von dem aus sie aufgenommen sein wollen: es ist eine retrospective betrachtungsweise.

Bekanntlich hat Müllenhoff im jahre 1881 die losung ausgegeben: die erste notwendige und wichtigste aufgabe der deutschen altertumskunde fällt unstreitig der rein philologischen forschung zu, die archaeologische tritt daneben für eine seite des lebens aufklärend und ergänzend ein, gerade da, wo sprache und schriftliche überlieferung uns im stich lassen (Anz. f. d. a. 7, 210). Das ist eine formulierung, die nur auf einer jetzt nicht mehr zu behauptenden basis wissenschaftlicher arbeit berechtigt sein konnte. Eine solche aschenbrödelrolle kommt der archaeologie nicht mehr zu. Ich bin der überzeugung, dass wenn Müllenhoff, wie wir jüngeren, noch hätte zeuge sein dürfen von der fast märchenhaften befruchtung, die im morgenland wie im abendland auf die verschiedensten zweige philologisch-historischer forschung von der archaeologie ausgegangen ist, wenn es ihm auch nur in seinen letzten jahren möglich gewesen wäre, den reichtum der nordischen museen, den zuwachs des Berliner, Münchner, Wormser und des Mainzer museums mit eigenen augen zu überschauen — er würde anders gedacht, würde vielleicht doch noch seine Deutsche altertumskunde anders disponiert haben. Hat er doch zumal den skandinavischen archaeologen lebhafte anerkennung gezollt und das bedürfnis nach einer zusammenfassenden darstellung mit den worten zum ausdruck gebracht: „die aufgabe der germanischen archaeologie erheischt vorläufig keine grosse gelehrsamkeit, nur fleiss, sorgfalt und umfang der beobachtung und zwar zunächst auf dem boden, den die Germanen am frühesten inne gehabt haben, d. h. auf dem gebiet zwischen Weser und Weichsel und vom hercynischen walde nordwärts bis nach Scandinavien. Ein handbuch, das alle bisher in diesem umkreise gewonnenen resultate sorgsam und ohne vorurteil zusammenstellte, wäre im höchsten grade wünschens- und dankenswert" (Anz. f. d. a. 7, 228).

Ein solches handbuch besitzen wir jetzt. Mögen die deutschen philologen sich ihrer aufgabe als altertumsforscher bewusst werden und nunmehr das ihre tun, dass es mit den archaeologen zu gemeinsamer arbeit komme und das deutsche altertum endlich seinen geschichtschreiber finde.

Wenn ich daran gehe, den ersten band des Müllerschen buches zu besprechen, so schicke ich voraus, dass zu einem wahren verständnis der sache persönliche anschauung unentbehrlich ist. Zwar sind dem ersten band jene prachtvollen, über jedes lob erhabenen abbildungen beigegeben, die längst die namen der dänischen zeichner bei uns bekannt gemacht haben. Jedoch die technisch vollkommensten abbildungen genügen nicht. Der deutsche philologe muss gerade so wie der klassische philologe in die museen pilgern, um aus eigener kenntnis der funde und fundumstände heraus seine anschauungen sich zu erarbeiten.

Ich persönlich habe vor acht jahren meine erste archäologische reise angetreten und damals mehrere monate hindurch in jener wunderwelt gelebt, welche die museen zu Kopenhagen, Stockholm, Christiania und Bergen (von den kleineren sammlungen des nordens abgesehen) vor unseren erstaunten blicken aufgehen lassen. Schon damals ist mir auch die ausserordentliche bedeutung des Kieler museums aufgegangen,

neue anschauungen brachte das vortrefflich eingerichtete Jenenser museum, während ich mich mit flüchtigeren einblicken in sonstige an der heerstrasse gelegene sammlungen begnügen musste: die grosse tragweite unseres archaeologischen materials kommt aber erst zur geltung, wenn man den klassischen boden betritt und die schätze der grossen und kleinen italienischen museen, sei es auch nur zum vergleich mit den übrigen durchmustert. Mehr habe ich bis jetzt noch nicht zu leisten vermocht; ich bedaure namentlich über den südosten nur aus der ferne mich orientieren zu können.

So beschränkt also meine erfahrung ist, wage ich es trotzdem, zu dem buche Müllers in nicht bloss referierender weise stellung zu nehmen, weil ich in den eigentlichen rüstkammern seiner arbeit (Kopenhagen und Kiel) einigermassen bescheid weiss. Vorneweg constatiere ich, dass für den zweiten band die günstigsten aussichten bestehen. Was wir jetzt schon haben, ist im ganzen vortrefflich. Das buch ist absolut zuverlässig, sehr reichhaltig und weist eine so bedächtige fassung des stoffes auf, wie sie in archaeologischen darstellungen nicht gerade häufig beobachtet wird. Die übersetzung verdient im ganzen gleichfalls rühmend erwähnt zu werden, bedauerlich sind einige danismen (z. b. „jüngere verfasser“, „fruchtbare verfasser“ usw.), sehr bedauerlich, dass die massangaben bald in dänischen ellen und fuss, bald in metern gegeben worden sind (sie waren durchweg in meter umzusetzen); bei der sorgfältigen correctur sind nur gelegentlich druckversehen stehen geblieben (s. 195 ist zweimal statt „jahrhundert“ natürlich „jahrtausend“ zu lesen). Ich hätte nur gewünscht, der übersetzer hätte noch nach anderer seite seine mitarbeit zur geltung gebracht.

Dass wir bei den archaeologischen einzelnheiten mit festen tatsächlichen verhältnissen des alten lebens zu rechnen haben, bestätigt uns der **wortschatz** der germanischen völker. Es ist zwar nicht immer mit vollkommener sicherheit anzugeben, welches wort unserer jüngeren, veränderten geschichtlichen verhältnissen entstammenden überlieferung als prähistorisch entnommen werden muss, aber es ist vielleicht nichts aus dem erdboden ans tageslicht gekommen, was nicht durch altgermanische wortbelege sich für die urzeit unseres volkes sichern liesse. Ich verweise auf die (der ergänzung bedürftigen) sammlungen Jacob Grimms in der Grammatik (neudruck) 3, 357 fgg. Man hätte vielleicht von dr. Jiriczek erwarten dürfen, dass er als philologe beisteure, was beigesteuert werden konnte: bei der mehrzahl der leser würde das buch Müllers an wirkung gewonnen haben, wenn etwa, wie in den abschnitten recht und sitte in Pauls Grundriss jeweils dem einzelnen gegenstand die benennung aus der alten sprache beigegeben worden wäre. Vielleicht könnte das in einem anhang zum ganzen werk nachgeholt werden[1]: der vorwurf gegen die archaeologen, sie arbeiteten ohne zusammenhang mit der sprachgeschichte, liesse sich auf solchem weg entkräften und die verbindung Jiriczeks mit dem Müllerschen buche käme sodann der ganzen sache zu gut. Möchte man auch diese anregung zu herzen nehmen!

Dem autor fällt zur last die ungleichmässigkeit in den litteraturangaben, namentlich sind verweise wie die auf s. 268 anm., 348 anm. u. a. durchaus unstatthaft in einem handbuch, das auf selbständigen wert anspruch erhebt. Bezüglich der abbildungen erkenne ich die sorgfalt der auswahl an und ihre grosse zahl wird überall mit besonderer befriedigung begrüsst worden sein. Ich wünschte aber, Müller hätte für die wissenschaftliche bearbeitung der tatsachen dadurch noch besser gesorgt, dass

1) Das ist leider nicht geschehen, mein wunsch kommt zu spät.

er neben dem monumentalen das ornamentale mehr berücksichtigt und eine vollständige musterkarte vorgelegt hätte. Die ornamente bilden ein so charakteristisches und wesentliches material für den forscher, dass sie gar nicht sorgfältig genug behandelt werden können. Besonderen dank schulden wir für die beigabe der fundkarte.

Auch die disposition des werkes gibt zu ausstellungen anlass. Man muss sich vielerlei zusammensetzen was auseinandergerissen ist. Dem kann jedoch durch ein register abgeholfen werden. Störend ist die ungünstige stelle, an der Müller jeweils über die geschichte der forschung handelt; von ihr wäre doch am passendsten entweder ganz am anfang oder ganz am schluss zu handeln gewesen, jedesfalls nicht wie s. 173 fgg. zwischen den abschnitten „kunst und religion“ und „technik“. Auch sonst hätte dem buch ein noch vorteilhafteres äussere gegeben werden können, wenn die grundsätze der geschichtschreibung noch mehr zur geltung gekommen wären. Wie Müller da und dort verrät, ist auch er der meinung, dass die allgemeinen, grundlegenden faktoren der archäologischen entwicklung nicht bloss wol erkenbar, sondern unbestritten sind. Auf diese principiellen faktoren hätte etwas mehr licht fallen dürfen. Ich denke z. b. an die handelsbeziehungen. Mehrmals kommt Müller auf sie zu sprechen. Sein buch hätte entschieden gewonnen, wenn er ein selbständiges kapitel dem handel der alten völker gewidmet hätte. Aber ich fürchte, ich rühre damit an einen punkt, den Sophus Müller als noli me tangere betrachtet, er hat sich wol gescheut, von der, ich möchte sagen, aktenmässigen behandlung seines gegenstandes abzugehen. Das ist sehr lobenswert; aber wenn für den einen oder andern leser damit ein beigeschmack von pedanterie verbunden ist, den der „mut des fehlens“ eliminiert hätte, wird der autor ihm das nicht verargen.

Der erste band bringt: Steinzeit und bronzezeit. Dem eisenalter ist der rest vorbehalten. Sophus Müller beklagt es, dass „das dreiteilungssystem“ immer noch gegner finde (s. 235). Er prophezeit, die zeit sei gewiss nicht mehr fern, wo die letzten gegner verstummen werden. Ich bezweifle dies. Es hat durchaus nicht den anschein, als ob „das dreiteilungssystem“ in der form, wie die Skandinavier es vertreten, mit der zeit mehr in aufnahme komme. Montelius und Müller erschweren die einigung. Es gibt heute wol keinen archaeologen von nennenswerter bedeutung, der gegen das dreiteilungssystem an sich etwas einzuwenden hätte. Aber sehr gewichtige gründe leiten die gegner, wenn sie die formulierung desselben, wie sie von Kopenhagen und Stockholm aus gegeben zu werden pflegt, nicht zu acceptieren vermögen. Müller geht in der fast hermetischen abschliessung der steinzeit von der bronzezeit entschieden zu weit. Geschichtliche processe vollziehen sich aber niemals nach dem schematismus der begriffe. Zu allen zeiten lehrt dies unsere kunstgeschichtliche erfahrung. Das weiss Müller so gut wie wir; er sagt s. 314: „Kein steinzeitvolk macht auf einmal den sprung zur bearbeitung der metalle. Ist die bronzekultur durch langsame mitteilung von volk zu volk empfangen worden, so muss es eine reihe von nordischen funden geben, welche den übergang vom alten zum neuen abspiegeln ... Derartige funde fehlen zwar nicht vollständig, doch sind sie bis jetzt nur selten und ziemlich bedeutungslos.“ Diese funde werden nicht mehr als ziemlich bedeutungslos erscheinen, wenn man sich nur entschliesst, von vornherein die möglichkeit zuzugeben, dass auch noch in der bronzezeit neben der bronzeindustrie modernen charakters eine steinindustrie archaischen (altmodischen) charakters bestanden hat. Aber gegen solche annahme wird man in Kopenhagen stets ein überlegenes schütteln des kopfes ernten. Das nenne ich eine doctrinäre überspannung der begriffe, unvereinbar mit den erfahrungsgemässen tat-

sachen geschichtlichen lebens. An dieser doctrinären auffassung von stein- und bronzezeit krankt die Müllersche altertumskunde. Das ist um so mehr zu bedauern, als nun auch wichtige, mit jener doctrinären auffassung verwachsene schlussfolgerungen angefochten werden müssen. Ich kann jetzt auf das verzeichnis von funden aus der Kieler sammlung verweisen, wie es von Wilhelm Splieth (Über vorgeschichtliche altertümer Schleswig-Holsteins. Kiel 1896) veröffentlicht worden ist. Splieth sagt: „es ist zu betonen; dass steinfunde nur in gut beobachteten gräbern (der bronzezeit) angetroffen sind, während sie bei flüchtigen, oberflächlichen ausgrabungen fehlen; somit wird die tatsächliche verbreitung das hier festgestellte noch übertreffen. Dies führt uns zu der gewissheit, „dass die benutzung des flintes während des bronzealters fortbestanden hat" (s. 45). Im verlauf weist Splieth dasselbe für die eisenzeit nach und kommt zu feststellungen wie diese: „Von hohem interesse sind einige bei uns im 3. und 4. jahrhundert n. Chr. auftretende steingeräte, die in material und technik das widerauftreten einer fertigkeit bekunden, die wir in der blüte der steinalterkultur kennen lernten" (s. 49). Es fällt niemand von uns ein, wenn wir an einer steinindustrie bis in die hellen geschichtlichen zeiten herab auf grund der unbefangen registrierten fundtatsachen festhalten, deswegen das „dreiteilungssystem" zu verwerfen. An diesem ist gar nicht zu rütteln, so fest steht es. Nur hüte man sich vor der verhängnisvollen annahme, als hätte die steinzeit ihr ende gefunden mit dem beginn der bronzezeit. Bronze ist das jüngere, stein das ältere material; bronze ist wol auch das vornehmere, stein das bescheidenere material gewesen. Meiner ansicht nach war der stein neben der bronze gar nicht zu entbehren. Ein reines bronzezeitalter, wie Müller es schildert, halte ich für ebenso märchenhaft wie ein reines kupferzeitalter und zwar aus folgendem grunde.

Welche verblüffende fülle von herrlichen, goldähnlich strahlenden schmucksachen hat uns der boden widergeschenkt! Warum sind aber die fundumstände ganz andere bei den werkzeugen und arbeitsgeräten? (Müller s. 278 fgg.) Warum kommen die letztern fast gar nicht wie die schmucksachen in gräbern vor? Mit dieser tatsache muss man rechnen, denn sie erschwert ausserordentlich die beurteilung der aus bronze hergestellten arbeitsgeräte. Diese sind nun aber auch der zahl nach gering. Beile aus bronze kommen sehr selten vor (s. 280). Wenn wir nun zu denen gehören, die davon überzeugt sind, dass ein grosses supplement von steinsachen (z. b. steinbeile, steinhämmer usw.) zu den bronzefunden hinzugefügt werden muss, um das ganze zeitalter zu charakterisieren, so entgegnet Müller: damit würde die bronzezeit zu einer maskierten steinzeit (s. 281). Das ist eine übertreibung und deswegen hinfällig. Was sollen wir nun aber vollends dazu sagen, wenn sich Müller damit aus der verlegenheit ziehen will, dass er erklärt: man darf wol annehmen, dass im täglichen leben metallsachen verschiedener art, die wir bis jetzt noch nicht kennen, in gebrauch gewesen sind (s. 282)? Über die wirklichen technologischen grundfragen hat sich Müller selbst geäussert (s. 451 fgg.). Die hauptbestandteile der metalllegierung, die man bronze nennt, sind kupfer und zinn. Der zusatz von zinn ist bekanntlich bald kräftiger, bald schwächer, so dass man zinnstarke und zinnschwache (zinnarme) bronze (kupfer) zu unterscheiden begonnen hat. Der zusatz von zinn ist darauf zurückgeführt worden, dass es notwendig war dem metall mehr härte und widerstandsfähigkeit zu geben. Mit 15—20% zinn nimmt die brüchigkeit der bronze wider zu. Werkzeuge aus bronze enthalten denn auch kaum mehr als 10% zinn, die schleswig-holsteinischen gerätschaften zeigen einen schwankenden zinngehalt von 2—9% (vgl. O. Kröhnke, Chemische untersuchungen an vorgeschicht-

lichen bronzen Schleswig-Holsteins. Kiel 1897). Die bronze war also für werkzeuge und arbeitsgeräte viel zu kostspielig, viel zu wenig widerstands- und leistungsfähig. Ich gebe gerne zu, dass bronze gelegentlich auch, um sie leistungsfähiger zu machen, geschmiedet worden ist (s. 453), aber dazu bedurfte es anderer als bronzener schmiedewerkzeuge. Müller sagt jedoch selbst: die meisten bronzesachen waren nicht geschmiedet, sondern gegossen (s. 451), „die bronze eignete sich nicht zu hiebwaffen, da die harten aber spröden klingen beim zusammenprall leicht zerspringen würden“ (s. 245): kurzum bronze war ein metall für schmuck und waffen, aber nicht für arbeitsgeräte (vgl. hierzu auch Bücher, Arbeit und rhythmus s. 11). Das werkzeug der bronzezeit wird also noch aus stein und knochen angefertigt worden sein, wie in der steinzeit: das ist fast ebenso sicher wie die tatsache, dass die irdenen gefässe trotz der verbreitung metallener exemplare dauernd der bronze- und eisenzeit verblieben sind. Ich freue mich, dass jetzt auch Montelius bestimmt erklärt hat, es sei nicht seine ansicht, dass jede periode ein abgeschlossenes ganze darstelle (Månadsblad 1896, 3). Fällt aber jene schroffe scheidewand zwischen steinzeit und bronzezeit, so steht unser vorrat an steinwerkzeugen einer wesentlich andern constellation von beurteilungsfactoren gegenüber.

Es ist mit der sache selbst gegeben, dass wir längere perioden gliedern müssen und gegen eine aufteilung der überbleibsel auf eine ältere und jüngere steinzeit, ältere und jüngere bronzezeit kann niemand etwas einzuwenden haben. Es ist nur notwendig feste merkmale der einen und der andern periode zu gewinnen. Solche merkmale geben die einzelfunde an sich keine zur hand. Eine gliederung ist nur auf grund der grabfunde durchführbar (s. 132). An bedeutsamer stelle erklärt Müller (s. 208): „es kann nicht in abrede gestellt werden, dass sich zwischen der älteren und jüngeren steinzeit in wesentlichen punkten auch ähnlichkeiten finden, dass die ganze grundlage der kultur dieselbe ist, dass die züge, die für uns eine neue periode bezeichnen, weder alle zusammen noch auf einmal, sondern im gegenteile nach und nach auftreten.“ Bei solchem sachverhalt dürfte es sehr schwierig gewesen sein, feste grenzmarken abzustecken. Die stetigkeit der entwicklung, wie sie Müller ausdrücklich anerkennt, hat er aber auch hier wider durch jene schroff dogmatische formulirung der doppelperioden durchbrochen und in der polemik gegen Japetus Steenstrup, Zink u. a. mehr eifer als sicherheit verraten (s. 40 fgg.). Ich stimme rückhaltlos den klärenden worten zu: „So lange man im stande ist die langen vorliegenden reihen von verschiedenen formen als gleichzeitige variationen, die zufällig entstanden und ebenso zufällig verschwunden sind, zu betrachten, haben diese variationen zum mindesten für eine wissenschaftliche auffassung keine besondere bedeutung“ (s. 54). Das heisst mit andern worten, ein standpunkt, der sich des princips der stilverschiedenheit begibt, ist vor einem wissenschaftlichen forum nicht discutabel. Die einzig zulässige methode ist die der stilgeschichte. Stilgeschichtlich lassen die materialien sich ordnen; stilgeschichtlich geordnet werden sie der forschung zugänglich; stilgeschichtlich erforscht geben sie dem archaeologen den erhofften bescheid. Ein argument wie das von Müller s. 206 verwertete hat also keinerlei bindende kraft: weil in den muschelhaufen keine reste von getreide sich gefunden haben, müssen sie einer ältern periode angehören. Das ist kein stilgeschichtliches merkmal der älteren und jüngeren steinzeit. Müller gibt den stilgeschichtlichen standpunkt völlig preis, stürzt sich in das spiel des unberechenbaren und pflichtet der unhaltbaren theorie Worsaaes bei: ältere steinzeit sei so viel als die zeit der muschelhaufen, jüngere steinzeit sei die zeit der steingräber (s. 48). Ich bemerke hierzu, dass die unmöglich-

keit dieser hypothese sich nicht dartun lässt; aber ich verlange, dass die archaeologie aus den irrgängen der möglichkeiten herauskomme und halte nicht länger an meiner früheren äusserung über diese dinge fest (Anz. f. d. a. 18, 26). Die muschelhaufen (køkkenmøddinger) hat man sehr treffend auf fischergilden zurückgeführt (s. 13): sie finden sich an den ufern von fjorden, buchten und meerarmen der nördlichen und östlichen teile von Jütland, Fünen, Seeland, an der Kieler föhrde, am ufer von süsswasserseen oder auch holmen. Nur von solchen plätzen sind bisher reichere funde dieser art nachgewiesen worden. Folgt nun aus dem nachweis jener fischergilden, dass wir an ihren überbleibseln die primitivsten, ältesten stücke besitzen? Folgt aus der bejahung dieser frage, dass jene fischergilden um lange zeiträume allem übrigen vorausliegen, was sonst auf uns gekommen ist? Das ist im höchsten grade unwahrscheinlich und selbstverständlich unbeweisbar. Die wahrscheinlichkeit neigt sich entschieden auf die seite Japetus Steenstrups, der behauptet, dass muschelhaufen und gräber als ausdruck zweier verschiedener aber doch gleichzeitiger seiten des lebens der steinzeit betrachtet werden müssen. Wenn Müller sich die verhältnisse folgendermassen zurechtlegt: die menschen der älteren steinzeit haben nur an den küsten gelebt; haben sich nur von jagd und fischerei ernährt. Da kamen von aussen neue anstösse, die dem leben eine neue form gaben. Diesen neuen formen des lebens sich unterwerfend gab das volk den alten beruf und die alte heimat auf, wanderte ins innere der landgebiete und gieng zum ackerbau über, „die alten wohnplätze wurden weder gleichzeitig noch überall im norden aufgegeben, das gewohnte jäger- und fischerleben wurde hie und da fortgesetzt und an vielen stellen fuhr man wenigstens fort ab und zu die küsten abzusuchen, um seinen unterhalt in alter weise zu finden" (s. 43) — liest sich das nicht wie die skizze zu einem praehistorischen roman? Nun kommt dazu, dass Müller auf grund der neuesten funde selbst zugestehen muss, dass wir muschelhaufen mit überresten aus der jüngeren steinzeit kennen (s. 44) — ich kann nur den mehrfach gerügten doctrinarismus darin sehen, wenn Müller trotzdem noch mit Worsaae ältere steinzeit und muschelhaufen, jüngere steinzeit und steingräber identificiert. In den muschelhaufen sehe auch ich die überbleibsel einer (ärmlichen und conservativen) fischerbevölkerung, die wertvoll für uns bleiben wird, weil sie uns in den stand setzen, von ihr die lebensgewohnheiten einer wolhabenderen und fortgeschritteneren bevölkerung der grundherren im innern des landes zu unterscheiden.

In den ältesten epochen fehlten dieser bevölkerung noch durchaus die metalle. Aber nicht bloss in dieser beziehung stehen fischer und grundherren auf einer stufe, auch die werkzeuge waren zum teil in denselben stilformen beiden ständen gemeinsam: „verschiedene geräte, sagt Müller, treten unverändert (in der älteren wie) in der jüngeren steinzeit auf": säge, bohrer, messer und anderes gerät findet sich in den gräbern gerade so wie in den muschelhaufen (s. 138) — es hiesse die wissenschaftliche grundlage der archaeologie preisgeben, wollte man diesen fingerzeig unbeachtet lassen.

Anders ausgedrückt, die chronologie der stilgeschichte ist etwas anderes als die absolute chronologie. Die chronologie der stilgeschichte wird man nur dann als absolute chronologie ausgeben dürfen, wenn es sich um stilistische neubildungen handelt, die vollkommen rein neben einander bestehen. Also es ist ohne weiteres richtig, die stilgeschichtlich erwiesene zeitfolge steinzeit — bronzezeit als historische zeitfolge zu interpretieren, auch innerhalb der zeitalter, z. b. auf grund der stilverschiedenheit ungeschliffener und geschliffener geräte die stilchrono-

ogie in absolute zeitwerte umzusetzen, aber im einzelnen, wo stilmischung in frage kommt, sind wir durchaus nicht mehr zu demselben verfahren berechtigt, müssen wir vielmehr notgedrungen die stilchronologie von der absoluten chronologie unterscheiden. Incommensurable erscheinungsformen wie muschelhaufen und steingrab, sind stilgeschichtlich an sich gar nicht verwertbar, tragen für die zeitfolge gar nichts aus. Sind wir nun vollends durch die fundumstände genötigt ausser den stilmerkmalen auch noch sociale unterschiede in rechnung zu stellen (wie in unserm fall fischer und grundherren), so verliert die stilgeschichtliche chronologie noch mehr an schwerkraft und man ist ausser stande, absolute zeitwerte ihr zu entnehmen; denn sociale differenzen treten mit den stilverschiedenheiten in concurrenz. So werde ich nun wol nicht mehr missverstanden werden, wenn ich den darlegungen Müllers nur so weit mich anschliessen kann, als sie über die stilchronologie nicht hinaus gehen; bei der umsetzung der stilchronologie in zeitwerte hat er sich meines erachtens stark verrechnet; seine datierungen sind in solchen fällen nicht annehmbar.

Wie wenig er den socialen factoren gerechtigkeit hat widerfahren lassen, dafür bietet das buch ein markantes beispiel. Müller ist durchaus der ansicht, dass wir in den muschelhaufen alte fischerlager zu sehen haben, aber erst in der jüngeren steinzeit lässt er fischnetze zu, senksteine zu netzen und anderes fischergerät (s. 148 fg.), für die ältere steinzeit hat er wol nadeln constatiert (s. 37), verliert aber über die damit genähten netze kein wort (weil sie ihm nicht primitiv genug erschienen?), die massen von steinknollen, die in den muschelhaufen gefunden worden sind, lässt er lieber unerklärt (s. 36), als dass er sie schon in der älteren steinzeit als senksteine für die netze ansähe — ich kann darin nur doctrinäre befangenheit sehen; das complete fischergerät samt den zugehörigen schifferbooten ist offenbar in der älteren steinzeit von dem der jüngeren steinzeit durchaus nicht verschieden gewesen und wird noch auf lange zeiträume hinaus dasselbe geblieben sein. Allgemeingiltige erfahrungsgemässe tatsachen dieser art sind für Müller äusserst unbequem und darin verrät sich die unzuverlässigkeit seines systems. Auf festerem boden bewegen wir uns, wo Müller die gräberformen der urzeit schildert. Sie haben für uns schon deswegen so ausserordentliche bedeutung, weil sie vermutlich als totenkammern uns wichtigen aufschluss geben über die primitive architectur des wohnhauses.

Das älteste grab ist eine kleine stube (*dysse*), in der der abgeschiedene sitzend oder liegend den bescheidenen hausrat seiner wohnung zur verfügung behält. Über das alter dieser grabform kann nur soviel gesagt werden, dass sie der stilperiode des geschliffenen steins angehört und dass irdenes geschirr der primitivsten form mit dem steingerät zusammen sich vorfindet. Vortrefflich hat Müller (s. 68) hervorgehoben, dass dieses grab keineswegs ausschliesslich einer bestimmt abgegrenzten stilperiode angehöre, es tritt auch in fortgeschritteneren perioden auf, aber nur noch als archaische spielart neben moderneren constructionen. Das sind die grossen stuben (*jættestuer*) — ganz merkwürdige bauwerke, von deren architectonischen verhältnissen nachher noch die rede sein wird. Es sind massengräber, sehr geräumige bauwerke, in denen widerholt leichen beigesetzt worden sind, mehr einer hausanlage, denn einer stube vergleichbar, bald ärmlich wie die kleinen stuben, bald wolhabend und reich ausgestattet: metallsachen sind nie in einer solchen anlage gefunden worden, dass sie jedoch einer jüngeren periode der steinzeit angehören, wird durch die stilmerkmale der ornamentik ausser frage gestellt. Die kleine und die grosse stube sind die reinen formen des grabes in der steinzeit.

Ich kann mich nicht dazu entschliessen, eine ganz neue form, das grab in kistenform, gleichfalls für die steinzeit in anspruch zu nehmen. Müller constatiert selbst (s. 340), das die grabform der älteren bronzezeit constructiv dem kistengrab seiner steinzeit sehr ähnele: ich halte es bei solchem sachverhalt für unzulässig, weil es kistengräber mit steinbeigaben und kistengräber mit metallbeigaben gibt (für dies letztere haben die neuesten fundberichte aus Norddeutschland wertvolle anhaltspunkte ergeben), die ersteren in die steinzeit, die letzteren in die bronzezeit zu verlegen. Unsern strengeren stilgeschichtlichen ansprüchen wäre allein damit genügt worden, dass auf grund solcher tatsachen mit der herkömmlichen auffassung einer reinen bronzezeit gebrochen und die steinindustrie neben der bronzeindustrie festgehalten worden wäre. Das kistengrab ist die grabform der beginnenden metallzeit. Ganz neue verhältnisse treten mit den überbleibseln des zeitalters ausgeprägter leichenverbrennung zu tage.

Bei der auf allen gebieten des altertums herrschenden gebundenheit der etikette und der formsprache wird man den verschiedenen an den gräbern aufgezeigten baustilen eine bedeutung von grosser sicherheit und grosser tragweite beimessen und die drei stilperioden der stuben-, der haus- und der kistenanlage zu würdigen wissen. Nur hüte man sich davor, die stilchronologie: stubenform — hausform — kistenform so zu interpretieren, als ob alle kleinen grabstuben einer geschlossenen zeitperiode, alle grossen stuben einer späteren epoche und alle kistengräber einem noch jüngeren zeitraum zuzuweisen wären. Wir halten an der gelegentlich sogar von Müller selbst hervorgehobenen gleichzeitigkeit von mindestens je zweien der genannten typen fest: die urform verschwindet nicht plötzlich, sondern wird erst altmodisch ehe sie ganz aus der mode kommt.

Die systematische arbeit des forschers wird allerdings, wenn man diese ansprüche gelten lässt, complicierter; er muss häufiger auf die bestimmtheit seiner formulierung verzichten, aber wenn auch die zone des unbestimmbaren sich verbreitert, diese zone des sicheren gewinnt an stärke und stabilität.

Wie ich bereits bemerkt habe, wäre es übel um die archaeologie bestellt, wenn sie auf die stilmerkmale allein angewiesen wäre. Es gibt davon ganz unabhängige materialien, die uns in den stand setzen, dieses und jenes chronologisch noch genauer zu fixieren. Ich habe schon bei anderer gelegenheit (Anz. f. d. a. 18, 27 fg.) auf die rolle, die dem bernstein zufällt, aufmerksam gemacht und freue mich, jetzt diesen wichtigen punkt in ähnlicher weise von Müller behandelt zu sehen. Bernsteinschätze sind entweder in feld und moor, oder in gräbern gefunden worden und dann sowol in den kleinen als in den grossen stuben. Die meisten und grössten funde stammen aus den letzteren: bernstein fehlt dagegen in den kistengräbern. Das ist insofern von bedeutung, als damit die frage nach der zugehörigkeit der kistengräber zur bronzezeit sich entscheiden lässt: wir kennen nur einen einzigen fund, der eine grössere menge unverarbeiteten bernsteins in verbindung mit bronzesachen enthält (bei Müller s. 323).

So gibt es denn factoren von zwingender kraft, welche uns nötigen gegen die periodisierung Müllers einspruch zu erheben. In einer so wesentlichen frage kann ich also seiner Nordischen altertumskunde nicht den charakter geschichtlicher darstellung zugestehen.

Das verschwinden des bernsteins wird von Müller nach erledigung aller denkbaren gegeneinwände dahin erklärt, dass er ausser lands gegangen ist als tauschobject für die bronze. Dass der bernstein geldeswert besitze, haben die nordischen Germanen

erst allmählich erfahren; noch Tacitus weiss uns von den Aestiern zu erzählen, sie hätten sich gewundert, für den bernstein bezahlung zu empfangen (*pretium mirantes accipiunt* Germ. c. 45). Am bernsteinhandel der nordischen völker haben wir also eine datierung für das ende der steinzeit und den beginn der bronzezeit Schliemann hat bedeutende mengen von bernstein in Mykenae ausgegraben: das zeitalter der mykenischen kultur ist also zum mindesten der verbreitung der metalle bei den mittel- und nordeuropäischen völkern gleichzeitig. In runder zahl wäre demnach bei uns das ende der steinzeit um 1500—1200 v. Chr. anzusetzen. Ich betone, dass diese datierung sich noch auf ganz anderem wege erringen lässt. Müller hat diesen punkt mit sichtlicher liebe und auf das sorgsamste ausgearbeitet (s. 284 fgg.). Es ist jenes aus der mykenischen kultur so wolbekannte spiralornament, das im norden ein dem bernstein des südens analoges leitmotiv abgibt. Die sachlage steht nicht bloss so, dass wir den nordischen bernstein, der aus den skandinavischen gräbern verschwindet, zu beginn der metallzeit in Mykenae und andern orten Griechenlands widerfinden, sondern auch umgekehrt die erzeugnisse, zumal die ornamentik der mykenischen kultur kehrt im norden in absolut identischer form wider. Das prachtvolle spiralornament ist bis jetzt ausser in Skandinavien in Norddeutschland, Böhmen, Baiern, Österreich, Ungarn, Griechenland, Kleinasien, Ägypten nachgewiesen — in ganz Westeuropa ist das spiralornament so gut wie unbekannt. Die klassische archäologie hat längst das zeitalter der mykenischen kultur als heimat dieses musters aufgezeigt: so erhalten wir dasselbe datum für den beginn der bronzezeit im norden, das wir für das ende der steinzeit gewonnen hatten. Man wird zugestehen, dass dies eine position von bedeutender tragkraft ist und es wird auch der skeptiker bekennen müssen, dass wir begründetes recht haben, jenes datum in rechnung zu stellen.

So vorbereitet können wir nunmehr versuchen, für das 2. vorchristliche jahrtausend ein bild aus den einzelnheiten germanischen altertums zusammenzustellen. Das metall war noch unbekannt: ein gemeingermanisches wort wie got. *aiz* (χαλκός) = lat. *aes* ist also nicht urverwandt mit den entsprechenden bildungen der idg. sprachen, sondern ist erst mit der sache durch den handelsverkehr verbreitet und den Germanen zugeführt worden. Die isolierte stellung des wortes (ohne stammabstufung, ohne sippe) beweist uns die richtigkeit dieser annahme, die selbstverständlich auf worte wie erz, gold, silber, blei, eisen usw. auszudehnen ist. So wesentlich, um dies nur an einem punkt anzudeuten, sind die ergebnisse der archaeologie für die vergleichende sprachwissenschaft. Reichlich genügte dem bedürfnis des lebens und des haushalts, was das meer an fischen, der wald an holz, die tiere an horn und wolle, pelz und leder, die erde an gewächs, lehm und gestein lieferte. Aus holz und stein war das haus gefügt, in dem menschen und haustiere wol jenes gemeinsame leben begründeten, das erst die gegenwart zu trennen versucht. Schafe, ziegen, schweine, rinder sind in Dänemark so reichlich nachgewiesen worden, dass wir mit einer ausgebreiteten viehzucht rechnen müssen und eine umfassende untersuchung der tongefässe hat so überraschende ergebnisse geliefert (Müller s. 205 fg.), dass wir auch für den ackerbau (weizen, gerste und hirse sind nachgewiesen) nicht mehr auf vermutungen uns einzulassen brauchen. Für jagd und fischerei sind die geräte uns geblieben, tauschverkehr ist wol lebhaft gewesen, aber schwer im einzelnen zu erweisen (s. 211. 427). Das handwerk dagegen vermögen wir auf grund der technik seiner produkte zu beurteilen (s. 182 fgg.): die vielseitigen eigenschaften des feuersteins wusste schon jene ferne zeit in bewundernswertem masse auszubeuten.

Wie erfreut sich noch heut das auge an der eleganten arbeit, mit der jene stichwaffen abgesplittert wurden, die in der hand als dolch, an eine holzstange geschaftet als speer sur verwendung kamen (vgl. die abbildung zu s. 133). Es sind „ausserordentlich schöne waffen, die, soweit wir wissen, keine seitenstücke in der steinzeit des übrigen Europa haben" (s. 145). Nicht weniger wolgefällig ruht das auge des kenners auf jenen streitäxten, die in einer bestimmten anzahl von feststehenden mustern widerkehren und neben keulenartigen hand- oder schleuderwaffen zugleich von dem formsinn der bevölkerung wie von ihrer wehrhaftigkeit zeugnis ablegen. Pfeil und bogen, netz und angel vervollständigen die ausrüstung. Weniger beschränkt waren die modelle für das handwerkszeug, von dem hier nur hammer und beil, messer und säge, nadel und pfriemen erwähnt seien. Zum hausrat gehörte das material, das mit hammer und säge bearbeitet, die kleidung, die mit nadel und pfriemen hergestellt worden, aber uns nicht erhalten ist, jedoch die tätigkeit im hause lassen uns nicht bloss die zahlreichen geschirre aus ton, löffel aus holz, mühle aus stein, sondern auch der kostbare schmuck aus bernstein und jagdbeute verfolgen (got. *huzd*, ahd. *hort*, ags. *hord*, an. *hodd;* got. *maiþms*, and. *mêdom*, ags. *máđum*, an. *meiđmar* u. a.). Es scheint, dass auch einige, das familienvermögen repräsentierende schatzfunde in anschlag gebracht werden dürfen (s. 427).

Eine ausgeführtere behandlung wäre den ältesten grabformen zu wünschen gewesen. Es ist anzuerkennen, dass Müller den leitenden gesichtspunkt, dass das grab als wohnraum ausgebaut und ausgestattet worden ist, nachdrücklich betont hat. Aber damit konnte man sich nicht zufrieden geben. Der archaeologe hatte die aufgabe, die an den gräberformen gemachten beobachtungen für die älteste hausanlage systematisch zu verwerten. Es fehlt in dieser nordischen altertumskunde ein selbständiger abschnitt über das haus der urzeit. Wir hätten gerne auf mancherlei beiwerk verzichtet, z. b. behauptungen wie: eine felsenhöhle sei das grab der fernsten urzeit gewesen: „die höhlen waren ja einmal die wohnungen der lebenden und in übereinstimmung damit richtete man die felsengräber als wohnung für die toten ein" (s. 74). Das steht ganz ausser zusammenhang mit den fundtatsachen. Nirgends ist auf dem von Müller durchmessenen boden ein felsengrab zum vorschein gekommen. Es führte nun aber auch zu seltsamen schlussfolgerungen. Müller behauptet, dass das grab überall form und einrichtung eines wohnraumes zeige, sei eine folge des ursprungs der grabform aus der künstlichen höhle. Nichts nötigt uns zu solchen vermutungen die zuflucht zu nehmen. Die ältesten gräber des nordens sind so wesentlich anders gebaut als eine felsenhöhle beschaffen zu sein pflegt, dass wir genötigt sind, höhlenbewohner ganz aus dem spiele zu lassen. „Das grab war ein haus", sagt Müller denn auch selbst s. 76; „eine bald kleinere, bald grössere sichere und geschützte wohnung" (s. 56). Ich erinnere noch an die sogenannten hausurnen (vgl. s. 461), die eine plastische nachbildung der hütte darstellen (die architektonisch am vollkommensten entwickelten formen weisen die italienischen sammlungen auf), aber es darf die für die bestattungsgebräuche grundlegende formel aufgestellt werden, dass die toten beigesetzt worden sind in einer nachbildung des hauses der lebenden. Es waren zwei grundformen schon im grauen altertum ebenso wie in den geschichtlich hellen zeiten zu unterscheiden: ein langbau und ein rundbau. Eine wallmauer (steinsetzung) war rings um die anlage herumgeführt — das ist gewiss die bedeutung jener steinkreise, von denen Müller meint (s. 61), dass sie irgend welche praktische bedeutung nicht gehabt hätten, wol aber die grenzen der monumente bezeichneten (*suam quisque domum spatio circumdat* Tacitus Germ. s. 16). Innerhalb der ursprüng-

lichen anlage können wir späteren ausbau der kleineren wohnung zu grösseren complexen verfolgen, ja sogar den ansiedelungen durchaus analoge gruppen von totenhäusern sind mehrfach nachgewiesen (s. 66). Der wohnraum selbst ist aus stein aufgeführt (*materia utuntur informi* Tacitus a. a. o.) und aussen mit einem dichten lehmmantel versehen: das dach liegt frei, oft reicht der erdaufwurf nicht einmal bis zur obern kante der mauersteine (s. 59), das gewöhnlichste war jedoch bekanntlich, das bauwerk vollständig mit erde zu überdecken, so wird aus dem grab jene wohnung, für die unser wortschatz einen beleg (*tunc*) und Tacitus genauere angaben liefert. Sehr merkwürdig ist die türeinrichtung (s. 59. 72). Im innern weist die wohnung gepflasterten fussboden auf, und eine ausstattung, die man ungezwungen als den zum wohnraum gehörenden hausrat bezeichnet. Totenhaus und totenhausrat nehmen sich auch, was den wolstand betrifft, ebenso verschiedenartig aus wie die wohnungen der lebenden, und es ist eine lange reihe von der hütte bis zur prunkstube zu überschauen.

Architektonisch am lehrreichsten sind nun aber die sogenannten riesenstuben. Auch hier sind langbauten von rundbauten zu unterscheiden, doch ist bei den langbauten ein runder apsisähnlicher abschluss die regel. Auch hier interessiert uns zunächst die technik. Die steine sind meist derart ausgewählt, dass alle nach innen gekehrten seiten möglichst glatt sind, das material ist unförmlich, von mauerwerk folglich nur im primitivsten sinn die rede, zur füllung kam in Norddeutschland wie in Dänemark ein und dieselbe sorte von rotem sandstein zur verwendung — ein bindemittel war noch gänzlich unbekannt, wie ja noch Tacitus berichtet (*ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus, materia ad omnia utuntur informi*). Viel wichtiger ist aber eine andere tatsache. Die stube hat eine höhe von 5—6 fuss, über den aufrecht stehenden seitensteinen ruhen horizontale lagen von grossen steinen: haben wir also in dieser bauart die elemente des späteren sogenannten stabwerks; kommen hiefür auch die s. 86 erwähnten furchen in betracht? Doppelkammern und andere baucomplexe (s. 93) kehren auch bei den riesenstuben wider, sinnreich ist bei der türconstruction verfahren worden (s. 81); eine erweiterung des flureingangs hat zu jenen merkwürdigen gängen geführt, die 15—20 fuss lang bis ins detail (s. 88) berührungspunkte mit wirklichen häusern abgeben, deren schutzvorrichtungen wir hier genauer kennen lernen. —

Das ist nun alles anders geworden seit jener neugestaltung der lebensverhältnisse, die durch das auftreten der metalle eingeleitet wird. Das kistengrab ist nicht mehr eine behausung für den toten, sondern ein leichenschrein, ein sarg. Holzsärge sind nicht bloss häufig nachgewiesen, sondern auch erhalten. Die veränderung der sitte ist aber noch viel weiter fortgeschritten, an die stelle der bestattung ist allmählich die verbrennung der leiche getreten und das monumentale totenhaus der steinzeit schrumpfte zu der aschenurne der bronzezeit zusammen.

Ich hätte gewünscht, dass Müller, wo er in die besprechung der bronzezeit eintritt, von den gräberformen ausgegangen wäre (s. 244. 340 fgg.). Es musste viel energischer betont werden, dass die bestattungsgebräuche und die grabformen am schluss der steinzeit und im beginn der bronzezeit identisch sind (s. 313), worauf ich schon bei anderer gelegenheit hingewiesen habe. Dass das auftreten des kistengrabes, des sarges mit dem auftreten der bronze geschichtlich zusammenhängt, habe ich bereits zu begründen versucht. Dass die bestattung im sarg unmittelbar heranreicht bis an den beginn der periode des leichenbrands ist nachweisbar, denn es gibt kistengräber der bronzezeit, die reste verbrannter leichen enthalten. Seitdem aber

diese sitte, die leiche zu verbrennen, in aufnahme gekommen ist, ändert sich das grab; es wird klein und kleiner, wird zu einem viereckigen behälter, der gerade zur aufnahme verbrannter gebeine ausreicht (s. 406 fgg.) oder die gebeine sind in einem thongefässe niedergelegt, dass in einem von steinen umsetzten raume untergebracht worden ist; schliesslich sind die überbleibsel in einem holzkistchen oder ohne jede umhüllung der erde anvertraut worden. Beachtenswert bleibt, dass die anlegung eines hügels über dem grab stetig beibehalten worden ist: so stark ist bei aller verschiedenheit der bestattungsformen die continuität der äusseren grabform gewahrt worden.

Die chronologische folge der grabformen und bestattungsgebräuche ist selbstverständlich nur auf grund der grabausstattung zu geben. In der behandlung der aus metall gefertigten beigaben erreicht Müllers darstellung den höhepunkt. Dass er wesentlich von Montelius beeinflusst ist, ohne im bausch und bogen seine resultate anzunehmen, versteht sich von selbst. Auch Müller hat jetzt vollkommen mit dem dilettantischen verfahren seiner vorgänger gebrochen und streng die moderne kunstgeschichtliche methode zur anwendung gebracht. Sein grundsatz ist: altertümer, die demselben stil angehören, müssen gleichzeitig sein — wir verstehen dies dahin, dass es sich dabei um stilchronologie, nicht um absolute zeitbestimmung handelt. Nicht consequent finde ich es, wenn Müller selbst das gewicht der stilkriterien abzuschwächen geneigt ist mit den worten: die stilistische gliederung dürfe nicht zu weit getrieben werden und sich schliesslich nur noch auf ganz unbedeutende stilunterschiede stützen. „Die chronologische scheidung erhält erst dann richtige bedeutung für vorgeschichtliche forschung, wenn sie nicht zwischen einzelnen formen von altertümern oder ornamentdetails vorgenommen wird, sondern zwischen ganzen gruppen von wirklichem sondergepräge, die durch viele und bedeutsame details charakterisiert sind“ (s. 376). Das darf nicht als befriedigend zugestanden werden. Selbstverständlich haben wir verschiedene stilformen erst da anzuerkennen, wo sie in ganzen gruppen von kunstgegenständen belegt sind. Vereinzelte funde berechtigen nicht zur ansetzung von stilperioden. Aber wo uns gruppen entgegentreten, muss auch mit dem stilprincip ernst gemacht werden. Das numerische verhältnis der gruppen ist nicht massgebend, denn es kann durch neue funde fortwährend verschoben werden und wir müssen uns dagegen verwahren, dass unter „sondergepräge“ etwas anderes verstanden werde als stilmerkmale.

Dem ornament hat Müller leider, wie ich schon betont habe, nicht ganz die volle aufmerksamkeit gewidmet, die wir heute fordern müssen. Die neueste publikation von Montelius stellt straffere wissenschaftliche forderungen, im Müllerschen buche macht sich zuweilen eine art von vermittlungsversuchen zwischen dem veralteten dilettantismus und dem modernen stilkritischen standpunkt geltend. Wenn also Müller meint, der unterschied seines systems von dem durch Montelius vertretenen sei nicht gross, so ist das doch mit vorbehalt aufzunehmen. Um ein beispiel zu geben, verweise ich darauf, dass Müller eine periode datiert mit dem auftreten des spiralornaments, eine zweite mit dem auftreten des bogenmotivs und diese beiden stilperioden als ältere bronzezeit zusammenfasst; die jüngere bronzezeit weist neue muster auf: bändermotiv, tierornament und hat auch noch den übergang vom ornament zur zeichnung (z. b. schiffsbilder) aufzuweisen: das sind drei so verschiedenartige dinge, dass eine zweiteilung der jüngeren bronzezeit willkürlich erscheint.

In seiner letzten abhandlung: De förhistoriska perioderna i Skandinavien (Månadsblad 1896) hat Montelius 6 stilperioden der bronzezeit anschaulich zu machen

versucht und in seine 3. periode jenes sternförmige ornament gestellt, dem Müller eine mehrfache erwähnung, aber keine stilistische würdigung hat zu teil werden lassen. Wie Montelius rückt auch Sophus Müller das sternornament in die nachbarschaft des spiralornaments — man sieht aber durchaus nicht ein, weshalb es nicht mit diesem und dem bogenmotiv hinsichtlich der stilkritischen bedeutung coordiniert worden ist. Die stilkritischen beobachtungen am ornament sind keineswegs allein massgebend für die periodisierung der bronzezeit, aber sie beanspruchen neben den technischen merkmalen doch eine lebhaftere teilnahme des archaeologen und im grossen und ganzen scheinen sich ja diese mit jenen zu begegnen, mit der von Müller gegebenen aufteilung der bronzezeit in 4 perioden sich aber nicht zu vertragen.

Wenden wir uns der frage nach der leistungsfähigkeit der bronzeindustrie zu, so muss festgehalten werden, dass trotz des schweigens des Müllerschen buches mit einer ausgedehnten steinmanufaktur zu rechnen ist. Es ist schon sehr lehrreich, dass arbeitsgerät und werkzeug in den gräbern fast gar nicht vorkommt: das grab war eben nicht mehr ausgestattet wie das wohnhaus, weil es nicht mehr als solches gedacht und gebaut war. In anbetracht der reichen feld- und moorfunde ist es aber unzulässig, das seltene vorkommen von bronzenem werkzeug damit zu entschuldigen, dass es eben nicht üblich gewesen sei, werkzeug ins grab mitzugeben (s. 281). Es erweckt ganz irrige vorstellungen, wenn man der bronze im haushalt des altertums die alleinherrschaft zuweist. Die bronze bildete das geld, das vermögen, das kapital der familie (s. 426. 441. 457) und im edelmetall sammelte man sich seinen schatz und seinen schmuck: das arbeitsgerät bestand vorzugsweise aus wenig wertvollem material: aus lehm, stein, horn, knochen, leder und holz. Der elegantere kamm ist aus bronze, der gewöhnliche kamm ist auch noch in der bronzezeit aus horn (s. 267), das gewöhnliche geschirr war auch in der bronzezeit aus holz oder aus thon (s. 343), was wir an bronzenem geschirr haben sind selbstverständlich wert- und prunkstücke. Es ist sehr bedauerlich, dass diese einfachen tatsachen immer noch verkannt werden. An werkzeug in bronze kennen wir beile, meissel, sägen, bohrer, messer, sicheln; es sind geräte, bei denen selbstverständlich im wesentlichen die formen dieselben bleiben, auch wenn sie lange perioden hindurch immer wider neu angefertigt worden sind (s. 428).

Dass auch dem bewehrten mann nicht ausschliesslich der *aizasmiþa* die waffen lieferte, ist sicher. Jedesfalls hat man die pfeilspitzen immer noch aus dem scharfkantigen feuerstein angefertigt — so ist die tatsache, dass pfeilspitzen aus bronze fehlen, zu interpretieren! Was hat Müller daraus gemacht (s. 253)! Vortrefflich ist seine bemerkung, dass der dolch die älteste stichwaffe, dass der dolch allmählich zum schwert verlängert worden und das schwert in der bronzeperiode als stich-, nicht als hiebwaffe eingerichtet war (s. 244 fg.): erst mit dem eisenschwert ist zum hieb ausgeholt worden — nebenbei bemerkt ein für das alter unserer heldensagen beachtenswertes motiv. Ich will nicht versäumen noch auf eine andere bemerkung Müllers aufmerksam zu machen. Die lanzenspitze ist ursprünglich nichts anderes als ein aufgesetzter dolch (s. 252), wir haben also mit einer fernen vergangenheit zu rechnen, wo alle stichwaffen in der einen form des dolches (ahd. *sahs*, ags. *seax*) gehalten waren, aus der allmählich die sonderbildungen sich differenzierten: das ist gerade wie auf dem gebiete der sprache, wo wir annehmen, dass es ein idg. wort **kerus* gegeben habe in der bedeutung von stichwaffe, das uns aber nur noch in der differenzierten bedeutung aind. *çaru* lanzenspitze, urgerm. **herus*

(got. *hairus* usw.) schwert vorliegt. So vortreffliche parallelen liefert die archaeologie dem etymologen, die wol einmal im zusammenhang zu verfolgen wären.

Man wird nun hoffentlich allmählich auch in weiteren kreisen mit den durch die geschichtsbetrachtung der vergangenen jahrhunderte genährten vorstellungen brechen, als hätten wir es bei den „barbarischen“ völkern des altertums mit uncivilisierten nomaden zu tun. Der in felle gekleidete Germane, diese romanfigur des 17. jahrhunderts, war hiefür typisch. Wir wissen aber jetzt so genau über die tracht der urzeit bescheid, dass man endlich den maskenfiguren aus dem höfischen roman Lohensteins den laufpass geben sollte. Sehr dankenswert ist auch das eingehende referat über die grossen trompeten, deren wir jetzt mehr als 25 aus Dänemark und Schleswig kennen. Sie sind so fein gearbeitet, dass sie noch heute das staunen der techniker erregen und zeugen nach ihrer tonbildung von einer so merkwürdig hohen entwicklung, dass wir unsere meinung von dem künstlerischen niveau unserer ahnen wesentlich modificieren müssen (bezüglich der tätowierinstrumente wäre auf Tacitus Germ. c. 43: *tincta corpora* der Harii zu verweisen gewesen). Schwieriger ist es die mannigfachen anhaltspunkte für die religionsgeschichte zusammenzufassen. Müller hat gerade dieser seite des lebens besondere aufmerksamkeit geschenkt, aber trotz mehrfacher widerholungen nicht viel zu sagen gewusst. Es liegen hier wichtige probleme vor. Ich erinnere nur z. b. an den übergang von leichenbestattung zum leichenbrand. Aber wir müssen gestehen, dass hier vieles wichtige noch gänzlich unaufgehellt geblieben ist. Schon in den kleinen grabkammern und den riesenstuben der steinzeit hat das feuer spuren hinterlasson. Müller meint nun zwar, das feuer sei nicht zur verbrennung der leichen bestimmt gewesen, weil nur ein geringer teil der knochen vom feuer angegriffen und nur ausnahmsweise die knochen vollständig verbrannt sind (s. 100), das feuer sei vielmehr auf einen religiösen brauch zurückzuführen, der an die bestattung sich knüpfte (s. 101). Er spricht von opferfeuer und von grabopfern und von grabfrieden, macht aber gar keinen versuch diese älteren bräuche für den in der bronzezeit üblich werdenden leichenbrand zu verwerten. Es ist doch von der allergrössten wichtigkeit zu wissen, dass auch in diesem fall eine lange, lange vorbereitungszeit vorausgegangen ist, dass wir es mit andern worten beim leichenbrand nicht mit etwas principiell neuem zu tun haben, dass vielmehr eine modification der älteren sitte sich bahn gebrochen hatte. Ich bin also mit der s. 360 fg. gegebenen formulierung durchaus nicht einverstanden; hier hat Müller all das ausser acht gelassen, was an früheren stellen seines buches gesagt worden war. Er constatiert freilich s. 362: die leichenverbrennung könne nicht als entwicklung eines älteren brauches aufgefasst werden; aber das ist nach dem bisher bemerkten nicht ernst zu nehmen. Mit recht wendet sich Müller der tatsache zu, dass genau dieselbe veränderung sich im prähistorischen Griechenland und Italien vollzogen hat. Wenn wir aber hören, dass dort in der geschichtlichen zeit beerdigung und verbrennung neben einander üblich gewesen sind und nie etwas über einen sachlichen wesensunterschied dieser beiden bräuche verlautet, so wird man es für höchst unwahrscheinlich halten, dass der umschwung der dinge so tiefsinnige begründung erfahren müsse, wie man sie zu geben pflegt. Es verfällt auch Müller auf den ausweg, neue ideen über die fortdauer des seelenlebens zu postulieren. In der steinzeit habe man den glauben gehabt, wenn nur die leiche erhalten bleibe, sei die existenz der seele gesichert. „Doch die erfahrung lehrte, dass die leiche nicht für immer vor der vernichtung geschützt werden konnte. Da hörte man auf, ein grabhaus zu errichten. Am schluss der steinzeit und in der ältesten bronzezeit wurde der tote wie zur

ruhe in ein vollständig geschlossenes grab gelegt; der ältere glaube an die fortdauer des seelenlebens scheint aufgegeben worden zu sein, ohne dass man etwas anderes an seine stelle zu setzen hatte. Als ausdruck neuer vorstellungen kam die leichenverbrennung auf. Die seele stirbt nicht, erklang es da von neuem, aber mit tieferer bedeutung und mit grösserer kraft als in jener zeit, da man sich das leben im grabhause fortgesetzt dachte" usw. (s. 369). Man wird Müller durchaus recht geben, wenn er deduciert, das die semitische formel von der auferstehung des fleisches nur bei den völkern sich bilden konnte, wo die beerdigung zu allen zeiten festes gesetz war. Aber es scheint uns sehr fraglich, ob „die leichenverbrennung von höheren und reineren vorstellungen über das jenseits ausgegangen ist" (s. 371). Solche ahnungen liegen jedesfalls jenseits der competenz des geschichtschreibers. Was wir festzustellen haben ist der gegensatz zwischen dem leben und der leiche. Es ist höchst interessant in diesem zusammenhang, dass das wort leib (leben) nach den etymologischen zusammenhängen das „dauernde" bezeichnet, während das altgermanische compositum *lik-hamo* nur die umhüllung bedeutet, die für die existenz des „dauernden" nicht wesentlich ist. Unter diesen etymologischen tatsachen nimmt das problem sofort eine andere gestalt an und wir erkennen auch aus ihnen, was eine unbefangene beurteilung der archaeologischen hilfsmittel lehrt, dass der glaube an die unsterblichkeit der seele wandellos derselbe geblieben sein dürfte, ob die „hülle" verfaulte oder verbrannt wurde.

Der unsterblichkeitsglaube wird auch von Müller schon bei der leichenbestattung in einer intensität vorausgesetzt, die eine steigerung schwerlich verträgt (s. 76). Rätselhaft bleibt mir — Müller geht an dieser erscheinung ziemlich flüchtig vorüber (s. 119) — wie wir uns mit dem übergang von der bestattung in „stuben" zu der bestattung in särgen abzufinden haben. Ich möchte vermuten, dass wir es dabei mit einer aus der fremde importierten neuen mode zu tun haben, die neben der einheimischen sitte sich geltung verschaffte, bis sie allmählich unter neuen formen einheimischer sitte verschwand.

Mit lebhaftem interesse verfolgt Müller auch noch die historische ausbeute des archaeologischen materials. Auch er entscheidet sich schliesslich gegen die bekannte einwanderungshypothese und hat sich der ansicht von Montelius angeschlossen, dass wir schon im steinaltervolke Germanen zu sehen haben (s. 212); bemerkt aber mit recht, dass dies völlig einleuchtend erst mit hilfe des archaeologischen materials der geschichtlichen zeit, der eisenzeit, gemacht werden kann. Es wird also bei der besprechung des 2. bandes auf diese grundfrage zurückzukammen sein; sie verlangt eine neue gründliche behandlung, nachdem Johannes Steenstrup seine raisonnements über archäologie und geschichte veröffentlicht und in Historisk tidskrift VI. r. 5, 3 fgg. auf seine weise die frage beantwortet hat: Hvorlænge have Danske boet i Danmark?[1] Es wird dabei zu beachten sein, dass die ausführungen Steenstrups nicht mehr mit gleicher schärfe widerkehren in der von ihm begonnenen darstellung des dänischen altertums (Danmarks riges historie I), die auch durch weitgehendev erwertung des archaeologischen materials sich auszeichhet und bei der die leistung Sophus Müllers für die urgeschichte seiner heimat bereits vortrefflich verwertet worden ist[2].

1) Mit dem ausfall Kossinnas Idg. forsch. 7, 293 ist die sache natürlich nicht abgetan. 2) Den soeben erschienenen wichtigen aufsatz Heinrich Brunners über das totenteil in der Zeitschr. d. Savignystiftung 19, 107 fgg. konnte ich leider nicht mehr verwerten. [Korrekturnote.]

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Det norrøne Sprog på Shetland af **Jakob Jakobsen.** København, W. Prior. 1897. X, 196 s. 8⁰.

The dialect and place names of Shetland, Two popular lectures by **Jakob Jakobsen,** dr. of phil. Lerwick, T. and J. Manson. 1897. 125 s. 4⁰.

Von den drei alten skandinavischen kolonien im nordmeer, Shetland, Färöer und Island, liegt die erstgenannte dem mutterlande am nächsten, nur etwa 50 meilen vor Bergen; gleichwol haben die Shetlandinseln schon längst ihren alten dialekt verloren und sind bis vor kurzem in ihren sprachlichen verhältnissen beinahe eine *terra incognita* gewesen. Beides erklärt sich aus ihrer im 15. jahrhundert erfolgten politischen abtrennung von dem norwegisch-dänischen reiche. Wie das allmähliche erlöschen der nordischen sprache die natürliche folge der wirtschaftlichen unterdrückung und knechtung der bedauernswerten einheimischen bevölkerung durch schottische machthaber war, hat Jakobsen in einem aufsatz in der dänischen zeitschrift *Tilskueren* (deutsch in „Nord und süd“ 1897) anschaulich geschildert; und dass die moderne skandinavische sprach- und dialektforschung sich zunächst dem eigenen lande zuwandte und der schier vergessenen Shetlandinseln kaum gedachte, ist begreiflich. Man war daher auf ein paar kleine, den noch immer reichen nordischen sprachstoff bei weitem nicht erschöpfende veröffentlichungen (wie z. b. Edmonstons Etymological glossary of the Shetland and Orkney dialect, Transactions of the philological society, London 1866; Laurenson, Annaler f. nord. oldkynd. 1860; Lyngby ebd. und sonstige zerstreute mitteilungen) angewiesen. Selten ist eine staatliche unterstützung wissenschaftlicher forschung so dringend erwünscht gewesen wie das stipendium des dänischen kultusministeriums, das Jakobsen einen dreijährigen aufenthalt auf den inseln ermöglichte, dessen erste früchte, vorläufer eines grösseren wörterbuchs über die nordischen bestandteile des modernen Shetlanddialekts, uns als hochwillkommene gabe geboten werden. Denn es war, wie wir aus den erfahrungen Jakobsens lernen, höchste zeit, diese sprachreste einzusammeln, die ihrem sicheren untergange entgegengehen. Der forscher, der sich dieser aufgabe widmete, war mit kenntnissen und erfahrungen ausgerüstet, die ihn zu der lösung derselben geradezu berufen erscheinen lassen; zu Kopenhagen in der schule Wimmers ausgebildet, brachte er als geborener Färinger ausserdem die genaueste kenntnis eines dialekts mit sich, der in seinem lautlichen charakter dem Shetland-Norn viel näher steht als das moderne Isländisch, und die ausarbeitung des gediegenen, mit phonetischer umschrift versehenen färöischen wörterbuchs (Kopenhagen 1891) war eine treffliche vorschule zu den aufgaben, die seiner auf den Shetlandinseln harrten. Von ausserordentlicher wichtigkeit endlich war die vertrautheit mit der eigenart und den lebensgewohnheiten des volkes in seiner heimat, da sie ihn befähigte, mit der shetländischen bevölkerung bald auf den vertrauensfuss zu kommen, der bei der erkundung des sprachlichen stoffes unerlässlich war; denn die arbeitsmethode konnte, soweit sie das sammeln des materials betrifft, hier nicht die eines philologen sein, der in der schreibstube auszüge aus litterarischen denkmälern macht, sondern musste die eines volksforschers werden, der seinen stoff unter allerlei hindernissen und schwierigkeiten dem munde des volkes ablauscht. So konnte denn ein reicher erfolg nicht ausbleiben; wie wir durch den verfasser erfahren, ist es ihm geglückt, mehrere tausend unzweifelhaft nordische wörter zusammenzubringen, ein unerwartet grosser wortschatz, dessen systematische bearbeitung das nächste ziel Jakobsens bildet. Viel mehr als wörter an sich sind es leider nicht, denn die schüchterne hoffnung, die man allenfalls hegen konnte, es würden sich dabei vielleicht auch noch reste alter volkspoesie wie die wertvolle

von Low im jahre 1774 aufgezeichnete Hildinaballade in der tradition vorfinden, ist leider nicht in erfüllung gegangen. Die zum teile nicht einmal mehr ganz verständlichen bruchstücke von liedern, rätseln und anderem kleingut der volksdichtung, deren Jakobsen habhaft werden konnte, füllen in seinem buche nur schwache 12 seiten.

Das buch *Det norrøne sprog på Shetland* bildet eine art allgemeiner einleitung zu dem in aussicht stehenden wörterbuch. Das erste kapitel skizziert die äussere geschichte des Norndialektes, soweit die spärlichen älteren zeugnisse es zulassen. Mit dem anheimfall der inseln an Schottland war dem (Nieder-) Schottischen, später auch der englischen schriftsprache tür und tor geöffnet, doch hielt sich daneben der alte dialekt noch bis in den anfang des 18. jahrhunderts. Dann begann der verfall, die flexionen gerieten in verwirrung und auflösung, der englische (schottische) wortvorrat drang immer reichlicher ein, und schliesslich blieben vom alten norn nur mehr wörter übrig, die infolge ihrer intimeren bedeutung (spott- und koseworte, bezeichnungen für arbeiten des täglichen lebens, hausrat, wettererscheinungen, seefahrt usw.) der verdrängung durch eine fremde sprache zäheren widerstand geleistet haben. Das 2. kapitel bringt die am besten erhaltenen bruchstücke von volksdichtung in Norn; darunter treffen wir uralte bekannte, wie das rätsel von der kuh (vier hängen, vier gehen usw.) und eine variante des rätsels von der schneeflocke (vogel federlos). Die stärker entstellten, sowie die früher aufgezeichneten sonstigen sprachproben (Vater unser usw.) sind in kap. 8 als anhang abgedruckt; die Hildinaballade ist übergangen, da Sophus Bugge eine neue ausgabe mit kommentar plant, von der wir gewiss eine bedeutende förderung des verständnisses dieses schwierigen und so stark entstellten textes erwarten dürfen.

In den folgenden drei kapiteln wird eine reiche auswahl des eingesammelten lexicalischen stoffes, nach begrifflichen gruppen geordnet, vorgeführt. Dem lexikon wird damit nicht vorgegriffen, vielmehr tritt bei dieser behandlung ein anderes interesse in den vordergrund; es wird nämlich gezeigt, in welcher weise die lexikalische mischung erfolgt ist, in welchen formalen oder begrifflichen kategorien sich alte Nornwörter erhalten haben. Diese abschnitte sind daher nicht nur für den nordischen philologen anziehend, sondern auch der aufmerksamkeit aller philologen wert, da sie überaus interessante belege für die vorgänge bei einer sprachmischung bieten.

Das dritte kapitel zählt eine reihe von nordischen wörtern auf, die im täglichen leben vom englisch-schottischen verdrängt worden sind, aber entweder in zusammensetzungen oder in eingeengter gebrauchsbegränzung sich gehalten haben, geordnet nach substantiven, adjectiven, verben und partikeln. Ein paar beispiele mögen dies erläutern[1].

Für thal wird *valley* gebraucht; altn. *dalr* aber ist erhalten in *dâlamist,* nebel, der in den thälern liegt. Feuer = *fire;* doch altn. *eldr* in *marīl, marelde,* meerleuchten. Pflug = *plough,* doch altn. *arđr* in *artree,* langholz am pfluge. Pferd = *horse;* altn. *hross* in dem spottnamen der bewohner von Fetlar *de rossifoals o' Fetlar* (geht auf ihre beschäftigung mit der rosszucht). Krankheit = *disease;* doch altn. *sótt* in *longesot* lungenkrankheit der rinder. Stein = *stane, rock;* altn. *grjót* in *millgrøt,* steinart, aus der mühlsteine gemacht werden. See = *sea;* altnord.

1) Die Nornformen sind hier, so gut es gieng, doch unter möglichster wahrung des lautcharakters, mit den gewöhnlichen typen gedruckt, da die beibehaltung der phonetischen umschrift Jakobsens infolge der vielen neugebildeten lautschriftzeichen hier typographisch unmöglich ist (vgl. unten).

sjór in *sjopälti* (= *piltr*), mythisches wasserwesen, neck. Als beispiele für die einschränkung des gebrauchs auf gewisse fälle seien genannt: thier heisst *animal, creature;* das altnord. wort *dýr* [altnorweg. *djúr*], shetl. *dzūr* wird nur als kosewort, namentlich für ein pferd oder eine kuh gebraucht. Nachbar = *neighbour;* altn. *granni* (shetl. *grani*) wird lokal in gemütlicher anrede verwendet (etwa im sinne von „mein freund"). Herz = *heart;* altn. *hjarta*, shetl. *jarta* als (fast veraltetes) kosewort: *my jarta*, mein schatz. Mähne = *mane;* das nordische *fax* bedeutet weissmähnige, sich überstürzende wellen: *a faks i' de sea; de sea is faksen*, die see geht mit weissschäumenden wellen. Frühjahr = *spring; vōr* (altn. *vár*) nur von der im frühjahr ausgeführten feldarbeit: *to win de vōr*, frühjahrsfeldarbeit ausführen. *Sœtr* hat sich nur in der formel *søta lamb* (mein süsses lamm) gehalten, mit der man der kuh beim melken zuredet, stille zu stehen. *Vænn* kommt nur noch vor in der verbindung: *a vēn night*, ein klarer windstiller abend. Interessant sind auch die fälle, wo ein schottisch-englisches und ein nordisches wort in tautologischer formel verbunden sind und die formel allein das nordische wort erhalten hat; z. b.: *he 's nedder* (= *neither*) *puir* (= *poor*) *or ārm* (= altn. *armr*, unglücklich, elend); *to curse and bann* u. ähnl.

Im vierten kapitel sind, nach sachlichen gruppen geordnet, solche Nornwörter vorgeführt, die in der bedeutung oder verwendung specialisiert sind und dadurch an widerstandskraft gewonnen haben. Bereits im alten Norndialekt hatte der wortvorrat der einzelnen inseln, ja einzelnen dörfer sich stark von einander unterschieden, eine folge der zerstreuten siedelung und des geringen verkehrs; dazu kam nun noch der einfluss des schottisch-englischen, der nicht an allen orten gleich wirkte, nicht überall dieselben wörter verdrängte. Das ergebnis ist eine merkwürdige mannigfaltigkeit des erhaltungszustandes, die soweit geht, dass gewisse wörter nur mehr in éinem hause, éiner familie, von éiner bootsmannschaft gekannt und gebraucht sind, „ein zeugnis für das erlöschen des alten dialekts." Es handelt sich hier namentlich um fischnamen, benennungen von hausteilen und einrichtungsstücken, seemännische ausdrücke über wind und wetter u. ä. m.

Eine besonders merkwürdige gruppe von wörtern behandelt das 5. kapitel „Das namentabu der fischer; seenamen", das auch für die volkskunde von höchstem interesse ist. Die Shetlandfischer haben eine eigene seesprache gehabt, bzw. zum teile noch beibehalten, in welcher zahlreiche wörter der gewöhnlichen umgangssprache, meist substantive, durch andere ersetzt sind, und zwar teils durch umschreibungen poetischen charakters, teils durch sonst ausgestorbene alte nordische wörter. Das merkwürdige daran ist nicht die tatsache, dass sich die sprache eines berufsstandes durch eine eigentümliche auswahl aus dem allgemeinen wortschatz und besonderheiten im wortgebrauch auszeichnet (vgl. z. b. die jägersprache), sondern dass die ersetzung des gewöhnlichen wortvorrats durch umschreibungen und veraltete oder poetische wörter so systematisch durchgeführt ist und zum grossen teile auf einer mythischen vorstellung beruht, dem glauben, es bringe unglück, die richtigen (gewöhnlichen) namen auf der see zu gebrauchen; also ein richtiges namentabu. Dem volksforscher sind solche namentabus nichts fremdes; Kr. Nyrop hat in seiner lehrreichen abhandlung *Navnets magt* (auf die Jakobsen auch verweist) beispiele aus verschiedenen gebieten zusammengetragen; eine so reich ausgebildete sondersprache auf grund von tabu-vorstellungen dürfte aber kaum belegt sein. Der ernste glaube an die tabuvorschriften ist übrigens, wie Jakobsen mitteilt, bereits erloschen; die alten wörter der seesprache sind aber noch erhalten und haben nicht wenig altes

sprachgut des Norndialekts gerettet. Bezeichnenderweise finden sich darunter verschiedene wörter, die im altnordischen in der dichtung üblich und z. t. in der jüngeren Edda unter den „poetischen namen“ angeführt sind. Für meer z. b. sagte man *lōg* (altnord. *lǫgr*), *mār* (altn. poet. *marr*), *džūb* (altn. *djúp*) u. a. Für meergrund gebrauchte man umschreibungen wie „die vertiefung“, „der harte“, „der allharte“; für salz „das bittere“, für sonne „die schöne“, „der glanz“, „der scheiner“, für kuh „brüller“, für schwein „grunzer“, für seehund „der haarige“ u. ä. m. Sogar gewisse ortsnamen waren oder sind auf der see tabu; die Fetlarfischer nannten z. b. das vorgebirge *de Hevda* zur see *de Sēgel* („das segel“, nach seiner gestalt) usw.

Kapitel 6 und 7 enthalten die vorläufigen grammatischen ergebnisse, die sich aus dem eingesammelten material gewinnen lassen, das erstere eine zusammenstellung der flexionsreste, die sich so zu sagen in versteinertem zustande erhalten haben (flectiert wird jetzt nach englischer art), das letztere eine art lautlehre. Da sich eine charakterisierung der verwickelten lautverhältnisse nicht ohne das reiche belegmaterial geben lässt, muss hier auf auszügliche mitteilungen verzichtet werden. Den beschluss des reichhaltigen buches bildet ein sorgfältiges wortregister.

Die verdienste der sammler- und forscherarbeit, welche ein grosses gebiet der nordischen sprache vor vergessenheit und spurlosem untergange gerettet hat, und der gründlichen, scharfsinnigen und methodisch wolgeschulten philologischen behandlung des eingesammelten stoffes bedürfen keines lobes. Eine ins einzelne gehende nachprüfung der lautgeschichtlichen entwicklungen bleibt fachgenossen vorbehalten, die mit dem niederschottischen und mit den modernen norwegischen dialekten vertraut sind. Wenn hier ein paar untergeordnete ausstellungen gemacht werden, so bedarf es keiner hervorhebung, dass sie nicht den zweck haben, den wert der leistung herabzusetzen. Die disposition des stoffes ist im allgemeinen ganz zweckgemäss, leidet aber hie und da im einzelnen an unübersichtlichkeit, so in dem kapitel 7 (*Lydforhold*), wo die hinzufügung einer tabellarischen zusammenfassung sich empfohlen hätte. Bei der rückführung der shetländischen wörter auf die altnordische (altisländische) grundform wäre es vielleicht möglich gewesen, die altnorwegischen lautverhältnisse öfter heranzuziehen als geschehen ist. Die lautlehre in kap. 7 ist vom verfasser natürlich nur als entwurf der allgemeinen entwicklungslinien gedacht; vollständige verwertung des stoffes nach allen seiten hin und verfolgung der einzelnen probleme im zusammenhang mit der allgemein nordischen sprachentwicklung kann überhaupt nicht von einem einzelnen erwartet werden; doch wäre es Jakobsen gewiss leicht gefallen, die parallelen oder abweichenden lautentwicklungen des færöischen, isländischen und der in nächster beziehung stehenden norwegischen dialektgruppe zur vergleichung kurz heranzuziehen (ein wunsch, den auch Kahle in seiner anzeige des buches, Anz. f. d. a. XXIV, 269 fgg. geäussert hat). Vor allem aber wäre es interessant gewesen, von einem so wolgeschulten beobachter wie Jakobsen etwas näheres über die aussprache des schottisch-englischen im munde der Shetländer zu erfahren; die phonetischen eigenheiten des shetländischen Norn sind gewiss von dem einfluss der fremden sprache ebensowenig unberührt geblieben als anderseits diese im munde der Shetländer von dem artikulationscharakter des Norn. Ich denke dabei natürlich nur an eine kurze charakterisierung; denn die hauptaufgabe war die phonetische aufzeichnung des Norn, der Jakobsen die vollste aufmerksamkeit zugewendet hat. Es ist hocherfreulich, dass Jakobsen sich nicht damit begnügt hat, die gesammelten Nornwörter in nur annähernder lautschreibung widerzugeben — oder gar sich verleiten liess, aus etymologischem interesse eine möglichst altnordische schreibung anzuwen-

den. Die streng phonetische schreibung, die Jakobsen anwendet, war die einzig richtige, und hier umsomehr am platze, als es sich um sprachreste handelt, die wol bald gänzlich verschwinden und somit späterer controlle entzogen sein werden. Nur war es nicht notwendig, hierin so weit zu gehen, dass jede praktisch brauchbare umschrift (neben der phonetischen) aus dem buche ganz verbannt ist. Die von Jakobsen angewendete lautschrift enthält selbstverständlich zahlreiche neugebildete zeichen, von denen verschiedene sich nur selten im typenvorrat einer druckerei finden werden, während einige andere wol überhaupt erst eigens für den druck angefertigt worden sind. Für das buch Jakobsens ist das kein nachteil, der leser findet sich bald in den schönen und klaren typen der lautumschrift zurecht. Anders aber ist es, wenn nun in zukunft die citierung eines shetländischen wortes in anderen schriften und abhandlungen erfolgen soll; die genauigkeit wird an dem typenvorrat der druckerei ihre begrenzung finden. Eine anbequemung der schreibung an den gewöhnlichen typenvorrat ist aus praktischen gründen ganz unentbehrlich, und ich möchte den wunsch aussprechen, dass Jakobsen in dem wörterbuche, das er ausarbeitet, neben der phonetischen auch eine praktisch leichter durchführbare schreibung (etwa in klammern) beifüge; die normen derselben festzustellen ist niemand berufener als er, und es ist besser, dass dies gleich in dem grundwerke geschehe, als dass es der wahl des einzelnen überlassen bliebe, sich fallweise die schreibung zurechtzumodeln. Ein bedenken endlich, das ich hier nicht näher ausführe, da sich Kahle bereits über diesen punkt geäussert hat, betrifft die erklärung der angewendeten lautschriftzeichen; dieselbe leidet an zu schwankenden bestimmungen: was unter „*ö*-artiger schattierung von *e* (wie *e* im dänischen *tage*)“ gemeint ist, kann man zwar erraten, man kann sich auch ungefähr denken, wie „ein mittellaut zwischen *å* und *o*, zwischen *e* und *i*, *a* und *æ*“ usw. beschaffen ist, aber zu sicherheit gelangt man bei diesen angaben nicht. Schon der blosse gebrauch der bezeichnungen „offen“ oder „geschlossen“ bei vocalen hätte festere anhaltspunkte geboten, und die verwendung der terminologie irgend eines phonetischen systems wäre unbedingt besser gewesen. Vielleicht nimmt der verfasser die gelegenheit wahr, eine schärfere und verständlichere definition seiner lautzeichen bei der veröffentlichung des wörterbuches nachzutragen. Dieser arbeit, von der man nach den vorliegenden gediegenen proben das beste erwarten darf, wünschen wir glücklichen fortgang und baldigen abschluss.

Wie Jakobsen in seinem buche mitteilt, war es ein günstiger umstand für seine forschungen, dass die Shetländer noch heute trotz des verlustes ihrer alten sprache so starke skandinavische sympathien haben, dass ein Skandinave wie ein freund und verwandter aufgenommen wird, während ihnen der Schotte als fremder gilt. Von dieser anhänglichkeit der Shetländer an ihre nordischen erinnerungen, die etwas ergreifendes hat, ist vielleicht der beste beweis die erstaunliche tatsache, dass sich auf diesen weltentlegenen inselchen ein verleger gefunden hat, der es wagen konnte, zwei populäre vorlesungen Jakobsens über den dialekt und die ortsnamen der Shetlands (in englischer sprache) in trefflicher, geradezu eleganter ausstattung herauszugeben. Dieselben seien auch in unseren kreisen der beachtung aller, die sich für die sprache und die schicksale des shetländischen volkes interessieren, auf das wärmste empfohlen. Der in dem oben angezeigten buche enthaltene stoff wird nämlich durch diese zwei vorträge vielfach ergänzt, namentlich durch den zweiten, in welchem ein dort gar nicht berührtes gebiet anziehend behandelt wird, nämlich die orts- und flurnamen. Fast jeder hügel, jedes tal, jedes gewässer, jede alte flur, jeder punkt des strandes hat seinen eigenen namen im alten Norn; den

reichtum dieses stoffes ermisst man am besten aus der angabe, dass die kleine insel Fetlar allein an 2000 solcher ortsnamen bietet. Zudem ist hier der stoff, der in *Det norrøne sprog* vor allem von der sprachlichen seite behandelt ist, in kulturhistorischem rahmen gehalten, und das buch belehrt daher zugleich über die zustände und das leben auf den Shetlands in vergangenheit und gegenwart (der oben erwähnte aufsatz bringt übrigens manches von dem hier gesagten in anderer form). Auch für die volkskunde fällt dabei allerlei ab; hervorgehoben seien hier nur die interessante sage von Jon Tait, die ganz wie ein richtiger alter *þáttr* aussieht, und die olbensage von der Fivla (weitverbreitet, vgl. z. b. Asbjörnsen, *Norske huldreeventyr,* 3. ausg. s. 45 u. a. m.); der Norntext der eingestreuten strophe ist in *D. norr. spr.* s. 153 abgedruckt.

BRESLAU, SEPTEMBER 1898. O. L. JIRICZEK.

K. Gíslason, Efterladte skrifter II. Forelæsninger og videnskabelige afhandlinger (vorlesungen und wissenschaftliche abhandlungen), udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat 1897. XXIII, 332 s. 5 kr.

Dieser zweite und letzte band der nachgelassenen abhandlungen K. Gíslasons (vgl. über den ersten Ztschr. 29, 140 fgg.) ist inhaltlich von besonderem interesse. Wir finden hier zwei kleinere aufsätze: „Über den gebrauch des dativs im altisländischen“, eine sehr detaillierte und für die syntax überaus nützliche darstellung — und erklärungen einiger stellen „des Málsháttakvæði“. Unter den vielen schönen ausführungen ist hier besonders die erklärung des *drer* in den zeilen:

varla sýnisk alt sem er
ýtum þeim er bægir drer (17, 1—2)

hervorzuheben. Die letzte zeile ist noch nicht erklärt worden, und Wisén hat sie zu *eigi brýtr gæfumaðr gler* oder *eigi gæfumaðr brýtr gler* — beides gleich schlecht — umgedichtet. K. Gíslason führt *drer* (= *drør*) zum st. *drjós* (vgl. *dreyri,* got. *driusan*) „herabtröpfeln“, *drer* also = tropfen d. h. eine übersetzung des latein. *gutta* in der bedeutung „star“, das ganze bedeutet also: „kaum scheint alles, wie es (wirklich) ist, den leuten, die am star leiden“ — ein ebenso natürlicher als absolut passender sinn. Es ist gewiss eine grundlose bescheidenheit, wenn Gíslason seine erklärung als „einen verzweifelten versuch, eine verzweifelte stelle zu deuten“ nennt. Ich hebe auch die erklärung der ersten stefzeile *Ekki var þat forðum farald* hervor. Diese von Möbius missverstandene stelle bedeut nur: „es war nicht (*ekki; ekki* nicht subst.) in alten zeiten eine epidemie“ (dass man nämlich von liebesqual verrückt wurde). U. dgl. mehr.

Dann kommen wir zu zwei grösseren leistungen, erstens den vorlesungen „über die altnordische metrik“ (s. 27—133). Als Sievers seine epochemachenden untersuchungen über die skaldenmetrik in den Beiträgen veröffentlicht hatte, war der eindruck dieser arbeit auch auf K. Gíslason ein gewaltiger. Er unterwarf den gesamten stoff (Sievers hatte nur einen, wenn auch sehr beträchtlichen teil desselben benutzt), einer eingehenden prüfung und trug dann seine auffassung vor. Der herausgeber bemerkt in seiner vorrede (s. VIII), dass das verdienst Sievers' um die alte metrik nirgends ausdrücklich hervorgehoben sei; dies ist aber zufällig. Ich, der ich damals K. Gíslasons zuhörer war, erinnere mich deutlich, dass er in einer der ersten stunden von Sievers und seinen grossen verdiensten redete und dass er stets seine abhandlungen citierte. Diese vorlesungen sind vor dem erscheinen des bekannten

Tübinger programmes, in dem Sievers sein grundtypensystem aufstellte, gehalten; kein wunder also, dass das ganze etwas veraltet ist und an gewissen fehlern leidet. K. Gíslason teilt jeden vers ganz mechanisch in pedes, operiert mit den bekannten lateinischen benennungen (wie *bacchius, creticus, palimbachius* und wie sie alle heissen), und entscheidet dann, ob der vers richtig oder verderbt sei. In vielen fällen trifft K. Gíslason das richtige, aber nicht weniges ist ungenau oder unrichtig, wie es nicht anders sein konnte. Aber davon abgesehen, dass K. Gíslasons meinungen immer beachtenswert sind, enthalten diese vorlesungen auch eine reiche, sorgfältig gesammelte und wol geordnete fülle von material, die immer gute dienste leisten wird. Auch enthalten sie viele gute bemerkungen über sprachliche formen und bilden so ein supplement zu den arbeiten von Sievers. Ich hebe z. b. das verzeichnis (s. 34 fg.) der langsilbigen wörter (*áti, brúk* usw.) hervor. Unanfechtbar sind die ausführungen über die stellung der reimsilben und reimstäbe. Besonders wichtig ist schliesslich die vergleichung zwischen dem Háttalykill und dem Háttatal.

Eine beilage zu der metrik wird gegeben, indem der herausgeber eine von K. Gíslason ausgearbeitete übersicht über die einzelnen strophen der wichtigsten metra abgedruckt hat; die stellen, wo jede strophe in den ausgaben steht, mit ausnahme der dróttkvættstrophen (deren anzahl nur summarisch gegeben wird), wird angeführt.

Die zweite grössere abhandlung sind die vorlesungen über „die sprache der älteren rímur“. Dies ist unbedingt der interessanteste teil des buches und derjenige, der am wenigsten veralten wird. Es ist meines erachtens und in erster linie eine grammatik der rímur-sprache, die hier geboten wird. Es ist mithin die erste abgeschlossene übersicht, die bis jetzt erschienen ist. Die aufgabe war nicht leicht. Die meisten rímur sind noch nicht gedruckt, der text in den handschriften häufig sehr verderbt. Es liegt hier eine grosse und sehr schwierige arbeit vor. Die sprache der rímur ist von besonderer wichtigkeit, denn sie sind beinahe die einzigen originalen sprachdenkmäler vom ende des 14. bis zum ende des 15. jahrhunderts.

K. Gíslason gibt zuerst eine übersicht über die älteren rímur, aber er hat im grossen und ganzen nur die gedruckten benutzen können; daher ist das von ihm entworfene bild nicht vollkommen getreu, aber seine darstellung wird doch immer die grundlage zu weiterer forschung bilden.

K. Gíslason handelt zuerst von der quantität der rímur-sprache. Das hier vorgebrachte ist im grossen und ganzen zutreffend, aber wenn der verfasser sagt (s. 176), dass man z. b. *ljent, mjer* usw. (nicht *lént, mér*) zu schreiben habe, also die neuisl. aussprache fordert, so ist dies nach meiner meinung entschieden unrichtig. Die alte quantität ist auch in den rímur noch bewahrt. Der beste beweis dafür ist, dass, wenn man die genannte schreibweise überall einführt, eine unmenge von zeilen dadurch metrisch abnorm werden und von den übrigen, in denen die metrische form sich den alten regeln fügt, grell abstechen. Wenn jedoch bisweilen reime wie *er : mér* sich finden, haben wir ungenaue reime zu constatieren, wie es auch solche sonst gibt, was K. Gíslason selbst anerkannt hat (s. 148). Auch meint K. Gíslason, dass *-rr* im allgemeinen zu *-r* verkürzt wird (s. 164, 169 fgg.), nicht bloss in wörtern wie *Agnarr*, sondern auch in wörtern wie *berr, stórr* u. dgl.; doch erkennt er an, dass die verkürzung nicht ganz durchgeführt ist. Ich glaube nicht, dass K. Gíslason hier das richtige getroffen hat. Nach meinen untersuchungen (vgl. Fernir fornísl. rímnaflokkar s. VI – VII) wird das *r* nur nach langem vokal verkürzt. Es

heisst also ***herr, hjörr, hyrr,*** (*knörr*), — vgl. s. 164 — ***berr, ferr*** usw., aber ***stór, þór, dýr*** usw. Einige scheinbare ausnahmen gibt es freilich; hier aber liegt ungenauer reim vor. — Die eigentliche formenlehre enthält eine fülle von wichtigen einzelnheiten, wozu nicht viel zu bemerken ist. Wenn der verfasser s. 179 das ***brædr*** bei þórðr Kolbeinsson (Fagrsk. 54_{10}) als nom. sing. aufzufassen scheint, ist das, glaube ich, fast unmöglich, aber der zusammenhang ist etwas dunkel. Auf die eigentliche formenlehre folgen abschnitte über „die bedeutung und den gebrauch einiger wörter“ (184 fgg.), „über das erste auftreten und die verbreitung einzelner seltener ausdrücke“ (195 fgg.), über „*ókend heiti* und *kenningar*“ (198 fgg.), die syntax (203 fgg.) und „die technik“ (s. 209 fg). Es sind hier sehr interessante einzelnheiten beigebracht; namentlich in dem kapitel über die *ókend heiti* und *kenningar* finden sich verschiedene lustige beispiele von den missverständnissen späterer zeiten (z. b. *leiknar far* = „das schiff der riesin“ = poesie!)[1]. Einiges aber beruht sicher auf abschreiberfehlern, so z. b. *greipar stál* (der stahl (!) der hand = gold) f. *gr. bál* (die flamme der hand); in *menja lá* ist das *lá* gewiss nicht = welle (s. 201), sondern = *lág* (ein umgehauener baumstamm, hier baum im allgemeinen). — Die zwei letzten kapitel sind gar kurz und dürftig und im ganzen ungenügend.

Zuletzt kommen „Strøbemærkninger i alfabetisk orden“: es sind kürzere lose bemerkungen über sprachliche erscheinungen, metrum u. dgl. von verschiedenster art; auch einige erklärungen von skaldenstellen usw. Auch hier findet man eine fülle von belehrung.

Ausser den nötigen registern hat der herausgeber einen „auszug aus K. Gíslasons vorarbeiten zu Cleasbys Icel.-Engl. dict.“ als beigabe gegeben. Diese „vorarbeiten“ sind in zwei fascikeln, die jetzt der Arnamagn. sammlung angehören, enthalten. In seiner einleitung vergleicht der herausgeber die abgedruckten artikel mit den entsprechenden des Dict. Er kommt zu dem resultate, dass so gut wie der ganze stoff hier sich widerfinden lässt, jedoch verschiedene umstellungen vorgenommen sind, welche die vortreffliche anordnung bei K. Gíslason zerstören. Er weist dies im detail nach. Dass dies constatiert wurde, ist von wichtigkeit, denn die hierdurch beleuchtete arbeitsweise G. Vigfússons stellt sich in ein eigentümliches verhältnis zu der schändlichen behandlung, die K. Gíslason in den einleitungen zum Dict. erfahren hat. Der herausgeber hat damit das seinige getan, um K. Gíslason von den dort vorgebrachten beschuldigungen zu reinigen; wenn die übrigen, in England befindlichen materialien, die von K. Gíslason herrühren, auf dieselbe weise im Dict. „bearbeitet“ sind, so wäre das eine vollständige rehabilitation K. Gíslasons.

Im ganzen ist also dieser 2. band von hoher bedeutung, und er wird allen fachgenossen und freunden des vorstorbenen verfassers willkommen sein. Obwol einiges darin veraltet ist, ist er ein schönes monument des alten sprachmeisters und unübertroffenen skaldenerklärers, der manche belehrung bietet und in vielfacher richtung anregend wirken wird.

Der herausgeber, dr. B. M. Ólsen, hat seine arbeit vortrefflich ausgeführt, das ganze ist wol geordnet, die auswahl ohne zweifel mit sorgfältigem urteil getroffen

1) Nur weil K. Gíslason in einer anm. den acc. *mær* bei dem neuisl. dichter Bj. Thórarensen in seinem bekannten verse *og gumar girnast mær* rügt, erlaube ich mir an dieser stelle die bemerkung, dass dieser vers nach einer neuentdeckten handschrift in wirklichkeit lautet: *og guma girnist mær* (dies also nom. sing.). Mitteilung des herrn cand. mag. Bogi Melsteð.

und die korrektur sorgfältig. Es sei nur noch bemerkt, dass die schreibweise *eso* (s. 159), die K. Gíslason zuletzt ganz aufgab, hätte vermieden werden sollen (vgl. Aarbøger 1889, s. 351 anm. 1.).

KOPENHAGEN, IM OKTOBER 1897. FINNUR JÓNSSON.

Star Willard Cutting: Der conjunctiv bei Hartmann von Aue. Germanic Studies (herausgegeben von der universität Chicago). 53 s. und 23 tabellen. Chicago 1894.

Für die erklärung des modusgebrauches sind von der deutschen syntaxforschung schon lange bestimmte grundanschauungen herausgearbeitet, sie bieten für denjenigen, der den gebrauch eines einzelnen schriftstellers untersucht, die allgemeine grundlage, auf der sich die individuelle erscheinung in ihrer eigenart scharf und sicher mit wenig strichen darstellen lässt. Es ist dann zu hoffen, dass von der betrachtung des einzelnen aus ein neues licht auf das gegebene allgemeine fällt, möglich sogar, dass sich die notwendigkeit ergibt, von da aus die alten anschauungen umzuformen. In beiden fällen ist es immerhin geboten, an die geltende auffassung, die man umgestalten oder bekämpfen will, wenigstens anzuknüpfen. In der syntaktischen litteratur jedoch ist das gegenteil zur gewohnheit geworden. Die ergebnisse der vorgänger gelangen gar nicht zur kenntnis der neuen arbeiter, jeder einzelne fängt wider von vorne an und liefert so mit saurem schweisse widerum nur eine vorarbeit, während er auf den schultern seiner vorgänger mit wenig mühe zum ziele gelangen könnte. Diese allgemeine erfahrung wird teilweise auch durch die vorliegende untersuchung bestätigt. Der verfasser ist nur mit einem bruchteil der einschlägigen litteratur vertraut und hat auch von diesem nicht den vollen ertrag für seine arbeit herangezogen. So ist es denn nicht zu verwundern, dass dem eindringenden fleisse nicht der volle erfolg geworden ist. Ein anderer missstand, der vielleicht von anderen beurteilern weniger scharf empfunden wird, liegt in der methode, die C. verfolgte. Die beobachteten tatsachen werden hier aneinander gereiht, und die erklärung wird sodann auf logischem wege in einem abstrakten begriffe gesucht, der möglichst auf alle fälle anwendbar ist. So sieht C. schliesslich das wesen des conjunctivs in jener negation der wirklichkeit, die wir heute nachträglich als gemeinsames merkmal der gebrauchsformen beobachten können, die wir aber niemals als erklärungsgrund für die anwendung des conjunctivs aufstellen dürfen. Die erklärung des conjunctivgebrauches muss von der form ausgehen; hier auf den optativ gewiesen, muss sie weiter zu ergründen suchen, wie weit sich aus der wunsch- und willenssphäre die gebrauchsformen entwickeln konnten, in denen wir heute das verhältnis von wirklichkeit und nichtwirklichkeit, also objekte des erkenntnisvermögens, im vordergrunde stehen sehen. Doch das sind alles dinge, die mit dem modusgebrauch bei Hartmann von Aue kaum etwas zu schaffen haben; es war nicht zu erwarten, dass sich uns gerade in der satzfügung dieses höfischen dichters die grundlagen des conjunctivs überhaupt offenbaren würden; jedesfalls habe ich in den darlegungen von C. nichts gefunden, was zu dessen annahme berechtigte.

Wer den modusgebrauch Hartmanns von Aue oder irgend eines schriftstellers darstellen will, muss meines erachtens zwei hauptgruppen scheiden. Einmal gilt es, die überlieferten formeln, redensarten und satzverbindungen zusammenzustellen, in denen der modus sich von selbst, ohne zutun des schriftstellers, vorschiebt. Daran wäre die andere gruppe von beispielen zu reihen, in denen wirklich eine

empfindung des schriftstellers, ein urteil über wirklichkeit oder nichtwirklichkeit, ein zweckbewusstes stilistisches mittel aus dem modus herauszulesen ist. Der verfasser hat unter diesem letzten gesichtspunkt alle conjunctive bei Hartmann gewertet und beurteilt.

Bei einem schriftsteller endlich, der sich der gebundenen sprache bedient, muss die darstellung sehr vorsichtig zu werke gehen. Modi, die in der reimstelle stehen, sind schon für die zeit Hartmanns in bestimmten fragen keine beweisgiltigen zeugen mehr. Cutting hat diesem moment auf s. 22 (für Erec 7602) rechnung getragen, er hätte es jedoch noch vielmehr für Iwein 5468 (s. 22), Iwein 3490; Erec 359 (s. 29) berücksichtigen sollen.

Auffallend ist mir auch, dass Cutting den conjunctiv praesentis nicht vom conjunctiv praeteriti streng geschieden hielt. Er scheint in beiden formen nur zeitstufen des conjunctivs zu erblicken, während sie des zeitlichen gehaltes endledigt und zu ausdrucksmitteln für die verschiedenheit des modusgebrauches herausgebildet worden sind. Besondere bedenken habe ich gegen die ganze darstellung des sogenannten potentialis s. 25 fgg., der ich eine probe entnehme, um zugleich die allgemeinen andeutungen zu ergänzen, die ich oben gegeben habe. „Wenn man seine eigenen worte oder die eines andern so anführt, dass man alle verantwortlichkeit für deren richtigkeit ablehnen, oder sogar andeuten will, dass man die wahrheit desselben bezweifeln möchte, so bedient man sich des conjunctivs, den wir potentialis der indirekten rede nennen“ (s. 25). Hier ist verschiedenartiges zusammengeworfen. Der conjunctiv, der sich allgemein zum exponenten der indirekten rede herausgebildet hat, muss wohl unterschieden werden von demjenigen modus, mit welchem wir im bestimmten falle die realität eines satzes verdächtigen. So fasse ich z. b. im folgenden satze den conjunctiv einfach als das allgemein übliche ausdrucksmittel für die darstellung fremden gedankengangs, also als form der indirekten rede auf: *wander sô wol weste ern beschirmte sînen brunnen, er wurde im an gewunnen* Iwein 2546. Cutting dagegen sieht in dem modus das ergebnis längerer erwägung bei Hartmann selbst: „durch den conjunctiv sagt der berichtende, dass er für die correctheit der behauptung gar nicht bürgen will“ s. 29. Noch mehr zu beanstanden ist der ausspruch s. 23: „Ein ähnlicher grund für den conjunctiv ist auch bei allerlei verben geistiger tätigkeit anzunehmen. Beim verbum letzterer art haben wir aber den ausdruck einer ansicht oder gemütsrichtung, über deren richtigkeit man noch nicht ganz im klaren ist. Um nun der gefahr eines zu unbedingten urteils vorzubeugen, gebraucht man den conjunctiv, den wir wol potentialis der subjectiven unsicherheit nennen dürfen.“

Immerhin betrifft diese ausstellung nur die deutung der beobachteten erscheinungen; das dankenswerte, das in den beobachtungen selbst liegt, soll darüber nicht verkannt werden. Freilich möchte ich nicht verschweigen, dass mir das herkömmliche schema mit allen seinen abteilungen und unterabteilungen, wie es auch hier wider verwendet ist, immer weniger dem tatsächlichen bedürfnis und dem zweck zu entsprechen scheint. Für die gesamtdarstellung der syntax ist es eine peinliche aufgabe, aus solcher lang ausgesponnenen gliederung die wenigen tatsachen herauszuholen, die von allgemeinerer bedeutung sind; und für denjenigen, der sich den modusgebrauch Hartmanns von Aue vor augen führen will, entsteht erst recht kein bild, das greifbare züge aufwiese. Die beigefügten tabellen können als vorarbeit dienen und manchem wol von nutzen werden.

Die belege sind nach der ausgabe von Bech gegeben. Da mir diese ausgabe nicht zur hand ist, vermag ich nicht zu beurteilen, wem die lesart: *der lôn er im dâ* Iwein 6755 (Cutting s. 12) zur last fällt; der handschriftenapparat weist nach den angaben von Lachmann und Henrici hier übereinstimmend den indicativ praeteriti auf, und auch im zusammenhange des satzes liegt nichts vor, was auf einen optativ des praesens hindeutete.

HEIDELBERG, 31. MAI 1898. HERMANN WUNDERLICH.

Goethe und das klassische altertum. Die einwirkung der antike auf Goethes dichtungen im zusammenhange mit dem lebensgange des dichters dargestellt von dr. **Franz Thalmayr,** k. k. gymnasialprofessor. Leipzig, Gustav Fock. 1897. XII, 185 s.

Das vorliegende buch gehört zu dem verbreiteten geschlecht der schriften, die mit redlichem eifer irgend ein gebiet von Goethes wirken zu behandeln suchen und denen zumeist der stempel eines naiven dilettantentums aufgeprägt ist. Auch Thalmayr tritt offenbar nicht als fachmann an seine aufgabe heran. Die grundlage seiner kenntnisse bildet die erste Hempelsche ausgabe; von den neuen entdeckungen, die auf sie gefolgt sind, von der Weimarer ausgabe und der existenz des Goethejahrbuchs scheint er nichts zu wissen, wenigstens erbringt sein buch kein zeugnis dafür; auch die wissenschaftlichen zeitschriften und die sonstigen publikationen der fachleute aus neuerer zeit ignoriert er fast völlig, dagegen stützt er sich nur zu oft auf aussprüche von Kettner, Viehoff, Strehlke, Cholevius, Lewes, wo man eignes urteil zu finden wünschte.

Unter diesen umständen wäre es unbillig, dem verfasser die zahlreichen schiefen und falschen behauptungen aufrechnen zu wollen, da eine vergleichung mit seinen quellen zeigt, dass er meist durch sie irregeleitet ist. Auf sein eignes konto aber kommt es, dass er nichts von den fragmenten des „Gefesselten Prometheus", von der ersten form der „Vögel" weiss, dass er sagt, die „Helena" sei bereits 17[illegible] als plan entstanden, 1780 ausgeführt, dass er „Xenien" und „Zahme Xenien" zusammenwirft, dass Goethe den „Zauberlehrling" zum repräsentanten derer gemacht habe, „die sich in den Xenienkampf eingelassen hatten, aber der sache nicht gewachsen waren."

Die auswahl des materials und die disposition des stoffes ist von zufälligen momenten bestimmt worden. „Dichtung und wahrheit" ist sorgfältig excerpiert und so den jugendjahren ein bei diesem gegenstand nicht zu rechtfertigendes übergewicht verliehen worden. Die „Iphigenie" wird ebenfalls mit überflüssiger breite behandelt und nimmt doppelt so viel raum in anspruch wie das letzte kapitel „Goethes alter". Am besten gelungen ist der abschnitt über die italienische reise; hier geht der verfasser auch einigermassen in die tiefe, während er sonst fast überall auf der oberfläche bleibt und sich mit der aufzählung der antikisierenden werke Goethes, ihrer entstehungsdaten und der anklänge an dichter des altertums begnügt, wobei einzelne neue beobachtungen mit unterlaufen.

Die darstellung ist bis auf ein paar unebenheiten glatt und die schrift immerhin zur ersten einführung in das behandelte gebiet nicht ungeeignet.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Goethes sprache und stil im alter. Von dr. **Paul Knauth.** Leipzig, Eduard Avenarius. 1898. IX und 156 s. 8. 3,60 m.

Das vorliegende buch ist die erweiterung der unter demselben titel 1894 erschienenen dissertation des verfassers, die in dieser zeitschrift XXVIII, 409 fgg. ausführlich besprochen ist; wir haben deshalb jetzt nur die von Knauth vorgenommenen änderungen zu prüfen.

Ungeändert geblieben ist zunächst die tendenz der arbeit: den altersstil Goethes gegen seine tadler zu verteidigen. Ich habe meine bedenken dagegen in jener recension nicht verhehlt, aber ich begreife, dass der verfasser bei seinem sinn geblieben ist: wer einmal sein auge so eingestellt hat, dass ihn die sprachschnörkel im zweiten teil des Faust zierlich und gefällig dünken, der wird nicht leicht von solcher meinung lassen. Nur seine schutzreden für die einzelnen wendungen hätte er füglich geschickter gestalten können: immer noch begeht er Vischer gegenüber den fehler wo dieser einen ausdruck tadelt, die durch diesen ausdruck bezeichnete vorstellung als passend zu erweisen — als hätte Vischer gegen diese etwas einzuwenden.

Die änderungen bestehen fast ausschliesslich in zusätzen, und diese zusätze bringen zum grössten teile neue belege für die dargestellten spracheigentümlichkeiten oder die gründe, auf welche er sie zurückführt, wie derlei bei erneuter durchforschung des einmal abgesuchten arbeitsfeldes sich von selber darbietet. Als nachträge im eigentlichen sinne des wortes kennzeichnen sie sich schon dadurch, dass die übergrosse mehrzahl am schlusse der absätze auftritt (s. 4, 7, 12, 17, 18, 19, 20, 28, 49, 51, 60, 65, 76, 83, 87, 88, 90, 106, 107, 129, 142, 144, 145). Einige neue paragraphen sind den bisherigen kapiteln angegliedert (44, 118, 121, 132); sie fügen sich in den vorhandenen rahmen ein und gehen nicht darüber hinaus. Eine vorbemerkung (34 fgg.) rechtfertigt die abgrenzung des stoffes; sie richtet sich gegen einen abschnitt der oben angeführten recension, die auch s. 8 und 113 den verfasser zu längeren zusätzen, s. 67 fgg. zur einfügung eines neuen kapitels veranlasst hat; es sei dem rec. vergönnt, dazu stellung zu nehmen.

Ich hatte a. a. o. s. 410 es gerügt, dass in Knauths arbeit die prosa neben der poesie gar nicht zu ihrem rechte komme. Darauf erwidert zunächst das vorwort (s. VI): „Das geäusserte verlangen, die prosa in gleichem umfange wie die poesie heranzuziehen, konnte ich nicht befriedigen und habe dies in der „vorbemerkung“ begründet.“ Auch ehe wir diese begründung lesen, werden wir doch wol dem verfasser entgegnen, dass er wenigstens diese einschränkung des themas im titel seines buches hätte andeuten sollen: er täuscht ja auf diese weise den käufer. Aber hören wir die begründung. Knauth nannte damals wie heute (s. 143) unter den wichtigsten charakterzügen des Goethischen altersstiles „zuerst und vor allem die epigrammatische kürze des ausdrucks.“ Ich hatte demgegenüber auf die behagliche breite der gleichzeitigen prosa hingewiesen und als ein weiteres kennzeichen dieses stiles die überaus gemässigte temperatur des empfindens genannt, die sich beispielsweise an den ausdrücken des lobes und tadels zeige. Ich war begierig zu hören, warum der verfasser das geäusserte verlangen nicht befriedigen konnte; davon steht in der vorbemerkung kein wort. Vielmehr zeigt der verfasser hier nur, dass der poetische stil des alternden Goethe sich von dem prosaischen merklich abhebt, insofern einmal der prosastil „nüchtern, breit, behaglich, synonyme häufend“ und sodann „die temperatur des empfindens in diesem prosastile des alters ausserordentlich gemässigt, ja nicht selten geradezu kühl“ ist; und diese beiden von mir

beigebrachten gedanken belegt er mit je einem von mir beigebrachten beispiele. „Ich denke, das heisst, mit dem sprichwort zu reden, einen mit seinem eigenen fette beträufen wollen“ sagt Lessing.

Eine andere anregung jener recension hat Knauth befolgt, indem er jenes neue kapitel einschob. Ich hatte gesagt: „Zum stil gehört doch nicht nur wortbildung, -beugung, fügung, sondern auch die auswahl, die der schriftsteller unter dem wortschatze der sprache trifft, ist für ihn im höchsten masse charakteristisch.“ Die dadurch bezeichnete lücke soll ausgefüllt sein durch das vierte kapitel „Lieblingsworte“. Aber es ist ohne rechte liebe zur sache geschrieben. Der erste absatz nennt eine reihe einzelner wörter: *tag* (für *zeit*), *gewinn*, *bemühn*, *freund*, *welt*, *bedeutend*, *tätig*, *frisch*, *herrlich*, *lebendig*, *lieblich*, *weit*, *tief*, *gern*, *wallen*, *walten*, *weben*, *gelten*, *gewinnen*, *erfreuen*, *ergötzen*, *erdreisten*. und noch einige mehr. Ein zweiter absatz bemerkt, dass „vielfach die im alter gebrauchten ausdrücke das gepräge eines kanzleihaften stiles tragen“ und dass „der alternde dichter eine vorliebe für worte von schwächerem gefühlswerte hat, besonders, wo es gilt zu loben oder zu tadeln wie *wünschenswert*.., *erwünscht*, *erfreulich*, *angenehm*, *löblich*, *reinlich*, *tüchtig*, *lässlich*“, dazu ableitungen auf *-lich* und composita mit *wol*[1]. Endlich folgen fünf paragraphen über *und* und seine synonyma, so *fortan*, *breit*, *gar* — schon die inhaltsangabe zeigt, dass hier ungeordnetes rohmaterial principlos aufgehäuft ist. Und wie dürftig ist dieses material! Jene vorliebe für worte von schwächerem gefühlswerte war ja das, was dem jungen Deutschland als besonderes charakteristikum dieses altersstiles erschien; sie wird hier mit 10 zeilen abgetan, und das soll dann die kahle entschuldigung rechtfertigen: „Es würde eine besondere abhandlung nötig sein, um alle diese lieblingsworte festzustellen und näher zu betrachten.“ Wer in der vorrede erklärt, dass er seine dissertation „zu einem selbständigen buche herausgearbeitet habe“, sollte billig mit dem raume für eine solche abhandlung nicht kargen.

Dass der wahre grund mangelndes interesse für den gegenstand war, zeigt schon die unbedachtsamkeit, mit der dies kapitel eingeschoben ist. Kapitel 3 behandelt die wortbildung, kapitel 5 „Auflösung der composita. Hendiadyoin. Zeugma. Geminatio“, beide also die äussere form, dazwischen kapitel 4 die lieblingsworte, die doch unzweifelhaft zur inneren form gehören. Selbst der übergang ist unverändert, der einst von kap. 3 zu kap. 5 führte. Der letzte abschnitt jenes kapitels handelt von zusammengesetzten verben; darauf bezog sich damals der anfang von kap. 5: „Wir besprechen hier einige erscheinungen, die in lockerem zusammenhange mit der komposition stehen.“ Dieser anfang ist geblieben, obwol sich jetzt kap. 4 dazwischenschiebt; also nicht einmal der alte mörtel ist entfernt, bevor der neue stein eingefügt wurde.

1) Ich hatte a. a. o. s. 410 fg. gesagt: „Wie leicht liesse sich dieses gefühl (von der gemässigten temperatur des empfindens, die diesen stil kennzeichnet) zu klarem bewusstsein erheben, wenn man etwa die ausdrücke des lobes und tadels, die Goethe hier gebraucht, zusammenstellte! .. Wenn man das vorkommen von wörtern wie *angenehm*, *anmutig*, *behaglich*, *erfreulich*, *erwünscht*, *heiter*, *löblich*, *reinlich*, *schätzbar*, *schätzenswert*, *tüchtig*, sowie von adjektiven und participien mit vorgesetztem *wol-* hier und in den schriften der Frankfurter zeit statistisch feststellte, wie klar würde sich die persönlichkeit dieses und jenes Goethe darin abspiegeln!“

Knauth ist zu dieser neuen veröffentlichung seiner arbeit u. a. auch von Michael Bernays aufgemuntert; aber schwerlich würde den mann, der aus einer so unvergleichlichen fülle des stoffes stets sorglich das treffendste wählte, diese dürftige erweiterung des schon einmal gebotenen befriedigt haben.

KIEL. EWALD BRUHN.

Benjamin Neukirch. Sein leben und seine werke. Ein beitrag zur geschichte der zweiten schlesischen schule. Von **Wilhelm Dorn.** (Litterarhistorische forschungen. Herausgeg. von Schick und frhrn. von Waldberg. IV. heft.) Weimar, Emil Felber. 1898. 8. X, 140 s. 3 m.

140 seiten über Neukirch dünken uns selbst des guten etwas zu viel, indessen ist der allzugrosse umfang ein fehler, den diese erstlingsarbeit mit so vielen andern gemein hat, dass er nicht allzu schwer ins gewicht fällt. Er erklärt sich aus dem streben nach vollständigkeit in bezug auf alle irgend erreichbaren angaben über den helden und aus der mangelnden sichtung des auf diese weise aufgehäuften materials.

Da wo dasselbe nur die bereits herrschende anschauung bestätigt, wie namentlich in bezug auf den übergang Neukirchs vom Marinismus zum französischen klassicismus, hätte der verfasser sich mit einer geringeren anzahl von belegen begnügen dürfen; dagegen war der nachweis, dass Neukirch noch nach der mitte der neunziger jahre, um die der wechsel seiner richtung anzusetzen ist, sich vielfach in concetti und metaphern ergangen hat, schärfer herauszuheben; denn dadurch erscheint seine historische bedeutung noch wesentlich geringer als sie neben den verwandten Bestrebungen Canitzens und Wernickes ohnehin abzuschätzen ist. Die „scharfsinnige schreibart“ Neukirchs, sein genus medium, und noch mehr die pathetische, die sublime, sind an verstiegenen und lächerlichen bildern ebenso reich wie die dichtung der schlesischen vorgänger, und da er in diesem stil bis in die letzte zeit seiner produktiven tätigkeit geschrieben hat, so wird man ihn mit mehr recht auf die seite der Marinisten als zu Canitz und Wernicke stellen dürfen, wenn er auch mehrfach sich gegen den schwulst erklärt und die formen Boileau's äusserlich annimmt.

Auch menschlich erscheint der unermüdlich bettelnde, stets nach dem goldnen regen zur höhe des thrones hinaufschielende reimer nicht als würdiger genosse des vornehmen Canitz und des geistig freien, charaktervollen Wernicke.

Die schicksale und die persönlichkeit, die uns in Dorns sorgfältiger biographie entgegentreten, haben wenig bemerkenswertes oder anziehendes, und wir wissen nicht, an welcher stelle die kultur- und litterarhistorisch interessanten beiträge zur charakteristik des ganzen zeitraums liegen, die der verfasser sich von seiner untersuchung verspricht.

Die sehr sorgfältige bibliographie verzeichnet folgende bei Goedeke fehlende stücke: Galante briefe und getichte. Koburg 1695. — Unterricht (seit der 2. auflage Anweisung) von teutschen briefen Leipzig 1707. 1709. 1721. 1735; Ulm 1737; Nürnberg 1746. 1760. — Vorrede zum ersten teile von Lohensteins Arminius (1689) und Lobschrift über den andern teil (1690). — Vorrede zu Faithfull Teate, Ter Tria, aus dem englischen übersetzt von Gottfried Wagner. Leipzig 1698. — Deutsche briefe Nürnberg 1755. — Ausserdem noch zwölf werke anderer, in denen gedichte Neukirchs enthalten sind.

Auch Neukirchs litterarhistorisch wichtigstes erzeugnis, die sammlung „Des herrn von Hoffmannswaldau und anderen deutschen auserlesene gedichte“ fehlt in Goedekes aufzählung seiner schriften. Dorn hebt aus der vorrede zur zweiten auflage des ersten teils die tatsache heraus, dass der sammler nicht Neukirch, sondern der verleger war; die vorrede zum sechsten teil lehrt, dass der zweite 1697 in drei auflagen erschienen ist. Von den chiffern der beteiligten autoren deutet Dorn C. E. auf den Berliner kammer-protonotar Eltester und widerlegt die behauptung Ettlingers, dass C. H. Christian Hunold bezeichne. Er macht es auch wahrscheinlich, dass Neukirch nur bis zum zweiten teile an der herausgabe der sammlung beteiligt war.

Die forschungen nach dem umfangreichen litterarischen nachlass Neukirchs haben zu keinem ergebnis geführt. Neue züge in dem bilde des kleinen menschen und unbedeutenden dichters würden sich daraus schwerlich ergeben haben.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Heinrich von Kleist, seine sprache und sein stil. Von **Georg Minde-Pouet**, dr. phil. Weimar, 1897. Emil Felber. VIII, 302 s. 5 m.

Noch immer entbehrt unsre litterarhistorische forschung einer ihrer notwendigsten grundlagen, einer stilgeschichte, die den wandel der inneren und äusseren form in den verschiedenen zeitaltern darstellte. Es ist auch keine aussicht vorhanden, dass die lücke in absehbarer zeit ausgefüllt werde; denn die vorarbeiten sind einesteils an zahl gering, andererseits richten sie ihr augenmerk fast nur auf die hervorstechenden eigentümlichkeiten einzelner schriftsteller von besonders scharf ausgeprägter individualität und suchen vor allem die abweichungen von dem herrschenden, freilich noch nirgend genügend festgestellten gebrauch aufzuzeigen. Für die grosse aufgabe einer allgemeinen stilgeschichte ergibt sich so nur ein sehr mässiger gewinn.

Dies trifft auch auf die vorliegende, ungewöhnlich umfangreiche untersuchung zu. Sie analysiert den stil Kleists nach allen richtungen hin aufs sorgfältigste, der stoff ist gut gegliedert, wenn man auch den aufbau lieber von den einfachen elementen der sprache ausgehen sähe, um dann zu den poetischen kunstmitteln, dem epischen und dramatischen stil zu gelangen, während hier der entgegengesetzte weg eingeschlagen ist.

Die charakteristischen eigentümlichkeiten der Kleistschen form sind unschwer zu erkennen. Sie beruhen auf der mischung kontrastierender elemente: des naiven und des raffinierten, des einfachen und des bizarren, des volkstümlichen und des erhabenen, alles getragen und verbunden durch eine urwüchsige kraft, die sich gern in die übertreibung hinein steigert.

Das trat in den früheren arbeiten über den gegenstand zwar bereits genügend deutlich hervor; doch hat sich Minde-Pouet das verdienst erworben, die einzelnen erscheinungen vollständiger und klarer als seine vorgänger vorgeführt zu haben. Wir müssen nur bedauern, dass er seinen helden in den leeren raum hineingestellt hat. Die zwei seiten am anfang über Kleists stil im vergleich zu dem der übrigen romantiker enthalten gar nichts praktisch verwertbares (die citierung Lessings in dem verunglückten letzten satze dieses abschnittes ist unverständlich), und die spätere behauptung, Cervantes und Boccaccio seien die vorbilder für den epischen stil Kleists, bleibt ohne beweis und dürfte mindestens in bezug auf Boccaccio stark anzuzweifeln sein.

Hätte der verfasser Kleist an einigen vorgängern und zeitgenossen, etwa Goethe und Tieck für die novellen, Shakespeare und Schiller für die dramen, zu messen gesucht, so würde seine auch so keineswegs wertlose, sorgsame arbeit an brauchbarkeit noch beträchtlich gewonnen haben.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Goetheschriften von **Friedrich Zarncke.** Mit einem bilde Zarnckes und einem facsimile in lichtdruck. Leipzig, Eduard Avenarius. 1897. (Auch unter dem titel: Kleine schriften von Friedrich Zarncke. Erster band.) XII, 441 s. 10 m.

Unterstützt von fachleuten wie Sievers, Streitberg und Elster bietet hier der sohn Zarnckes den litterarhistorikern eine hochwillkommene gabe dar. Er hat die zahlreichen veröffentlichungen seines vaters auf dem gebiete der Goethe- und Faustforschung gesammelt und gesichtet und sie mit ausschluss der ganz kurzen, lediglich auf neuerscheinungen die aufmerksamkeit hinlenkenden anzeigen (im ganzen 88) vollständig zum abdruck gebracht. Nur das „Kurzgefasste verzeichnis der originalaufnahmen von Goethes bildnis", die umfangreichste Goetheschrift Zarnckes, und die für die Weimarer ausgabe bearbeiteten stücke fehlen.

Dankenswert ist vor allem die widerholung der schwer erhältlichen, als gelegenheitsschriften erschienenen drei arbeiten: der ausgabe des notizbuchs von der schlesischen reise und der beiden abhandlungen über den „Elpenor" und über den fünffüssigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe. Aber auch die aus zeitschriften herausgehobenen kleineren artikel bieten eine solche fülle von beachtenswerten detailuntersuchungen, von feinen und gründlichen beobachtungen, dass das buch als eine fundgrube zuverlässiger belehrung erscheint.

Vielleicht hätte der herausgeber ihm in dieser hinsicht noch höheren wert verleihen können, wenn er mit seinen eignen zutaten sich nicht gar zu sehr zurückgehalten hätte. Denn naturgemäss ist in den aufstellungen, die zum teil bis in die fünfziger jahre zurückgehen, manches inzwischen durch neue funde und forschungen überholt, manches auch schon durch Zarncke selbst berichtigt worden. So musste zu der bibliographie des Faustbuches (s. 258—271) unbedingt bemerkt werden, dass die dort eingeführten klassen durch Zarnckes spätere aufstellungen (s. 284) ungiltig geworden sind, damit nicht die verwirrung, die ohnehin jetzt schon arg genug ist, noch vermehrt werde. Ebenso hätte z. b. wol erwähnt werden können, dass die (s. 11) von Zarncke ausgesprochene forderung einer veröffentlichung des Weimarer repertoires ihre erfüllung gefunden hat. Indessen unterlag ja das mass solcher anmerkungen dem subjektiven ermessen des herausgebers und er hat vielleicht recht daran getan, allen kommentierenden beigaben aus dem wege zu gehen und sich auf einen blossen textabdruck mit gelegentlichen rückverweisungen und benutzung der handschriftlichen zusätze des verfassers zu beschränken. Dieser abdruck dürfte etwas sorgfältiger hergestellt sein; aber auf alle fälle sind wir dem herausgeber und dem verleger, der das buch gefällig ausstattete, für ihre gabe zu herzlichem danke verpflichtet.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Friedrich Wilhelm Zachariä in Braunschweig von **Paul Zimmermann.** Wolfenbüttel, Julius Zwissler. 1896. (Auch unter dem titel: Überlieferungen zur litteratur, geschichte und kunst, herausgegeben von G. Milchsack und P. Zimmermann. Erster band.) VIII, 206 s. 4 m.

Der vorliegende, vortrefflich ausgestattete band eröffnet ein neues sammelunternehmen, das, wie es scheint, vornehmlich der erläuternden veröffentlichung von urkunden dienen will und so mit vollberechtigter eigenart neben die folgen von neudrucken, abhandlungen und forschungen zur deutschen litteraturgeschichte tritt. Der herausgeber bietet eine reihe von urkunden zur lebensgeschichte Zachariäs seit seiner übersiedelung nach Braunschweig, die zwar keine neuen biographischen tatsachen von erheblichem werte enthalten, aber doch geeignet sind, das bild der tätigkeit und des charakters dieses dichters zweiten ranges zu vervollständigen.

Der briefwechsel Zachariäs mit Bertling bietet einen neuen beleg für die überfliessende zärtlichkeit, die damals auch im verkehr von männern mit einander um sich griff und deren erstes öffentliches zeugnis die von Gleim herausgegebenen „Freundschaftlichen briefe“ waren. Auch Gleims korrespondenz mit Zachariä ist in diesem spielenden, süsslichen tone gehalten; der grösste und wertvollste teil ist schon früher von Pröhle veröffentlicht worden, und wir erhalten hier nur eine nachlese, die die (meist ganz unerheblichen) fehler der ersten publikation berichtigt und das dort übergangene durch mitteilung alles weiteren irgendwie interessanten ergänzt. Einiges ist bemerkenswert. Am 2. sept. 1749 erwähnt Zachariä eine aufführung des „Doktor Faust“ durch die Nicolinischen pantomimenspieler, er findet (21. nov. 1749) einige stellen in Uzens gedichten zu frei, und will (20. dec. 1754) Lessing die vernichtung Langes vergeben wissen, „da er uns Horatzen gerettet hat.“

In den streit Zachariäs mit Gottsched, dem das folgende kapitel gewidmet ist, führt bereits eine stelle in demselben briefe hinein, wo zur charakteristik des „niederträchtigen hallunken, der durch seine lüderliche aufführung die musen beschimpft“ einige drastische züge aus der zeit seines aufenthalts in Braunschweig erzählt werden. Die ursache und den verlauf des streites hatte bereits Zimmer in seiner dissertation über Zachariä richtig erzählt, jetzt erhalten wir dazu eine anzahl wertvoller dokumentarischer belege: den nachweis, dass das gedicht „Die poesie und Germanien“ von Zachariä verfasst und gegen Gottsched gerichtet, sowie eine ausführliche inhaltsangabe dieses poems und von Schönaichs „Sieg des mischmasches“, der widerum auf Zachariä zielte.

Eine bisher unbeachtete seite der tätigkeit des dichters behandelt Zimmermann ausführlich, indem er ihn in seiner stellung als leiter des intelligenzcontors, der waisenhausbuchhandlung und der Braunschweigischen anzeigen vorführt. Über die eigentlichen grenzen seines gegenstandes hinausgreifend gibt er eine sehr willkommene geschichte dieser institute und liefert so einen nicht unwichtigen beitrag zur geschichte des buchhandels und zeitungswesens im vorigen jahrhundert. Besondere beachtung verdient Zachariäs plan, Braunschweig an stelle Leipzigs zum mittelpunkt des gesamten verlags- und messverkehrs zu machen. Wie hier so tritt auch sonst seine geschäftliche gewandheit und findigkeit, daneben aber noch sein selbstgefühl und die überall stark vorwaltende rücksicht auf den eigenen vorteil hervor. Das schriftenverzeichnis am schlusse ergänzt die früheren bibliographieen.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Thomas Carlyles Abhandlung über Goethes Faust aus dem jahre 1821. Ein supplement zu den bisherigen Carlyle-ausgaben. Herausgegeben und mit einer einleitung versehen von dr. **Richard Schröder,** bibliothekar an der königl. universitätsbibliothek zu Berlin. Braunschweig, George Westermann. 1896. (Sonderabdruck aus dem Archiv für das studium der neueren sprachen, bd. XCVI, heft 3/4.) 32 s. 0,75 m.

Der herausgeber hat sich durch diesen mit einer gut orientierenden einleitung versehenen neudruck ein entschiedenes verdienst um die Carlyle- und Goetheforschung erworben. Denn der schöne aufsatz, der zuerst in der New Edinburgh Review 1822 erschienen ist, war seitdem nie wider gedruckt worden uud fast unerreichbar. Er bezeichnet den ausgangspunkt der beschäftigung Carlyles mit Goethes werken und zeigt bereits jenes tiefe, kongeniale eindringen in die natur der Goethischen poesie, von dem alle ferneren arbeiten des grossen Engländers auf diesem gebiete kunde geben. Den äusseren anlass bildete eine schlechte englische übertragung des „Faust“, die Carlyle zunächst darauf führt, seine forderungen an eine Faustübersetzung zu entwickeln, sodann geht er zu einer gesamtcharakteristik der dichtung über, die gestützt auf den vergleich mit Marlowe's „Doctor Faustus“ die überlegenheit des deutschen werkes überzeugend darlegt und den englischen lesern zugleich eine vorstellung vom gange der handlung, das verständnis der zu grunde liegenden idee und eine entwicklung der beiden hauptgestalten, Faust und Mephisto, zu geben sucht. Dass Carlyle glaubt, Mephisto siege am schlusse, und dass er diesen sieg, den er selbst für bedauerlich hält, zu motivieren sucht, ist leicht entschuldbar, da damals der zweite teil noch nicht vorhanden war.

Im einzelnen wäre manches zu beanstanden, wie die behauptung, die sünden gegen den guten geschmack und der mangel an einheit in dem werke erklärten sich daraus, dass Goethe für ein zu nachsichtiges publikum geschrieben habe, oder die übertragung der vielerörterten stelle „Wie ich beharre bin ich knecht“ durch *living here I am a slave.* Aber daneben enthält die abhandlung eine solche fülle von richtigen und tiefen bemerkungen, dass ihr noch heute eine keineswegs nur historische bedeutung beizumessen ist.

LEIPZIG. GEORG WITKOWSKI.

Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. Von **Wilhelm Luft.** Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. V, 115 s. 8. 2,40 m.

Die frage nach der herkunft unseres runenalphabetes ist seit einiger zeit wider lebhaft in fluss gekommen. Jahrelang haben Wimmers ansichten, in gründlicher untersuchung gefunden und in glänzender darstellung vorgelegt, weitverbreitete anerkennung gefunden, und jetzt mit einem male scheint das glänzende gebäude seiner ausführungen zu wanken und droht zu stürzen. Hempl[1] müssen wir, obwol zweifel an Wimmers herleitung niemals ganz gefehlt haben, das verdienst zuschreiben, den ersten wuchtigen stoss geführt zu haben. Ihm folgte R. M. Meyer[2], der das problem mit hilfe der urrunen zu lösen versuchte, ohne principiell von Wimmer abzugehen. Behaghel[3] erklärte Wimmers herleitung für falsch, und Gundermann[4] behauptet die rechte quelle

1) In der Festgabe für E. Sievers.
2) Beitr. 21, 162 fgg.
3) Litt. bl. f. germ. u. rom. phil. 1897 febr.
4) A. a. o. 1896 decbr.

gefunden zu haben. Die neue schrift von Luft beschäftigt sich in ihrem ersten teil s. 1—60 gleichfalls mit dem altgermanischen runenalphabet, und es war nach dem, was bereits vorlag, zu erwarten, dass er auf den neuen bahnen wandeln würde Darin täuscht man sich nicht. Doch bleibt dieser erste teil leider nur negativ. Wimmers annahme wird verworfen, aber die wirkliche quelle unsrer schrift nicht nachgewiesen. Darin liegt der hauptmangel dieses teiles. Der verfasser erklärt zwar widerholt, dass ihn dies problem gar nicht beschäftigen solle, aber nur zum schaden seiner sache hat er sich sein ziel so eng gesteckt. Denn ohne eine positive unterlage, von der wir auszugehen haben, bleibt alles eine manchmal recht schöne, aber immer unbeweisbare vermutung. In diesem negativen ergebnis stimme ich mit dem verfasser vollständig überein. Meine eigene beschäftigung mit diesem problem hatte bei mir die überzeugung reifen lassen, dass das lateinische alphabet nicht die quelle der runen sein könne, aber gerade der wesentliche punkt, dass auch ich die wahre herkunft nicht aufzufinden vermochte, hat mich veranlasst, meine arbeit ruhen zu lassen, bis ein glücklicher fund das richtige geboten hätte. Wenn ich davon absehe, dass Lufts argumente nicht durchweg schlagend sind, dass ich in vielen fällen einzelne punkte ganz anders glaube erklären zu können, so bleibt es zur vollen beweisführung absolut nötig, das mutteralphabet zu finden. Wer es nachweist, kann sich alle anderen ausführungen schenken. Da Gundermann das mutteralphabet gefunden zu haben behauptet, so ist es geraten, jede allgemeine discussion zu vertagen, bis seine arbeit vorliegt.

Dass es bei Wimmers annahme nicht ohne gewaltsamkeiten abgeht, das war uns sattsam bekannt. Der verfasser widerholt oft nur, was Hempl und Meyer bereits gesagt haben, und rennt vielfach nur offene türen ein. In der hauptsache steht Wimmers ganze arbeit in ihrer folgerichtigkeit und schärfe, vor allem in ihrer ganzen methode weit über Lufts buch. Wimmers nachweis gründete sich gerade darauf, dass gewisse buchstaben in der bestimmten form und bedeutung nur im lateinischen auftreten. Luft will von allen diesen nur ᛋ anerkennen, das er aber aus einem doppelten ᛁᛁ erklärt. Aber auch ᚠ ᚺ ᚱ ᛊ kommen in betracht, und es hilft uns nichts, dass diese buchstaben auch in anderen alphabeten in gleicher form auftreten. Der verfasser musste nachweisen, dass sie sämmtlich in einem alphabet erscheinen, das für das germanische als quelle in betracht kommen könnte. In diesem punkte hätte sich Wimmers beweisführung bestätigen oder widerlegen lassen Denn seit dem erscheinen von Wimmers arbeit sind uns die norditalischen alphabete bei weitem besser bekannt geworden, und hier finden sich in der tat eine reihe von berührungspunkten mit der runenschrift, die schon Bugge aufgefallen sind. In den arbeiten von Pauli (Altitalische forschungen I und III) findet man jetzt die betreffenden alphabete behandelt, und an der ähnlichkeit der hier gebräuchlichen zeichen mit der runenschrift sind meine zweifel erwachsen. Diese neueren arbeiten erwähnt der verfasser nirgends, und ebenso fehlt ein eingehen auf die gallischen inschriften, von denen doch einige wenige erhalten sind. Dabei weist Luft mit vollem recht darauf hin, dass die Gallier bei der entstehung der germanischen runenschrift eine vermittlerrolle gespielt hätten, aber mit ihren alphabeten setzt er sich nicht auseinander. Das gallisch-massiliotische alphabet, das hätte er mit sicherheit behaupten können, kann nicht die quelle der runen sein.

Luft geht also nur mit allgemeinen inneren gründen vor, und ich stehe nicht an zu erklären, dass er dabei vielen scharfsinn entfaltet und manchen glücklichen gedanken geäussert hat; vieles aber, was er als recht sicher hinstellt, ist nur eine

unbewiesene hypothese. Ihm selbst verschiebt sich indessen sein urteil mit der zeit, und das was am anfang als möglichkeit aufgestellt wird, bezeichnet er später als sicher.

Er nimmt vor allem an, dass sich unsere runenschrift in längerer zeit entwickelt, und dass sie ursprünglich nur aus 16 zeichen bestanden habe, zu denen allmählich die übrigen hinzugekommen seien. Das ist gewiss möglich, aber aus inneren gründen nicht beweisbar. In dieser frage bleibt daher dem subjektiven ermessen ein grosser spielraum, und da ein wesentlicher faktor für des verfassers ausführungen der ist, dass das urgermanische keine tönenden spiranten gekannt habe, so wird er wol bei wenigen anklang finden. Er leugnet auch, dass die runen mit bewusster absicht mit rücksicht auf das ritzen in holz umgewandelt seien. Aber ganz umgehen kann er die annahme absichtlicher veränderung doch nicht. So ist bis jetzt kein alphabet bekannt, in dem *F* die form ᚠ hätte, und wenn er, was ich auch erwogen habe, ᚹ aus *F* ableitet, so kann man solche bewusste umwandlung auch für andere fälle annehmen. Darin aber muss ich ihm beistimmen, dass wir von den inschriftenformen der antiken alphabete auszugehen haben, und dass das runenalphabet viel weniger verändert ist, als man bisher annimmt. Man kann in der tat fast alle formen der runen in den antiken alphabeten nachweisen.

Wenn also in diesem teile auch keine positive förderung des problems vorliegt so wird er doch anregend wirken. Denn die frage nach der herkunft des runenalphabetes wird vorläufig schwerlich zur ruhe kommen.

Im zweiten teile beschäftigt sich der verfasser mit dem alphabet des Wulfila. Auch hier geht er beherzt vor und kommt zu ansichten, die von der jetzt geltenden meinung beträchtlich abweichen. Zunächst sucht er nachzuweisen, dass Wulfila das runenalphabet nicht benutzt hat. So beachtenswert seine allgemeinen ausführungen sind, so bin ich doch nicht völlig überzeugt worden. Die bisherige ansicht stützt sich ja nur auf die herübernahme zweier zeichen für *u* und *o*, und auf die runennamen in der Salzburger handschrift. Dieses argument beseitigt der verfasser, wie mir scheint, mit glück. Er weist zunächst darauf hin, dass Matth. 5, 18 jota geschrieben ist, also der griechische name, und er erklärt dann die sprachreste in der Salzburger handschrift für burgundisch, wofür sehr viel spricht. Aber freilich fehlt zur sicherheit noch manches.

Von den 27 zeichen Wulfilas stammen 18 direkt aus dem griechischen, und es bleibt die frage, weshalb Wulfila für die übrigen 9 vom griechischen abwich. 𐍈, das man bisher aus *Ψ* ableitete, erklärt Luft ansprechend für eine modifikation des griechischen *Φ*, und damit ist zweifellos eine grosse crux beseitigt. Dass aber Θ eine modifikation aus O ist, will mir bedenklich erscheinen. Sehen wir aber davon ab, so stammen 𐌷 𐌾 𐍂 𐍃 𐍆 doch wohl aus dem lateinischen, aber weshalb Wulfila dies wählte, ist nur bei *h*, *j* und *f* klar. Für *r* und *s* versagen die argumente. Ich möchte es nun für keinen zufall halten, dass in allen diesen fällen, und nur in diesen, die runen in form und bedeutung den lateinischen buchstaben entsprechen — auf ᚺ ᚻ ᚱ ᛊ ᚠ gründet ja Wimmer seinen nachweis von der herkunft der runen —, und glaube daher dass Wulfila die lateinischen buchstaben in anlehnung an das runenalphabet gewählt, und dann freilich auch 𐌿 und 𐍉 herübergenommen hat. Diese auffallende erscheinung hindert mich vorläufig, Lufts ansichten beizustimmen. Freilich wenn dies doch nur ein zufall sein sollte, so muss man mit dem verfasser sagen, dass es sehr auffällig und nicht gerade wahrscheinlich wäre, wenn Wulfila nur die beiden zeichen 𐌿 und 𐍉 entlehnt hätte.

Auf weitere einzelheiten der schrift einzugehen, will ich mir versagen. Obgleich ich auch da noch vielfach widersprechen muss, finden sich doch auch eine reihe beachtenswerter bemerkungen. In der hauptsache ist es dem verfasser auf diesem ausserordentlich schwierigen und unsicheren gebiete selten gelungen, zu überzeugenden ergebnissen zu kommen, aber es wird ihm das verdienst bleiben, fragen, die längere zeit ruhten, weil sie erledigt zu sein schienen, wider angeschnitten zu haben. — Sagt der verfasser s. 86 absichtlich „sich auf den büchern stützen" oder ist es ein versehen?

LEIPZIG-GOHLIS. H. HIRT.

Rudlieb, übertragung des ältesten deutschen heldenromans von **Moriz Heyne.** Leipzig, Hirzel. 1897. VIII, 95 s. 1,80 m.

Von den in Grimm und Schmellers „Lateinischen gedichten des X. und XI. jahrhunderts" vereinigten drei grösseren gedichten hat der Rudlieb lange zeit sowol hinsichtlich der wissenschaftlichen forschung wie der litterarischen würdigung hinter dem Waltharius und der Ecbasis zurückstehen müssen. Seit der ausgabe des unterzeichneten vom jahre 1882, in welcher auch die kultur- und litterarhistorische bedeutung des werkes untersucht wurde, ist die gelehrte forschung und die wissenschaftliche kritik diesem werke mehr gerecht geworden als früher. Es reizte dazu einmal der realistische zug, der durch das gedicht geht, die neigung zur kleinmalerei, die sorgfältige beschreibung von gegenständen und handlungen des alltäglichen lebens, die dem mittelalter sonst fast fremd ist, und die das gedicht zu einer fundgrube kulturgeschichtlicher einzelheiten macht. Auch die derbe, ungescheute und ungeschminkte behandlung des liebesverkehrs zwischen beiden geschlechtern, die nüchterne art der lebensanschauung, die bei aller knappheit doch scharfe zeichnung der verhältnisse und charaktere, die abwesenheit aller überspannten ritterlichen oder kirchlichen ideen, berührt uns im zeitalter Zolas und der naturalistik mit einer gewissen wahlverwandtschaft. Statt wie sonst in mittelalterlichen epen fast ausschliesslich von königen und helden, von kampf und krieg zu hören, lesen wir hier mit freudigem anteil von den schicksalen und fahrten gewöhnlicher, zum teil recht zweifelhafter durchschnittsmenschen und von erlebnissen, die recht natürlich und menschlich sich abspielen, die in dem internationalen novellenschatz der abendländischen völker ihre wurzel haben, und mutatis mutandis ohne schwierigkeit in einen modernen roman hineingearbeitet werden könnten. Dazu kommt noch der lückenhafte zustand der überlieferung, der den scharfsinn des interpreten und kritikers zur ergänzung der einzelheiten und zum wideraufbau des ganzen anreizt.

Die erneuerung des Rudlieb durch Moriz Heyne ist also als ein sehr zeitgemässes unternehmen zu bezeichnen. Sie bietet die bruchstücke des gedichtes in der reihenfolge, welche Laistner ihnen gegeben hat, und füllt die lücken zwischen den fragmenten durch kurze angaben ihres ehemaligen, mutmasslichen inhalts aus, zumeist ebenfalls im anschluss an Laistner (Ztschr. f. d. a. XXIX, 1 fgg.). Wenn ich jetzt, fünfzehn jahre nachdem ich diese frage zuletzt betrachtet und behandelt habe, die bruchstücke in dieser anordnung und mit diesen ergänzungen im zusammenhange durchlese, so muss ich sagen, dass sich so die erzählung am besten fügt, und dass diese anordnung mithin eine grössere wahrscheinlichkeit für sich hat als die von mir nach Schmellers vorgang gegebene. Unklar bleibt allerdings immer noch der punkt, auf dem meine polemik gegen Laistner vornehmlich fusste (Ztschr. f. d. a.

XXVII, 332). Man weiss nicht, was das für ein ring ist, den der neffe XIII, 127. 128 (nach meiner ausgabe) ansteckt. Ich war der ansicht, dass es derselbe ring sei, den das fräulein ihm IX, 70—73 schenkt. Dann müsste freilich bruchstück XIII hinter IX stehen, und die Laistnersche anordnung, die doch aus anderen gründen so viel für sich hat, wäre umgestossen. Laistner seinerseits nahm an, der ring sei ein andenken aus der kinderzeit, etwa ein geschenk der mutter gewesen, von dem er sich nicht trennen mochte, auch nachdem es ihm am finger unbequem geworden war. Er ergänzte v. 127 demnach: Sumpsit quem mater sibi donauit digitalem (besser wäre wol des reims wegen: sumpsit, mater quem usw.), oder: Sumpsit quem puero quis donauit digitalem. Heyne fühlt wohl, dass die engheit des ringes (ad minimum digitum bene uix tum conuenientem) zu deutlich darauf hinweist, dass derselbe eine gabe des fräuleins sei, und lässt ihn dem jungen ritter gleich bei der ersten bekanntschaft als tischgenossen von dem fräulein geschenkt werden; Heyne X, 143—45:

> Der neffe steckt ein ringlein, das das fräulein
> Bei tische ihm als tischgenossen reichte,
> Sich an: kaum zwängt ers an den kleinen finger.

Ob ähnliches je sonst aus dieser oder einer späteren zeit überliefert ist, weiss ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich ist nicht eben, dass ein fräulein einem fremden jungen ritter, den sie noch nie gesehen, bei der ersten gemeinsamen mahlzeit gleich einen ring schenkt. Diese schwierigkeit wird sich mit unseren mitteln überhaupt nicht lösen lassen.

Auch in einem andern punkte ist Heyne von Laistner abgewichen. Dieser suchte glaublich zu machen, dass das scortum turpe und execrabile, die „hexe" (magica), durch die der neffe dehonestiert war (XV, 28), niemand anders sei, als die junge bäuerin, welche, dem alten griesgram vermählt, mit dem roten anbändelte und sich so gern entführen lassen wollte. Heyne hat diese kombination nicht angenommen. Er ergänzt bruchstück VIII seiner ausgabe, v. 165 fgg. einfach und ohne hinweis auf die bäuerin folgendermassen: hat doch

> Der jüngling seine sippe aufgegeben,
> Um hier unwürdig seines stands zu leben,
> Befangen in den netzen einer buhle,
> Die ihn zu ehrlos weichem leben lockt,
> Durch die er sein vermögen hier vergeudet.

Ich muss mich hier Heyne vollständig anschliessen. Die bäuerin hat sich nach der ermordung ihres mannes gänzlich von ihrem sündhaften leben abgewandt, hat eine tiefgefühlte reurede gehalten und ist dem dichter zu einem vorbilde echter, christlicher busse und energischer askese geworden (fragment VIII). Der ganzen gerichtsverhandlung hat der neffe unter den zuschauern mit beigewohnt, er hat die bussrede der bäuerin mitangehört, unmittelbar nach derselben wird Rudlieb in den kreis gerufen; auch er kann unmöglich abgereist sein, ohne von der sinnesänderung der schuldigen kunde bekommen zu haben. Es ist nicht denkbar, dass der neffe selbst und die verwandten des hauses ihren abscheu gegen die buhlerin in so starken ausdrücken kundgeben, wie das nachher in XV geschieht, wenn sie — wie doch der fall ist — wissen, wie vollkommen jene sich gewandelt und bekehrt hat.

Auffallend ist übrigens auch, dass die mutter des fräuleins in IX (bei Heyne XI) das sich entspinnende verhältnis des neffen zu ihrer tochter begünstigt; Heyne 69 fg.:

Die mutter siehts, auch ihr gefällt die neigung,
Sie hindert nicht des pärchens liebesflüstern.

Sie weiss ja noch gar nicht, wer ihre gäste sind und der jüngere war noch dazu in einem aufzuge erschienen, der — um mit Laistner zu reden — „für einen bräutigam eine wahre schande ist“, in einem ungewaschenen hemde und einem vor alter und schweiss fuchsig gewordenen mantel aus marderfellen (Heyne X, 147). Diese anfängliche bärenhäuterei des neffen, die nur durch die güte des oheims, der noch einen anständigen anzug im reisesacke führt, beseitigt wird (so nach Heynes vermutung), sollte die dame doch wol stutzig gemacht haben, wenn sie nicht wusste, wen sie vor sich hatte. Darum hat Heyne wol auch in der ergänzung zu seinem bruchstück XI, v. 84 fgg., es unterlassen, Rudlieb der herrin seinen namen nennen zu lassen. Es heisst dort:

Indessen sitzt der ritter mit der herrin
Zusammen im gespräch; die gäste mögen,
So bittet sie, sichs bei ihr eine zeit
Gefallen lassen, nicht sei sie dagegen,
Wenn sich das junge pärchen näher käme.
Er lehnt nicht ab, berichtet seinerseits
Von seiner rückkehr, wie den neffen er
Gefunden habe, wie er ihn vermocht
Mit ihm zu kommen, und wie er sich freue,
Nach langer zeit die mutter zu umarmen.
Sie schildert, wie sie seine mutter kenne,
Wie sie sie oft besuche, wie noch neulich
Sie bei ihr sei gewesen, wie sie selbst
Gevattrin mit ihr sei.

Nach dieser darstellung weiss die herrin schon, wer Rudlieb ist, Laistner (Ztschr. f. d. a. XXIX, 12) scheint dagegen anzunehmen, dass sie es erst in dieser lücke erfahren habe. Ich muss mich nach dem obigen dafür entscheiden, dass sie ihren gast schon vorher kennt, und vermisse nur die erwähnung dieses umstandes, also eine erkennung oder widererkennung oder namennennung, in der ergänzung Heynes zu seinem bruchstück IX oder X. Liest man die Heynische übersetzung wie sie ist, so fragt man sich vergeblich, woher sich denn die beiden kennen.

Die übersetzung selbst ist mit geschicklichkeit und gewandtheit gefertigt und liest sich infolge dessen angenehm und fliessend. Härten verletzen den leser nur selten. Bruchstück V, 197 kommt die kühne kürzung „den“ für „denen“ vor; der substantivierte infinitiv das „lüstern“ ist zwar in Heynes wörterbuch aus Wieland angeführt, macht sich aber in der verbindung „da ist nicht furcht noch lüstern“ (br. V, 465) doch recht seltsam. In XI, 27 mussten die staare wol das „der du bist im himmel“ in „mel, mel, mel“, nicht in „lel, lel, lel“ ausklingen lassen (lateinisch allerdings: coelis, lis, lis, lis).

Als versmass hat sich der übersetzer den fünffüssigen jambus gewählt, der ihm zur widergabe „des leichten plaudertons“ am besten geeignet erschien. Ich muss bekennen, dass mich dieser vers allzusehr an das drama erinnert. Ausserdem vermisse ich schmerzlich den reim. Gereimte poesien sollte man meines erachtens nie ins ungereimte übertragen, eher ungereimte ins gereimte. Der reim ist trotz Klopstock uns neueren Deutschen so sehr ans herz gewachsen, dass wir ihn uns nur sehr ungern nehmen lassen. Freilich — darin hat Heyne recht — der hexameter lässt

sich im deutschen nicht leoninisch reimen, aus dem einfachen grunde, weil wir nicht männlichen ausgang mit weiblichem binden können. Es müssten also sämtliche cäsuren weiblich werden. Aber liess sich nicht ein versuch mit paarweise endgereimten hexametern machen? Oder wenn der hexameter dem übersetzer zu prunkvoll-heroisch erschien, warum reimte er nicht seinen jambus paarweise, der dadurch zugleich die störende ähnlichkeit mit dem drama verloren hätte? Auch stand ihm frei, zu den altbewährten, populären kurzen reimpaaren zu greifen, die er zweifellos mit der gleichen sicherheit gehandhabt haben würde, wie den jambus. Oder er hätte sich des aufgelösten Hildebrandstones bedienen können, den Gustav Freytag im „Polnischen bettler“ und anderen jugendgedichten mit glück angewandt hat. Es liess sich aus allem etwas machen, freilich mit einer ungleich grösseren summe von arbeit und mühe, als ungereimte verse erfordern, und diese anzuwenden mochte dem übersetzer der mühe nicht verlohnen.

Den besten begriff einer dichtung bekommt man durch eine probe. Darum stehe hier noch die hübsche tanz- und liebesscene XI, 30 fgg.:

30 Indessen gehen in begleit der herrin
Der ritter und der neffe hin, wo harfner
Sich hören lassen. Doch ihr bester selbst
Ist stümper seiner kunst. Der ritter fragt:
„Ist hier noch eine harfe?“ „Eine hab ich“,
35 Versetzt die herrin, „besser gibt es keine,
Auf der mein seliger gemahl oft spielte,
Bei deren klang mein herz in liebe hinstarb,
Und die nach seinem tod niemand berührte.
Sie steht, wollt ihr drauf spielen, euch zu diensten.“
40 Auf ihr geheiss wird sie gebracht. Der ritter
Ergreift und stimmt sie, fängt zu harfen an:
Die linke und die rechte rührt die saiten,
Aus denen süsse melodien quellen:
Und so scharf wird der takt hervorgehoben,
45 Dass der selbst, der das tanzstück gar nicht kennt,
Mit hand- und fussbewegung nicht kann fehlen.
Die harfner, die vor ihm die saiten schlugen,
Die hören schweigend zu und wagen nicht
Begleitend einzufallen. Und so spielt er
50 Drei seltne tänze, die gar lieblich klingen;
Da bittet um den vierten noch die herrin,
Und fordert ihre tochter auf, dazu
Mit seinem neffen einen tanz zu treten.
Der ritter lässt alsbald, statt einer antwort,
55 Ein kunstvoll vorspiel voller schwerer läufe
Ertönen, während dessen sich das paar
Zum tanz erhebt und aufstellt. Dann beginnt es:
So wie der falke um die schwalbe kreist,
So dreht er sich um sie; wenn er ihr naht,
60 Entweicht sie schnell; er heftiger bewegung,
Sie scheint zu schweben; so vollendet ist,
Wie sich die hände, sich die füsse regen,

Man konnte nichts dran auszusetzen finden.
Nun geben sie das zeichen aufzuhören,
65 Die hände sinken; manchem tat das leid.
Sie setzen sich zusammen, es entflammt
In ihnen heftge liebe, und sie müssen
Sich für das ganze leben zugehören;
Die mutter siehts, auch ihr gefällt die neigung,
70 Sie hindert nicht des pärchens liebesflüstern.
Das fräulein schlägt ein würfelspiel dem freunde
Dann vor: wer dreimal siegt, der soll den ring
Des überwundnen haben, jener aber
Erwidert: „Nein wer einmal schon gesiegt."
75 Nun würfeln sie und er verliert; mit freuden
Zieht er den ring ab, froh steckt sie ihn an,
Das zeichen ihres siegs. Beim zweiten male
Verliert sie aber, und so nimmt sie denn
Nun ihren ring und steckt, indem sie dreht,
80 Ihn an des freundes finger. Eine feder
Im hohlen mittelknoten macht den ring
Weit oder eng, wie es der finger heischt;
Sie muss ihn weitern, wenn er ihm soll passen.

Man sieht leicht, dass diese übersetzung nicht nur gewandt, sondern auch im einzelnen ziemlich genau und sorgfältig ist. Zu bessern wäre nur weniges. In 47 ist das audacter nicht mit übersetzt, 66 steht „entflammt" in ungewöhnlicher weise intransitiv, 67 wäre cupientes statt durch „müssen" wol besser durch „möchten" widerzugeben, 74 befremdet die schreibung „erwiedern" statt „erwidern", 79 bis 83 ist nicht genau übersetzt: sie wirft ihm den ring rotierend zu, er weitert ihn und steckt ihn an den finger. Die geringere silbenzahl der deutschen verse gegenüber den lateinischen bewirkt, dass der übersetzer, so wie oben audacter, auch sonst bisweilen das eine oder andere wort weglässt, was man ungern vermisst. So fehlt z. b. III, 41 „ein pferd und eine gerte wird gebracht" das de saepe: der schildträger bringt dem ritter nicht eine künstliche reitgerte, er bricht ihm höchst primitiv eine vom zaun. Das ist bezeichnend und wäre darum besser in der übersetzung zum ausdruck gebracht.

In VIII, 104 isst die büsserin brot, in welches asche gebacken ist, cinerosum; auch dies ein bezeichnender umstand, der bei Heyne fehlt. Die derben oder lasciven stellen sind sehr gemildert, nach meinem geschmack zu sehr. Die stelle VII, 118 meiner ausgabe:

Una manus mammas tractabat et altera gambas

ist widergegeben mit:

Und nun verschwindet jede spur von scham.

Damit ist der konkrete ausdruck verwischt und verallgemeinert, und der leser muss sich zudem noch schlimmeres vorstellen, als die worte besagen, den vollzug des stuprums, der doch erst später erfolgt. Doch der übersetzer rechnete wol auch auf leser, denen in dieser hinsicht reverentia gebührt.

Was die äussere einrichtung betrifft, so empfindet man woltuend die abwesenheit aller gelehrten anmerkungen, man vermisst dagegen innerhalb der einzelnen bruchstücke absätze. Selbst bei den bedeutendsten einschnitten der handlung gehen

die verse ohne einrückung geradlinig weiter; das macht den text etwas unübersichtlich. Nur in XIII ist der text zweimal durch einen strich unterbrochen. Das ganze ist in drei bücher geteilt: Rudlieb in der verbannung, Rudliebs heimkehr, Rudlieb wider zu hause. Die inhaltsangaben der einzelnen bruchstücke, die im inhaltsverzeichnis stehn, hätten als überschrift über den bruchstücken widerholt werden sollen.

Die ausstattung seitens der Hirzelschen buchhandlung ist schön, fast zu schön. Denn der preis wird dadurch auf 1,80 m. hinaufgeschraubt und so viel werden die freunde der altdeutschen litteratur, für welche Heyne geschrieben hat, sicherlich nur zum allerkleinsten teile für den Rudlieb anlegen. Durch etwas weniger opulenten druck und etwas kleineres format hätte sich der preis auf 1 m herabsetzen lassen. Damit wäre den freunden der altdeutschen litteratur, dem verfasser und dem verleger wol mehr gedient gewesen. Es soll mich übrigens freuen, wenn sich diese meine prophezeiung nicht bewahrheitete, wenn das hübsche und gut gearbeitete büchlein einen reichen absatz fände.

WERNIGERODE. FRIEDRICH SEILER.

Notiz.

E. Kölbing macht mich freundlichst darauf aufmerksam, dass die von mir Ztschr. 29, 54 ausführlich begründete conjectur zu Vœlundarkv. 10[5] Hild. *(gekk brúnnar beru hold steikja)* bereits 1877 von J. Zupitza im Anz. f. d. alt. IV, 147 vorgeschlagen worden ist. H. G.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bartels, Adolf, Die deutsche dichtung der gegenwart. Die alten und die jungen. 2. sehr verm. aufl. Leipzig, E. Avenarius. 1899. VIII, 272 s. 3,60 m.

Bühnenaussprache, Deutsche. Ergebnisse der beratungen zur ausgleichenden regelung der deutschen bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. april 1898 im Apollosaale des kgl. schauspielhauses zn Berlin stattgefunden haben. Im auftrage der kommission herausg. von Theod. Siebs. Berlin, Köln, Lpz., Alb. Ahn. 1898. 96 s.

Cronberg, Hartmuth von. — Die schriften Hartmuths von Cronberg herausg. von Ed. Kück. [Flugschriften aus der reformationszeit XIV. Neudrucke deutscher litt. werke des 16. und 17. jhs. nr. 154—156.] Halle a. S., M. Niemeyer. 1899. LIX, 160 s. 1,80 m.

Finck, Franz Nic., Der deutsche sprachbau als ausdruck deutscher weltanschauung. Acht vorträge. Marburg, Elwert. 1899. VIII, 123 s.

Forschungen znr neueren litteratnrgeschichte. Festgabe für Richard Heinzel. Weimar, E. Felber. 1898. IV, 567 s. 14 m.

Inhalt: J. J. David, An Rich. Heinzel (gedicht). — R. M. Werner, Die gruppen im drama. — E. Schmidt, Edward. — A. Brandl, Zur kritik der englischen volksballaden. — A. Hauffen, Zur kunde vom wassermann. — A. Petak, Zum volkslied von den drei winterrosen. — J. E. Wackernell, Ein Tiroler passionsspiel in Steiermark. — F. Spengler, Kilian Reuther von Melrichstadt. — K. Luick, Zur geschichte des englischen dramas im 16. jahrh. — J. Wahle, Bürger und Sprickmann. — B. Hoenig, Glaube und genie in Goethes jugend. — E. Castle, Die drei paria. — J. Zeidler, Eine Wiener Wertherparodie. —

F. A. Mayer, Goethe auf dem puppentheater. — E. Horner, Anton von Klein in Wien. — O. F. Walzel, Frau von Staëls buch „De l'Allemagne“ und W. Schlegel. — A. Sauer, Neue beiträge zum verständnis und zur würdigung einiger gedichte Grillparzers. — J. Minor, Die ahnfrau und die schicksalstragödie. — A. v. Weilen, Friedr. Hebbels historische schriften. — R. F. Arnold, Holtei und der deutsche Polenkultus. — M. Murko, Miklosichs jugend- nnd lehrjahre.

Goethe, Iphigenie auf Tauris edited with introduction, notes and appendices by K. Breul. Cambridge, University press. 1899. LXXXIV, 254 s.

Kühl, G., Die Bordesholmer Marienklage. Diss. Kiel 1898. 40 s. (Erscheint vollständig im Jahrbuch des vereins f. nd. sprachforschung.)

Lenau, Nic. — Roustan, L., Lenau et son temps. Paris, Cerf. 1898. VIII, 369 s.

Loewe, Rich., Die ethnische und sprachliche gliederung der Germanen. Halle a. S., Niemeyer. 1899. IV, 59 s. 1,60 m.

Müllenhoff, Karl, Deutsche altertumskunde. 4. band, 1. hälfte. Berlin, Weidmann. 1898. 384 s. 10 m.

Murner, Thomas, An den grossmächtigsten und durchlauchtigsten adel deutscher nation, herausg. von Ernst Voss. [Flugschriften aus der reformationszeit XIII. Neudrucke deutscher litt. werke des 16. und 17. jhs. nr. 153.] Halle a. S., Niemeyer. 1899. IV, 60 s. 0,60 m.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 10. Sp. 1393 — 1552. anfäktbar — anlöpning. [Schluss des 1. bandes.] — Häftet 11. Sp. 1 — 160. b — baldersbrå. Lund, Gleerup. (Leipzig, M. Spirgatis.) 1898. à 1,50 kr.

Plumhoff, A., Beiträge zu den quellen Otfrids. 48 s. Diss. Kiel 1898.

Regesta Norvegica. Kronologisk fortegnelse over dokumenter vedkommende Norge, Nordmænd og den norske kirkeprovins. I. 991 — 1263. Udg. for det norske historiske kildeskriftfond ved Gust. Storm. Christiania 1898. VIII, 107 s.

NACHRICHTEN.

An der universität Wien habilitierte sich dr. Theodor v. Grienberger für german. sprachgeschichte und altertumskunde, an der universität Giessen dr. Karl Helm für german. philologie. Der privatdocent dr. J. W. Bruinier in Greifswald folgt im herbste d. j. einem rufe an die universität Christiania.

Am 6. märz 1899 starb zu Basel der ordentliche professor der german. philologie dr. Rudolf Koegel (geb. 29. nov. 1855 zu Leipzig).

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE MAILÄNDER BLÄTTER DER SKEIREINS.

Bei keinem gotischen texte erlaubt sich die kritik so eingreifende änderungen, wie bei der Skeireins. Sie hält dies für ihr gutes recht, da sie der ansicht ist, „dass man sich den verfasser der Skeireins als einen in litterarischer produktion nicht eben gewandten mann zu denken hat", von dessen werk nur bruchstücke „durch den gedankenlosen abschreiber in sehr verwahrlostem zustande auf uns gekommen sind." (B. s. 618.)[1]

Die fehler dieses „rein mechanisch verfahrenden abschreibers, der für den sinn dessen, was er schrieb, kein verständnis hatte" (B. s. 619), will sie verbessern. B. glaubt diese „schwere kritische aufgabe" gelöst und durch seine änderungen „der Skeireins eine lesbare und verständliche gestalt gegeben zu haben, und hofft, dass man fernerhin nicht mehr die fehler eines gedankenlosen abschreibers für berechtigte eigentümlichkeiten der gotischen sprache ausgeben wird." (B. s. 622.) Noch weiter geht V, von dem Lücke[2] mit recht sagt (s. 38): „wenn man den hier gegebenen gotischen text durchliest, muss man sich wahrhaft freuen über den schönen, glatt dahingleitenden fluss der gotischen worte; leider hat aber V nur das verdienst, gezeigt zu haben, in welchem stil etwa ein heutiger gelehrter mit benutzung der wulfilanischen bibelübersetzung eine erklärung des Johannesevangeliums schreiben würde, nicht wie sie unser Skeireinist wirklich geschrieben hat." Will die textberichtigung nicht den boden unter den füssen verlieren, will sie nicht dem überlieferten text gewalt antun, so muss sie

1) Gebrauchte abkürzungen: M^a = Massmanns ausgabe von 1834, M^b = Massmanns ausgabe von 1857, GL = ausgabe von Gabelentz und Löbe, U = Uppströms ausgabe von 1861, H = Heynes ausgabe, 8. auflage 1885, B = Bernhardts Vulfila 1875, V = Vollmer (nach Bernhardts angaben citiert), Gr = Grimm, Deutsche grammatik, 1. auflage, LM = Leo Meyer, Die gotische sprache (1869), Br = Braune, Gotische grammatik, 4. auflage 1895, Ca = Castiglione, Sch = Schulze, Gotisches wörterbuch (1867).

2) Lücke, Absolute participia im gotischen und ihr verhältnis zum griechischen original, mit besonderer berücksichtigung der Skeireins (Gött. diss. 1876).

sich, soweit nicht offenbare fehler vorliegen, an das in der handschrift gebotene halten. Diese bietet allerdings aussergewöhnliche schwierigkeiten, und wenn ich auch nicht ganz Massmanns urteil zustimmen kann (Ma s. XIII: „Es wird mir wol erlaubt sein, jenes wort Castigliones noch einmal geltend zu machen, dass die hier vereinigten römischen und mailändischen blätter nicht nur eine geduldprobe, sondern in wahrheit die schwierigsten aller bisher gefundenen und erlesenen gotischen palimpseste seien“), sondern einen teil des Cod. A. bedeutend schwieriger finde, so muss ich doch gestehen, dass einige stellen fast unentzifferbar sind. Massmanns und Uppströms forschungen bilden die grundlage aller bisherigen textausgaben. Durch ihre arbeiten, sowie durch die bemerkungen und verbesserungsvorschläge der übrigen herausgeber: Gabelentz und Löbe, Heyne, Vollmer und Bernhardt, war meiner prüfung der handschrift der weg gewiesen. Mein besonderes augenmerk richtete ich auf die stellen, in denen sich Massmann und Uppström widersprechen.

Ehe ich die eigentliche untersuchung beginne, muss ich mein bedauern darüber aussprechen, dass Castiglione nur s. 310 und nicht sämtliche blätter der handschrift untersucht hat. Sein urteil wäre unschätzbar. Je länger ich mich mit den hiesigen gotischen palimpsesten beschäftige, und je genauer ich mit ihnen bekannt werde, um so höher steigt meine bewunderung für ihren ersten herausgeber. Was wir ihm verdanken, was er in zwanzigjähriger gewissenhafter arbeit geleistet hat, weiss nur wirklich zu schätzen, wer selbst die schwierigkeiten der arbeit kennen gelernt hat. Sein verdienst sollte darum auch allseitig anerkannt und nicht, wie es oft geschieht, um Uppströms willen geschmälert werden.

In meinen ausführungen beschränke ich mich auf die stellen, welche besonders die kritik herausgefordert haben; in allen nicht behandelten stimmen meine beobachtungen mit denen Uppströms überein. Um die prüfung meiner mitteilungen zu erleichtern, füge ich die bemerkungen der verschiedenen herausgeber bei.

Einmal widerholte fehler pflegen sich lange fortzupflanzen; das beweist die tatsache, dass die Mailänder blätter, Cod. E., bis in die neueste zeit falsch bezeichnet worden sind. Wie schon Ztschr. 31, s. 90 bemerkt ist, führen sie die signatur E 147 und nicht G 147. Der druckfehler, der sich bei Castiglione (1. heft s. XVIII) findet, ist von GL, U, H, B nachgedruckt worden, obwol Ca. ihn 1829 im 2. hefte (s. 83) berichtigt und auch M[a] schon die richtige signatur angegeben hatte.

Der gang meiner untersuchung ist durch die handschrift bestimmt, und ich wende mich nun zu den strittigen stellen. Ich lese:

S. 113a, z. 6—7:
jah ju uf dauþaus
atdrusun stauai

Mᵃ hat den gleichen text ohne bemerkung.
Mᵇ ebenso, mit der bemerkung (s. 660): „H (= handschrift) *stauaⁱ inuhþis*: vielleicht war das kleinere *i* nur ˜ oder ⁻. *Atdriusan* stets nur mit acc.“
GL *stauai* mit der bemerkung (s. XII): „*stauai* lege *staua?*“
U *staua:* „ „ „ (s. 14) „sic Cod. certo, non *stauai.* Quod pro *i* habuit Massm., non est nisi linea perpendicularis litterae *s* vocabuli „iustum“, quod secunda manus h. l. scripsit.“
H, B, V schliessen sich U an.

Ich lese *stauai* ziemlich deutlich. Das *i* ist gleich gross wie die übrigen buchstaben und ist keineswegs das *s* von „iustum“; es lässt sich links von diesem als bleicher, aber deutlicher schimmer erkennen. Die von U gesetzten zwei punkte fehlen. Da ich auch 1. Tim. 3, 6 mit Ca (5. heft s. 19) klar *in stauai atdriusai* lese (das *i* ist deutlich über dem zweiten *i* des wortes „ignis“ zu erkennen), so muss ich den dat. auch an dieser stelle beibehalten, er kann nach *uf* ebenso gut, wie nach *in* stehen. Dass dem stammwort die verbindung mit dem dat. keineswegs widerstrebt, beweisen Luc. 8, 6 *gadraus ana staina,* Luc. 8, 7 *gadraus in midumai þaurniwe,* Luc. 8, 8 *gadraus ana airþai*[1]. Auch Mc. 3, 11, Luc. 5, 8, Joh. 11, 32 deuten darauf hin, obschon sie keine beweiskraft haben, da die präp. *du* steht; das gleiche gilt von Luc. 8, 41 *driusands faura fotum.* Die übrigen stellen, in denen *atdriusan* sich findet: 1. Tim. 3, 7 *atdriusai in idweit,* 1. Tim. 6, 9 *atdriusand in fraistubnja,* Neh. 6, 16 *atdraus in ausona,* Skeir. 40 *in tweifl atdraus* scheinen der annahme des dat. zu widersprechen. Ich möchte aber darauf hinweisen, dass 1. die verben der bewegung gewöhnlich eine doppelte konstruktion (dat. und acc.) erlauben, und 2. *atdriusan* in unserer stelle, ebenso wie 1. Tim. 3, 6, mehr die bedeutung von „verfallen, zufallen“ (dem gericht verfallen) hat, was bei den übrigen stellen nicht der fall ist; in ihnen entspricht es einem einfachen „fallen“. Warum sollte also nicht eine doppelte konstruktion, je nach dem sinn des wortes möglich sein? Findet sich doch auch Luc. 8, 47 *atdriusandei du imma* (προσπεσοῦσα αὐτῷ). Nach allem scheint mir kein grund vorhanden, warum das überlieferte geändert werden sollte.

1) Vgl. J. Borrmann: Ruhe und richtung in den gotischen verbalbegriffen, (Hall. diss. 1892) s. 15 fg.

S. 113a z. 19—22:

þi
zos manasedais
gawaurhtedi us
lunein:

M[a] (s. 3) *usaunein*: mit der bemerkung „*us/aunein* steht, statt *ussaunein* (λύτρωσιν: Hebr. 9, 12)" und weiter (s. 59): „Die abteilung des sehr erloschenen wortes *us/aunein*, das weder als *us/lunein*, noch als *us/lukein* oder *us/aukein* einen sinn gab, *uslausein* (λύτρωσιν: Luc. 1, 69) aber wegen des sichern *n* und fehlenden *l* vor dem entscheidenden *a* nicht gleich zu machen ist, liess dasselbe nur als *us/(s)aunein* oder *u(s)s/aunein* (λύτρωσιν: Hebr. 9, 12) festhalten. Der ganz ähnliche fall mit demselben wortstamm im Cod. Argent. (Mc. 10, 45 *managans / aun* usw.) lässt schreibgewohnheit, somit lautüberschleifung oder innigen anschluss vermuten."

M[b] behält die lesung bei mit der bemerkung (s. 660): „H. *usaunein*. U. *uslunein* besteht nicht; denn es steht sogar *us / ^{s}aunein*. Vgl. *saun* λύτρον Mc. 10, 45. (1. Tim. 2, 6 *andabauht* ἀντίλυτρον)."

GL haben M[a] lesung angenommen, (s. XII) „*ussaunein* Cod. *usaunein*."

U hat „*uslunein* (s. 15): sic Cod., non *us / aunein*, multo minus *us / saunein* ut vulgo legitur, quamquam Massm. saltem reprobandi causa, de *us/lunein* cogitavit v. ed. 1 pag. 59. Omnia quibus littera *l* distinguitur a littera *a*, heic adsunt; cfr. quae disputavimus Mc. 10, 45. Radix est *lu*, ex qua statuere posse nobis videmur *livan*, *lau*, *livum* v. *levum*, *livans* solvere."

H und B schliessen sich U an; V hat sinngemäss, aber abweichend von allen anderen *uslausein*. Sch (s. 194) folgt auch U: „es dürfte wol *ei manasedais gavaurhtedi uslunein* (st. *ussaunein*) die richtige lesart sein"; ebenso LM (s. 653): „*uslûneini-*, f. loskaufung, erlösung, nur Johanneserklärung 1, 1, die sich anschliessen an altind. *lû* oder *lav* abschneiden: *lunā́ti* oder *lunītā́i*, er schneidet ab, *lûná-* abgeschnitten, gr. λύειν oder auch λῡ́ειν lösen, lat. *solvere* (aus *-luere*), lösen, ablösen, *so-luto-*, abgelöst."

Auch Br (s. 8 und 42), Feist (s. 72)[1] und Friedmann (s. 222)[2] haben U.lesart angenommen.

Massmann steht also allein mit seiner ansicht, und zwar gegen die handschrift. Ich stimme vollständig U zu, es steht klar *uslunein*. Gegen Massmanns bemerkungen muss ich geltend nachen, dass 1. das ganze wort nicht „sehr erloschen", sondern recht klar ist und 2. dass sich weder am schluss der einen zeile, noch am anfang der anderen ein kleines *s* entdecken lässt. Ich vermute, dass Massmann auf letztere konjektur erst gekommen ist, als er nach seiner rückkehr aus Italien an die fertigstellung seiner ausgabe gieng; er hätte sie sicher nicht gewagt, wenn er die handschrift noch vor augen gehabt hätte.

1) Feist, Grundriss der gotischen etymologie (Strassb. 1888).
2) Friedmann, La lingua gotica (Mailand 1896).

S. 113b z. 17—19

jan ni þana
seiþs fastaida ga
raihteins garehs

M[a] (s. 4) *garehsn* ohne bemerkung.
M[b] *garehsn(s)* mit der bemerkung (s. 660): „H *garehs*· (wie *anabus*¯, *unselei*¯, *frodei*¯, *vaurstva*¯, *vaurda*¯, *brigganda*¯): entweder *fastaida garehsn* (servatum consilium) *garaihteins* oder *fastaida* (servavit) *garehsn*."
GL setzen (s. XIII) „*garehsns* C. (?) M *garehsn*."
U (s. 15) „*garehsn* sic Cod. Haec sententia me iudice aliunde non pendet, sed ipsa per se constat, ita ut non sit, quod *garehsn* cum *garehsns*, obiectum cum subjecto mutemus."
H, B setzen *garehsns*. B bemerkt (s. 624): „*fastaida* ist particip, *vesi* ist zu ergänzen, also muss *garehsns* geschrieben werden. U behält *garehsn* bei und denkt sich als subjekt von *fastaida* (praeter. act.) Christus; dann müsste notwendig der konjunktiv stehen."

Ich glaube, dass *garehsns* zu lesen ist. Da das wort am zeilenschluss steht und abgekürzt geschrieben ist, so lässt sich keine sichere entscheidung treffen. Eigentümlich ist aber die art der abkürzung. Das zeichen ¯ steht bei allen übrigen stellen unserer handschrift, wo es ein abschliessendes *n* bezeichnet (113b *uslutondi*¯ 114a *galvotjandi*¯ *anabus*¯ *garaido*¯ usw.) nach dem letzten buchstaben oder über demselben; bei *garehsns* dagegen findet es sich zwischen *h* und *s* in der angegebenen weise. Wollte vielleicht der abschreiber dadurch ein *ns* andeuten? Er zieht mit vorliebe diese beiden buchstaben zusammen, wie s. 111b beweist, wo unmittelbar nach einander *qinons, hlaibans, fiskans* mit verbundenem *ns* geschrieben sind, obwol der raum mehr als genügend war. Oder hat er vielleicht das erste *s* vergessen und darum das zeichen so gesetzt? Er ist auch sonst geneigt, gegen den zeilenschluss das *n* im innern der wörter abgekürzt zu schreiben (77a *nasjads, qiþads*, 80a *taujads*); das deutlich stehende *s* wäre also der schliessende und nicht, wie bisher angenommen wurde, der vorletzte buchstabe des wortes.

S. 114a, z. 1 und 2.

jah þairh
liugn galvotjandi¯

Ebenso M[a], M[b], GL.

U (s. 16): „*gahvatjandin)* sic Cod. non *gahvotjandin* ut Massm. ceterique habent. Cfr. Isl. *hvetja*, Anglos. *hvettan*, Germ. vet. *hvexjan* acuere, incitare, illicere."
Us lesart ist von H und B angenommen; letzterer bemerkt dazu (s. 624): „vgl. *hvassei, hvassaba* und lat. acuere ad crudelitatem."
V hat *gavagjandin* gesetzt.

LM bemerkt (s. 42): „*-hvatjan*, verlocken, in *gahvatjan*, verlocken, verführen nur Johanneserklärung 1, 3.“

Auch Feist (s. 60) und Friedmann (s. 208) führen die lesart an; bei Sch fehlt sie, er hat nur (s. 66) „*gahvotjan* minis illicere, durch drohungen verleiten.“

Ich kann nur *galvotjandi* lesen. Die vorhandenen, ziemlich deutlichen züge entsprechen ganz dem *o*, und zwar erkenne ich sowol die beiden oberen, als auch die unteren bogen (ℴ). Da das wort sich nur an dieser stelle findet und das *o* keineswegs den got. lautgesetzen widerspricht (vgl. LM §§ 450—455), so erscheint mir Us lesung hinfällig.

S. 114a, z. 11:

nei[a]*uk þuhtedi.*

M[a] *ne* (s. 5) „*ne* steht“. M[b] *ne(i)* mit der bemerkung (s. 660): „Siehe *nei* 2. Cor. 3, 8 (*nei* (οὐχί) statt *ne*, oder liegt die in *hvaiva* (πῶς) gelegte frage mit in *ne/i* (wie in *u*)?)“

GL *ne.*

U setzt *ne* und bemerkt dazu (s. 16—17): *ne*) sic Cod. — Hanc voculam per nonne vertunt auctores, quod nobis minus placet, primum quod haec significatio ab hac vocula aliena est, deinde quod eiusmodi interrogatio nihil habet, quo cum iis, quae antecedunt et subsequuntur, connecti possit, tum quod argumentatione jam inita omnis quaestio inepta est, atque etiam periculosa, si is, a quo quaeritur, negando respondeat quo facto is, qui interrogavit, revera ad incitas redactus est. Quae cum ita sint, aliam tentemus viam, qua locum hunc ancipitem explicemus. Boppius de stirpibus demonstrativis disserens (v. Vergl. gramm. 2. ausg. §§ 369—371) mentionem facit stirpis demonstrativae *na*, cuius vestigia in gothica quoque lingua reperiri docet, neque ab hac mente Grimmius alienus est. (Deutsche gramm. III s. 249). Horum virorum auctoritatem sequentes statuimus voculam *ne* h. l. pronomen demonstrativum casus instrumentalis esse, ortum e stirpe *na* pariter atque *hve* e *hva* et *þe* e *þa*. Itaque verbum fere pro verbo reddimus: Hoc modo enim visus quidem fuisset in iustitiae coercitionem transgredi prius illud iam ab initio paratum s. initum consilium. Qnod si recte disputatum est, non possumus non recordari locum Luc. 14, 31, ubi post *du vigan* invenitur illud *na*, quam vocem pro accusativo respiciendi nos nunc habere ne mireris, nam vocabula *du vigan* ad reddenda vocabula εἰς πόλεμον non minus quam *du ustiuhan* ad reddenda vocabula εἰς ἀπαρτισμόν sufficiunt.“

H *ne*, B *nei*, V *ni*. B verweist auf 2. Cor. 3, 8, wo er schreibt (s. 424): „*nei* ist, da es in AB steht, nicht als fehlerhaft zu betrachten, vgl. *ne* Sk. I c; es scheint vielmehr eine besondere bildung für *ni* mit gedehntem vocal. Anders LM s. 604.“ Letzterer bemerkt: „*nei*, nicht, 2. Cor. 3, 8, das aber wol eher für einfaches *ni* steht oder vielleicht auch eine besondere bildung ist, für *nê*, nicht.“ Vgl. Gr. III s. 709.

Ich lese *nei*, und zwar steht in der zeile *nei uk; ne uk* ist vollkommen klar, *i* etwas verwischt. Über der zeile findet sich ein kleineres *a*; es steht über *u* und fällt zum teil mit dem *i* des übergeschriebenen wortes *langibardorum* zusammen, seine züge lassen sich sowol

über als neben dem *i* deutlich erkennen. Das 2. Cor. 3, 8 vollständig sicher überlieferte *nei* erhält also eine neue stütze, und alle versuche das *ne* an unserer stelle zu rechtfertigen, besonders Us auslassung, sind somit belanglos.

S. 114b, z. 1—4:

jah fra
kunnan unselei¯
þis faurþis us
lutondins:

Ebenso M[a] und M[b], letztere mit der bemerkung (s. 660): „H *uslutondins*, nicht L's *uslutondis*."

GL *uslutondis*.
U „*uslutondins*) sic Cod., non *us/lutondis*, quod legitur apud GL."
H, B ebenso; V ergänzt „*uslutondins ins*".

Die handschrift hat klar *uslutondins*.

S. 77a, z. 4 und 5:

In mela raihtis
þulainais leik ïs.

M[a] ebenso; er bemerkt (s. 39): „Scriptum legitur *leik ïs*, vix videndis punctis in *i*. Sed *leik is* ex Mc. 6, 29 usw."
M[b] *leik/is* mit der bemerkung (s. 660): „H *leik ïs*, also *leiks?* und nicht corporis, sondern dem aperte entgegengesetzt?"
GL *leikis*.
U (s. 18): „*leik/is*) sic Cod. non *leik ïs*; interpunctionis signum desideratur."
H, B, V *leik ïs*.

Ich glaube, ebenso wie M[a] bemerkt, schwache punkte über dem *i* zu bemerken, so dass also *leik ïs* zu lesen ist.

Der 3. punkt, den M[b] erwähnt, steht nicht; er ist wol eine der konjekturen, die Massmann „später daheim noch richtig herausgestellt zu haben hofft." (Ma s. XIII.)

S. 77b, z. 11—13:

ƕaiva mahts ist ma¯
na
gabairan alþeis
wisands:

M[a] *man*, mit der bemerkung (s. 8): „*man* allein; s. 9, 1 *manna* in derselben stelle."

Alle späteren herausgeber *manna*.

M[b] bemerkt dazu (s. 660): „H bloss *ma*¯ "
GL schreiben zu Joh. 3, 4, bd. I s. 155: „Skeir. s. 8 (39) et iterum s. 9 (40) *manna]* sic recte s. 9 legitur, altero loco lect. prorsus falsa *ma* , librarius enim alteram huius verbi partem in proxima linea scribere omisit."

U (s. 20) „*manna)* Cod. non nisi *man,* compendio scriptum."

Ich vermute, dass die silbe *na* wirklich am anfang der 12. zeile steht; ihre spuren finden sich zwischen *p* und *r* des übergeschriebenen *propter* (propter abscunditum adoro visibilem). Die verbesserung rührt ebenso wie andere von einer zweiten hand her, wie ich später noch darzulegen gedenke.

S. 77b, z. 17—19:

sah
unkunnands auk
nauh wisands

Alle bisherigen ausgaben ohne *sah.* Ich lese es ziemlich klar am ende der zeile und fasse darum den sinn der stelle so: „Hic, ignarus enim cum etiamtum esset neque nosset consuetudinem et corporalem ex utero in mente habens geniturам, in dubitationem incidit." Die verbindung des part. praes. mit dem zusammengesetzten demonstrativpronomen findet sich auch Luc. 2, 38: *soh þizai hveilai atstandandei andhaihait fraujin;* Mc. 16, 10: *soh gaggandei gataih þaim miþ imma wisandam.* Vgl. auch Mc. 3, 11: *þaih ... hropidedun qiþandans.* Die unmittelbare verbindung eines subjektpronomens mit einem particip findet sich sehr häufig, z. b. Mt. 8, 7. 8, 32. 9, 31. Mc. 1, 45. 6, 24. Lc. 6. 20. 1, 63 usw.[1] Vgl. GL Gram. s. 157, 177, 191.

S. 78a, z. 10—12:

jah
þatei in galaubei
nai þei han *habaida:*

Alle herausgeber.

M[a] bemerkt dazu (s. 9): „*þei/ha* steht".

M[b] (s. 660): „H *þei* ha *habaida* statt *þeihan.*"

G L (s. XIII): „Cod. *þeiha.*"

U (s. 20): „*þeihan)* sic Cod. non *þeiha,* syllaba *han* supra lineam plene non compendio adscripta est. Vgl. autem Massm."

Ich bestätige Us bemerkung; über der zeile steht *han.*

S. 78a, z. 21—22:

in þiu
gardja
dan gþs:

Alle herausgeber.

M[a] bemerkt dazu (s. 9): „Über *guþs* sollte ein strich (‾) stehen, der hier, des zu kleinen raumes wegen, nicht darüber gesetzt werden konnte."

U wiederholt M[a]s bemerkung (s. 21): „*gardja* supra lineam adscripto omissa est propter angustiam loci lineola transversa sequentis vocis."

1) Vgl. Friedrichs: Die stellung des pronomen personale im gotischen (Leipz. diss. 1893) s. 15.

Beide bemerkungen sind unrichtig; der strich über *guþs* lässt sich gut erkennen.

S. 78b, z. 2—5:

at raihtis
mann us missa
leikom wistim
ussatidamma:

So alle herausgeber bis auf B und V, die *missaleikaim* setzen. Es steht klar *missa leikom.*

S. 78b, z. 8—10:

jah anþar þize
anasiun wisan
do:

Mª ebenso mit der bemerkung (s. 10): Nach *anasiun* scheint zwischen dem *n* und dem folgenden *v* ein eingeschobenes kleines *i* zu schimmern. Vgl. z. 12 *gatenmi.*

Mᵇ *anasiuni* und (s. 660): „H *anasiun*ᵢ *visando.*"

GL *anasiun* mit der begründung (Gramm. (s. 75): „Die lesart *anasiuni* ist nach einer neueren mitteilung Castigliones falsch und in *anasiun* zu ändern."

U (s. 21) „*anasiun*) sic Cod., non *anasiuni*; litterae *i* spatium non vacat. Massm deceptus est fulcro litterae *k* vocis *gasvikunþjands* quod ab altera membranae parte oculis investigantibus se offert."

Alle neueren herausgeber schliessen sich U an, dessen behauptung ich bestätige.

S. 79a, z. 7—9:

anþara
nuh þan þana fri
jondan:

Von allen herausgebern ausser Mª in das richtige *frijodan* geändert.

Mª (s. 19) fügt hinzu: „Steht so da" und Mᵇ (s. 660) bestätigt es.

GL (s. 15): „Cod. *frijondan.*"

U (s. 30) schreibt: „Librarius primum scripsit *fri/jondan,* quod cum falsum esse animadvertisset, litteram *n*, priorem, rasit."

Das *n* sollte radiert sein; ob es aber auch geschehen, oder ob der buchstabe nur verblichen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

S. 79a, z. 9—12:

anþara
na taiknjanda‾
anþaranuh þan
galeikondan

Mª hat (s. 19): *taiknjanda / nþaranuh.* „Zeilen 6, 7, 8, 9 stehen so da, ebenso 10 (wo wol *taiknjanda‾* zu lesen) und 11 (wo wol *anþaranuhþan* zu lesen)."

Mᵇ (s. 660): „H *taiknjanda / n* (*vaurstva?*)."

GL (s. XV) haben gleich ***taiknjandan anþaranuh*** gesetzt.
U (s. 30): „*taiknjandan*) Cod. non nisi *taiknjanda*. Vgl. Mssm. *anþaranuh*) littera A foramine fortasse interiit.“
H, B, V haben die gleiche lesart.

Das abkürzungszeichen bei *taiknjanda*¯ ist vorhanden. Es befindet sich unter der zweiten silbe des übergeschriebenen wortes „corporis“ (sacrificium corporis offerens). Auch steht der rechte, schräge zug des ersten *a* von *anþaranuh*; nur der linke fehlt, da ein teil des randes abgerissen ist. Aus diesem grunde fehlt auch das erste *þ* von dem nachfolgenden *þatuhþan*.

S. 79b, z. 15—16:

andbei
tands gasoki

Mª *gasok* : Mᵇ *gasok*. GL *gasok*. U *gasok* : H, B, V ***gasoki***. Alle ohne bemerkungen.

Ich lese *gasoki*; das *i* ist deutlich zu erkennen, dagegen fehlen die von M und U angegebenen punkte, obwol bis zum folgenden ***nih*** raum dafür wäre. Der optativ ist nach *ei* ganz am platze[1].

S. 80a, z. 20—25 und s. 80b, z. 1—3:

skulum
nu allai weis at swa
leikai jah swa bairh
tai insahtai. gþa
unbauranamma ad
saljan sweriþa
80b *Jah ainabaura su*
nau gþs. gþ. wisa
anakunnan:

Mª ***andsatjan sveriþa — visandin kunnan*** mit der bemerkung (s. 21): „***and/satjan*** durch *jah ni* der kehrseite durlöchert und undeutlich.“
sveriþa sehr undeutlich (*-ri* wegen zu grosser nähe oder enge verdächtig); und doch was anderes als *sveriþa?* (*dvtmþa*, was dem auge sich geltend machte, hat keinen sinn.“
(s. 2: 2)*ainabaura* steht; *sunau* steht durchaus, nicht ***sunu; visandin kunnan*** überaus unklar und erloschen. Lange schien *visandam*^ma (drüber); und trotz wochenlangem hinblicken musst' ich *kunnan* gelten lassen.“
Mᵇ hat statt *kunnan gakunnan* mit der bemerkung (s. 660): „H ***visandin gakunnan***. Vgl. Gal. 2, 5.“
GL folgen ganz Mª und bemerken nur (s. XV): „*kunnan* lege ***gakunnan***.“
U (s. 32) hat *and/satjan*) sic Cod.; licet littera *s* obscura sit et cum proxima littera aliquantum perforata.“

1) Vgl. Schirmer, Über den syntaktischen gebrauch des optativs im gotischen (Marb. diss. 1874) s. 35—40. Vgl. auch GL Gramm. s. 273—274.

Für *sveriþa* setzt er *bauranana*; „sic e coniectura potius quam e lectione damus, quum codicis hic locus, quamquam integer adeo obscurus sit, ut quid vere contineat, fortasse nemo unqnam deprehendat. Massm. et is quoque coniectura usus, *sveriþa* edidit, quod vocabulum cum notione opponendi, contraponendi, quae verbo *andsatjan* procul dubio subiecta est, hoc loco parum consentire nobis videtur. Ut de nostra lectione silentio quidquam ne praetereamus, *baura* fortasse solitis litteris, *nana* minoribus scriptum est. Qua tamen de re nihil pro certo affirmamus."

Weiter liest U *visan/dan kunnan*) und bemerkt zu ersterem: „sic Cod. et quidem plenis litteris scriptum. Massm. ceterique *visandin*."

(s. 33) „*kunnan*) sic Cod. non *gakunnan*. Sensus est: et unigenito filio Dei Deum esse scire sc. debemus."

H folgt ganz U, während B dies nur zum teil tut; er setzt *guþ visandin gakunnan* mit der bemerkung (s. 638): „die handschr. *guþ visandan kunnan*."

V ändert *andsatjan* in *alla saljan* und setzt weiter *guþa visandin gakunnan*.

Wackernagel hat (H s. 223): „*guþa unbauranamma atbairandans vulþu jah ainabaur sunu*."

Wie sowol von M als auch von U hervorgehoben wird, ist die stelle sehr schwer zu lesen. Nach widerholter untersuchung bei jeder art beleuchtung und zu verschiedenen zeiten muss ich das von U und M gesetzte *andsatjan* und Us *bauranana* ablehnen; auch kann ich weder *wisandin*, noch *wisandan* lesen, oder, wie M[b] angibt, ein übergeschriebenes *ga* vor *kunnan* entdecken. Mit M[a] lese ich *sweriþa*, besonders deutlich *iþa*, was vollständig Us lesung oder konjektur *bauranana* widerlegt; von einem beigefügten „litteris minoribus scriptum" *nana* ist nichts zu entdecken. Statt des von M und U gelesenen *andsatjan* glaube ich *andsaljan* zu erkennen, ein kompositum, das sich an *saljan* (Luc.. 1, 9; Mc. 14, 12; Joh. 16, 2; 1. Cor. 10, 19. 20) und *gasaljan* (1. Cor. 8, 10. 10, 28. Skeir. 37) anschliesst und die bedeutung von „entgegenbringen, darbringen (offerre, tribuere)" hat. Statt *wisandin* oder *wisandan (ga) kunnan* lese ich *wisan anakunnan*. *wisan* steht klar mit abkürzungszeichen; auch *kunnan* ist klar. Was dazwischen steht, ist schwer zu entscheiden; doch glaube ich auf grund der vorhandenen spuren, dass statt des bisher angenommenen *dan* oder *din* :*ana* zu setzen ist. *Anakunnan* findet sich zwar nur 2. Cor. 1, 13 und 3, 2 in der bedeutung „lesen"; ich nehme aber an, dass es ebenso wie das ihm entsprechende *ἀναγιγνώσκειν* (agnoscere) auch die bedeutung von „erkennen, anerkennen" hat. Acc. c. inf. mit *wisan* kommt häufig vor. Vgl. Gr. IV, s. 115. GL. gram. s. 248—250. Der sinn unserer stelle wäre also: Debemus igitur omnes nos, in tali ac tam manifesta declaratione, deo non genito tribuere honorem et unigenito filio Dei. Deum esse agnoscere sc. debemus. So schliesst sich auch das

folgende logisch an: „ut credentes honorem jam utrique tribuamus secundum dignitatem.“

S. 80b, z. 5—7:

sweriþa ju
hvaþaramma usgi
baima bi wairþidai

M^a *hvaþaramma — bi vairþida* mit der bemerkung (s. 22): „*bi* sehr schwach.“

M^b *hvaþaramme(h) — bi vairþidai* und dazu (s. 661): „H *hvaþaramma — bi vairþi*$_{da}$.“

GL *hvaþaramme* und (gram. s. 198): „*sveriþa hvaþaramme* (nämlich dem vater und dem sohne) *gibaima bi vairþidai. Hvaþaruh* kommt nur hier vor. Im Cod. steht, auch nach widerholter vergleichung durch Castiglione *hvaþaramma.* Doch dies ist falsch, da das fragewort hier gar keinen sinn haben würde, eigentlich sollte *hvaþarammeh* geschrieben sein.“

U (s. 33): *ju hvaþaramma*) sic Cod. non aliter. Particula *ju* proprie particula relativa est, quae cum pronomine interrogativo conjuncta significationem distributivam hoc loco induisse videtur, ita ut non sit, quod *hvaþaramma* cum *hvaþarammeh* mutemus. Cfr. Graecorum ἑκάτερος quod ex elementis pronominis relativi et interrogativi concretum est. Fortasse melius composite scribendum fuit *juhvaþaramma* e *juhvaþar* unde recte ad Germanorum *eohwedar, ioweder, iewe-der, jeder* pervenitur. *bi vairþida*) sic Cod.“

H folgt ganz U.

B hat *hvaþarammeh* und *vairþida* mit der bemerkung (s. 638): „Die handschrift *ju hvaþaramma,* wofür V nach IIIa *ainhvaþarammeh* schreibt, doch ist *ju* sinngemäss und neben *ainhvaþaruh* konnte *hvaþaruh* üblich sein, vgl. *hvarjizuh* und *ainhvarjizuh.*“ (s. 639): „V bi *vairþidai,* was Löbe s. 12 verlangt hatte, doch steht *bi* auch mit acc. in der bedeutung, gemäss vgl. 1. Tim. 1, 11 *laiseinai sei* ist *bi aivaggeli,* Röm. 15, 5; 1. Cor. 9, 8; 15, 32, und oben IIIb *so bi guþ hrainei.*“

Es steht klar *hvaþaramma*; ich möchte es aber auch in *hvaþarammeh* ändern. Ich lese *bi wairþidai*; das *i* erscheint als schwacher schimmer am ende der zeile. Der dativ ist keineswegs auffällig; vgl. Sch s. 30. GL Gramm. s. 233—234. Grimm, Gramm. IV, s. 779—780.

S. 80b, z. 8:

unte þata qiþāo

M^a *þata qiþlo* M^b ebenso und s. 661: „H *qiþlo* wol *qiþāo.*“

GL wie M^a.

U (s. 33): „*qiþano*) sic Cod. non *qiþlo.* Littera *a* et nota compendiaria litterae *n* luce clara perspicue leguntur.“

H, B, V wie U.

Es steht klar *qiþāo*; das abkürzungszeichen wäre überflüssig, wenn *qiþlo* zu lesen wäre.

S. 80b, z. 25:
samin ha

M[a] hat nur *h* und bemerkt (s. 22): *hle? hae?*
M[b] ebenso und (s. 661): *ha* (*idau* nach Phil. 1, 18)? *ha(baiþ)?*"
GL setzen (s. XV): „*samin h* fort. *haidau?*"
U (s. 34): „*haidau*) *hai* certo legitur; *dau* idque parvis litteris scriptum, veri similiter tantum."
H, B, V wie U.

Es steht klar *ha*, *idau* kann ich nicht entdecken; es ist Ls annehmbare konjektur. Us bemerkung ist hinfällig; für die silbe *dau* würde der raum nicht genügen, auch wenn sie mit „kleinen" buchstaben geschrieben wäre.

S. 309a, z. 1—4:
nands unswikū
þozei warþ bi
nauþai jainis ī
sahts

So alle ausgaben. M[b] ergänzt im anfang (s. 661): *nas/jands?*

U schreibt (s. 34): „Reliquiae sunt participii, fortasse *usfull/nands*; ita enim supplendum videtur: *Unte raihtis Johannes bi bruþfaþ rodida fahedais usfull/-nands.*"
H folgt U, dagegen bemerkt B (s. 639) über Us ergänzung: „Schwerlich richtig, da dieser satz keinen grund zum folgenden enthalten würde; der sinn des satzes mag folgender gewesen sein: *in þizei frauja taiknins managos gatavida mahtai himinakundai gasvinþ/nands.*"

nands steht klar. Sollte nicht vielleicht zu ergänzen sein: *maht is biauk/nands?* Es wäre vollständig sinngemäss als begründung des folgenden. Vgl. Phil. 1, 26: *ei ƕoftuli izvara biauknai* und 1. Thess. 4, 10: *aþþan bidjam izvis, broþrjus, biauknan mais.*

S. 309a, z. 4—5:
sve silba
is qiþiþ:

M[a] *sama* M[b] *silba* mit der bemerkung (s. 661): „Ich las 1833 (die seite ist sehr erloschen) zuversichtlich *sama*: ob doch *silba?*"
GL (s. XV): „*sve sama* leg. *silba?*" und (Gramm. s. 185): Skeir. VIa *sve silba is qiþiþ* (denn diese unsere konjektur statt des von Massm. herausgegebenen *sama is* steht im Cod., wie uns Castiglione versichert."
U verbessert den in seiner ausgabe gemachten fehler in den Codd. Ambr. s. II: „pro *sama* lege *silba.*"
H, B und V folgen U.

Es steht klar *silba*; der anfang der seite ist bei weitem nicht so schwer zu lesen wie das folgende.

S. 309a, z. 7:

ik mi^{n}znan:

Alle herausgeber. M^b bemerkt (s. 661): „H *miznan.*“
U dagegen (s. 34): in ipsa linea non est scriptum nisi ***miznan,*** num vero supra lineam aliquid adscriptum sit, pro certo dicere non ausim.“

Ich lese über der linie *n*; die einzelnen züge lassen sich zwischen dem *i* und dem *z* erkennen, obwol sie fast verblichen sind.

S. 309a, z. 12—14:

Iþ afar ni filu ufar
maudein þo bi i
na atgebun:

So alle herausgeber, ausser V, der *„ufarmundedun þo bi ina garehsn“* setzt.
M^b (s. 661): „H *ufarmaudein(ai)*“.
U (s. 34): *ufármaudein)* sic Cod., de ultima vocis littera non dubitandum est, quippe quae satis perspicua sit. Vertas: oblivioni.“

Das wort steht klar.

Zu ***atgebun*** bemerkt M^a (s. 23): „*g* unklar, zu eng anstossend, *t* unzweifelhaft.“
M^b (s. 661): „H ***atgebun*** unklar (besonders *g* und *n*): ob ***atsehvun, atnemun?***“
GL (s. XV): ***atgebun*** im Cod. nicht lesbar; etwa ***atsehvun?***“
U (s. 34): „***atgebun*** sic Cod., littera *g* certo legitur.“

Ich lese *atgebun,* und zwar *t, e, b, n* deutlich, besonders *b*, wodurch alle anderen lesarten ausgeschlossen sind.

S. 309a, z. 21—22:

swignjan du hvei
lai in liuhada is:

M^a (s. 23): ***svignjan,*** sehr erloschen, keineswegs aber ***svegnjan*** (Luc. 1, 47; 10, 21), wie ***svigniþa*** (Luc. 1, 44) neben ***svegniþa*** (Luc. 1, 14), ***svileiks*** neben ***sveleiks, svikunþs*** und ***svekunþs*** usw. Das *j* in ***svignjan*** sieht wie *g* fast aus, ist wol als verflossenes *e* zu nehmen, dem der untere haken (*ç*) vergessen wurde.“
U (s. 35): „***svignjan)*** sic Cod., de littera *j* ea pars quae infra lineam deducitur, expalluit; ceterae partes adsunt. Vgl. Massm.“

Es steht *swignjan*; ich erkenne auch den unteren bogen des *j*, der allerdings zum teil verblichen ist.

S. 309b, z. 6—8:

þa
tei alla mik insandi
da.

M^a und M^b ***sandida***
[illegible]
U (s. 35): ***insandida*** sic Cod. satis clare non ***sandi da*** ut Massm. edidit.
[illegible]
Es steht klar ***insandida***

S. 309b, z. 14—18:

iþ attins
þairh meina waurs
tva weitvodei: alla
ufar insaht mannis
kodaus Johannes:

M[a] (s. 24): „Zur not schimmert *veitvodeis all,* doch sind solche kleine *s* ungewöhnlich." „*all ufar* steht", „*manniskodans* steht.

M[b] (s. 661): „H *veitvodei*: *all* oder *veitvodei* (sehr erloschen): wol *veitvodeis all*".

GL wie M[a].

U (s. 35): *vaurs/tva veitvodei*: *all*) sic. Cod. *all* acc. abs. ad praedicatum enuntiationis spectat. *manniskodaus* Johannes sic. Cod.

H wie U, während B *alla* setzt. Letzteres hat auch V, der ausserdem mit M[b] *veitvodei(ns)* liest. B bemerkt (s. 640): „*veitvodei* = zeugenschaft, *veitvodeins* unten c = zeugnis, daneben noch *veitvodiþa* und *veitvodi*" und weiter: Ein adverb *all* ist nicht nachweisbar, und die verbindung mit *kunþi* unnatürlich."

Ich lese nur *weitvodei* mit folgendem doppelpunkt. Von einem kleinen *s*, wie M[a] angibt, ist nichts zu bemerken; ebenso wenig von einem abkürzungszeichen für *n*. Am schluss der zeile lese ich aber *alla* und zwar steht das zweite *a* zwischen dem *J* und dem *h* des übergeschriebenen *Johannis* (*J^h^oannis*).

S. 309b, z. 21—23:

unte hvarjatoh waur
de at mannam innu
man maht ist:

M[a] *in sunau.*

M[b] *in sunjai* mit der bemerkung (s. 661): „Ich las 1833 *su/nau.*"

GL (s. XVI): „*sunau* leg. *sunjai?*" und Gram. (s. 199): „Skeir. VIb *hvarjatoh vaurde at mannam in mundai maht ist.* So soll nach Castigliones vergleichung statt Massm. lesart *sunau* und unserer konjektur *sunjai* im Cod. ziemlich deutlich stehen."

U schloss sich (s. 36) dieser lesart an, verbessert aber Codd. Ambr. s. II; „Pro *in mun/dai* lege *innu/man.*"

H und B wie U. V setzt *bi sunja.*

Es steht klar *innu/man.* Von dem charakteristischen zuge des *s* findet sich keine spur. Gegen die lesart *in mun/dai* spricht besonders der umstand, dass der erste buchstabe der zeile 23 ein klares *m* ist, während es sonst ein *d* sein müsste. Auch *a* und *n* lassen sich erkennen; es ist also weder Ms noch Castigls. behauptung richtig.

S. 310b, z. 6:

nih siun is gase
hvuþ

Cast. (s. 24): *gas(aihviþ)*."

M[a] (s. 26): *gas/hv* nur noch zu lesen, ergänzt sich aber nach raum und sinn (im griechischen steht ἑωράκατε, wie ἀκηκόατε) nicht zu *gasaihviþ*, wie Cast. im Specimen s. 24, 12 tat, sondern *gasehvuþ*. Anders z. b, Mtth. 11, 4: ἃ ἀκούετε καὶ βλέπετε: *þatei gahauseiþ jah gasaihviþ:* dagegen Luc. 20, 2 (— muss heissen 2, 20): *gahausidedun jah gasehvun*, Luc. 7, 22: *gasehvuþ jah gahausideduþ* (muss heissen *gasehvuts jah gahausideduts*) usw."

M[b] (s. 661): „H *gas/hv* weggeschnitten oder verleimt."

GL wie M[a].

U (s. 37): „in linea scriptum fuit *gase* et infra lineam *hvuþ*, quibus e litteris non omnino deperditae sunt *e* et *u*, *þ* autem tota interiit."

Us bemerkung ist zutreffend.

S. 111a, z. 8:

Ist magula ains

Alle ausgaben.

U bemerkt (s. 38): Inter *s* et *t* vestigium invenitur rasae litterae, quae fortasse fuit *s*."

Ich vermag nichts von einem radierten buchstaben zu entdecken. Der schwache schimmer, der vielleicht U irreleitete, rührt von der kehrseite her, auf der an dieser stelle das sehr dick geschriebene *re* (*je/re*) steht.

S. 112a, z. 2—3:

afar þatei ma
tida so managei

M[a] *þatei matjan* mit der bemerkung (s. 29): „*matjan* steht. So stand vielleicht auch Luc. 16, 8 [lies: 17, 8] (*du naht matjau*)."

M[b] *þata matjan*. GL *þatei matjan*.

U (s. 39): „*ma/tida* sic Cod. integris litteris *ti*, paululum perforatis da. Massm. ceterique *ma/tjan*."

H und B wie U. V: „*þatei auk svaif matjan*.

Es steht klar *þatei ma/tida*; am anfang der zeile 2 ist *t* deutlich zu erkennen. Ich vermag keine spur von einem übergeschriebenen *t* oder einem *j* zu finden. Als endbuchstaben lese ich ziemlich klar *a*, auf keinen fall ein *n*.

S. 112a, z. 7—10:

sama
andnemun
leikoh þan jah þi
ze fiske swa filu
swe wildedun:

Alle ausgaben ohne *andnemun*, im unmittelbaren anschluss an Joh. 6, 11. Ich glaube *andnemun* zwischen dem lateinischen text über der zeile zu erkennen; er lautet: „Petrus episcopus Chersonensis faciens

verba et pro Cyriaco episcopo Heracleae Thraciae definiens subscripsi. Olympius episcopus Sozopolis provinciae Pisidiae, definiens subscripsi.“ (Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio, tomus sextus, Florentiae 1761, pag. 931).

An unserer stelle steht: eps cirico epo heracliae thraciensis suscr def. *andnemun* steht zwischen den buchstaben des unterstrichenen *suscr def.* Ich erkenne ziemlich deutlich *a-d-e-n*. Wie das wort als erklärender zusatz hierher gekommen ist, werde ich später darzulegen suchen.

S. 112a, z. 16—21:

Sva filu auk swe ga
mana matis wair
þan. swaei ainhvar
jammeh swa filu
swe wilda andni
man is gatawida:

Über keine andere stelle gehen die meinungen so auseinander wie über die vorliegende.

M[a] hat (s. 29):

sva filu auk sve ga
manvida ins vair
þan svaei ainhvar
jamma sva filu
sve vilda andni
man is gatavida:

Er bemerkt: „Von hier an gänzlich erloschen. Was mir ungewiss blieb nach langen wochen, ist ausgezeichnet (= unterstrichen). Für *gamanvida* darf dem raum nach nicht *gatavida* gelesen werden, es müsste denn *gatauvida* (!) stehen. Schwerlich *andnimau* und *is gatavida* oder *gatatavida* (verschrieben)??“ Weiter (s. 50): „Maxime mihi primo videbatur *gamanvida,* sed nunc, ut salvus evadat sensus, mallem *gahabaida ixe vairþan,* ita ut *svaei* construatur cum infinitivo *andniman,* uti Phil. 3, 11 (— muss heissen 12): *ei gafahan* et *ei* atque *jabai* c. particip. solo.“

M[b] hat *ganauþida ixe* für *gamanvida ins* und *ainhvarjamme(h).* Er bemerkt dazu (s. 661): „H *ainhvarjamme. ga/manvida? ga/habaida? ga/rahnida? ga/-nauþida?* Sicher hier

sva filu auk sve ga
manvida ins (= *ixe*?) *vair*
þan svaei ainhvar
jis ixe sva filu
sve vilda andni
mai . . is gatavida.

GL setzen „*garahnida ins* (C?) M *gahabaida ixe.* Der Cod. unleserlich. *Ainhvarjanoh* (C?) M *ainhvarjamma.*“ Weiter (Gram. s. 199): „*ainhvarjano,* so

steht statt *ainhvarjanoh* nach unserer konjektur, wie Castiglione uns schreibt, im Cod., nicht *ainhvarjamma,* wie Massm. hat."

U liest (s. 40):

sva filu auk sve ga
manvida ins vair
þan. svaei ainhvar
jammeh sva filu
sve vilda andni
man ist. tavida:

Er bemerkt dazu: „*sva filu auk*) sic Cod. verbum regens est *tavida.*"

„*sve ga*
manvida ins vair
þan) sic Cod.: punctum post *vairþan* Massm. omisit. Pron. *ins* respicit *anakumbjandans.*"
svaei) sic Cod.
ainhvar/jammeh sic. Cod. non *ainhvar/jamma,* ut Massm. edidit. Littera *e* paene integra est, littera *h* paulo plus perforata.
sva filu/sve vilda) sic Cod.
andni/man ist) sic Cod., puncti loco Massm. legit *a,* deceptus media eadem littera vocis *managai,* cuius vestigia ex adversa pagina membranam penetrarunt; litteram *t*, quae punctum antecedit, prope fuit ut indagaret.

tavida) sic Cod. Sensus est huius sectionis: tantam enim copiam cibi fecit, quantum numerum hominum providentia sua paraverat, ut adessent, ita ut unicuique tantum, quantum vellet, sumere liceret."

H setzt *is* für *ist,* sonst wie U.

B schreibt „*sva filu auk gamanvida*" und „*andniman ixe tavida.*" Er bemerkt dazu (s. 644): Die handschrift *sva filu auk sve; sva filu sve* geht vorher und folgt unmittelbar wieder; so liess sich der abschreiber verleiten auch hier ein sinnstörendes *sve* einzuschieben. Zur heilung der stelle bedarf es dann noch der änderung *andniman ixe,* für *andniman ist.* — Endlich führe ich noch Us abenteuerliche erklärung an: tantam enim etc."

V hat

„*sva filu auk sve ga*
nohida ins vair
þan svaei ainhvar
janoh sva filu
sve vilda andni
man is gatavida."

Gering ändert die stelle in: „*sva filu auk ixe tavida, svaei ainhvarjammeh sva filu sve vilda andniman, gamanvida vairþan.*"

Die stelle ist sehr durchlöchert, verschwommen und verblichen, sodass es unmöglich ist, eine unbestreitbare lesart zu geben. Ich habe sie bei jeder art beleuchtung widerholt untersucht und bin unter genauester berücksichtigung der vorhandenen spuren zu der mitgeteilten fassung gekommen. Ich nehme an, dass *gaman* (genosse) ebenso wie sein synonym *gadaila* den genitiv nach sich hat, wenn es sich um die

-teilnahme an einer sache handelt. Nach den vorhandenen stellen lässt sich dies allerdings nicht beweisen, da es sich weder Luc. 5, 7 noch 2. Cor. 8, 23 und Phil. 17 in verbindung mit einem casus findet. In der bedeutung „gemeinschaft" *κοινωνία* findet es sich 2. Cor. 13, 13 mit dem genitiv: *gaman ahmins*; gleiches gilt von *gamainei* 2. Cor. 8, 4: *gamainein andbahtjis*. *gadaila* steht mit dem genitiv 2. Cor. 1, 7: *gadailans þulaine,* Eph. 3, 6: *gadailans gahaitis,* 1. Tim. 6, 2: *vailadedais gadailans*[1]. Ich fasse den sinn der stelle folgendermassen: „denn wie viele auch genossen des mahles wurden, dass ein jeder, so viel er wollte, nahm, bewirkte er (quotcunque enim socii cenae evaserunt, ut unusquisque tantum, quantum vellet, acciperet, ille fecit). In dieser fassung schliesst sich die stelle an das vorhergehende an und stimmt auch zu dem folgenden. —

Nachdem somit alle zweifelhaften stellen besprochen sind, wende ich mich der eigentümlichen einteilung und besonders der so oft getadelten interpunktion zu. M[a] schreibt (s. 58): „Es sei hier bemerkt, dass *gþ* (3, 2. 5, 22. 7, 25. 9, 22. 12, 7. 22, 2. 26, 23. 33, 18) und *gþs* (4, 4. 16, 4. 22, 2), letzteres mit einer ausnahme (7, 9) stets den punkt nach sich haben, *gþa* nicht (3, 19. 6, 7. 21, 23); ebenso *þins* (13, 19. 18, 15. 27, 2. 32, 14. 16. 17. 18), *fin* (34, 15), doch ohne punkt 4, 1, wie *fa* ohne (27, 24), mit punkt (5, 5. 12, 17). Ob bei dieser stehenden abkürzung übrigens nur nachahmung lateinischen und griechischen gebrauchs (wie bei Xu usw.) anzunehmen, oder eine gewisse ältere, in den sprachwurzeln nachwirkende pietät? Vgl. Grimms gramm. I, 1071."

Von diesen angaben sind verfehlt

s. 114a M[a] 5, 22; s. 77a M[a] 7, 25; s. 78a M[a] 9, 22,

wo *gþs* statt *gþ* steht; weiter s. 77a M[a] 7, 9, wo *gþs* gar nicht vorkommt; s. 77a z. 19 steht *gþs* ohne punkt.

S. 113a M[a] 3, 19 ist zwischen *gþa* und *þizos* ein sehr weiter zwischenraum; die beiden anderen *gþa*

s. 114b M[a] 6, 7; s. 80a M[a] 21, 23

stehen am ende der zeile; der punkt als trennungszeichen war also in allen drei fällen entbehrlich.

fa s. 111a M[a] 27, 24 hat den punkt.

1) Vgl. Schrader, Über den syntaktischen gebrauch des genitivs in der gotischen sprache (Gött. diss. 1874) s. 15; Köhler, Über den syntaktischen gebrauch des dativs im gotischen (Gött. diss. 1864) s. 32—33. Wegen des gen. *matis* vgl. auch Gr. IV, s. 387 und GL. Gram. s. 212—214.

Ich erspare mir die widerholung dessen, was M[a] (s. 58) und U (s. 48) über die eigentliche interpunktion und die grossen randbuchstaben sagen. Letztere stehen so, wie von beiden angegeben wird; erstere bedarf aber einer berichtigung; sie ist nicht so „unsinnig“ (B. s. 618) wie gewöhnlich angenommen wird. Nachstehende tabelle gibt meine lesart neben der M[a]s und Us.

	Handschrift	Massmann(a)	Uppström
s. 113a, z. 7	*stauai*	*stauai*	*staua:*
z. 16	*wisands*	*visands:*	*visands:*
z. 19	*gþa*	*gþa*	*gþa.*
s. 113b, z. 8	*leik.*	*leik:*	*leik.*
z. 17	*wesi*	*vesi:*	*vesi:*
z. 19	*garehsns*	*garehsn:*	*garehsn:*
z. 21	*ganist*	*ganist:*	*ganist:*
z. 24	*anastodei/nai*	*anastodei/nai:*	*anastodei/nai.*
s. 114a, z. 22	*gþs:*	*gþs:*	*gþs.*
s. 114b, z. 8	*gasatjan*	*gasatjan:*	*gasatjan:*
z. 13	*gþa*	*gþa*	*gþa.*
z. 14	*garaih/teins.*	*garaih/teins:*	*garaih/teins.*
z. 16	*frodein*	*frodein:*	*frodein:*
s. 77a, z. 8	*usfilhands*	*usfilhands:*	*usfilhands:*
s. 77b, z. 3	*gabaurþ.*	*gabaurþ:*	*gabaurþ:*
z. 7	*Ne/kaudemus:*	*Ne/kaudemus:*	*Ne/kaudemus.*
s. 79b, z. 4	*gataujiþ*	*gataujiþ*	*gataujiþ:*
z. 7	*ga/taujiþ*	*ga/taujiþ:*	*ga/taujiþ:*
z. 16	*gasoki*	*gasok:*	*gasok:*
z. 18	*ainohun:*	*ainohun:*	*ainohun.*
s. 80a, z. 1	*sto/jan*	*stojan:*	*stojan:*
z. 11	*sto/jandan:*	*stojandan:*	*stojandan.*
z. 15	*sweriþa*	*sveriþa*	*sveriþa.*
s. 80b, z. 3	*anakunnan:*	*kunnan:*	*kunnan.*
s. 309a, z. 2	*varþ bi*	*varþ bi*	*varþ. bi*
z. 13	*ufar/maudein*	*ufarmaudein:*	*ufarmaudein.*
s. 309b, z. 6	*bi mik:*	*bi mik:*	*bi mik.*
z. 8	*insandi/da.*	*insandida.*	*insandida:*
z. 10	*weitwodjands*	*veitvodjands:*	*veitvodjands:*
z. 20	*kunþi*	*kunþi:*	*kunþi:*
z. 24	*inmaidjan*	*inmaidjan*	*inmaidjan:*
s. 310a, z. 11	*at/ta:*	*at/ta:*	*at/ta.*
s. 310b, z. 12	*galaubeiþ*	*galaubeiþ:*	*galaubeiþ:*

	Handschrift	Massmann(a)	Uppström
s. 310b,	z. 15 *ist*	*ist:*	*ist:*
s. 111a,	z. 16 *hugjands:*	*hugjands:*	*hugjands.*
	z. 18 *lai/sareis*	*lai/sareis*	*laisareis.*
	z. 19 *andþag/gkjands*	*andþag/gkands*	*andþag/gkjands.*
	z. 24 *fa.*	*fa*	*fa.*
s. 112a,	z. 21 *is gatawida:*	*is gatavida:*	*ist. tavida:*
	z. 11 *waurþun*	*vaurþun:*	*vaurþun:*

Ich mache darauf aufmerksam, dass M[a] und besonders U am ende verschiedener zeilen zeichen angenommen haben, obgleich solche unmöglich stehen konnten.

Je genauer ich die handschrift kennen lernte, um so mehr befestigte sich in mir die annahme, dass die sich häufig findenden verbesserungen zum teil von einer zweiten hand herrühren. Ich vermute dass der erste schreiber der „rein mechanisch verfahrende abschreiber“ war, „der für den sinn dessen, was er schrieb, kein verständnis hatte“ (B. s. 619), während die verbesserungen von der hand dessen herrühren, der die durchsicht vornahm. Zwei beobachtungen sprechen besonders für diese annahme: 1. hätte der abschreiber s. 78a z. 22 das über der zeile stehende *gardja* gesetzt, so würde er, was M[a] und, ihm folgend, U besonders hervorheben, den strich über dem folgenden *gþs* ausgelassen haben. Der strich steht aber klar und ist von dem unteren bogen des *j* in *gardja* und dem *þ* des darüber stehenden *galeiþ* durchkreuzt; er hat schon gestanden, als die korrektur vorgenommen wurde.

2. machte mich das s. 112a, z. 8 beigefügte *andnemun* stutzig, das bisher unbeachtet geblieben war. Da die stelle: *samaleikoh þan jah þize fiske swa filu swe wildedun* aus dem zusammenhang gerissen ist und nicht wie Joh. 6, 11 von einem übergeordneten verb (*gadailida*) abhängig ist, so erschien es nötig, ein solches zu ergänzen, und mit rücksicht auf das folgende wurde *andnemun* gesetzt. Alle anderen citate haben ihr regierendes verb; ein solches wurde darum auch hier gesetzt. Auch die abweichende form der buchstaben in mehreren übergeschriebenen silben deutet auf eine zweite hand hin.

Dass *andnemun* M[a] entgieng, darf bei den grossen schwierigkeiten, welche die handschrift bietet, nicht wunder nehmen. M[a] gesteht selbst (s. XIII): „In Mailand musste ich einige wenige wörter späteren augen, die bei günstigem sonnenblicke frisch an die tabula rasa gehen, überlassen, was ich im abdrucke mit ausgekehlten buchstaben kennzeichnete, deren einige (z.b. s. 50, 7. 9 vgl. mit s. 29, 17. 23) ich aber später daheim noch

richtig herausgestellt zu haben hoffe.“ An der erstgenannten stelle (50, 7. 9) s. 112, z. 8 befindet sich *andnemun*.

U hat auf die prüfung der fünf Mailänder blätter = 250 spalten und des Cod. C, der zwei blätter aus Matth., = 68 zeilen nur zwei wochen verwandt; er schreibt (s. III): „Mediolanum profectus Gothicae gentis monumenta litteraria, quae in Bibliotheca Ambrosiana custodiuntur, omnia quidem vidi, sed breve tempus duarum hebdomadum, quas ultra in hac urbe morari nequibam, non permisit, ut omnia cum libris editis compararem; qui labor, ut perficiatur, duorum saltem, si non plurium annorum est. Contuli igitur, quantum potui, Matthaei evangelii duo folia et quinque folia eius libri, qui inscribitur Skeireins, sive Commentarii in Evangelium Johannis.“

Mir scheint es unmöglich, dass ein forscher, und wäre er auch mit den besten augen ausgestattet, in so kurzer zeit die angegebene arbeit gründlich erledigen könne, und daher ist es mir begreiflich, dass U sich im grossen und ganzen an M^a und konjekturen GLs anlehnt. M^a verwandte auf die arbeit „lange wochen“, und ich bin nicht nur wochen, sondern bereits jahre lang mit der untersuchung der gotischen texte beschäftigt. U hat auch die schriftzeichen, die sich am unteren ende der seiten 114 und 80 finden, ausser acht gelassen. Sie werden von M^a als „custodes zur zählung von lagen“ aufgefasst. Er bemerkt über die in Mailand gelesenen (s. 57): „Weniger erklären sich die übrigen custodes: auf M 4 (bl. I) ꝁ, welches (als þ) 500, (als K) 30, (als R) 100 sein würde. Diese zahlen stimmen alle nicht zu Joh. 1, 29, falls dieser vers das blatt zum ersten der erhaltenen stempeln darf. Der custos auf blatt V (M 2) ein *O* (?) oder ς ergibt sich nicht ganz deutlich.“

Bei dem ersten der erwähnten zeichen (K) wage ich nicht anzunehmen, dass der obere haken vorhanden sei. Der blasse schimmer, der sich erkennen lässt, scheint mir der widerschein des auf der kehrseite stehenden „deo gratias“ zu sein. Das zeichen könnte vielleicht ein senkrecht gestelltes *a* sein, ähnlich wie in einigen glossen des Cod. A; auch das gross geschriebene *a* s. 310 b, z. 20 hat eine besondere form. Als *a* würde es zu der stelle passen; das blatt würde das letzte der ersten lage gewesen sein. Auch in der urkunde zu Neapel habe ich ein ähnliches *a* bemerkt, besonders in der unterschrift des *Ufitahari*. Das zweite zeichen ist nur halb vorhanden; es steht dicht an dem abgerissenen rande und ist auch von einem loch durchbrochen. Ein ς ist es auf keinen fall, es müsste sich sonst eine spur des unteren bogens finden, für den reichlich raum vorhanden wäre.

Der einzige buchstabe, zu dem man es ergänzen könnte, wäre $\Theta = 700$; ich weiss aber mit diesem zahlenwerte nichts anzufangen. — Auch darf ich nicht verschweigen, dass mir der verdacht gekommen ist, beide zeichen möchten gar nicht zum gotischen texte gehören, sondern sich auf den lateinischen beziehen. M's ausführungen über den umfang und die einteilung des ganzen werkes (s. 57) erscheinen mir sehr gewagt, wenigstens durch die vorhandenen spuren der einteilung zu wenig begründet.

Ich schliesse damit meine mitteilungen, durch die ich, wenn sie auch nicht viel neues bringen, wenigstens dem unsicheren und schwankenden im texte der Skeireins so weit abzuhelfen suchte, als es mir unter genauer prüfung der verschiedenen lesarten und gewissenhafter feststellung des in der handschrift überlieferten möglich war.

MAILAND. W. BRAUN.

ZUR DEUTSCHEN ALTERTUMSKUNDE

aus anlass des sog. Opus imperfectum.

In der Beilage zur Allgemeinen zeitung jahrg. 1897 nr. 44 habe ich unter der überschrift „Ein neues denkmal der gotischen litteratur“ an ein paar belegen zu zeigen versucht, dass das unter dem namen des Johannes Chrysostomus überlieferte sog. Opus imperfectum — ein umfangreiches bruchstück eines lateinischen commentars zum evangelium Matthäi[1] — von einem Goten herrühren, vermutlich Wulfila selbst zum verfasser haben werde. Ich habe gesagt: „Dass der commentar einen Goten zum verfasser hat, wird nicht bestritten werden können, und die hypothese, dass dieser Gote Wulfila gewesen sei, dürfte zum mindesten zulässig sein“ (a. a. o. s. 5 und ähnlich Ztschr. 30, 95). Inzwischen hat mich ein in der kirchlichen und theologischen litteratur so wol bewanderter kenner wie Franz Jostes darüber belehrt, dass diese hypothese schon bejahrt sei (Beitr. 22, 572); Wilhelm Streitberg dagegen hat in den Verhandlungen der 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner s. 122 erklärt, es lasse sich leicht erweisen, dass die von mir vorgetragene ansicht nicht in den tatsächlichen verhältnissen begründet sei; ein germanischer, nicht völlig romanisierter

1) Gedruckt bei Migne, Patrologiae Cursus Series Graeca 56, 611 fgg.

autor[1] sei ausgeschlossen: meine hypothese schwebe also in jeder beziehung in der luft.

Dieses und eine kleine notiz der Historischen zeitschrift gab mir die veranlassung Zeitschr. 30, 431 zu erklären, dass ich durchaus nicht der meinung war, mit jener skizze der Beilage die sache erledigt zu haben, dass ich damit vielmehr nur zu sorgsamer lectüre des commentars anregen wollte in der erwartung, man werde sich davon überzeugen, wie reiche ernte von mir nicht einmal angeschnitten worden war. Ich gebe gerne zu, dass ich jene skizze auch hätte ganz anders einrichten und ausstatten können (Beitr. 23, 574 fgg. Zeitschr. f. d. a. 42, 317 fgg.).

Es wurde vor zwei jahren angekündigt, dass ich eine kritische ausgabe des Opus imperfectum herstellen werde. Schon bei den ersten vorarbeiten ergab sich die ganz ausserordentliche überraschung, dass das werk im mittelalter sehr viel gelesen und abgeschrieben worden ist — trotz der unverhüllten ketzereien. Inzwischen habe ich eine stattliche anzahl von handschriften Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands genauer kennen gelernt und bestätigt gefunden, was ich schon in der ersten skizze andeutete, dass eine systematische behandlung des problems bis nach erledigung der textkritischen vorfragen zu verschieben sei. Da es aber bereits zu öffentlichen debatten gekommen ist, erscheint es angemessen, dass ich mich schon jetzt über die tragfähigkeit des fundaments, auf dem ich gebaut habe, eingehender verbreite und wenigstens einige stützen und tragbalken aufrichte.

1. Das königtum.

Die hauptquelle des commentators, die bibel, ist auch für die realien stark herangezogen worden. Mit einer eigenartig eingerichteten geschichte der alttestamentlichen könige Israels, die in dem könig Christus gipfelt, lässt der verfasser sein werk beginnen. Die figur des königs Herodes hat er widerholt in breiten strichen gezeichnet und so, getreu dem vorfahren seiner vorbilder, der evangelisten (Matthäus und Lukas), zu seinen originellen parabeln auch das königtum herangezogen. Im codex Brixianus lautet die Lucasstelle 14, 31. 32 also: *aut quis rex iturus committere bellum aduersus alium regem nonne prius sedens cogitauit si potest cum decem milibus occurrere ei qui cum uiginti milibus uenit aduersus eum, si autem inpossibilis est adhuc illo longe agente legationem mittens rogat ea quae pacis sunt.*

1) Dass dies für Wulfila etwa nicht zutreffe, hat Streitberg nicht angedeutet.

Vergleicht man hiermit in unserem commentar die stelle: *omnis rex pugnaturus contra aduersarium regem prius congregat exercitum et sic uadit ad pugnam* 676, so kann über den biblischen rahmen kein zweifel obwalten und man wird sich vorsehen müssen, um biblischen sprachgebrauch nicht für antiquitäten auszugeben.

Eine zweite cautele bildet der römische sprachgebrauch und die dem verfasser aus der römischen welt zugekommene erfahrung. Es darf als ausgemacht gelten, dass er innerhalb der grenzen des römischen reiches unter dem scepter des römischen kaisers gelebt hat. Er spricht schlechtweg vom Caesar und vom senat (847), von der aufsteigenden ämtercarriere des consul, vicarius und praefectus (795) und ist wol vertraut mit den wegen, die der ehrgeizige einzuschlagen pflegte: *si ab imperatore quaerat homo aliquod beneficium dignitatis et ipse non habet tantummodo fiduciam petendi neque amicitiam impetrandi, uadit ad fratrem*[1] *imperatoris aut ad amicum carissimum ut intercedat ad illum; sic dicit illi (imperator): ecce ego hoc beneficium non illi do, sed tibi, id est propter te illi do* (659).

Der *magister militum* ist 661 erwähnt; belege für *Caesar* (namentlich 840), *imperator* (762), *imperator Romanus* (902) will ich nicht weiter häufen. Üblicher ist freilich der titel *rex* für den Caesar. Ich vermute dass dieser titel biblischer herkunft ist (wie bei Hilarius, Ambrosius u. a.); dem mit vorliebe verwerteten contrast zwischen ihnen und Christus als dem *rex caelestis* (825) dürfte die benennung der imperatoren als *reges mundiales* (641)[2] ihren ursprung verdanken (*regna mundi* 667: *regna caelestia* 655) und so heisst der Caesar geradezu *rex Romanus* (897) oder wird bloss mit *rex* bezeichnet; z. b. unverkennbar in der stelle: *quemadmodum si magister militum uideat dominantem tyrannum et det consilium regi, dicens: exi obuiam illi quia tota perit prouincia, nam fortior est tua fama quam mea uirtus. et ecce rex a magistro militum ducitur et tamen non est minor eo qui ducit* (661); in ähnlichen bildern spiegeln sich widerholt die thronstreitigkeiten der römischen imperatoren (z. b. 659). Es fehlen auch charakteristische kleine züge nicht: *regi aliquo in expeditionem uenturo praeparatores praecedunt, sordida abluunt, diruta componunt, ne forte indecorum aliquid uidens rex delicatus abhorreat* (647, 35 fgg., dazu *qualis rex talis est praeparatio regis* 920). An barbareneinfälle scheint der ver-

1) Man wird z. b. an den κηδεστής des Theodosius denken dürfen, vgl. Rauschen, Jahrbücher s. 42 fg.

2) Das sonst nur spärlich bekannte, in unsrem commentar aber mit erkennbarer vorliebe gebrauchte adjektiv *mundialis* werde ich ein andermal würdigen.

fasser erinnern zu wollen mit den worten: *si enim rex terrenus uiderit quod ciuitatem illius occupatam teneat hostis, quid facere potest? nihil nisi ut ponat arietes, circumdat exercitum, et destruit muros, quos forte ipse aedificauit, ut tantummodo hostem expellat* (830). Ganz zweifellos dürfen wir schliesslich behaupten, dass der bischof, dem wir den commentar verdanken, sich samt seiner gemeinde des *ius ciuitatis* erfreute, denn er sagt 900: *si ciuitas aliqua regi suo terreno fuerit facta rebellis, nonne tollit ab ea ius ciuitatis et milites suos transmittit, ut fiat deserta, ut quae potestatem regis sui non cognouit in bono cognoscat in malo et ipsa desertio testificetur quid ei profuerit antea propitiatio regis?* Vorfälle dieser art waren aber wol nur an der peripherie des römischen reiches denkbar: an ihr müssen wir auch aus anderen gründen den commentar uns entstanden denken, geschrieben von einem manne, der sich der *propitiatio* des römischen kaisers erfreute (ich erinnere an das verhältnis Wulfilas zu kaiser Constantius) und sich wol bewusst war, was für ihn und seine *ciuitas* der name des *ciuis Romanus* zu bedeuten hatte.

Ist der verfasser an der peripherie des römischen reiches sesshaft gewesen, dann verstehen wir am leichtesten sein reges interesse für dinge, die er nicht als *ciuis Romanus* im reiche beobachten, wol aber als freund der barbaren im ausland oder an der grenze lernen konnte. Diese dinge sind nun jedesfalls sehr merkwürdig und nicht zum wenigsten sofern sie könig und königtum betreffen.

Hat er soeben das wort *ciuitas* in dem sinne gebraucht wie es einem Römer oder wie es auch der bibel geläufig war, so kennt er es auch mit einem ganz andern begriffsinhalt: *si quando rex terrenus processum aliquem aut expeditionem mandat in populo, dignitates omnes mouentur et exercitus exercitatur, tota civitas feruet* (920). Es darf billigerweise bezweifelt werden, dass der römische staat mit jener *ciuitas*, dass die römischen legionen mit einem *exercitus* gemeint sein können, der erst gedrillt wird, wenn eine expedition bevorsteht, mit dessen ausrüstung es so landsturmmässig bestellt ist wie andernorts geschildert wird: *sicut rex cum tyranno bellum facturus si uoluerit aspicere exercitum et considerare arma illorum, iubet mitti tubam ut fiant admoniti; tunc omnes milites festinant arma sua aspicere ubi sit gladius eius, ubi lorica sit posita, ubi iacet scutum: et qui securitatis tempore arma sua studuit immaculata custodire, paratus et laetus currit ad inspectionem; et qui tempore securitatis gladium suum aeruginare dimiserit aut loricam sordescere, scutum frangi aut rumpi, cum audierit tubam et ipse quidem exci-*

tatus timore festinat limare gladium suum, detergere loricam, ligare aut stringere scutum, sed non poterit celare negligentiam suam quia urgens necessitas non permittit longi temporis opus implere (932). Auf solche kantönliszustände war römisches militär wol zu keiner zeit herabgesunken; ich halte es auch nicht für denkbar, dass ein römischer imperator eine musterung abgehalten hätte, um sich bei jedem einzelnen mann von der kriegstüchtigkeit seiner waffen zu überzeugen. Dieser *rex* muss sein urbild anderswo gehabt haben als auf dem thron der römischen Caesaren. Römisch ist die function des kommandierenden generals, wie sie unser autor s. 661 heranzieht, oder eines *princeps imperatoris,* von dem s. 762 die rede ist. Zunächst wird jedoch eine andere stelle zu vergleichen sein. S. 902 werden die vorbereitungen angezogen, die der *imperator Romanus* zum jüdischen feldzug getroffen hat: *nam sicut solet fieri in praeparatione belli dum eliguntur principes, dum deputatur et congregatur exercitus, auditio currit maxime ad eos aduersus quos praeparatur,* oder ein andermal: *sicut enim dux contra tyrannum deputatus ad bellum mox ut signum expeditionis et profectionis acceperit, festinat exire sciens quia tarditas eius perditio est prouinciae, nam tyrannus sciens aduersus se principem deputatum etsi lenius acturus fuerat crudelius agit* (659). Das entspricht dem römischen militärwesen ebenso gut, als jene waffenmusterung auf römischem boden fremdartig bleibt.

Aber so fremdartig innerhalb der römischen kriegsaltertümer jene schilderung sich ausnimmt, so vortrefflich stimmt sie zu germanischen einrichtungen. Sie hat eine geradezu verblüffende parallele an dem nordgermanischen *vápnaþing,* wie es uns die alten norwegischen gesetzessammlungen vorführen. Gulaþingslǫg 309 (NgL 1, 101) heisst es: *hvervetna þess er vápna þing scal vera, þa scal armaðr eða lendr maðr segja til of haust oc hafa þing of vár, scolo aller menn þat þing søkja frjalser oc fulltiþa, ellar ero þeir vittir III aurum hverr þeirra. Nu scolo menn vápna sin sýna sem mælt er í logum, scal maðr hafa breiðøxe eða sverð oc spjot oc skjǫld þann at versta koste er liggja scolo jarnspengr þrjár um þveran oc mundriði seymdr með jarnsaumi. Nu liggja aurar III við folkvápn hvert. Nu scolo bøndr fá til á þofto hverja tvennar tylftir ǫrva oc boga einn gjalde eyri firi odd hvern er missir, enn III aura firi boga*; vgl. noch NgL 1, 328, 137. 2, 43. 207. 426 fg. und wegen der *loricae* S. Müller, Nordische altertumskunde 2, 65. 128; Müllenhoff, DA. 4, 169 fg.

Op. imperf. 932 ist offenbar von einem *rex ciuitatis,* d. h. von dem könig einer kleineren oder grösseren völkerschaft die rede (wie

920) in dem sinn wie Tacitus Germ. c. 10 von einem *rex uel princeps ciuitatis* oder c. 12 von *regi uel ciuitati* spricht. So ist auch in den alten Frǫstuþingslǫg das *vápnaþing* als *fylkisþing* bezeichnet (NgL 1, 218) und das führt direkt auf den *Campus Martius* der Franken Chlodowechs. Von ihm hat uns ein günstiges geschick eine erzählung aufbewahrt, die rechtsgeschichtlich für die stellung des deutschen kleinkönigs ausgenützt zu werden pflegt, die nun aber auch — sehen wir von der verschiedenheit der bewaffnung ab[1] — die vom könig vorzunehmende musterung der mannschaft seiner *ciuitas* in so identischer weise wie das Op. imperf. schildert, dass über die germanische herkunft jenes brauchs kein bedenken übrig bleibt. Gregor von Tours berichtet nämlich (Hist. Franc. II, 27 MGScript. Merow. 1, 89) aus dem jahr 486 von dem rex Chlodouechus: *transacto anno iussit omnem cum armorum apparatu aduenire falangam ostensuram in campo Martio horum armorum nitorem.* Es heisst weiter vom könig *cunctus circuire diliberat* und er sagt zu einem der zur waffenmusterung erschienenen mannen: *nullus tam inculta ut tu detulit arma, nam neque tibi hasta neque gladius neque securis est utilis. et adpraehensam securem eius terrae deiecit.* Dass wir es mit einem altgermanischen herkommen zu tun haben, das in einzelnen landschaften früher, in andern später aufgegeben worden ist, zeigt in kürze Schröder, Rechtsgeschichte 147; im übrigen vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte II², 529. 539 fgg.

So darf nun auch an die übereinstimmung mit den germanischen verhältnissen im einzelnen erinnert werden. Vom könig geht das aufgebot des heeres aus (*expeditionem mandat in populo* 920 vgl. *Dagobertus ... exercitum ... de toto regno Burgundiae bannire praecepit* Fredegar c. 73), seine organe werden in bewegung gesetzt (*dignitates omnes mouentur* 920 vgl .*cumque haec regi Chilperico nuntiata fuissent, mittit nuntios comitibus ducibusque et reliquis agentibus, ut collecto exercitu in regnum germani sui inruerent* Gregor VI, 19. *iussit commovere exercitum* IX, 18. *iussu Theoderici mouetur exercitus* Fredegar c. 27 u. a. Waitz, Verfassungeschichte II², 523. 539 fg.), das horn wird geblasen (vgl. got. *haurnjan, þuthaurn*) wie zu ähnlichem zweck das mythologische *Gjallarhorn* (Müllenhoff DA. 5, 106. 145); noch in den norwegischen gesetzen heisst es aus anlass des *vápnaþing*: *til þings blása* (NgL. 2, 207); doch wollen wir auch die biblischen parallelen nicht übersehen: *si clanget tuba in ciuitate et populus non timebit?* Amos 3, 6; *gladius limatus* Ezechiel 21, 9 fgg. Sie treten freilich zurück hinter

1) Vgl. hierzu Waitz, Verfassungsgeschichte II², 528.

der übereinstimmung im ganzen, die nur mit germanischen institutionen besteht.

Der autor kennt also völkerschaftskönige, mit functionen wie sie den germanischen volkskönigen eigen sind. Diese schlussfolgerung erfährt eine intensive verstärkung durch eine zweite stelle des commentars, die mit römischen verhältnissen absolut unvereinbar in unserer deutschen überlieferung die genaueste entsprechung findet. S. 835 ist von der sünde als der herrschaft des teufels gesagt, dass sie dem sündigen menschen ein schweres joch auferlege, *ut non haberet libertatem ire quo uellet. Nam omnes homines antequam peccemus liberum quidem habemus arbitrium, si uolumus sequi uoluntatem diaboli an non. Quod si semel peccantes obligauerimus nos operibus eius iam nostra uirtute euadere non possumus; sed sicut nauis fracto gubernaculo illuc ducitur ubi tempestas uoluerit: sic et homo diuinae gratiae auxilio perdito per peccatum agit non quod uult sed quod diabolus uult. Et nisi deus ualida manu misericordiae suae soluerit eum, usque ad mortem in peccatorum suorum uinculis permanebit. Ergo nostra quidem uoluntate et negligentia alligamur, sed per dei misericordiam absoluimur.* Das gleichnis von dem schiff im sturm ist biblisch: *naues ... a uentis tam ualidis feruntur, reguntur autem paruulo gubernaculo et ubicunque diriguntur uoluntate eorum qui eas gubernant* Jacobus 3, 4. Zu den *vincula* sind stellen wie Ps. 107, 14. 116, 16. Luc. 13, 16 (*alligauerat satanas ... solui a uinculo*) zu vergleichen, die ausführungen über die herrschaft der sünde beruhen auf Röm. 5, 12—6, 23 (*regnauit peccatum in mortem ... permanebimus in peccato ... non regnet peccatum in uestro mortali corpore ut obediatis* u. a.).

Der mensch hat das *liberum arbitrium* darüber, ob er dem *regnum peccati* (bezw. *diaboli*) oder dem *regnum gratiae* sich unterwerfen soll; vgl. Gal. 5, 13: ὑμεῖς γὰρ ἐπ' ἐλευθερίᾳ ἐκλήθητε, ἀδελφοί· μόνον μὴ τὴν ἐλευθερίαν εἰς ἀφορμὴν τῆς σαρκός, ἀλλὰ διὰ τῆς ἀγάπης τοῦ πνεύματος δουλεύετε ἀλλήλοις (*jus auk du freihalsa laþodai sijuþ broþrjus; þatainei ibai þana freihals du lewa leikis taujaiþ ak in friaþwos ahmins skalkinoþ izwis misso*). Vermöge seines *liberum arbitrium* hat sich Adam für die *uoluntas diaboli* entschieden und wie für ihn so gilt für den menschen überhaupt: *si semel peccantes obligauerimus nos operibus eius iam nostra uirtute euadere non possumus.* Ich verweise z. b. auf die entsprechenden ausführungen des Hilarius MSL 9, 270: *unicuique nostrum libertatem uitae sensusque permisit, non necessitatem in alterutrum affigens ut unumquemque ex natura bonum malumue esse lex cogeret ... uoluntati ergo permissa bonitas est ..*

ita ... ut bene uelle meriti spes moneret, malum nolle propositae ultionis poena suaderet, vg. Luthardt, Die lehre vom freien willen s. 13 fgg.

Von parallelstellen citiere ich: *Natura enim omnes sub deo sunt quoniam et a deo creati sunt. uoluntate autem non omnes sunt dei quia secundum opera diabolo se substernunt* heisst es s. 616 in unserem commentar, oder: *intellectus hominis ex deo creatus est, actus autem ex proposito uoluntatis eius* 640, oder: *arbitrio suo cum esset malus, malum egit* 643 und es ist dem autor geläufig den teufel als *princeps malitiae* 785 oder *rex mali* 783 zu bezeichnen.

So kommt er s. 835 auf den vergleich: *sicut uidemus in istis mundialibus regnis quomodo in primis quidem nemo potest facere se ipsum regem, sed populus creat sibi regem quem elegit, sed cum rex ille fuerit factus et confirmatus in regno, iam habet potestatem in hominibus* (l. *omnibus*?) *et non potest populus iugum eius de ceruice sua repellere: nam primum quidem in potestate populi est facere sibi regem quem uult, factum autem de regno repellere iam non est in potestate eius et sic uoluntas populi postea in necessitatem conuertitur. sic et homo priusquam peccet, liberum habet arbitrium utrum uelit sub regno esse diaboli; cum autem peccando se tradiderit sub regno ipsius, iam non potest de potestate eius exire: et sic prima uoluntas eius in necessitatem conuertitur. Et hoc est quod homines saeculares et peccatores dicere solent: numquid nolumus esse sancti? et quis non uult esse iustus? sed non possumus. uerum quidem est quod dicunt, sed non habent excusationem, quia primum potuerunt non esse sub potestate diaboli, si uoluissent, postquam uero posuerunt thronum diaboli in cordibus suis, iam nemo potest eos de potestate diaboli eripere nisi solus deus.* Sehr klar wird jene *necessitas* und die befreiung aus solcher notlage in einer früheren partie des werkes veranschaulicht. Israel seufzt unter dem schweren joch des fremdländischen königs Herodes, wie es zuvor geseufzt hatte unter dem regiment sündhafter könige, z. b. des Roboam: dem wurde das volk abtrünnig; *ad plenum scissum est regnum ita ut decem tribubus secedentibus et proprium sibi facientibus regem duae tribus tantummodo manebant sub Roboam* 621. Die rettung des volkes waren im alten bund die propheten. Sie waren es, die den neuen könig dem volk weisen, sie waren die *regnificatores*; ein prophet war es, der Jerobeam an stelle des Roboam als erlesenes werkzeug gottes den 10 stämmen zuführte (1 Reg. 11, 28 fgg.). Genau damit übereinstimmendes führt der commentator aus bei anlass der geschichte des Herodes: *quamdiu gens Judaica quamuis sub peccatoribus tamen Judaicis regibus tenebatur,*

prophetae mittebantur ad remedium eius. Qualis necessitas, tale et auxilium. nunc autem quando lex dei sub potestate regis iniqui tenebatur, id est iustitia dei sub dominatione Romanorum premebatur, nascitur Christus, quia magna et desperabilis infirmitas medicum artificiosorem quaerebat 636.

Seine meinung ist also: wenn das volk von seinem könig, den es sich selber frei gewählt, im drückenden joch gehalten wird, hat das volk kein rechtsmittel an der hand, sich von ihm frei zu machen. Abhülfe kann nur auf anderem wege kommen: *qualis necessitas, tale et auxilium.* Für das volk Israel im alten bund haben in solcher notlage die propheten, im neuen bund hat Christus die rettung vom drückenden königsjoch gebracht. Je nach den umständen der notlage gestalten sich die umstände der befreiung. Die menschen, die frei das joch des teufels und der sünde auf sich genommen haben, sind von sich aus unfähig, sich von ihrem herrn, dem *rex mali*, zu befreien: *nemo potest eos de potestate diaboli eripere nisi solus deus.*

Über den sinn der stelle, in der die vom volk bewerkstelligte königswahl behandelt ist, kann also kein zweifel obwalten. Dem volk fehlt ein rechtsmittel (*potestas*), das es ihm ermöglichte, den von ihm frei gewählten und in der herrschaft gefestigten könig vom thron zu stossen: *uoluntas populi in necessitatem conuertitur.* Es bleibt nur die möglichkeit, sich durch gewaltakt einen neuen könig zu verschaffen. Die situation ist s. 712 geschildert: *uere iustum regnum est quando et rex uult homines habere sub se et cupiunt homines esse sub eo. quando autem rex per uiolentiam cogit esse sub se, illud quantum ad ueritatem non est regnum sed tyrannis.* Diese situation ist ohne jede völkergeschichtliche besonderheit; und überall denkbar und überall eingetreten, wo es könige gab. Die geschichte Israels, die geschichte Roms, die geschichte der germanischen stämme liefert der belege viele (vgl. in unserem commentar s. 644). Dem gegenüber beschränke ich mich darauf, an Tacitus Germ. c. 43 zu erinnern: *trans Lygios Gotones regnantur paulo iam adductius quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem. protinus deinde ab Oceano Rugii et Lemovii. omniumque harum gentium insigne .... erga reges obsequium.* In ihrer notlage unter Theodahad sagten sich die Goten von ihm los, entschlugen sich völlig des herkommens und wählten den Witigis (Jordanes c. 60. Prokop 1, 11). Auch „der hauptmangel des fränkischen königtums beruhte darin, dass die art der beteiligung des volkes an der regierung nicht geordnet war und es an einem aus-

reichenden rechtsschutz gegen die krone fehlte" Schröder, Lehrbuch der deutschen rechtsgeschichte[2] s. 118.

Der germanische könig hatte in seiner legendarischen genealogie (Amira in Pauls Grundr. 3[2], 130. 144) einen schutzwall, der nicht leicht durchbrochen werden konnte und seine herrschaftsgewalt fast unangreifbar erscheinen liess[1]. Ganz consequent ist es aber, wenn bei den Burgunden der *rex* den forderungen des volkes zum opfer fällt, wo diese einen religiösen hintergrund gewinnen, wie in dem von Ammianus Marcellinus geschilderten fall: *apud hos generali nomine rex appellatur hendinos et ritu ueteri potestate deposita remouetur si sub eo fortuna titubauerit belli uel segetum copiam negauerit terra ut solent Aegyptii casus eiusmodi suis adsignare rectoribus. nam sacerdos apud Burgundios omnium maximus uocatur sinistus et est perpetuus obnoxius discriminibus nullis ut reges* (28, 5, 14).

Immerhin ist bei dem eigenartig persönlichen verhältnis, in dem der Germane zu seinem herrn stand, gewiss seltener als andernorts vorgekommen, dass eine völkerschaft ihrem könig die treue aufsagte; Schröder weist (a. a. o. s. 25) mit recht darauf hin, dass, wo es sich nicht um religiöse factoren handelt, die beispiele den auf römischem boden gegründeten reichen entstammen.

Durch das traditionelle germanische treue- und huldverhältnis zwischen *rex* und *populus* klären sich am ehesten die voraussetzungen unserer stelle, sofern in ihr die rechtliche unmöglichkeit zum ausdruck gebracht ist, ein verhältnis einseitig zu lösen (*non potest populus iugum eius de ceruice sua repellere*), das kraft freier wahl übernommen worden ist.

Der verfasser deutet auf die königreiche dieser welt hin (*ista mundialia regna*), in denen es beim volk liegt, den zum könig zu machen, den es dazu ausgewählt hat. Dass wir damit auf die reiche und völkerschaften der barbaren verwiesen werden, dass eine königswahl dieser art wol für die Germanen, aber weder für die römische welt noch für das alte testament zutrifft, kann in kürze gezeigt werden.

Wol galt für die alten römischen könige die volkswahl (*Ancum Marcium regem populus creauit* Liv .1, 32), aber die imperatoren creierte

1) „Dasselbe volk, welches nach einem unglücklichen krieg oder bei misswachs seinen könig verjagt oder den göttern opfert, duldet, dass er in glück und tatkraft die ohnehin schon seinem amt innewohnende befehlshaberschaft (den bann) erweitert ... ihm sichert es durch schwur eines treueides die unabsetzbarkeit" Amira a. a. o. s. 145.

das militär und es ist ausgeschlossen, dass der commentator mit *ista mundialia regna* sich hätte auf die altrömische geschichte beziehen können. Dieser einwand entkräftet auch etwaige versuche, das alttestamentliche königtum ihm unterzuschieben. Aber nicht bloss der wortlaut unsrer stelle, sondern die alttestamentliche institution selber zeugt dagegen. Der wortlaut legt es nahe, an die bereits erwähnte geschichte des königs Roboam zu denken (1 Reg. 12; 2 Chron. 10). Als sohn Salomons ist Roboam *regnificatus* von ganz Israel. Schwer lastet sein joch auf dem volke. Jerobeam wird vorstellig, dass der könig das drückende joch erleichtere, der aber macht es noch drückender, bis das volk sich von ihm lossagt, ihn verjagt und den Jerobeam zum könig macht. Nirgends ist von königswahl die rede und wo eine wahl stattfindet, da ist es gott, der den könig wählt (z. b. 1 Chron. 28, 4. *tu elegisti me regem* Sap. 9, 7 vgl. 1 Reg. 1, 43. 1 Chron. 12, 38. 1 Reg. 12, 1). Die organe gottes als die *regnificatores* sind die propheten (*sacerdos regnificator* 625) und in zweiter linie der *populus dei* (*regnificatus a populo dei* 628, oder mit andern worten: *Ioachin sublatus est de numero regum et iuste, quia non populus dei constituerat eum in regnum sicut erat consuetudo in regibus constituendis* 628). Das klingt ganz anders als *populus creat sibi regem quem elegit* 835. Schon der sprachgebrauch ist unbiblisch; dagegen vgl. z. b. *Alaricus creatus est rex* Jordanes c. 29 *Eruli* ... *regem creant nomine Odoacrem* Mon. Germ. hist. Auct. antiq. IX, 309.

Es bleibt nach unserem geschichtlichen wissen keine andere möglichkeit als anzunehmen, dass wie in den früher geschilderten königlichen befugnissen bei der musterung, so auch in der verwertung einer specifischen form der königswahl der verfasser des commentars erfahrungen aus der germanischen welt eingeflochten hat. Mit *ista mundialia regna* sind also germanische staatenbildungen gemeint. Die kenntnis derselben ist aber eine keineswegs flüchtige und oberflächliche gewesen, denn der verfasser zeigt sich selbst mit dem detail aufs genaueste vertraut. Sodann müssen diejenigen, denen die gleichnisse vorgeführt wurden, mit jenen institutionen vertraut gewesen sein, um die anspielungen zu verstehen und um mit ihrer hilfe in die geheimnisse der göttlichen weltordnung einzudringen.

So bildet sich in unsrer vorstellung eine mit Germanen durchsetzte gemeinde auf römischem boden, an deren spitze ein mit germanischen einrichtungen wolvertrauter bischof steht, der es unternimmt, den inhalt seiner predigt mit den nationalen erfahrungen der zuhörer wirksam auszustatten.

Manches mag strittig bleiben, manches wird man aber den charakteristisch germanischen merkmalen hinzurechnen dürfen; so z. b. die worte des Herodes, in denen er sein königliches wesen ausprägt: *dona hominibus spargo* mit der verwunderung über den Messias: *quomodo sine auro diligitur?* (644), doch sei nicht bloss auf die bekannten epitheta der altgermanischen poesie, sondern auch auf Esther 2, 18 verwiesen.

Ich verzeichne zweifelnd noch den königsboten (*nuntius regis* 646, vgl. dazu Schröder, Rechtsgeschichte² 133), wende mich aber lieber greifbareren zeugnissen zu. Die weisen aus dem morgenland haben in dem Jesuskind den grossen himmelskönig erkannt und ihm ihre huldigung dargebracht. Sie wären bei ihm geblieben, wenn sie in ihm einen irdischen könig gesucht und gefunden hätten: *sicut saepe fieri solet in saeculo, ut proprio rege relicto conferant se ad alterum.* So aber, weil das Jesuskind ihr himmelskönig, sind sie heimgekehrt zu ihrem irdischen könig, der ein herr ist über ihre leiber, wie der himmelskönig der herr über ihre seelen (642). Auch hier sind voraussetzungen gemacht, wie sie an der grenze des römischen reiches gegeben waren. Wer denkt nicht an die germanischen reisläufer[1] des 4. jahrhunderts, von denen Richter (Weström. reich s. 217 fgg.) so anschaulich erzählt, oder an Tacitus Germania c. 14: *petunt ultro eas nationes quae tum bellum aliquod gerunt?* — Noch ein andermal ist die sitte gestreift. Sie gewinnt nur dann einen makel, wenn der reisläufer auf seiten des neuen herrschers gegen seinen eigenen herrn zu felde zieht (*indignum est ut ex duobus regibus homo alterius alteri obsequatur, et iniuriam facit suo, si subiacet alieno* 867), wo er aber in der fremde dem heimatlichen könig die treue hält — so dürfen wir wol den gedanken ergänzen — liegt in den grundzügen ein ähnliches verhältnis vor wie es s. 642 für die magier construiert worden war.

Ergiebiger ist jedoch eine andere parabel. König Salomo hatte seinem sohn und nachfolger den namen Roboam gegeben. In diesem namen liest der autor mit hilfe der bis auf die zeit des Hieronymus herkömmlichen sprachlichen deutung *in multitudine populi* (ἐν πλήθει λαοῦ Onomasticon ed. Lagarde 180, 41) seine geschichte. Dank den verdiensten des königs David hatte sich unter seiner regierung das reich stark vergrössert und dies habe Salomo veranlasst, den namen Roboam für seinen erben zu wählen. Wie dies aller könige väter im brauch haben, wollte Salomo damit einen namen von guter vorbedeu-

1) *miles tunc praecipue necessariam habet annonam de rege, quando bellum et periculum instat; quando autem pax est, undecumque possunt se milites sustentare* 927.

tung gegeben haben. Aber bei gott war es anders bestimmt: *prouidentia autem dei quia fuerat peccator futurus et dissidium regni sui passurus dispensauit ut diceretur „in multitudine populi", quoniam quod fit in multitudine populi statim facile seditionem multitudinis patitur. multitudo enim mater est seditionis et contumaciae, quia quidquid a multis peccatur, plerumque manet inuindicabile, paucitas autem magistra est disciplinae* (621). In solcher weise hat sich unser autor die sprachliche deutung der im geschlechtsregister Jesu stehenden israelitischen königsnamen angelegen sein lassen: *secundum quod hebraicorum sermonum interpretes tradiderunt, nomina eorum actibus coaptare tentabimus ut dei prouidentiam et in ipsis hominum nominibus ostendamus et spiritalem delectationem audienti populo acquiramus* (621).

Wo er nun auf Amos, den sohn des Manasse zu reden kommt, hält er ausblick auf sein eigenes zeitalter und seine und der seinen eigene erfahrung. Amos bedeute *fortitudo.* Manasse habe so seinen sohn benannt, entweder *causa .. religionis* oder *causa audaciae corporalis: sicut solent et barbarae gentes nomina filiis imponere ad deuastationem respicientia bestiarum ferarum uel rapacium uolucrum gloriosum putantes filios tales habere ad bellum idoneos et insanientes in sanguinem* (626).

Der verfasser kennt eine sitte der namengebung unter ausserhalb des römischen reichs liegenden völkerschaften, bei denen es der stolz der väter ist, wenn die söhne namen tragen, die sie brauchbar erscheinen lassen zum kriegshandwerk. Bedarf es noch weiterer zeugnisse, dass mit den barbaren, deren sitten und gebräuche im commentar ihre spuren hinterlassen haben, germanische völkerschaften gemeint sind? Hier klingt ein ton an, der nur im accord germanischer krieger über die reichsgrenze geschallt, hier ist ein beruf genannt, der im zeitalter des commentators nur bei den Germanen zu solch specifischer wertung gelangt ist, hier ist eine eingewurzelte sitte erwähnt, die in gleichem umfang nur durch das altgermanische namenmaterial gedeckt ist, das die belege nicht vereinzelt (wie sonst noch da und dort), sondern als volksbrauch liefert.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

BEITRÄGE ZU DEN QUELLEN OTFRIDS.

In meiner dissertation: „Beiträge zu den quellen Otfrids“ (Kiel 1898) ist die behauptung Schönbachs, Otfrid habe sich bei auswahl der von ihm behandelten abschnitte an die liturgischen perikopen seiner zeit gehalten[1], von mir widerlegt worden.

Otfrids handexemplar war eine Alcuinische bibel, deren kapiteltafel ihm eine anleitung bei seiner behandlung des lebens Jesu gewährte; dass dieselbe Turonischen text aufwies, habe ich an den marginalien gezeigt.

Das resultat der nachfolgenden abhandlung ist von mir auf s. 14 meiner dissertaton mitgeteilt: die quellen Otfrids sind: die sog. Glossa ordinaria des Walahfridus Strabus, der Genesis- und Matthäuscommentar Hrabans, die commentare Bedas zu den vier evangelien, der Psalmencommentar des Cassiodorus und die Homilien Gregors. Damit wäre denn auch der II. abschnitt der Otfridstudien Schönbachs hinfällig geworden (vgl. die liste der von ihm citierten schriftsteller s. 9—13 meiner dissertation).

An einem grösseren apparate hat bekanntlich schon Lachmann gezweifelt (Ersch u. Gruber, Encyclopaedie), und Loeck behauptete in seiner dissertattion: Die homiliensammlung des Paulus Diakonus die unmittelbare vorlage des Otfridischen Evangelienbuches (Kiel 1890) jenes werk sei für ordnung, auswahl und paränetische einschübe massgebend gewesen. Marold hat diese hypothese abgewiesen, und ich gebe ihm recht, wenn er sagt, es scheine immer noch natürlicher, einen fortlaufenden commentar zu den einzelnen evangelisten als quelle anzunehmen und die gruppierung des stoffes dem dichter als geistiges eigentum zuzusprechen, als darauf auszugehen, bei dem kompilatorischen charakter der theologischen litteratur jenes zeitalters nach einem werke als der hauptquelle zu suchen[2].

Die arbeit Loecks ist, wie mir herr prof. dr. Kauffmann mitteilte, vergeblich gewesen. Wiegand hat in seiner schrift: Das homiliar Karls d. Gr. (Studien zur geschichte der theologie und kirche, herausgeg. von Bonwetsch und Seeberg 1, 2. Lpz. 1897) nachgewiesen, dass das in Mignes Patrologie enthaltene, von Loeck zu grunde gelegte homiliar aus einem wertlosen Kölner druck von 1593 herrührt und mit dem eigentlichen homiliar kaum mehr als den namen gemeinsam hat (s. 2).

In toto kann die quellenfrage zum Evangelienbuche überhaupt nicht gelöst werden, es werden immer lücken bleiben, für die keine

1) Ztschr. f. d. a. 38, 209. 2) Anzeiger f. d. a. 17, 121.

belege zu finden sind; inwieweit es sich dabei um geistiges eigentum oder erinnerung an früher gelesenes oder gehörtes handelt, lässt sich nicht entscheiden.

Ist der Weissenburger mönch tatsächlich der grosse gelehrte, für den er gehalten wird, so müssen wir seinen namen neben denen der grössten theologen seiner zeit suchen, einer zeit heftiger dogmatischer kämpfe, die einen Hraban, Hincmar, Paschasius Radbertus, Ratramnus, Gottschalk, Prudentius, Amalarius, Wenilo, Remigius u. a. auf den plan riefen. Aber die gelehrte theologie kennt ihn nicht.

Wir könnten ihm vielleicht schon deshalb a priori seine gelehrsamkeit oder auch nur belesenheit streitig machen und behaupten, er werde vielmehr in einem grossen sammelwerke, in einem Florilegium oder in einer Catene die commentierung der von ihm bearbeiteten schriftabschnitte gefunden haben, einer commentierung, die zu ein und derselben schriftstelle die historische, mystische und moralische auslegung nebeneinander gab. Ein solches handbuch, das den kern der patristischen exegese, wort- und sacherklärung nach den berühmtesten kirchenlehrern enthielt, war zu Otfrids zeit bereits vorhanden. Er hat die commentare seiner klosterbibliothek[1] vermutlich erst dann herangezogen, wenn das handbuch die von ihm benötigte stelle, die den namen des autors trug, nur mit anfangs- und schlussworten oder zu dürftig gab.

Die abfassung jenes werkes setzt die grosse gelehrsamkeit und den angestrengten fleiss voraus, den wir bis dahin an Otfrid bewundern sollten. Der verfasser ist der studiengenosse Otfrids, der berühmte abt des klosters Reichenau Walahfridus Strabus, das werk, welches Otfrid und nach ihm das ganze mittelalter fast ausschliesslich als geistliches handwaffen benutzte, seine Glossa ordinaria[2]. Den hinweis darauf schulde ich herrn prof. dr. Kauffmann.

Während wir über Walahfrids leben und den grössten teil seiner wissenschaftlichen werke genau unterrichtet sind, wissen wir über die

1) Die klosterbibliothek zu Weissenburg enthielt vor 1043 folgende werke: die Bibelkommentare des Gregor, Augustin, Beda und Hrabanus und die Psalmencommentare des Hieronymus, Augustin, Cassiodorus und Remigius; beachtenswert ist der cod. Wiss. 29 in Wolfenbüttel, über den man jetzt Steinmeyer in den Ahd. gl. IV, 664. 255 vergleiche.

2) Ce commentaire a été le pain cotidien des théologiens du moyen âge; toujours accompagné du texte biblique, il a été presque aussi souvent copié que le texte isolé. Sam. Berger, Histoire de la Vulgate (Paris 1893) s. 134. Auch Schönbach hat sie gelegentlich citiert.

zeit der abfassung der Glossa nichts bestimmtes. Als er in Fulda unter Hrabanus Maurus studierte, begann er vielleicht auch die Annales Fuldenses; sicher ist, dass er excerpte aus den kirchenvätern sammelte, aus denen in der folge seine Glossa ordinaria entstand.

Sie liegt in der von den Benedictinern zu Douai bearbeiteten ausgabe von 1617 in Mignes Patrologiae cursus, ser. lat. CXIII. CXIV vor. Der form nach war sie eine Catene, ein kettencommentar, und zwar war sie ursprünglich eine randcatene (Migne 113, 14). Bei einer solchen stand der text der hl. schrift in der mitte des pergamentblattes auf einem vorher begrenzten raume, die glosse in kleineren buchstaben und engeren linien auf dem rande, dessen fläche bedeutend grösser als der textraum war. Die namen der benutzten kirchenlehrer stehen in frühester zeit in schwarzer unciale im context der Catene. Als man aber später die handschriften prunkvoller ausstattete, blieb für den mit farbiger tinte zu schreibenden namen eine lücke, die dann oft beim nachtragen desselben übersehen wurde. Auch die Glossa Walahfrids zeigt namentlich im N. T. einen erheblichen mangel bezüglich der angabe des kirchlichen autors; die alte erbregel der Catenen, wonach die herrenlosen stellen dem zuletzt genannten zufallen, bestätigt sich zwar oft, aber jene tatsache lässt doch auf eine nicht genaue überlieferung schliessen. Wie schlimm es aber um dieselbe bestellt war, ersieht man aus den Prolegomena der Duacenser: .. petierunt typographi ut conferemus paulatim exemplaria; inventaque sunt, collatione facta, tam multa hiulca in verbis, in sententiis, in testimoniis, tam multa in eisdem etiam pagellis bis ad longum posita, quaedam etiam dicta auctorum satis periculosa quam plurima vero parum ad rem facientia, potiusque spatiis paginarum (quae erant satis amplae) replendis, quam sensui illustrando accomodata: ut modestissime Possevinus indicasse videatur quid in ea editione desideraverit, et tantorum defectuum non nisi maximam causam, nempe civilium bellorum acerbam calamitatem assignaverit (l. c. pag. 15).

Sie waren demnach gezwungen, die handschriften genau zu prüfen und die werke der citierten schriftsteller selber heranzuziehen, um verderbte stellen darnach zu korrigieren, zu dürftige angaben bei leeren seiten zu ergänzen, überflüssige oder widerholte citate zu streichen oder durch andere, passende zu ersetzen. Ebenso wurden die glossen profaner schriftsteller und spätere zusätze getilgt, denn mittlerweile war das werk auf sechs gewaltige foliobände angewachsen. Vielleicht sind auf diese weise auch stellen entfernt worden, die Otfrid benutzt hat und die sich bei Hrabanus u. a. finden, vielleicht auch solche,

für die man bis dahin keine quellen gefunden hat, aber das sind nur vermutungen.

Die ursprüngliche gestalt der Glossa ist uns also nicht bekannt. Ist nun die unter Walahfrids namen gehende Glossa ordinaria wirklich von ihm verfasst? Wie mir herr prof. dr. Holder gütigst mitteilte, enthält der dem 10. jahrhundert angehörige Reichenauer pergamentcodex CXXXV[1] fol. 106—133 die basis zur Glossa ordinaria. Der name Walahfrids ist bezeugt: fol. 106: incipit glosa in epistolam beati iacobi. uualafridi magistri.

Dazu kommt noch eins. Die Glossa wurde häufig mit der Bibel zusammen abgeschrieben. Solche exemplare gingen zuerst von Reichenau aus. Dadurch wurde auch der dortige bibeltext, der aus St. Gallen stammte, festgehalten. Die Pariser bibeltexte nun, die mit denen aus St. Gallen übereinstimmen, haben unsere Glossa ordinaria, die Walahfrids namen trägt und von den Duacensern als grundlage benutzt ist.

Wir dürfen also die ausgabe derselben wol als eine der ursprünglichen fassung der Glossa nahestehende bezeichnen. Im folgenden den aufstellungen Schönbachs nachgehend, will ich die Glossa als die hauptquelle Otfrids nachweisen.

Erstes buch.

II. z. 1. 2: *Wola druhtin min, ja bin ih scalc thin, thiu arma muater min, eigan thiu ist si thin!*

Ps. 69, 1: Deus, in adiutorium meum intende; domine, ad adiuvandum me festina. Sch.

Dass diese stelle in keiner beziehung zu dem texte steht, ist einleuchtend. Vgl. Erdmanns citat Ps. 115, 16: O domine, quia ego servus tuus; ego servus tuus, filius ancillae tuae.

z. 3 fgg. Für Otfrid ist es gleichgültig, ob Beda die stelle Ps. 50, 17 benutzt hat.

z. 20 fgg. Otfrid kann den 50. psalm auswendig und benutzt ihn hier.

Der von Sch. angeführte satz aus der Benedictinerregel: „imprimis ut quidquid agendum inchoas bonum, ab eo perfici instantissima oratione deposcas“ steht zu dem texte in nicht näherer beziehung als Ps. 33, 14. Damit ist auch z. 15. 17. 23. 25. 37 fgg. 43—46 erledigt. Übrigens schliesse ich mich der meinung Erdmanns an, dass der abschnitt seine vorliegende gestalt erst bei der schlussredaction empfangen habe. Belegstellen, die dem texte am nächsten kommen, sind zu:

1) Vgl. Steinmeyer, Ahd. gl. IV, 405.

z. 1. 2. Ps. 115, 16, vgl. dazu Glossa ord. 113, 1038: „Filius ancillae“, .. Vel ut ancilla, non sibi, sed Domino.

z. 3—5 Ps. 50, 17.

z. 15 Ps. 33, 14.

z. 20 Ps. 50, 3.

z. 23 Ps. 138, 3 vgl. Cassiodorus 70, 984 CD. 985 A; In his duobus versibus praescientia sanctae Divinitatis ostenditur, „a longe“ enim non locum probatur significare, sed tempus, quia non solum facta nostra praevidet, verum etiam cogitationes nostras antequam nos ipsi existamus agnoscit ... Nemo ergo calumnias ineptas moveat, sed quod est certissimum studio pietatis intelligat: ne inde miserrimi corruamus, unde spem salutis accepimus... Semitae pertinent ad cogitationes tacitas, directio ad iusta iudicia, viae ad actus humanos; quae ille omnia immaculata puritate complevit, quem in utraque natura unum eundemque veraciter existentem fides catholica confitetur.

III. 1 fgg. Hier liegt, wie auch Sch. angibt, die Glossa zu grunde. Glossa ord. 114, 65 B: Hos duos de omnibus elegit quorum filius dicitur Christus, ut Judaeis quibus scribit, scientibus ex lege Christum venturum, appareret hic esse qui diu erat promissus, in quo viderentur impleri omnia vaticinia, his enim solis in Veteri Testamento legitur facta promissio Abrahae: et benedicentur in semine tuo omnes gentes terrae (Gen. XXII).

z. 23 fgg. Glossa ord. 114, 65 B: .. quia unus primus inter patriarchas, alter inter reges ad quos facta est de Christo promissio, ut Judaeis Christum ex lege venturum aperiret, in quo viderent vaticinia impleri.

Otfrid hat ausserdem in Bedas Matthäuscommentar nachgeschlagen. Beda und Hraban waren in der klosterbibliothek vorhanden. Wir haben damit zu rechnen, dass die in der Glossa enthaltenen belegstellen natürlich sich bei den grossen compilatoren Beda und Hraban finden. Otfrid hat sie zu rate gezogen, wenn sein handbuch ihm nicht ausreichend erschien. Im übrigen aber stimmen beide fast wörtlich überein.

Die von Sch. aus Glossa 68 D citierte stelle: „Omnes qui a David usque ad transmigrationem Babylonis numerantur, reges fuerunt“ gibt kein neues moment.

z. 27 fgg. Die Jesaiasstelle genügt vollkommen; dass sie bei Ambrosius im Lucascommentar, bei Cassiodor in der Expositio in psalmos vorkommt, dass Gregor in den Moralia die patriarchen bäume, deren frucht Christus ist, nennt, hat mit dem vorliegenden falle nichts gemein.

Otfrid sind die messianischen weissagungen selbstredend bekannt. Der grund, den Erdmann aus Beda anführt, weshalb Maria und nicht Joseph genannt wird, steht auch in der Glossa ord. 114, 69 D: „Quid ad Christum generatio ex David deducta ad Joseph cum Christus non ex semine Joseph? Sed non est consuetudo scripturarum ut ordo mulierum in generationibus texatur; et ideo non per Mariam, sed per Joseph inducitur, cum de una Joseph et Maria tribu fuerint. Unde et eam quasi propinquam cogebatur accipere, ne tribus in aliam se confunderet: unde etiam simul tanquam de una stirpe profitentur in Bethlehem redire cum singulis in suam civitatem.“ Vgl. noch 114, 70 B C.

z. 29 fgg. Auch ohne Hrabans Matthäuscommentar können wir einsehen, dass alles vorhergehende sich auf Maria bezieht.

z. 31—34 ist gemeingut der exegese, die Lucasstelle Beda 92, 316 D besagt zu wenig. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Otfrid die bedeutung Maria = (syrisch) Domina auch ohne Beda bekannt gewesen ist.

z. 35. 36: *Fon anagenge worolti unz anan ira ziti zeli du thaz kunni so ist einlif stunton sibini.* Glossa ord. 114, 70 B: „Decurso ordine generationis tandem, in fine concludendo, evangelista recapitulat sub mystico numero.“ Wegen dieses „mysticus numerus“ hat Otfrid Hraban zu rate gezogen: Matthäuscommentar 107, 747 A, wie Sch., Erdmann ergänzend, richtig bemerkt.

z. 41. 42: *Sih, thaz heroti theist imo thio muati so wito, soso worolt ist, want er ther druhtin ist.* Phil. 2, 10. 11: „Ut in nomine Jesu omne genu flectatur caelestium, terrestrium, et infernorum, et omnis lingua confiteatur, quia dominus Jesus Christus in gloria Dei est patris.“ Der spruch sagt mehr als Beda 92, 9 A: „et rex omnium regum, in cuius nomine omne genu flectitur.“

IV. z. 1: *In dagon eines kuninges joh harto firdanes* geht wol kaum auf den sermo 89 des Petrus Chrysologus zurück, das attribut konnte Otfrid sich schon allein bilden.

z. 3. 4: *Zi hiun er mo quenun las so thar in lante situ was wanta warun thanne thie biscofa einkunne.* Glossa ord. 114, 246 B: „Quia vicis suae tempore, pontifices templi tantum officiis mancipati, non solum a complexu uxorum, sed etiam a domorum ingressu abstinebant. Nostris autem sacerdotibus quibus non carnalis successio, sed spiritualis perfectio quaeritur, qui quotidie praesto debent esse altari, perpetua castitas indicitur.“ Sch.

z. 11 fgg. Lev. 16, 33 fg.: „expiabit autem pontifex“ bezieht sich auf den hohenpriester. Worin die tätigkeit desselben und auch die der

priester bestand, war Otfrid bekannt. Z. 20 zeigt, dass Otfrid Zacharias sich in hohenpriesterlichem kleide denkt.

z. 26. Die von Erdmann aus Beda citierte stelle steht auch in der Glossa ord. 114, 245 B: „.. ita angelicae benignitatis est paventem suo aspectu blandiendo solari“ (aus Ambrosius zu Luc. 1, 12).

z. 43 fg. Die zweiteiligkeit ist in Lc. 1, 17 begründet und auf den biblischen parallelismus membrorum zurückzuführen.

z. 46. Die benutzung von Jesaias 40, 3 und Mt. 3, 3 seitens des Ambrosius hat für Otfrid keine bedeutung.

z. 47[b] *harto foraht er mo thoh* = Lc. 1, 12: „et Zacharias turbatus est videns, et timor irruit super eum.“ Dazu Glossa ord. 114, 245: „solemus turbari et a nostro affectu alienari quando perstringimur superioris potestatis occursu“ (aus Ambrosius).

z. 49—56. Die aus Ambrosius, Sermo nr. 50 gegebene stelle steht mit Otfrid in keiner näheren beziehung als Lc. 1, 18, auch die sermone des Petrus Chrysologus belegen Otfrid nicht.

z. 71 fgg. entsprechen Lc. 1, 21. 22. Der sermo des Fulgentius gibt nur eine umschreibung der verse.

z. 83 fg.: *Thera spraha mornenti thes wanes was sih frewenti; giloubt er filu spato, bi thiu beitota er so noto.* Glossa ord. 114, 248 C: „Ecce loquela quae sola ablata est diffidenti, cum spiritu prophetiae restituta est credenti“ (aus Beda zu Lc. 1, 67).

Augustin, In natale Joannis Baptistae und Haymo, Homiliae de sanctis sagen ähnlich: „Vox ablata est patri, cui defuit fides.“ Aug.

z. 85 fg. *Thiu quena sun was dragenti joh sih harto scamenti, thaz siu scolta in elti mit kinde gan in henti.*

Glossa ord. 114, 246 B: „Occultat quia partus sui erubescit aetatem“, aus Ambrosius Lucascommentar zu 1, 24 entnommen, lag Otfrid in seinem handbuche vor.

V. z. 1—3. 7. 8. Lc. 1, 26.

z. 8. *bî barne* ist der erklärung nicht bedürftig, es ist selbstverständlich, dass Otfrid auf das geschlechtsregister hinweist, dasselbe gilt von z. 19: forasagun.

z. 21. Das Homiliar des Paulus Diaconus ist nicht beweiskräftig. Die aus dem evangelium Pseudo-Matthaei herangezogenen belegstellen stehen in fast gar keiner beziehung zum texte. Sch. selber sagt, dass die darstellung der Annuntiatio traditionell ist, daher lässt sich wol kaum eine authentische quelle nachweisen; in Aldhelms gedicht auf einen Marienaltar vermag ich ebenfalls keinen beleg zu finden, und ich glaube auch nicht, dass Ambrosius hier benutzt ist.

z. 21. 23 fg. 26 hat Beda vorgelegen.

z. 27—32: *Got gibit imo wiha joh era filu hoha*
(drof ni zuivolo thu thes), Davides sez thes kuninges.
Er richisot githiuto kuning therero liuto;
thaz steit in gotes henti ana theheinig enti.
Allero worolti ist er lib gebenti,
thaz er ouh insperre himilrichi manne.

Glossa ord. 114, 246 D: „Sedem David patris eius." Id est Israeliticam plebem, quod suo tempore David iubente pariter et iuvante domino, fideli devotione gubernavit. Dedit ergo dominus redemptori nostro sedem David patris eius, quando hunc de genere David incarnari disposuit, ut populum .. ipse gratia spirituali ad aeternum proveherat regnum (aus Beda).

z. 39. 40 Beda Lucascommentar 92, 318 B in der Glossa nicht enthalten.

z. 52: *then alten satanasan wilit er gifahan.* Die erlösung geschieht nach damaliger auffassung durch die überwindung des satans, die klassische belegstelle ist Apoc. 20, 1. 2. Dazu bedarf Otfrid keiner vorlage, das war gemeingut der exegese.

z. 53 fgg. Die allgegenwart gottes und Christi wird stets nach Ps. 138 gegeben. Vgl. Glossa ord. 114, 744 C: „Apprehendit." Id est, peccasse ostendit dum se immunem a peccato ille diabolus occidit. „Ligavit eum." Sciendum quod similiter in Abraham et aliis fidelibus diabolus fuit ligatus sicut in istis praesentibus; sed in illis ligavit spes futuri Christi, in istis ipse Christus adveniens ligavit." Leos Sermo nr. 22 und Haymos commentar zur Apocalypse stehen Otfrid ferner als die Glossa.

z. 65. 66: *Ih bin,* quad si, *gotes thiu zerbe giboraniu;*
si wort sinaz in mir wahsentaz!

Glossa ord. 114, 247 A: „Non de singularitate meriti se extollit, sed suae conditionis et divinae cognationis per omnia memor, se ancillam illius fatetur, cuius mater eligitur, et cum magna devotione promissionem angeli optat impleri." Vgl. Erdmanns citat aus Beda.

VI. z. 1. 2: *Fuar tho sancta Maria, thiarna thiu mara,*
mit ilu joh mit minnu zi ther iru maginnu.

Glossa ord. 114, 247 B: „Non incredula de oraculo nec quasi incerta de nuntio, nec quasi dubitans de exemplo; sed quasi laeta pro voto, religiosa pro officio, festina pro gaudio" (aus Ambrosius). Auf Ambrosius weist die Glossa hin, daher stammt „cognatam = *maginnu.*" Die

von Sch. zu 1 fg. citierte stelle hat nur eine ungefähre beziehung zum texte.

z. 11. 12: *So sliumo so ih gihorta thia stimmun thina:*
so blidta sih ingegin thir thaz min kind innan mir.

Glossa ord. 114, 247 C: „Ipso momento quo vox intrat ad aures corporis, virtus spiritualis cor intrat audientis, et non solum matrem, sed etiam sobolem amore advenientis accendit.“ Schs. citat aus Ambrosius enthält „prior“.

VII. z. 1 fgg. Bedas Lucascommentar erscheint hier ausreichend, vgl. 92, 321 C: „Tanto (inquit) me dominus tamque inaudito munere sublimavit, quod non ullo linguae officio explicari, sed ipso vix intimi pectoris affectu valeat comprehendi, et ideo totas animae vires in agendis gratiarum laudibus affero, totum in contemplanda magnitudine eius cuius non est finis, quidquid vivo, sentio, discerno, gratulanter impendo, quia et eiusdem Jesu, id est salutaris, spiritus meus, aeterna divinitate laetatur, cuius mea caro temporali conceptione fetatur.

z. 12b. *in thiu man [illegible] irkenne.*

Otfrid ist nicht durch Bedas Homilie 94, 19 A, sondern durch die a. a. belegstelle zu Lc. 1, 50 zu seiner ausdrucksweise bestimmt worden: Ps. 102, 17 fg.: „Misericordia autem domini ab aeterno, et usque in aeternum super timentes eum, et iustitia illius in filios filiorum, his qui servant testamentum eius, et memores sunt mandatorum ipsius.

z. [illegible] *[illegible]*

Glossa ord. 114, 248 A: „qui aeterna [illegible] studio desiderant, saturabuntur, cum Christus apparuerit in gloria.“ Der letzte satz dürfte auch bezug zu z. 19 sein:

[illegible]

[illegible] Sch. aus Beda [illegible]

z. [illegible] *[illegible]*
[illegible]
[illegible]

Glossa [illegible] „[illegible] haec salus revelata [illegible] Abraham [illegible] ipsa incarnatio [illegible] vestigia secutus, [illegible] promissus [illegible] ipsa promissa [illegible] usque in finem saeculi [illegible]

[illegible] für Ot-[illegible] nicht

von Johannes. Otfrid ruft Maria und Johannes als fürbittende heilige in einer aus dem ahd. Petrusliede bekannten formel an.

VIII. z. 1—6. Die von Erdmann angezogene stelle enthält auch die Glossa ord. 114, 70 C: „Cum esset desponsata" ... desponsatio fiebat per aliquot dies ante assiduam cohabitationem, et interim erat uxor sub custodia viri. 72 C: „Et accepit coniugem." Ad vitandam virginis infamiam, ad celandum salvatoris adventum.

z. 2ᵃ: *was imo iz harto ungimah* gibt nur den gemütszustand wider, den wir aus Mt. 1, 20 erfahren: „Joseph fili David, noli timere." Mehr drücken auch nicht Schs. citate aus: Evang. Pseudo-Matthaei, cap. 10: et totus contremuit et positus in angustia; De nativitate Mariae, cap. 10: aestuare itaque animo et fluctuare coepit.

z. 7—10. 17. 18 fg. Glossa ord. 114, 70 D: „Justus." Per fidem, qua credebat Christum de virgine nasciturum, et voluit se humiliare ante tantam gratiam. Quod iustus erat, hoc est testimonium castitatis Mariae ut qui servat innocentem, iustus dicatur: sed et pius dum nollet propalare, ex conscientia castitatis iustus, ex timore pius. Sciebat illam esse inculpabilem: sed unde vel quid esset ignorabat: et ideo mediam elegit viam effugiendi, ut neque innocentem proderet, neque rei incognitae consentiendo se reum faceret coram Deo. Vera virtus est, cum nec pietas sine iustitia, nec sine pietate iustitia quae separatae ab invicem dilabuntur. „Et nollet eam." Quam desponsaverat in coniugium ducere, ne videretur quod ignorabat celare. Vel traducere ad poenam in qua noverat non esse infamiam, quia sciebat se eam virginem accepisse intactam servasse.

Diese stelle enthält sämtliche gedanken Otfrids, damit sind die von Sch. gegebenen stellen überflüssig: z. 17 Origenes 1164 C, z. 20 Origenes 1164 D, z. 21 1165 A, z. 27 1165 D und Beda, Hom. 94, 32 D.

IX. z. 4 = Luc. 1, 58: *warun sie sih frewenti* = congratulabantur ei. Die Bedastelle 92, 320 D: „habet sanctorum editio laetitiam plurimorum, quia commune est bonum" hat zu Otfrid keine beziehung.

z. 7 fgg. Hier liegt Bedas Lucascommentar zu grunde, 92, 324 A B: Mire sanctus evangelista praemittendum putavit, quod plurimi infantem patris nomine Zachariae appellandum putarunt, ut advertas matri non nomen alicuius displicuisse degeneris, sed id sancto infusum spiritu quod ab angelo ante Zachariae fuerat praenuntiatum. Et quidem ille mutus intimare vocabulum filii nequivit uxori, sed prophetiam Elisabeth didicit, quod non didicerat a marito.

„Johannes est" (inquit) „nomen eius", hoc est non ei nos nomen imponimus, qui iam a Deo nomen accepit. Habet vocabulum suum

quod agnovimus, non quod elegimus. Nec mireris si nomen mulier, quod non audivit asseruit, quando ei spiritus sanctus qui angelo mandaverat revelavit, neque poterat domini ignorare praenuntium, quae prophetaverat Christum. Et bene additur quia nemo in cognatione eius vocatur hoc nomine, ut intelligas nomen non generis esse, sed vatis.

z. 33 fg. 37 fg. Haymo 758 A = Lc. 1, 65

X. In diesem abschnitt hat Otfrid die Glossa ord. allein benützt. Z. 2 Origenes 253 C: „duas prophetias generaliter nuntiat — primam de Christo, alteram de Joanne“ ist zu dieser stelle nicht zu brauchen.

Glossa ord. 248 D. 249 A: „Per cornu quod carnem excedit, cum omnia ossa carne tegantur, regnum Christi significatur, quo mundus et gaudia carnis superantur. In cuius figuram David et Salomon cornu olei, sunt in regni gloriam consecrati, ut prius Saul lenticula.

Erexit nobis salutem ex inimicis, et est explanatio superioris versiculi, in quo breviter idem praemiserat: Et erexit cornu salutis nobis. Locutus est, erexit nobis salutem ad faciendam misericordiam, ut misericordiam quam patribus promisit impleat in nobis, et iuramentum quod fecit patribus de liberatione nostra, in nobis per Christum compleatur.“

z. 19—28 = Lc. 1, 76—80. Die Bedastelle 94, 214 A besagt zu Otfrid nichts.

Dass die *waldes einote* durch die speise des täufers, *mel silvestre,* nahe gelegt sei, glaube ich nicht, Otfrid denkt an die mit dichten wäldern bestandenen grossen landstrecken in Deutschland.

XI. Otfrid hat Bedas Lucascommentar benutzt, der auszugsweise in der Glossa vorliegt.

z. 38 = I, 5, 36.

z. 39—41 = Lc. 11, 27: Beatus venter, qui te portavit et ubera, quae suxisti.

z. 41—62 ist die Glossa ord. resp. Bedas Lucascommentar benutzt, wodurch sämtliche von Sch. citierte stellen mit erklärt werden.

Glossa ord. 114, 249 C: „Vilibus induitur pannis, ut stolam immortalitatis reciperemus. Manus et pedes stringuntur, ut manus nostrae ad bene operandum, pedes in viam pacis dirigantur; parvulus factus, ut nos perfecti sumus.“ Vgl. Beda 92, 331 C und die bereits von mir citierte stelle Glossa ord. 114, 249 A. Die zu z. 61 angeführten belegstellen, Maximus Taurinensis Homil. nr. 11 und Ambrosius Sermo 3 entsprechen Hebr. 2, 14: .. ut per mortem destrueret eum, qui habebat mortis imperium, id est diabolum.

XII. Hier liegt ebenfalls die Glossa und der Lucascommentar Bedas zu grunde.

Glossa ord. 249 C: „Nato summo pastore, pastores ab insidiis noctis“ (hier setzt der commentar aus, der bis „super quos divina gratia largius coruscat“ angezeigt ist; nach dem gewährsmann Beda, der etwas anders lautet, muss es heissen:) „gregem suam defendunt ..“ bis 332 A B. Daher ist Schs. quellenangabe richtig. Otfrid hat m. e. die Glossa zuerst benutzt.

XIII. Für diesen abschnitt gilt dasselbe, wie für den vorhergehenden.

XIV. z. 2 = Lc. 2, 21, dass die beschneidung mit Abraham begonnen habe, sagt Otfrid nicht.

z. 4 fgg. = Lc. 2, 21.

z. 9 fgg. Glossa ord. 250 C: (Beda) „Scriptum est in lege: Mulier si suscepto semine peperit masculum, immunda erit septem diebus iuxta dies separationis menstruae, et die octava circumcidetur infantulus. Ipsa vero, triginta tribus diebus manebit in sanguine purificationis suae. Omne sanctum non tanget, nec ingredietur sanctuarium, donec impleantur dies purificationis suae (Lev. XII), quae ad ritum parientis pertinentia sequuntur. Nota ergo quod non omnis mulier pariens, sed ea quae suscepto semine peperit, designatur immunda, rituque legis docetur esse mundanda, ad distinctionem videlicet illius quae virgo concepit et peperit filium, et vocavit nomen eius Emanuel, quod est interpretatum Nobiscum Deus (Jsa. VI). Non ergo filius qui cum homine Deus est, non mater quae spiritu sancto operante peperit, victimis hostiarum quibus purgaretur indigebat, sed ut nos a legis vinculo solveremur, sicut dominus Christus, ita et beata semper virgo Maria lege est sponte subiecta.“ [1]

XV. z. 1—32 ist Beda benutzt; dass z. 33—40 das Symbolum apostol. zu grunde liegt, glaube ich nicht. Welchen dingen wird widersprochen werden? Dass Jesus der heiland ist, dass er von einer jungfrau geboren ist, dass er dem tode die macht genommen hat und am 3. tage wider auferstanden ist, dass er gen himmel gefahren sei und widerkommen werde mit dem himmlischen heere, um die menschen nach ihren taten zu richten. Otfrid denkt hier an die synoptische Apokalypse: Mc. 13, 5—37; Mt. 24, 4—25, 46; Lc. 21, 8—36, die Johanneische ist ihm ebenfalls gegenwärtig

1) Der Bedatext in der Glossa schliesst: „cum bonorum operum fructibus supernae beatitudinis gaudia subit“, ist also vom original abweichend.

Lc. 21, 27: „Et tunc videbunt filium hominis venientem in nube cum potestate magna et maiestate.“ Dazu: Glossa ord. 114, 335 CD: „Quem in humilitate positum audire noluerunt, ut virtutem eius tanto tunc districtius sentiant, quanto nunc corda ad eius patientiam non inclinant. Quia vero contra reprobos haec dicta sunt, mox ad consolationem electorum supponit.“

Apocal. 19, 14: „Et exercitus qui sunt in coelo, sequebantur eum in equis albis, vestiti byssino albo et mundo.“ Dazu Glossa ord. 114, 743 D: „Id est, in corporibus mundis, qui ab illicitis refrenantur, et stimulo charitatis ad bona incitantur, id est ad iustitiam.“

Mt. 24, 30. 31: „Et tunc parebit signum filii hominis in coelo: .. et videbunt filium hominis venientem in nubibus coeli cum virtute multa et maiestate. Et mittet angelos suos cum tuba, et voce magna, et congregabant electos eius a quattuor ventis, a summis coelorum usque ad terminos eorum.“ Dazu Glossa ord. 114, 162 B: „id est, ab extremis terrae finibus per directum usque ad ultimos terminos eius: ubi longe aspicientibus circulus coeli terrae videtur insidere.“

z. 49 fg. Beda, 92, 346 D erschöpft den inhalt des ganzen abschnittes. Die Homilien des Origenes und Beda stimmen weniger zu Otfrid, von letzterer sagt Sch. es selber.

XVI. Die schilderung Annas ist in anlehnung an den Lucascommentar Bedas gegeben, zudem war Otfrid wol die traditionelle auslegung der geschichte bekannt. Die von Erdmann aus Beda citierte stelle steht auch in der Glossa ord. 114, 251 B: „In eo quod puer erat, id est, habitum humanae fragilitatis induerat, crescere et confortari habebat. In eo vero quod etiam verbum Dei et Deus aeternus erat, nec confortari indigebat, nec habebat augeri. Unde rectissime plenus sapientia perhibetur et gratia. Sapientia quidem, quia in ipso habitat omnis plenitudo divinitatis corporaliter. Gratia autem, quia eidem mediator Dei et hominum, homini Jesu Christo magna gratia donatum est, ut ex quo homo fieri coepisset, perfectus esset ut Deus.

XVII. Die anmerkungen zu 5^{b}, 7 fg., 9 fgg. sind überflüssig. Otfrid benutzte hier die Glossa allein, s. unten.

z. 20 = Mt. 2, 2.

z. 21^{b}. Dass die magier die geburtsstadt Jesu nicht kennen, hat Otfrid nicht etwa aus Paschasius Radbertus entnommen; die situation liegt hier klar.

z. 25. Glossa ord. 114, 73 C: „Haec stella .. nunquam prius apparuit, sed eam tunc puer creavit, et magis deputavit; quae mox peracto officio esse desiit.“

z. 28. Glossa ord. 73 B: „.. magi apud Jerosolyma praecipue rogant, quia per Balaam de Israel nasciturum audierunt."

Die von Erdmann aus Hraban De universo XV, 4 citierte stelle finde ich in der Glossa nicht belegt, sie kommt wol auch als quelle nicht in betracht.

z. 39. Glossa ord. 74 C: „Remotis sacerdotibus et scribis; timebat enim ne Judaei quasi ex Dei oraculo promissum occultarent, si se velle eum perimere sentirent. Ideo etiam promisit se adorare, ne quis sentiret dolum eius: sed sine suspicione ob gratiam favoris ei renuntiarent." 74 D: „Herodes devotionem promittit, sed gladium acuit: malitiam cordis depingens colore humilitatis. Finxit se vultu et verbis adorare eum, quem invida mente cogitabat occidere." 67 fgg. Glossa ord. 75 B: „Fidem suam mysticis protestantur muneribus .. vel per haec tria in eodem Christo intimantur regia potestas, divina maiestas, humana mortalitas." Diese übereinstimmung mit Otfrid ist grösser als die bei Hraban 107, 759 D und Fulgentius, 65, 736 B.

XVIII. z. 1 ist einleitung Otfrids zu seiner nutzanwendung, Otfrid sagt doch nicht: magnum magi innuunt!

z. 3 fgg. Glossa ord. 114, 866: „.. per aliam viam reversi sunt in suam regionem. Regio paradisus est. Ille per aliam viam regreditur, qui totam suam viam emendat et de pravitate venit ad sanctitatem: qui cum recessissent."

A. a. o. 75 C: „In hoc forma datur credentibus, ut devoti ad Deum veniant: et quod iubeat intendant, scilicet, ne ad diabolum redeant: sed per semitas virtutum ad patriam veniant et qui ceciderunt, contemnendo resurgat oboediendo."

Die zu z. 31 fgg. herangezogene belegstelle gibt m. e. keinen beleg.

XIX. z. 2. Glossa ord. 75 D: „Cum desponsatam eam iusto significabat, coniugem nuncupavit, sed post partum mater tantum Jesu ostenditur, ut quemadmodum iusto Joseph deputaretur Mariae in virginitate coniugium, ita venerabilis eius ostenderetur in Jesu matris virginitas.

z. 7. 23 fgg. Otfrid hat das Ev. Pseudo-Matthaei nicht benutzt, wenigstens haben die von Sch. angezogenen stellen keine beziehung zum texte, nur Haymo 118, 77 B stimmt genau zu z. 23 fg. Vielleicht aber gibt die Glossa wenigstens einen anhaltspunkt 76 C: „Verisimile est per annum et quatuor dies a nativitate Christi Herodem in pueros desaevisse: quod forsitan ideo distulit, quia Romam profectus est, vel ibi accusatus, vel ut Romanos consuleret super his quae de Christo dicebantur. Ideo forsitan tandiu ab inquisitione pueri se continuit, ut sollicitius eum deprehenderet, neque elabi aliquo modo posset.

XX. z. 1. 2. Mt. 2, 16. Die belegstellen Schs. weisen weniger beziehungen zu Otfrid auf als die Matthäusstelle. Über die folgenden citate ist im allgemeinen zu sagen, dass ihre beziehung zum texte sehr gering ist; die erzählung scheint eine selbständige zu sein. Für den schluss s. Glossa 76 C D: „Quam cito apparuit Christus mundo incepit in eum persecutio: quae figuravit persecutionem sanctorum: et dum infans quaeritur infantes occiduntur; in quibus forma martyrii nascitur, ubi infantia Ecclesiae dedicatur. Figurat mors parvulorum passionem omnium martyrum, qui parvuli, humiles et innocentes occisi sunt: qui non in Judaea fantum, sed ubique passi sunt ab impiis."

XXI. Das lange siechtum des königs ist die strafe für den kindermord. Die darstellung ist hier ebenfalls traditionell. Auch die Glossa enthält (a. a. o. 78 C) die erklärung von Nazareth, dazu: „cuius nomen indicio est, quod ipsa sanctitas, in sanctitate nutritus, sanctus sanctorum recte dicitur."

XXII. Dieser ahschnitt kann durch Bedas Lucascommentar und die Glossa hinlänglich belegt werden, die von Sch. beigebrachten belege aus andern quellen bringen keine neuen momente.

z. 1—10 = Luc. 2, 42. 43, z. 3. 4. 10 dienen zur näheren erläuterung des bibl. textes.

z. 11 fgg. Die belegstelle ist Glossa ord. 251 C: „Si quaeritur quomodo potuit a parentibus obliviscendo relinqui respondendum, quia filiis Israel moris fuerit, ut temporibus festis vel Hierosolymis confluentes, vel ad propria redeuntes, seorsum viri, seorsum autem feminae choros ducentes incederent, infantesque vel pueri, cum quolibet parente indifferenter ire potuerint. Ideoque beatam Mariam vel Joseph vicissim putasse puerum Jesum, quem se comitari non cernebant, cum altero parente reversum."

z. 23 fgg., 30, 41 fgg. Traditionelle auslegung der schmerzen der Maria.

z. 34. Beda, Lucascomm. 92, 348 C.

z. 53—60. Glossa ord. 251 D: „Quia enim Deus et homo est, nunc excelsa Deitatis, nunc infirma praefert humanitatis. Quasi filius Dei in templo commoratur, quasi filius hominis cum parentibus quo iubent regreditur."

z. 57 fgg. Beda 92, 350 B C: „Quantum pietatis simul in domino et humilitatis exemplum? Parentes eius non intelligunt verbum quod de sua divinitate loquitur ad illos, et tamen ipse humanae illorum erga eum sedulitatis non ingratus, quo praecipiunt descendit, et subditur illis. Quid enim magister virtutis, nisi officium pietatis impleret? Quid

inter nos aliud, quam quod a nobis agi vellet, agere? .. Ut eius videlicet exemplis admoniti, quid parentibus debeamus, qui tanta pro nobis patiantur, agnoscamus.

z. 61. 62 = Lc. 2, 52. Eine weitere belegstelle ist überflüssig.

XXIII. Sämtliche belegstellen sind Beda und der Glossa zu entnehmen, aus letzterer 252 B: „Qui fidem et bona opera praedicat quid aliud quam venienti domino? ad corda audientium viam parat."

z. 63. 64: 80 D: „Securis" Christus. Vgl. Sch. Zs. 38, 356.

XXIV. Die quelle dieses abschnittes ist der Lucascommentar Bedas 92, 354 B C.

XXV. Trotz der belegstelle, die Sch. aus der Homilie Bedas heranzieht und die in Hraban nicht enthalten ist, glaube ich doch, dass für diesen und den folgenden abschnitt Hrabans Matthaeuscommentar und die Glossa ord. die quellen sind. Die stelle Beda Homil. 58 B enthält solche einfachen gedanken der darstellung des gegensatzes zwischen dominus und servus und liegt so in der natur der sache, dass Otfrid kaum einer vorlage dafür bedurfte, er will durch die worte des täufers dessen lebhaften widerstand gegen das ansinnen Jesu ausdrücken, vgl. auch Glossa ord. 114, 86 C.

z. 11 fgg. Beda Homil. 59 B C: „sine modo, inquit, sine me modo, ut iussi, a te baptizari in aqua" ist wol kaum heranzuziehen, der bibeltext „sine modo" genügt, dass es sich um eine wassertaufe handelt, ist klar. Dasselbe gilt von z. 13. Die stelle aus Pasch. Radb. 120, 169 D enthält auch die Glossa 83 A: „et ideo quod prius timuit humiliter, devotus implevit."

z. 18 fgg. Glossa ord. 83 B D: „Patet renatis aditus in caelum per Christum, qui per Adam clausus fuit. Adam peccando caelum amisit, Christus a spiritu sancto .. glorificatus apparuit." Ebd. 253 A: „Non aliena in filio, sed sua laudatur, quasi dicat: Quaecunque habes tu, mea sunt." Vgl. Symb. Athan. u. Nicaen.: „unius substantiae cum patre."

z. 23—30. Glossa ord. 83 B C: „Bene spiritus in columba quae simplex et mansueta descendit, ut et suae naturae simplicitatem, et eum in quem descendebat, mitem misericordiae praeconem datoremque indicaret: columba a malitia fellis est aliena .., nullum ore vel unguibus laedit."

XXVI. Die quelle dieses abschnittes ist die Glossa 83 A B: „Christus aquas baptismi sanctificavit ... Sic post baptismum ascendunt, qui ad virtutem proficiunt, et qui prius carnales et filii Adae, fiunt spirituales et filii Dei. .. Et ad hoc impletionem iustitiae. Non enim

tunc primum sibi patuere caelestia vel spiritus sanctus est datus: sed nobis per acceptum baptismum aditum caeli patere et spiritum sanctum dari monstravit. Quod enim caeli aperti, quod spiritus sanctus venit, quod vox patris insonuit, etc., haec mystica sunt in nobis ... Non quia vera columba esset, sed quia spiritus in corporali specie, non tamen ipse corpus. Ita de hac figura sentitur sicut de aliis in quibus Deus apparuit: quae expleto officio resolvebantur."

XXVII. 1 fgg. Glossa ord. 358 C D: „Putabant Judaei Joannem esse Christum qui in lege promittebatur. Alii putabant eum esse Eliam propter nimiam abstinentiam et castitatem, et solitariam vitam, et asperrimam delictorum reprehensionem, et durissimum futurae vindictae terrorem. Alii dicebant eum esse unum de prophetis resuscitatum, propter prophetiae gratiam."

Haymos Homil. de temp. 118, 41, die Sch. citiert, steht auch nicht in entfernter beziehung zu Otfrid, dasselbe gilt von der anziehung der Matthäusstelle.

z. 5 ist in der aus der Glossa gegebenen stelle mit enthalten.

z. 17 fg. Glossa ord. 358 D: „Confessus est, ut postea dicit, non quod erat Christus. Non negavit quod erat, id est, quod esset praecursor." Vgl. Beda 626 B.

z. 20. Haymo 42 B hat keine beziehung zu Otfrid, z. 19. 20 ist ausführung von Joh. 1, 27.

z. 21 fg. 25 fg. Haymo 42 C. 43 B treffender in der Glossa ord. 358 D. 359 A: „Cum omnes scirent nomen Christi, sciebant etiam quod Elias praecessurus sit eum. Sed ipse Elias praecessurus, in potestate iudicaturum, Joannes figuraliter Elias eundem iudicandum, ut sint duo praecones, sicut duo adventus eiusdem, unde: Non sum Elias, id est, non praeco: potentiam indicans; sed in quam offenditis ostendo humilitatem; quasi dicat: Servite humili antequam excelsus iudicet. Ecce nec ego Christus, nec a parte potentiae iudex."

z. 33. 34 ist durch Joh. 1, 21 hinreichend bestimmt, Haymo 43 C deckt sich nicht mit dem texte.

z. 35 fgg. Beda Lucascomm. 92, 646 D. 647 A: „Quod quia non studio cognoscendae veritatis, sed malitia exercendae aemulationis dicitur, evangelista tacite innotuit, cum subiunxit dicens: „Et qui missi fuerant, erant ex Pharisaeis." Illi Joannem de suis actibus requirunt, qui doctrinam nesciunt quaerere, sed invidere. Sed sanctus quisque etiam cum perversa mente requiritur, a bonitatis suae studio non mutatur." Diese stelle gibt alle wesentlichen momente, die wir bei Otfrid

finden, wider. „*ingriuno* = malitia exercendae aemulationis.“ Die von mir aus der Glossa angezogenen stellen kommen Otfrid näher als die aus Haymos Homil. de temp. gegebenen, wie denn auch Otfrid den Haymo schon aus dem grunde nicht benutzen konnte, da er ihn nicht hatte.

XXVIII. Sämtliche belegstellen finden sich in dem kurzen auszuge, den die Glossa ord. 82 B gibt: „Ventilabrum in manu est examen iudicii quo discernuntur leves et vacui a fructu boni operis. „In manu“, quia pater non iudicat quemquam, sed omne iudicium dedit filio... Paleae de origine unde et triticum oriuntur, id est de semine, zizania vero de diversa. Paleae ergo sunt qui fidei sacramentis imbuuntur, sed solidi non sunt: zizania vero qui et opere et professione secernuntur ab electis. De his dicitur: „Qui non credit, iam iudicatus est.“ .. „Inextinguibili.“ Quia non exstinguetur neque exstinguet cruciatos, sed aeternaliter puniet.

Zweites buch.

I. z. 1: *Er allen woroltkreftin joh engilo geskeftin.*

Glossa ord. 113, 69 A: „Proinde duas res fecit Deus ante omne tempus, angelicam creaturam et materiam informem.“ Sch.

z. 3 fgg. Glossa ord. 113, 68 B: „Creationem mundi insinuans scriptura, primo verbo aeternitatem et omnipotentiam Dei ostendit: quem enim in principio temporum mundum creasse perhibet, eundem ante tempora aeternaliter significat exstitisse. Et quem in conditionis initio caelum et terram creasse narrat, tanta celeritate operationis omnipotentem esse declarat, cui voluisse, facere est ... Unde propheta terram in initio factam ostendit dicens“ Ps. CI: „Initio tu, domine, terram fundasti“, etc.

z. 13. 14: *Er mano rihti thia naht, joh wurti ouh sunna so glat,*
odo ouh himil, so er gibot, mit sterron gimalot:

Jerem. 31, 15: „Qui dat solem in lumine diei, ordinem lunae et stellarum in lumine noctis.“

z. 21. 22: *Tho er deta, thaz sih zarpta, ther himil sus io warpta,*
thaz fundament zi houfe, thar thiu erda ligit ufe.

Hrabanus Maurus Com. in Genes. 444 B (aus Beda): „Si ad fundamentum referas principium, quomodo in aedificanda domo, initium fundamentum est, principium fundamentum esse terrae legisti, dicente Sapientia: „Quando fortia fecit fundamenta terrae, eram penes illum disponens.“

z. 25. 26: *Ouh himilrichi hohaz joh paradys so sconaz,*
engilon joh manne thiu zuei zi buenne.

Glossa ord. 113, 68 C: „In principio", etc. „Caelum non visibile firmamentum, sed empyreum. ... quod statim repletum est angelis."

Gen. 2, 15: „Tulit ergo dominus Deus hominem et posuit eum in paradiso voluptatis, ut operaretur et custodiret illum."

z. 33. 34: *Sin wort iz al gimcinta, sus managfalto deilta*
al io in thesa wisun thuruh sinan einegan sun.

Glossa ord. 113, 67 B: „Quoniam universaliter nomine caeli et terrae comprehendendum erat quidquid fecit Deus, deinde per partes explicandum, quomodo fecit, unde sequitur: „dixit Deus fiat", id est, per verbum suum fecit." Sch.

z. 35. 36: *So was so himil fuarit, joh erdun ouh biruarit,*
joh in sewe ubar al: got detaz thuruh inan al.

II. Esdra 9, 6: „Tu ipse, dominus, tu fecisti caelum, et caelum caelorum, et omnem exercitum eorum: terram et universa quae in ea sunt, maria et omnia quae in eis sunt."

z. 41—50 Joh. 1, 4. Vgl. dazu Acta 13, 12 = Otfrid II, 1, 50: „eris caecus non videns solem."

II. z. 1. 2 Joh. 1, 6. Augustinus gibt in seinem Tractatus in Joannem nur eine umschreibung dieser stelle, so dass sich ein positives moment für Otfrid nicht nachweisen lässt.

z. 3. 4 vgl. I, 23, welche stelle die rückbeziehung auf den täufer ergibt. Vgl. Mt. 3, 7—10. Lc. 3, 7—9.

z. 13. 14: *Thaz lioht ist filu war thing, inliuhtit thesan woroltring*
joh mennisgon ouh alle, ther hera in worolt sinne.

Eph. 3, 9: „Et illuminare omnes quae sit dispensatio sacramenti absconditi a saeculis in Deo qui omnia creavit."

woroltring ist durch die verstechnik bedingt.

z. 17 Augustinus 35, 1393 hat nur eine ungefähre beziehung zu Otfrid.

z. 21 fgg. Augustinus 35, 1394 entspricht mit bezug auf Otfrid Beda 92, 640 D: „In propria venit" quia in gente Judaea, quam sibi prae ceteris nationibus speciali gratia copulaverat, incarnari dignatus est.

z. 23. Dass gott den juden Palästina geschenkt hat, ist eine allbekannte annahme.

z. 24 fg. = Joh. 1, 11. Haymo 61 B gibt nur eine umschreibung des verses.

z. 30: *Sie warun er firlorane, nu sint fon gote erborane.*
Glossa ord. 114, 357 A: „Filios Dei fieri.“ Mirabilis potestas ut qui filii diaboli erant, et filii Dei et fratres Christi per eum liberati dicantur (Sch.), quo autem ordine filii Dei fiant, et quomodo haec generatio distat a carnali, subditur: „Qui non ex sanguinibus.“ Haymo 62 A ist überflüssig.

z. 35—38: *Ist sin guati ubar al, so in kinde zeizemo scal,*
then fater einigan in not drutlicho minnot;
follan gotes ensti, selb so iz man giwunsgti,
wares inti guates joh druhtines gimuates.

Glossa ord. 357 B: „Nec mirum si dicitur, homo etiam Deus, cum Deus dicatur etiam homo, haec autem gratia dicitur et veritas, quia sic olim promissum est, et modo exhibitum, scilicet, ut Deus sit in homine implens eum omni bono, et per eum suos.

z. 35 fg. Alcuin 789 B = Beda 641 B C.

III. Otfrid folgte, wie Sch. bemerkt, der tradition, als er eine zusammenstellung der wunder Jesu vor dessen lehramte machte. Er mag in Fulda Hrabans De fide catholica kennen gelernt haben. Für die folge der wunder waren ihm logische erwägungen massgebend.

z. 41—52 ist ein zusammenfassender abschluss, der jedesfalls Otfrids geistiges eigentum ist. Die belegstelle, die Sch. aus dem Matthäuscommentar des Paschasius Radbertus gibt, steht auch nicht in entfernter beziehung zu den worten Otfrids, dasselbe gilt ebenso von der zu z. 53 fgg. gegebenen. Es sind allgemeine gedanken und nutzanwendungen, die in ähnlicher weise von jedem exegeten gegeben werden.

z. 55. 59—62. Das citat Erdmanns aus Beda zu Mt. 4, 1 ist ähnlich auch in der Glossa ord. 114, 84 A: „.. ut post acceptam spiritus sancti gratiam contra diabolum arctius accingamur ... Spiritui sancto, qui quos replet ad pugnam, mittit fortes. Sine hoc spiritu, qui ad pugnam vadit, cito cadit.“

IV. Die belege zu z. 1 fgg., 2. 7 fgg., 15 fgg., 52. 53 fgg., 61 fgg., 82, 100 fgg., 103 fgg. haben nur eine anzahl von gedanken, die der text der bibel und seine nächste erklärung geben, gemeinsam. Die parallele zwischen der versuchung Adams und Christi ist uralt, sie ist natürlich auch in der Glossa zu finden.

z. 4[b]: *so ruarta nan tho hungar.*
Glossa ord. 114, 84 A: „Jeiunat ut tentetur, tentatur, qüia ieiunat.“

z. 5—28. Glossa ord. 114, 84 C: „Noverat filium Dei venisse in mundum, seu per prophetas seu per angelos nuntiantes, seu per Joan-

nem demonstrantem, sed quia humilia in eo videbat, quod de deitate suspicatus est, ex superbia ei in dubium venit. Unde et callide exquirit: nec indignum fuit Christum tentari qui venerat occidi ut tentationes superando nobis potestatem daret superandi tentationes, sicut sua morte abstulit nostram mortalitatem."

z. 45: *Iz deta imo thiu fasta, thaz inan es gilusta.*
Glossa ord. 114, 84 B: „Hoc est vere humanitatis: et per hoc est occasio tentandi. Latet potestas, patet infirmitas."

z. 61—74. Glossa ord. 114, 84 C: „Aliud horum explorantis est, aliud tentantis, dum Deum confiteri videtur, et huiusmodi illudere conatur. Sic enim tentat ut exploret quod veretur. Sic explorat, ut tentando decipiat. Ebd. 85 C: Quod bene dicitur de corpore, diabolus male interpretatur de capite .. sed de auxilio angelorum quasi ad infirmum loquitur, de sua conculcatione tacet."

z. 77—80 Glossa ord. 114, 85 B C: „Suggerebat enim, ut aliquo signo exploraret, quantum apud Deum posset. Sed nemo debet tentare Deum, quando habet ex humana ratione quid faciat .. Nunc autem poterat aliter de templo descendere, quam per iactantiam se praecipitare. Postquam deficit humana ratio, commendat se homo Deo, non tentando, sed devote confitendo."

z. 81—84 ebd. 85 D: „Non quod visum eius qui omnia videt ampliaverit, sed vanitatem mundanae pompae quam amabat, quasi speciosam ac desiderabilem verbis ostendens."

z. 87—90 ebd. 85 D; „Haec de arrogantia dicit, quod totus mundus suus sit. A principio quod Dei erat ut sibi usurparet diabolus laboravit."

z. 99—101 ebd. 84 B: „Hoc est vere humanitatis et per hoc est occasio tentandi. Latet potestas, patet infirmitas."

Ebd. 86 B: „Sed ut ille victus abiit, parati ad obsequium venerunt."

z. 103—106 ebd. 84 B D: „Per exteriorem infirmitatem Christum tentat in quo nullam legem peccati inveniebat .. Christus vero sola suggestione tentatus fuit, quia delectatio peccati mentem eius non momordit."

V. Das citat Schs. aus dem Matthäuscommentar des Paschasius Radbertus enthält zu ungenaue beziehung zu Otfrid. Die hauptquellen sind Bibel und Glossa. Vgl. zu z. 1—3 I. Petri 5, 8. 9, zu z. 5. 6 I. Joh. 3, 8.

z. 5—8. 19—24 Glossa ord. 85 D 86 A: „A principio quod Dei erat ut sibi usurparet diabolus laboravit: unde ut in eis coleretur, idola invenit. In his tribus notantur gula, avaritia, superbia. Lucas avaritiam mediam ponit, ultimam superbiam, .. in his tribus omnia genera tentationum comprehenduntur .. 86 B Nota diabolum in his vinci, in quibus Adam vicit. Quem de gula tentavit, dum de ligno vetito gustare rogavit, de vana gloria, cum dixit (Gen. III): „Eritis sicut Dii." De avaritia, cum ait: „Scientes bonum et malum."

VI. Otfrid scheint hier einer damals geläufigen speculation über den sündenfall Adams nachzugehen. In den citaten Schs. finde ich keine eigentlichen belege.

VII. Die quellen dieses abschnittes sind durch Beda, Hraban und die Glossa ord. zu belegen.

z. 1: *Biginnu ih hiar nu redinon, wio er bigonda bredigon.* Hraban Expos. in Matth. 107, 786 D: „de initio praedicationis illius aliud exordium sumamus."

z. 9 Beda Johannescomm. 92, 651 C: „Quando dicitur „ecce", quodammodo ille qui ostenditur digito demonstratur."

z. 12 fgg. Die citate Schönbachs belegen Otfrid nicht. Dass sich derselbe durch Joh. 1, 29 zu seiner ausdrucksweise habe bestimmen lassen, glaube ich nicht, er war des verses wegen genötigt, hie und da vom bibeltexte abzuweichen.

z. 17 fgg. Joh. 1, 38 genügt als beleg vollständig.

z. 20. Beda 94, 257 D ist ebenfalls kein beleg. Jesus will den beiden Johannesjüngern seine wohnung und sein hauswesen zeigen, von einem „secretarium arcani" steht bei Otfrid nichts.

Glossa ord. 361 C: „Volunt ostendi sibi in quibus Christus habitet, ut se illis assimilent. Vel, qui incarnationem vident, pie quaerunt ostendi sibi aeternam mansionem quomodo sit apud patrem.

z. 21 Beda Homil. Gen. 94, 258 B. Sch.

z. 23 fgg. Beda Johannescomm. 652 D = Glossa ord. 114, 361 D, 362 A: „Vera pietas statim inventum thesaurum nuntiat fratri, ut sicut est sanguine, sit et germanus in fide."

z. 33 fg. sagt: Er führte seinen bruder zu ihm und säumte in betreff dessen nimmermehr. Das stimmt nicht zu Alcuin 760 D.

z. 36. *Symon bistu muates lind joh bistu ouh dubunkind.* Glossa ord. 114, 141 D: „Bene filius columbae quia Dominum pia simplicitate sequebatur.

z. 37 ebd. 362 B: „.. unde a petra Christo dicitur Petrus. 142 A: .. tu es Petrus ob fortitudinem fidei et confessionis constantiam."

z. 41 fgg. Alcuin Johannescomm. 762 A = Beda 92, 654 B.

z. 41. 42 Glossa ord. 114, 362 C: „unde Philippus, antequam fiat apostolus, sponte vocat Nathanahelem.

z. 45ª Alcuin 762 B = Beda 92, 654 B.

z. 46 fgg. Glossa ord. 114, 363 A: „Nazareth, flos vel germen munditiae." Diese stelle genügte für Otfrid.

z. 53—56 Joh. 1, 47.

z. 54ᵇ Glossa ord. 363 A: „.. in eo laudat confessionem." Für die folgenden zeilen ebd. 363 A B: „Nathanahel. .. qui erat sub ficu abditus, id est subditus sub consuetudine peccandi et umbra mortis, ut primi parentes sub fici foliis se texerunt, ubi prius visus esset a domino et quaesitus, quam dominum videret et quaereret, et ante etiam quam per apostolos vocaret. Quia cognovit Nathanahel Christum absentem vidisse quae ipse in alio loco gesserat, id est, quomodo et ubi vocatus sit a Philippo, quod est indicium deitatis, fatetur non solum magistrum, sed et Dei Filium, et regem Israel, id est Christum in quo probatur esse Israelita, ut dicitur, id est videns Deum."

z. 57. 58 Glossa ord. 363 A: „Cognoscens dominum loqui de sua conscientia, non ex indignatione quaerit, sed admirando, unde et ex qua virtute.

z. 64ª Alcuin 765 A. Sch.

z. 75. 76 vgl. Mt. 4, 19: „Et ait illis: Venite post me, et faciam vobis fieri piscatores hominum." Verweisung auf die doppelte erzählung von der berufung des Petrus.

VIII. Der eingang ist durch Bedas Johannescomm. 92, 657 A = Alcuin 100, 766 A hinlänglich belegt.

z. 15 fgg. Beda 92, 657 C D: „Neque enim matrem suam inhonoraret .., sed significat, se divinitatem .. non temporaliter accepisse de matre .. nondum venit hora ut fragilitatem sumptae ex te humanitatis moriendo demonstrem. Prius est ut potentiam aeternae deitatis, virtutes operando, patefaciam. Venit autem hora ut quid sibi et matri commune esset ostenderet, cum eam, moriturus in cruce, discipulo commendare curavit." Die aus Haymo Homil. de temp. 118, 126 citierte stelle steht Otfrid nicht näher als Beda.

z. 27 fgg. = Joh. 2, 6: „secundum purificationem Judaeorum", das citat Schs. ist überflüssig.

z. 31 fgg. Otfrid wusste wol die angaben über „metreta“ und „sextarius“ auswendig.

z. 34[b] Alcuin 100, 767 C = Beda 92, 658 B.

z. 38 Glossa ord. 114, 364 B: „Triclinium id est tres ordines discumbentium altitudine distantes inter se, id est: doctores, continentes, coniugati“ = Alcuin 100, 771 B. — Haymo 113 B steht Otfrid ferner.

z. 44 Haymo 136 B bezieht sich nicht auf den *thriosezzo.*

IX. z. 1—6. Freie einleitung Otfrids, vgl. dazu Mt. 22, 8: „Tunc ait servis suis: nuptiae quidem paratae sunt, sed qui invitati erant, non fuerunt digni.“

z. 7 fgg. Beda 92, 661 D = Glossa ord. 114, 364 B.

z. 11 fgg. Beda 92, 658 B vgl. Glossa ord. 114, 364 B: „Architriclinus aliquis legis peritus, qui bibit spiritualem sensum legis. Unde spiritualem sensum in scripturis aperire discipulis est aquam in vinum convertere.“

Ebd. 905 C: „Sex hydria, sex aetates in vinum Christus.“

z. 15 fg. Alcuin Johannescomm. 767 C = Beda 92, 659 D.

z 19 fgg. Glossa ord. 905 C.

z. 31 fgg. Gen. 22, 1. Die Haymostelle 113 B hat zu Otfrid keine weitere beziehung.

z. 63 fgg. Beda 92, 659 D.

z. 75—86 Glossa ord. 113, 138 D, 139 A B: „Abraham unicum filium ducens ad immolandum, Deum patrem significat ... Isaac Christum. Sicut enim Abraham unicum et dilectum filium victimam Deo obtulit, sic Deus pater unigenitum filium pro nobis tradidit. Et sicut Isaac ligna portabat, quibus imponendus erat, sic Christus crucem, in qua figendus erat. Isaac ligatis pedibus altari superponitur, et Christus cruci affigitur. Sed quod figuratum est per Isaac, translatum est ad arietem, quia Christus ovis. Ipse enim filius, quia natus... In vepribus haeret aries, crux cornua habet. Sic enim duo ligna compingantur crucis species redditur. Unde Habac. III: „Cornua in manibus eius.“ Cornibus ergo haerens aries, Christus crucifixus est. Vepres autem spinae, spinae iniquae, quae dominum suspenderunt. Inter spinas enim peccatorum suspensus erat. Unde Jer.: „Spinis peccatorum suorum circumdedit me populus hic“ (Jer. XXXVIII). Alii hunc arietem in vepribus ligatum, Christum ante immolationem spinis coronatum intelligunt.“

z. 88 fg. ebd. 114, 364 C: „ita carnales mentes prius sapore sapientiae imbuit, postea resuscitatos m a i o r i g l o r i a completurus.“

z. 95—98 Beda 92, 658 C entspricht Haymo 135 D. Vgl. 1. Joh. 5, 7. 8: „Quoniam tres sunt qui testimonium dant in caelo: pater, verbum et spiritus sanctus; et hi tres unum sunt. Et tres sunt qui testimonium dant in terra: spiritus, aqua et sanguis; et hi tres unum sunt."

X. Die quelle für diesen abschnitt ist widerum Beda und die Glossa. Das citat Schs. aus Gregor Hom. in Ezech. 76, 831 B entspricht dem aus Haymo Hom. de temp. 118, 130 C herangezogenen, die aus der letzteren schrift gegebenen belege zu 13 fgg. und 17 fgg. sind dem sinne nach auch in der Glossa enthalten.

z. 1—6 Glossa ord. 114, 364 A B: „Quod iussu eius impletae sunt hydriae, significat, quod etiam illa scriptura a domino est, sed dum in ea sub velamine, id est adoperatione litterae, latet Christus, sapit aquam insipidam. Cum autem aufertur velamen, est vinum inebrians. Potuit quidem vacuas implere vino qui cuncta creat ex nihilo, sed maluit de aqua vinum facere, ut doceret se non solvere legem, sed implere, nec in evangelio alia facere vel docere quam quae prophetia praedixit."

z. 7—12. 13—16 vgl. IX, 7 fg.

XI. Auch für diesen abschnitt bietet Haymo Homil. de temp. 118, 204 keine näheren belege als die Glossa und Beda.

z. 27—30 Glossa ord. 114, 153 C: Ut flagello unius et vilis tot eiici, mensas subverti, quo nihil mirabilius egit. Igneum et siderium aliquid radiat ex eius oculis, lucet in facies maiestas deitatis.

z. 35. 37—44 Glossa ord. 114, 365 C: Carnales carnaliter sapiebant, ille spiritualiter loquebatur. Quod evangelista nobis aperit: „Ille autem dicebat de templo corporis sui."[1]

XII. Quellen: Beda, Glossa und Bibel.

z. 1—4 Glossa ord. 114, 366 A: „Hic erat unus ex his qui per signa crediderant.

z. 5 fgg. Glossa ord. 114, 366 AB: „Nox significat litteram legis, vel ignorantiam cordis, vel timorem ... Hic quia prudenter aperta signa notavit, plenius mysteria fidei requirit, et ideo meruit doceri de deitate Christi .. et de aliis pluribus.

z. 6. Das citat aus Haymo Homil. de temp. 587 C ist ein bedingungssatz, der zum texte nicht passt.

z. 11—16 Joh. 3, 3; dazu Beda 92, 668 A B.

1) Die Glossa hat ebenfalls: „posuerunt numularios qui mutuo darent = *kouf mâxun.*"

z. 16 Haymo 580 A: „omnis enim homo.“ Sch. Dass Otfrid einen derartigen beleg nötig gehabt und gesucht hat, glaube ich Schönbach nicht.

z. 21 fgg. Alcuin 100, 778 D = Beda 92, 668 BC.

z. 27ᵃ—29ᵃ. 31. 32 Joh. 3, 5. 3.

Glossa ord. 366 AB: „.. meruit doceri de deitate Christi et ipsius utraque nativitate .. de secunda generatione, de ingressu regni caelorum.“

z. 34 Alcuin 100, 779 B = Beda 92, 668 D. 669 A.

Glossa ord. 114, 366 C: „Necessarium est visibile sacramentum aquae ad ablutionem visibilis corporis, sicut est necessaria doctrina invisibilis fidei, et ad sanctificationem animae invisibilis.“

z. 35 Glossa ord. 114, 366 D: „Ex aqua visibili sacramento, et spiritu, invisibili intellectu, .. vel ex aqua visibili et spiritu sancto.

z. 36 Alcuin 779 C = Beda 669 A.

z. 38 fgg. Alcuin 780 A = Glossa ord. 114, 367 B: „id est qua gratia venit in adoptionem filii, et vadit in regnum Dei.

z. 41—48 Glossa ord. 367 A: „Qua in potestate habet cuius cor illustret. Vocem eius audis in scripturis, vel dum loquitur aliquis plenus spiritu sancto, quae et si audis, nescis unde venit id est, quomodo cor illius intravit, vel quomodo redierit, quia natura eius est invisibilis.“

z. 51—54 Glossa ord. 367 C: „Non insultat ei, ut superior eo habeatur, qui omnibus praeest, sed quia vult eum nasci ex spiritu, quod nequit nisi humilis, tumidum ex magisterio humilat.“

z. 52 Alcuin 780 B = Beda 92, 669 ist bereits vorstehend durch die Glossa belegt.

z. 55 fgg. Joh. 3, 11. Dazu Glossa ord. 367 C: „Quod scimus loquimur.“ Id est, quia ipse est scientia, locutio et sermo patris. „Et quod vidimus testamur.“ Quia ipse visio, et verum testimonium et veritas patris. Quod pluraliter mysterium trinitatis innuit.“

z. 57 fgg. Alcuin 780 B = Beda 92, 669 D.

Glossa ord. 367 C: Et quia non accipitis terrena, quomodo potestis capere caelestia, id est caelestem spiritus nativitatem?

z. 61ᵃ ist durch den reim bedingt.

z. 63. 64. 68 Joh. 3, 14. Alcuin 781 D = Beda 671 B, Otfrid weiss die geschichte auswendig!

z. 74 Alcuin 783 A = Beda 92, 672 BC.

z. 75—80 Glossa ord. 368 B: Ecce idem dicit de filio Dei quod supra de filio hominis, ut per quem in deitate conditi sumus, per eundem in homine restauremur.

Ebd. Per mundum igitur humana natura significatur .. ad imaginem Dei est facta, qua ad hoc diligit Deus, ut eam aeternam faciat.

z. 83—94 Glossa ord. 368 BC: „Cur qui non credit iudicatur? quia lux venit quae excitat homines et admonet cognoscere sua mala, in quibus omnes sunt, sed alii oderunt admonentem lucem, et fugiunt, ne arguantur eorum mala quae diligunt. Alii admoniti per lucem accusant sua mala, quod est facere veritatem et sic illuminantur. Qui est in tenebris, et diligit lucem, non est malus, sed ille dicitur malus et opera eius mala, qui postquam lux venit, odit lucem et diligit mala. Opera, id est, impietatis, et incredulitatis, et odium aeternae lucis, et nolle eam aspicere, sed velle in tenebris peccatorum remanere."

z. 95 fg. ebd. 368 D: „Id est cui displicent mala sua et accusat, non sibi ignoscit, non sibi parcit, sed venit ad lucem."

XIII. Die quelle dieses stückes ist Beda, die Glossa und die Bibel. Ich unterlasse es, die parallelstellen aus Alcuin und Beda zu bezeichnen.

z. 3 Glossa ord. 369 AB: „Dum Joannes praedicat, et schola eius durat, Christus latenter praedicat et operatur, sed palam baptizat, ut oriatur quaestio de baptismo Joannis, et de baptismo Christi, et illa solvatur testimoniis Joannis."

z. 11 Glossa ord. 369 C: „In hoc gaudium meum est plenum quod factus sum amicus sponsi, et quia sto et gaudeo."

z. 17 fg. Alcuin 787 D = Glossa ord. 369 D.

z. 19 fg. Glossa ord. 370 A: „„De terra." Id est, qui est de terrenis parentibus natus, a quibus peccatum et poenam peccati contraxit, ex se nihil est nisi terra."

z. 24 Glossa ord. 370 A: „Cum ipse filius Dei sit verbum patris, non aliud verbum patris audit vel hominibus testatur, sed se verbum quod pater locutus est ... scit et indicat hominibus esse ex patre."

z. 28 ebd.: „Hoc est, signum posuit in corde suo quasi speciale aliquid, scilicet hunc esse verum Deum, qui missus est ad salutem hominum."

z. 31—34 Glossa ord. 370 B: „Hominibus dat ad mensuram, filio non dat ad mensuram, sed sicut totum ex se ipso toto genuit filium suum, ita incarnatio filio suo totum spiritum suum dedit, non particulatim, non per subdivisiones, sed generaliter et universaliter et non ob aliud dat nisi quia pater diligit filium."

z. 35—38 ebd. 370 C: „Ac si diceret, qui credit in filium ... et per hoc habet vitam Ira cum qua natus est, permanet, et ideo non ait, venit, sed manet, quia per filium missum, qui est vita, non tollitur effectus illius irae .. quae omnia manent."

z. 39 ebd. 369 A: „Ecce aperte notat facta Christi ante Joannem incarceratum."

XIV. Es bleiben dieselben quellen. z. 11 = Joh. 4, 8 ist in der Glossa erklärt.

z. 1—9 Glossa ord. 371 B: „Iter Jesu carnis est assumptio in qua est fatigatio, id est infirmitas, relevans hominem quem creavit potentia."

z. 7. 8 ebd. 371 C: „Quasi lassitudinem relevans in quo indicatur magister docturus accedentes et possessurus. Fons dicitur ubicunque manat aqua de terra, sed si in superficie fons tantum, si in profundo etiam dicitur puteus."

z. 17. 18. 21. 22 ebd. 372 A: „Samaritanos Judaei exsecrantur et supplantatores vocant, quia eos haereditate patris sui Jacob privaverunt abstinendo a cibis et vasis eorum."

z. 31 ebd. 372 B: „Numquid tu melior es, id est, potes melior esse Jacob qui cum suis usus est isto?"

z. 81—84 ebd. 374 C: „Non mirabantur quod cum muliere loquitur, cum quibus loqui consueverat, sed quia cum alienigena, ignorantes mysterium ecclesiae de gentibus futurae. Et non malum suspicantur, sed clementiam mirantur, quia gentilem erroneam docet."

z. 85 ebd.: „Audito „ego sum" .. reliquit hydriam .. et cucurrit evangelizare."

XV. Quellen vgl. XIV.

z. 3. 4 Mt. 4, 24. 25. Der Bibeltext genügt.

z. 11 Glossa ord. 88 D: „curat corpora, ut paratius audiant invisibilia."

z. 12. Pasch. Radbertus hat mit dem texte keine nähere berührung als Beda und Hrabanus.

z. 15 fgg. Glossa ord. 89 A (vgl. Hrabanus Maurus 794 C und Pasch. Radb. 215 C): „„Accesserunt". Ut vicinius audiant, qui ad implendum animo properant."

z. 20 ebd. 89 B: „Apertio oris profunditatem significat sacramenti. Quasi abyssum, quasi thesaurum aperuit." Vgl. Col. 2, 3: „In quo sunt omnes thesauri sapientiae et scientiae absconditi."

z. 22 Beda 92, 401 B. Sch. vgl. Ps. 67, 12: „Dominus dabit verbum evangelizantibus virtute multa."

XVI. Quellen vgl. XIV, sie schöpfen aus dem tractat Augustins: „De sermone domini in monte."

z. 1—4 Glossa ord. 89 C: „Quia non necessitas sed fides, et devotio paupertatis beatos facit" (= Pasch. Radb. 120, 216 C).

z. 4 Pasch. Radb. 217 A, 218 A = Mt. 5, 12.

z. 5—8 Glossa ord. 114, 89 C D: „Mites sunt, non qui prorsus irascuntur. Mites sunt qui malis moribus dominantur: perfecta virtus est morum possessio... Illam terram ego credo de qua in psalmo dicitur: „Spes mea es tu, portio mea in terra viventium" (ps. CXLI, 6). Vgl. Ps. 36, 9. 11.

z. 15. 16 ebd. 90 A: „Amatores verbi boni quibus non satis est quod iusti sunt, sed semper sitiunt opus iustitiae" (= Beda 24 D).

z. 17—20 ebd. 90 BC: „Misericordia nascitur de praecedentibus, quia si praecesserit vera humilitas et animus mansuescat, et suos et aliorum casus fleat, et iustitiam esuriat, post nascitur vera misericordia. Tunc enim miserias alienas faciet suas et pro viribus iuvabit: et si iuvandi facultas deest, compassio non deerit" (= Pasch. Radb. 221 D).

z. 23. 24 Beda 25 A. Sch. vgl. Ps. 23, 3. 4: „Quis ascendat in montem Domini? et quis stabit in loco sancto eius? innocens manibus et mundo corde."

z. 27. 28 Glossa ord. 114, 90 C: „Pacifici sunt qui omnes motus animi componunt et ratione subiciunt, quia his nihil repugnat, qui similes patri ..[1] cum autem Deus erit omnia in omnibus, tunc beatitudo adoptionis dabitur."

z. 39 fg. Mt. 5, 12 ausreichender beleg.

XVII. z. 11—13 Glossa ord. 91 D: „Alia causa est qua re non debent deficere: quia illuminati a Christo verbo et exemplo: quocumque illati mundanis lucem fidei et scientiae debent ministrare. Et sicut (quia sunt sal) debent corruptionem pellere; sic et tenebras (quia lux sunt) fugare" (= Pasch. Radb. 120, 233 B).

z. 19. 20. Treffender als Schs. citat aus Hrabanus 107, 803 A ist Lc. 8, 17: „Non enim est occultum, quod non manifestetur, nec absconditum, quod non cognoscatur, et in palam veniat.

Glossa ord. 91 D: „Locus montem iustitiae innuit, qui excelsus est, quo propalamini ne vos abscondatis. Non enim facultas subterfugiendi vel clam aliquid faciendi." Sch. zu z. 13.

z. 21—24 ebd. 92 B: „Et haec omnia ita agite, ut non finem boni operis in laudibus hominum constituatis."

XVIII. z. 1—4 Glossa ord. 92 BC: „Postquam hortatus est omnia pati pro veritate .. incipit docere quid docturi sunt. Quasi diceret:

1) Die Glossa citiert Hrabanus, hat aber einen von der mir bei Migne 107, 796 fg. vorliegenden ausgabe abweichenden text.

Quid est quod vetat abscondi, pro quo iubes omnia pati? an est aliquid contra legem? „Non veni solvere legem, sed adimplere“, vel faciendo quod dicit, vel supplendo quod deerat et imperfectum erat.“

z. 13—18 ebd. 93 B C: „Quia nesciebant homicidium esse nisi peremptionem: aperit omnem motum animi ad nocendum, in homicidium computari. Mandatum Christi non est contrarium legi, sed latius legem in se continens. Qui non irascitur, non occidit. Sed non e contra, licentia irascendi causa homicidii. Tolle iram, et homicidium non fit“ (Otfrid näher stehend als Pasch. Radb. 120, 240 C).

z. 19—24 ebd. 93C: „Est ergo in interiori templo altare, id est fides, cui quodlibet munus, .. nisi sit innixum, non est Deo placiturum ... cum in corde (quod est templum interius) tale munus oblaturus es, si in mentem venerit quod frater tuus habet aliquid adversum te, quem tu laesisti. Si enim ipse te laesit, non ipse, sed tu habes adversus eum: nec tunc oportet te veniam petere, sed dare sicut vis tibi dimitti“ (= Pasch. Radb. 214 D, obwol nach meinem dafürhalten auch der Bibeltext genügt).

XIX. z. 1—6 Glossa ord. 94 CD: „Ut transeat in affectum cordis, ut facere disponat, ubi non deest voluntas, sed occasio: quod passio dicitur, quae est mors in domo“ (besser als Pasch. Radb. 248 B).

z. 7—10 ebd. 96 B: „Compellit ad perfectionem, dum tollit iurandi occasionem.“

z. 13 Deuteron. 8, 1: „Omne mandatum quod ego praecipio tibi hodie, cave diligenter ut facias: ut possitis vivere, et multiplicemini, ingressique possideatis terram, pro qua iuravit dominus.“ Vgl. Pasch. Radb. 262 D. Sch.

z. 18. 20 Glossa ord. 97 D 98 B: „Ut sitis filii.“ Adoptio filiorum sola charitate acquiritur... „Filii.“ Non degeneres... „Patris.“ Iam dicitur pater. Videte ut sitis filii renati ex Deo qui est charitas“ (= Pasch. Radb. 264 A).

XX. Quelle: Augustinus De sermone Domini in monte, auszugsweise in der Glossa vorhanden.

z. 1. 2 Kapitelüberschrift im Cod. Vallicellianus (Otfridbibel) zu Mt. XVII: „Elemosynam docet in abscondito faciendam quam sinistra nesciat, id est appetitio laudis humanae.“

z. 9—14 Glossa ord. 98 C 99 A: „Qui hucusque praecepit de misericordia, nunc praecipit de cordis munditia qua Deus videtur. Si enim non simplici intentione sed pro hominum laude, non probantur

a Deo opera misericordiae. Laus hominum non debet appeti, sed subsequi, ut exemplo alios invitet. Hactenus de iustitia evangelii; quae est. super iustitiam scribarum et pharisaeorum. Nunc qua munditia cordis eadem iustitia debeat impleri: quod in eleemosyna servatur et oratione Non enim monet hic vel orare vel eleemosynam facere: sed quo animo debemus facere. Agitur enim hic de mundando corde ... A toto in partes, ut exponat quae bona non sint pro hominum laude facienda .. „Receperunt" a Deo cordis inspectore fallaciae supplicium." Vgl. Beda 92, 31 C, der Augustin ebenfalls benutzt hat.

XXI. Quelle siehe XX.

z. 1—9 Glossa ord. 99 C: „Sed magis videtur praecipi, ut inclusa pectoris cogitatione labiisque compressis, oret Deum. Cubiculum autem est cordis secretum. Ostium, carnalis sensus per quem haec exteriora improbe se ingerunt, et turbae phantasmatum orantibus obstrepunt ... Sensibus clausis, ne turbae phantasmatum exteriorum occurrant, vel ostium vocat amorem vel timorem huius saeculi" (= Hrabanus Maurus 107, 815 C. Pasch. Radb. 120, 276 D).

z. 10 ebd. 99 B: „In angulo orat qui in abscondito se orare simulat ... Non enim nefas est videri, sed appetere videri" (= Pasch. Radb. 274 B, wenigstens steht diese stelle dem texte nicht näher als die Glossa).

z. 19 ebd. 100 A: „Non enim apud Deum agendum est verbis, sed rebus, intentione cordis, affectu simplici. Quae cum dicimus, non eum docemus, sed nos tempore orandi recordamur" (= Augustinus 34, 1275. Hrab. Maurus 817 B. Pasch. Radb. 279 C).

z. 29. 30 ebd. 101 A: „Congrue sequitur, ut post adoptionem filiorum regnum petamus quod filiis debetur" (treffender als Pasch. Radb. 284 D).

z. 31. 32 ebd. 101 C: „sicut in angelis, ita in hominibus" (= Beda 92, 32 C).

z. 33. 34 ebd. 102 B: „Vel panis dicuntur spiritualia praecepta, quae semper sunt exercenda vel conservanda."

z. 35. 36 ebd. 102 B: „spiritum scientiae rogamus, quo delicta intelligimus, quae sine spiritu scientiae non intelliguntur. Scientia quippe ad usum temporalium pertinet, quae virtus est, in vitandis malis et petendis bonis, ut nostra et aliorum contagia ploremus, bona cupiamus." Vgl. Beda 92, 33 A. Das citat steht dem Otfridischen texte ferner, dasselbe gilt von Beda 33 A zu z. 38 und Beda 33 B zu z. 40

z. 37. 38 ebd. 102 C: „Non quod ipse inducat, sed quia deserit et ire permittit ... deserens in tentatione sinas vinci: et si sinas tentari, sine qua ullus probatus est."

z. 39. 40 ebd. 102 D: „Ut spiritu timoris Dei omnia noxia intus et exterius pellantur: et sub paupertate beate vivamus."

z. 41. 42 ebd. 103 A: „Unde indulgentibus coram Deo fiducia respondet impetrandi: exigentes vero, poena remordet ultionis vel damnationis."

z. 43. 44 ebd. 103 A: „Ex hoc patet quod unusquisque in sua infidelitate condemnatur."

XXII. z. 2 Beda 92, 34 D: „Nullius enim scientia Deum odisse ferre potest, et ideo eum, qui non timet, contemnit, dum eius mandata non custodit." Die Haymostelle 118, 680 D steht Otfrid näher, doch genügt auch Beda. Vgl. August. 34, 1290.

z. 5—8 Glossa ord. 105 D: „Non vita propter escam, nec corpus propter vestimentum, sed econtra."

z. 9. 10 Luc. 12, 24[1].

z. 12—16 Lc. 12, 27.

z. 17—22 Mt. 6, 30. 28. 10, 29. Schs. belege entsprechen dem Bibeltexte. Vgl. Ps. 89, 6 und Mt. 6, 26. 30.

Glossa ord. 105 D: Quasi dicat: Qui dedit maiora, id est vitam et corpus, dabit et minora, id est victum et vestes.

z. 25 Glossa ord. 106 B: „Illi autem curam regendi corporis relinquite, qui illud ad hanc mensuram fecit pervenire." Das citat Schs. zu z. 21 Haymo Homil. de temp. 683 C steht dem ausdruck Otfrids näher, als die Glossa, doch lässt derselbe sich auch mit folgenden stellen belegen: Ps. 32, 18. 19: „Ecce oculi Domini super metuentes eum: et in eis, qui sperant super misericordia eius. Ut eruat a morte animas eorum: et alat eos in fame." Ps. 36, 19: „Non confundentur in tempore malo, et in diebus famis saturabuntur." I. Petri 5, 7:

1) Cod. Harleianus, ein turonischer text, hat von erster hand *neunt*; vielleicht war derselbe fehler in Otfrids handexemplar und er ist ihm mit untergelaufen. Otfrid benutzt Mt. und Lc., an dieser stelle Lc. Dass *corvos* auch „vögel" im allgemeinen bezeichnet, *volatilia caeli,* zeigt diese lesart im Cod. Martini-Turonensis und Foro-Juliensis. An dieser und an der parallelstelle Mt. 6, 26. 28 häufen sich die lesarten. Neben dem erwähnten *neunt* im Cod. Harl. hat M.-T. *metuunt*; ebenso Cod. Egertonensis bei Mt. 6, 26. Mt. 6, 28 zeigt neben der richtigen lesart noch folgende: *neunt* Cod. Egert., Cod. Epternacensis, Cod. Theodulfianus (hier noch die missglückte correctur der falschen verbalform: anstatt des *u* ist *n* wegradiert worden), Foro-Jul., Landauensis von erster hand; *metunt* Cod. Mediolanus, *metent* Cod. Oxon.

„Omnem solicitudinem vestram proicientes in eum, quoniam ipsi cura est de vobis.“

z. 27—30 Lc. 12, 30. 31.

z. 31—34 Glossa ord. 289 A: „Si enim homo peccator adhuc fragili carne gravatus.“

z. 35. 36 Lc. 11, 12: *thia zâla!* Erdmanns erklärung ist wol richtig.

z. 38 Glossa ord. 289 A: „petentibus filiis temporalia dare non abnegat“ (= Hrabanus Maurus 107, 844 B und Augustinus 34, 1303).

z. 41. 42 ebd. 414 B: „Dabit vobis, ut ea beneficia significata sciantur quae ad eos qui petunt proprie pertinent. Exaudiuntur enim sancti pro seipsis.“

XXIII. z. 3—6 Glossa ord. 109 D: „Omnia ergo quaecunque“, etc. id est, bona quae vultis accipere ab aliis, eadem facite illis ut charitas proximi impleatur“ (= Pasch. Radb. 120, 321 A).

z. 7—10 ebd. 110 B: „Licet hoc de omnibus qui aliud habitu et sermone, aliud opere ostendunt, possit accipi, tamen specialiter de haereticis qui quadam pietatis veste tecti, venenato animo et intentione nocendi lupi sunt rapaces (= Act. 20, 29), vel exterius si copia datur persequendo, vel interius corrumpendo“ (= Beda 92, 37 D, Hrabanus 845 D. 846 A). Kelle hat demnach die bedeutung für *swâre* richtig gegeben.

z. 23—26 Mt. 7, 22. Der beleg zu 26ª ist überflüssig, versfüllung!

z. 27. 28 Beda 92, 38 C = Hrabanus 107, 850 B.

XXIV. Die einleitung ist vielleicht Otfrids geistiges eigentum, obwol er sich an Hraban und Augustin anlehnen konnte. Vgl. Erdmann s. 409 und Glossa ord. 112 C: „Post sermonem et miracula facit, quibus sermo apud auditores confirmatur.“

HAMBURG. A. L. PLUMHOFF.

(Schluss folgt.)

MISCELLEN.

Hexe.

In seiner Geschichte der hexenprocesse in Bayern, im lichte der allgemeinen entwickelung dargestellt (Stuttgart 1896) hat Siegmund Riezler meine Beitr. 18, 155 gegebene deutung des wortes „hexe“ in berücksichtigung gezogen. Ahd. *hagazussa* will er aber nicht mit dem walde, sondern in der meinung, „die germanisten seien in neuester zeit auf eine falsche fährte geraten“ (s. 15), auf das umhegte feld, die umhegte flur beziehen. „Die umhegte flur ist was der mensch dem walde mit harter arbeit abgerungen und sich dienstbar gemacht hat, was aber den schädlichen einflüssen der natur, dem hagel und sturm, reif und frost ausgesetzt bleibt ... Die hexe ist demnach die feld und flur anfeindende, schädigende“ (s. 16). Das ist eine von vornherein sich im hohen grad empfehlende und zugleich so sinnvolle deutung, dass ich sie sehr gerne auf kosten der von mir gegebenen acceptieren möchte[1]. Leider stehen einige bedenken im wege, die mich zwingen, vorerst immer noch daran festzuhalten, dass wir in ahd. *haga-zussa* das wort „wald“ zu suchen haben. Daraus folgt keineswegs, dass jene von Riezler gegebene bestimmung des berufes der hexe, die ja freilich so allgemein ist, dass sie allen unholden widerfahren könnte, abzulehnen wäre. An. *túnriþor*, ahd. *zûnriten* wären der Riezlerschen deutung am ehesten zu unterstellen. Was v. Grienberger dagegen vorgebracht hat (Ztschr. f. d. a. 41, 347), ist bedeutungslos.

Das bedenken, das wort *hagazussa* nach seinem wortsinne ebenso zu erklären, liegt einmal in dem worte *hagustalt*, vielleicht dem einzigen dem wort *haga-zussa* analogen compositum unseres sprachschatzes. Was *hagustalt* bedeutet wissen wir ganz genau. Das wort kann freilich nicht mit „hagbesitzer“, „besitzer eines kleinen eingefriedigten grundstückes“ erklärt werden, denn von alledem liegt in dem compositum nicht das geringste. Die agrargeschichte lässt es durchaus nicht zweifelhaft, dass die überschüssige, im volksland nicht erbberechtigte volksmenge, an das auf die sippen aufgeteilte land keinen anspruch geltend machen konnte, ebenso wenig auf die den geschlechtern zur verfügung gestellte allmende. Für die von der erbfolge ausgeschlossenen blieben nur die weiten unkultivierten waldgebiete zur neusiedelung übrig. Hier vermochten sie vorerst eine familie nicht zu ernähren. *hagustalt* kann nach den wirtschaftlichen verhältnissen des deutschen altertums nur „waldbesitzer“ heissen: im unkultivierten waldgebiet wird folglich auch für die *hagazussa* der aufenthaltsort gedacht sein. Dass die unholde nach dem walde benannt worden sind, beweisen die bekannten termini got. *skohsl*, ahd. *holzmuoia* u. ähnl.!, die Riezler nicht berücksichtigt hat[2].

Zu weiteren bemerkungen gibt mir jedoch der von mir seinerzeit übersehene titel LXIV der Lex Salica anlass. Derselbe lautet nach der ausgabe von Behrend (2. aufl. Weimar 1897):

De herburgium.

1. Si quis alterum herburgium clamauerit hoc est strioportium aut illum qui hineo portare dicitur ubi strias coccinant Malb. humnisfith hoc est MMD dinarios qui faciunt solidos LXIII culpabilis iudicetur.

1) Andere deutung bei Kögel, Gesch. d. d. litteratur 1, 2, 208.

2) Die von ihm gegebene erkläung der „unholde“ scheitert, von anderem abgesehen, an der ahd. form *unaholda* (Beitr. 18, 152).

2. Si quis mulierem ingenuam stria clamaverit et probare non potuerit MMD dinarios in triplum qui faciunt solidos CLXXXIX culpabilis iudicetur.

Add. Si stria hominem comederit et ei fuerit adprobatum Malb. grandesta sunt dinarii VIII M qui faciunt solidos CC culpabilis iudicetur.

Für *herburgium* liegen folgende varianten vor: *ereburgiis, recemburgio, hereburgium, herebungio, chervioburgum.* J. Grimm (R. A. s. 645) hat sich[1] für *chverioburjum* entschieden, dieses wort mit „kesselträger" übersetzt, aber wie sich *chverio-* zu anord. *hverr* verhalte und wie das nordische wort hier zu rechtfertigen sei, nicht angedeutet. In den Atlamǫl (v. 62) ist unter *hvergœtir* der koch verstanden und entsprechend übersetzt Thonissen (L'organisation judiciaire s. 351) unsere stelle mit „aide-cuisinier des sorcières". Zweifellos ist, dass das einhellig überlieferte *e* der stammsilbe nicht umlauts-*e* sein kann, denn *a* erscheint in der Lex Salica unverändert (vgl. *rachinburgii* u. a.). Kern, dessen deutung (bei Hessels s. 552) auf anord. *herjan* (teufel) hinausläuft, hat mit recht auf die ganz für sich stehende lesart der St. Galler handschrift *recemburgio* hingewiesen. Es ist nun ganz zweifellos, dass diese lesart beeinflusst ist durch die derselben handschrift eigene form *recemburgi* = *rachinburgi,* aber dieser einfluss ist doch nur möglich, wenn eine hindeutung auf dieses wort durch die wortform an unserer stelle selbst gegeben war. Da wir nun von dem uncontrollierbaren *chervioburgum* des Heroldischen textes absehen müssen, bleiben uns die varianten *ere : here : recem-*, die mir als entstellungen eines älteren *rece-* verständlich erscheinen.

Ich möchte also vorschlagen, dem titel LXIV die überschrift De receburgio zu geben und im text zu lesen: Si quis alterum receburgium clamaverit hoc est strioportium etc. So stellte sich das wort zu den bekannten romanisierten personennamen, deren erstes compositionsglied *Rece-*, wie Kögel gezeigt hat, auf germ. *requa-* zurückgeführt werden muss. Damit treten wir aber widerum in die zusammenhänge ein, die ich aus anlass des Deus Requalivahanus a. a. o. dargelegt habe.

Die herkömmliche deutung des wortes hat auch den zweiten bestandteil gegen sich, denn *-burgio* kann, wenn man es als *-burio* nehmen will, nicht wol „träger" heissen, denn *beran* ist nicht = *portare.* Aller wahrscheinlichkeit nach haben wir aber auch das scheinbar analoge wort der Lex Salica *chreoburgio* fern zu halten (tit. LV, 1 add. 2), denn dieses bezieht sich auf eine sache, *receburgio* dagegen auf eine person, die als strafbar selbstverständlich auch in ihrem namen keine berührung hat mit den *rachinburgii* (den „rechtshütern"). Vermutlich haben wir von einem nomen collectivum *receburg* auszugehen, von dem in der üblichen weise die personalbezeichnung abgeleitet ist (Kluge, Stammbildungslehre § 7). *receburg* vergleiche ich mit ahd. *erdburc, baumburc, wazzerburc, hasalburc, weraltburc, dalburc, waldpurc, winpurc* u. ähnl. bildungen. Die „dunkelburg" kann kaum etwas anderes als den „wald" meinen, *receburgius* also den durch teilnahme an *grandderba* (so ist zu lesen Lex Salica tit. LXIV Add. mit Kern bei Hessels s. 553, Kögel, Gesch. der deutschen litteratur I, 2, 422) u. a. greueln übel berufenen „wäldler" oder wie wir heute sagen würden „waldteufel".

So lange die glosse *humnisfith* im titel LXIV, 1 nicht gedeutet ist, muss alles weitere in der schwebe bleiben; aber dass die altgermanischen hexen nicht mit hexenküche und hexenkessel zu hantieren hatten, ist auch wol Riezlers meinung,

1) Unter zustimmung von Müllenhoff bei Waitz, Das alte recht der salischen Franken s. 287.

wenn er im anschluss an Hoppe-Soldan jeden zusammenhang des hexensabbats mit altgermanischen opfern leugnet (s. 14). Die ganz veraltete behandlung dieser dinge bei Mogk (Pauls Grundr. III^{2}, 277) beruht wol kaum auf selbständigen forschungen; aber auch er hat sich gescheut, kessel und küche für die altgermanische hexenmythologie zu verwerten.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ZUR NAMENKUNDE.

Altdeutsche geographische glossen.

Gl. III, 610.

Für die deutung dieser glossen haben W. Wackernagel, Konr. Hofmann und E. Steinmeyer wichtiges geleistet ohne im stande zu sein alle schwierigkeiten wegzuräumen. Dem letzten herausgeber scheint entgangen zu sein, dass z. 4 schon seine deutung gefunden hat: Gallia *uualho lant.* Chortonicum auh *uualholand.* Das lat. Chortonicum ist bei Stokes, Urkelt. sprachschatz s. 63 der alten benennung *Πρετανοί* gleichgestellt, wie auch in Holders, Altcelt. sprachschatz s. v. Britanni ein vorgeschichtliches *qritano-*, *q̧rtano-* als ausgangspunkt angesetzt wird. Die ahd. übersetzung *Walholant* ist hier korrekt, insofern man ja auch im ags. *Wealas — Walas* insbesondere von den Kelten in Wales gebraucht.

Einen neuen vorschlag gebe ich für die glosse z. 13 *Ispania Benaventôno lant.* Lachmann vermutete *Hesperia* statt *Ispania,* Konr. Hofmann, Germ. II, 89 denkt an das span. Benaventa, von dem allerdings doch erst nachgewiesen werden müsste, dass es in so früher zeit — diese geographischen glossen gehören ins 9. jahrhundert — irgend eine wichtigere rolle gespielt hat, die sich der des ital. *Benevent* vergleichen liesse. Die richtige lesung ergibt sich aus dem Geographen von Ravenna 248[13] „Campania quae nunc Benaventanorum dicitur patria“.

Die für Steinmeyer unklare glosse z. 10 *Domnoniam Prettonolant* ist zweifellos das in Holders Altcelt. sprachschatz behandelte oft belegte *Dumnonii — Dumnonia:* es ist der alte name für ein volk der südwestspitze von England (jetzt Devonshire, ags. *on Defnum,* nom. *Defnan* = *Dumnonii*), das seit dem 5. jahrhundert auf dem kontinent auftritt: *Dumnonia* ist der name der nördlichen Bretagne, und so ist unsere glosse zu deuten (nachträglich sehe ich im wortregister IV, 740[b] Steinmeyers hinweis auf Aldhelm 106, 4).

Für die glosse *Bruteri brezzun* denkt Steinmeyer an die Bruttier in Calabrien ohne das ahd. *Brezzun* zu verstehen. Ist es das *Brettia Regiensis* in Calabrien, das beim geographen von Ravenna s. 248[9] als *Pritas Rigiensis,* bei Paulus Diaconus als *Britia* vorkommt?

Ahd. Meilân und Paveia.

Wrede beschäftigt sich Ztschr. f. d. a. 41, 295 anm. mit dem in der Kaiserchronik öfters belegten auffälligen *Mailan* und erklärt den dem ital. *Milano* gegenüber befremdenden diphthong „aus dem circumflex, der der kontrahierten ersten silbe von ital. *Milano* aus *Mediolanum* jedesfalls einmal zukam.“ Aber diese ad hoc gemachte willkürliche annahme über eine postulierte italienische accentuierung, die erst von roman.

sprachwissenschaft erwiesen werden müsste, hat gar nichts mit der dem mhd. *Meilân* zu tun, das sich durch einen hinweis Wend. Försters auf afrz. *Meilan* ja ohnedies als alt und echt kennzeichnet. Ich habe schon Grdr. I², 340ᵇ auf den beleg in Alfreds Orosius s. 294 hingewiesen, wo Mailand *Mægelan* (jüngere variante *Mægolange* — aber s. 276 *Medialân* — *Mediolân*) heisst. Dazu stellt sich ahd. *Meilan* Gl. III, 611[41] in den Schlettstadter glossen, deren handschrift dem 12. jahrhundert angehört aber zurückweist auf eine alte vorlage des 9. jahrhunderts. Damit erweist sich das mhd. *Meilân* als sehr alt und ags. *Mǽgelân* wäre ein kontinentales *Meialân*. Offenbar ist *Mediolânum* zu *Mei(a)lâno* geworden und das ital. *Milano* hat verkürzung in der ersten silbe, weil man den diphthong *ei* sonst nicht hatte.

Daraus ergibt sich, dass mhd. *Meilân* für die nhd. diphthongierung von *î* in *ei* gar keine rolle spielen darf.

Wie Wrede der ahd. beleg für *Meilân* entgangen ist, so hat er a. a. o. auch das ahd. *Paveia* als name für *Pavia* übersehen. Es erscheint in Notkers Boeth. (Graff III, 329): *vone Rômo ze Paveio gefuortêr*). Wrede gibt für den diphthong belege erst aus der Kaiserchronik. Die Glosse III, 611[29] heisst aber *Papigia Pauiia* (nicht *Paueia*) und aus der ags. Sachsenchronik 888 lernen wir den stadtnamen auch ohne diphthong kennen: *æt Pafían* (nom. *Pafíe*). Die stadt hiess alt *Ticinum*, dann beim geographen von Ravenna s. 251 *Papia qui et Ticinus* und bei Paulus Diaconus *Ticinus quae alio nomine Papia appellatur*. Darnach ist ahd. *Pavîa* = ags. *Pafíe* älter als Notkers *Pareia*. Aber auch dies hat vielleicht keine diphthongierung von *î* zu *ei*. Vielleicht ist suffixanlehnung an ahd. *Ageleia* Gloss. III, 125[3] im Summarium Henrici als deutsche namensform für lat. *Aquilêja* anzunehmen.

Die spätlat. benennung *Papîa* „Pavia" ist etymologisch (nach einer mündlichen mitteilung Thurneysens) der bischofssitz, die bischofsstadt. Wir werden an die bildung mlat. *abbatîa* „abtei" erinnert. Schon Holtzmann, Ad. gramm. I s. XV belegt mit dem Summarium Henrici (jetzt Gl. III, 133[59]) „das auffallende *abbateia*, das sonst nur noch Nibelungen 1158 als *aptei* vorkommt". Wrede, dem a. a. o. der spätahd. beleg entgangen ist, hat durch einen hinweis auf die mhd. wörterbücher Holtzmanns mhd. beleg vervielfacht und beweisende frühmhd. reime vorgeführt. Dass im 11. jahrhundert ein lat. *abbatîa* diphthongierung im hiat erfahren hätte, scheint mir nicht wahrscheinlich. Denn Brenners hinweis Beitr. 19, 485 auf baier. schreibung *rogetaie* und Schröders hinweis auf mhd. *tegneie* zeigen deutlich, dass es sich hier nicht um ein lautgesetz oder eine lautneigung handelt, sondern um eine wucherbildung, die um sich greift.

Zwar hätte sich Wrede noch auf den namen des Salbeis berufen können: lat. *salvia*, ahd. *salbeia* Gl. III, 49[13]. 508[4]. 603[41] (vgl. auch 531[42]. 567[4]. 597[22]). Aber auch hier glaube ich nicht recht an diphthongierung im hiat. Gab es doch andere ähnlich gebildete pflanzennamen wie *agaleia* Gl. III, 515[54], wie *sclareia*. Auch könnte lat. *satureia* eingewirkt haben. Und lat. hiess es zudem *salvîa* (vgl. frz. *sauge*). Aber überhaupt ist der *ei*-diphthong in lateinischen lehnworten des ahd. geläufig und es könnte an gegenseitige beeinflussung wol gedacht werden. So ist *horologium* ein ahd. *orlei* Gl. III, 169[65], *eulogium* ahd. *oblei*.

Ich vermute also, dass Wrede mit unrecht die mhd. *Meilân* und *Paveie*, die mhd. *apteie* und *rogteie* mit der nhd. *î* : *ei*-diphthongierung in zusammenhang gebracht hat. Aber jedesfalls sind seine data für die belege höher hinauf zu verlegen.

Deutsche hundenamen.

Über deutsche hundenamen ist mehrfach gehandelt; Zeitschr. XXVI, 284 behandelte Sprenger den namen *Rîn,* in welchem er den altdeutschen personennamen *Regino* vermutete. Zuvor hatte Hugo Brunner Germ. 31, 246 den in Hessen und auch anderwärts verbreiteten namen „Wasser" besonders für schäferhunde erörtert und Bartsch hatte in einer anmerkung zu dem artikel auf den hundenamen „Strom" hingewiesen. Sowol Sprenger wie auch Brunner waren völlig irre gegangen, weil sie die hauptstelle nicht kannten, in der über deutsche hundenamen endgiltig gehandelt worden war. Wir meinen W. Wackernagels aufsatz über „die deutschen appellativnamen" Germ. 3, 146. Da hören wir, dass im 16. jahrhundert bei Burkhart Waldis (Esop III, 5. IV, 94[62]) „Strom" als hundename vorkommt, und dazu erinnert Wackernagel an den überall in Deutschland beliebten namen „Wasser", den niederdeutschen *Rîn* (Reineke 1770), den baier. „Donau" (Schmeller II, 253) und den hundenamen „Birs" aus Basel-Land. In der tat nennt Schmeller I, 517 „Donau" als gewöhnlichen namen grosser hunde, verzeichnet aber weder „Wasser" noch „Strom" noch „Rhein" in gleicher verwendung. Wenn nun nach den angaben von Brunner und Bartsch „Wasser" auch in Niederdeutschland begegnet, so haben wir darin wol hd. entlehnung zu erblicken; denn niemand wird sich wol entschliessen, „Wasser" anders deuten zu wollen als „Strom", „Rhein" und „Donau". Damit zerfallen auch Sprengers bedenken gegen den Rheinfluss, den er nicht in dem mhd. hundenamen *Rîn* anerkennen will. Aus neueren mundarten wäre noch auf Heilig, Beiträge zu einem wb. der ostfränk. mundart des Taubergrundes 1894 s. 16[a] zu verweisen, wonach im Taubergrund schäferhunde „Rhein", „Wasser" und „Donau" genannt werden. Aber aus Sprengers belegen ergibt sich nunmehr das hohe alter unseres hundenamens „Rhein" (Sîbotes Vrouwen zucht 505: *ich nante sînen hunt Rîn*; Reineke 1770. 2517; Reinaert 2678. 2681); für „Donau" als hundename verweist Wackernagel auf B. Waldis Esop. W. Wackernagel führt die volkstümliche anschauung an, die er aus der Mark bezeugt, „dass der name „Wasser" den hund gegen die erdmännchen schütze, gleichsam element gegen element." Und Bartsch erinnert Germ. 31, 246 an die bemerkung Nergers (zu Eggers Tremsen s. 379): „Hunde, die vom fliessenden den namen haben („Wasser", „Strom"), sind geschützt gegen hexereien." Hiermit erledigt sich auch ein von Schröer in Frommanns ztschr. 7, 226 erwähntes bedenken Gutzkows in seinem roman „Blasedow und seine söhne" (1838) I, 107: „ein treues tier, Wasser genannt (ein auf dem lande üblicher hundename, der entweder, wenn die Türken etwas tiefer nach Deutschland gekommen wären, von „Vezier" abgeleitet werden müsste oder mit „Azur" zusammenhängt)."

FREIBURG (BREISGAU). FR. KLUGE.

LITTERATUR.

Deutsche volkskunde. Von **Elard Hugo Meyer.** Mit 17 abbildungen und einer karte. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898. VIII, 362 s. 6 m.

Das schöne buch E. H. Meyers „bietet sich dem wachsenden betriebe der deutschen volkskunde als führer an“, und wird überall hochwillkommen sein, da es langgehegte und dringende wünsche befriedigt. Aber dieses äussere verdienst, in eine grosse zeitströmung fördernd einzugreifen, soll, ohne es zu unterschätzen, nicht in den vordergrund gestellt werden: das buch kann auf alles lob aus diesem gesichtspunkte verzichten, ohne in der bewertung zu verlieren; denn es ist nicht nur eine dringend erwünschte und ausreichende orientierung über deutsche volkskunde, sondern auch eine durchaus über blosse stoffverarbeitung sich erhebende leistung von liebevoller wärme und individueller gestaltungskraft, ein buch nicht nur zum lesen und lernen, sondern auch zum geniessen. An der klaren, jedes übermass meidenden, und doch auch kleinigkeiten liebevoll beachtenden behandlung des stoffes merkt man, dass hier ein ausgereiftes werk vorliegt, das langjährige eingehende beschäftigung mit dem gebiete zur voraussetzung hat.

E. H. Meyer nennt seine arbeit „ein buch der beispiele — gleichsam ein in die erzählende form gegossener fragebogen“. Die anregenden wirkungen eines solchen werden von seinem buche gewiss auch ausgehen. Aber es ist mehr als ein behaglich anregender wegweiser; indem es die erscheinungen des volkslebens in ihrem geistigen und historischen zusammenhange zeigt, bietet es zugleich abgerundete darstellungen und gibt somit der anregung, die es weckt, gleich auch ihre schönste vertiefung und einen festen halt.

Das werk ist in sieben kapitel gegliedert: dorf und flur, — das haus, — körperbeschaffenheit und tracht, — sitte und brauch, — die volkssprache und die mundarten, — die volksdichtung, — sage und märchen. Ein starres gleichmässigkeitsschema ist nicht festgehalten; neben einem kapitel von fast 200 seiten (IV) stehen solche von nur 10 seiten umfang (III, VII). Den löwenanteil des raumes beansprucht das kapitel „Sitte und brauch“, ein gegenstand, der dem verfasser schon von seinen mythologischen untersuchungen und forschungen her altvertraut ist und für ihn offenbar besondere anziehungskraft gehabt hat; man kann es auch als einen höhepunkt des werkes bezeichnen. Aber nicht minder rühmenswert scheint mir die kunst des verfassers in abschnitten, bei denen es weniger darauf ankam, aus dem allereigensten forschungsgebiete früchte zu spenden, als aus einem weitschichtigen material, das verschiedenartigen fachzwecken dient, die wesentlichen züge zu einem lebensvollen bilde von zuständen und kulturformen herauszuarbeiten, wie in den beiden ersten abschnitten über dorf und haus. Die eigenart deutschen bauerntums mit der wunderbar zähen erhaltung mancher altgermanischen züge ist hier so anschaulich und wirkungsvoll gezeichnet, wie in gleicher frische sonst nur dem dichterischen schaffen und den poetischen mitteln etwa eines Immermann es gelungen ist. So bietet E. H. Meyer weit mehr als er im vorwort verspricht; nur in einem kleineren teile des buches, den abschnitten III und V—VII, zusammen etwa einem viertel des werkes, begnügt er sich mit dem programme des „in erzählende form gegossenen fragebogens“; diese kapitel wollen den leser nur rasch orientieren und ihm nebenbei, ohne dass er die absicht merkt, auch einige tiefergehende belehrungen mitgeben. Dass ein allgemein-volkskundliches buch, welches vor allem den socialen und geistigen äusserungen des volkslebens nachgeht, das gebiet „körperbeschaffenheit

und tracht" auf 10 seiten zusammendrängt, ist ganz begreiflich und gerechtfertigt, obgleich sich selbst innerhalb des engen rahmens noch ein oder der andere hinweis empfohlen hätte (über schnitt des haares und bartes vermisst man jede bemerkung; bei den trachtstücken „mit längerer vergangenheit" mochte wol auch der Tiroler gürtel erwähnt werden, s. Lindenschmit, Deutsche altertumskunde I, 355). Auffallend aber ist die kürze des abschnitts über sage und märchen. Der verfasser weiss in den anderen abschnitten, z. b. in sitte und brauch, die bloss kritisch-theoretische systematik der arten so anmutig mit dem vollen leben der volkspoesie zu verbinden, dass der leser gar nicht merkt, wie hier der genuss des buches zugleich belehrung bringt; schade dass er hier unterlassen hat, seine seltene darstellungsgabe zu verwerten! Die wenigen sätze über sage und märchen sind sehr mager und wirklich nicht mehr als eine art fragebogenprogramm. Was E. H. Meyer über den mangel an weltschöpfungs-, weltentwicklungs- und weltuntergangssagen in der volksüberlieferung sagt, scheint mir aus dem tone des werkes zu fallen. Der leser, der nicht weiss, dass E. H. Meyer sich bemüht hat, den gelehrten ursprung der eddischen kosmogonie und eschatologie nachzuweisen, wird diese bemerkung geradezu so verstehen, dass das fehlen solcher sagen im volksglauben ein beweis für den gelehrten ursprung älterer überlieferungen dieses inhalts sei; wohin würde man mit diesem kriterium geraten! Die indische heimat der mehrzahl der märchen wird auch hier vorgetragen, ob mit vollem glauben an dieses dogma oder nur in ermangelung besser begründeter heimatstheorien, um die gähnende leere eines *non liquet* zu vermeiden, das doch wol kaum zu umgehen ist, geht aus den wenigen zeilen nicht hervor. Welcher anschauung immer man huldigen möge, so schiene es doch dem zwecke des buches angemessen, wenn diesen fragen eine etwas allseitigere beleuchtung zu teil würde und wenn die weltverbreitung der märchen an einigen concreten fällen dargelegt wäre. Gerade in diesem abschnitte fehlen dem „buche der beispiele" die beispiele. Eine zweite auflage wird gewiss in kurzer zeit notwendig sein; vielleicht wird in dieser dem stiefmütterlich behandelten abschnitt sein recht zu teil.

Da wir einmal beim wünschen angelangt sind, sei hier noch ein weiterer wunsch geäussert, und zwar der nach kurzen litteraturangaben. Der verzicht auf solche war gewiss wolerwogen, und die schwierigkeit, das richtige mass zu treffen, ohne den charakter des buches zu beeinträchtigen, wird niemand, der jemals das chaos der volkskundlichen litteratur nach irgend einer richtung schaudernd zu durchmessen hatte, unterschätzen. Da für den verfasser, dessen ausgedehnte litteraturkenntnis keines rühmens bedarf, nur rein formelle schwierigkeiten in der auswahl bestünden, so ist zu hoffen, dass er den von vielen benutzern des buches geäusserten wunsch doch vielleicht zu erfüllen sich entschliessen wird. Das gelingen steht von vornherein ausser allem zweifel.

Es ist ein schöner und erfreulicher zufall, dass unser jahrhundert nicht abgelaufen ist, ohne knapp vor seinem ende noch diese reife frucht volkskundlicher studien zu zeitigen. Bietet das werk eine art summe der forschung unseres jahrhunderts, so weist es anderseits auch der fortschreitenden arbeit auf diesem gebiete wege und richtung im sinne des von Weinhold aufgestellten programmes, in dieser doppelwesenheit gleichsam seine entstehung an der wende zweier jahrhunderte widerspiespiegelnd. Des freudigen dankes aller, denen die volkskunde am herzen liegt, darf der verfasser sicher sein; einer anpreisung bedarf sein wolgelungenes werk nicht.

BRESLAU, DECEMBER 1898. O. L. JIRICZEK.

Etymologien zum geflochtenen haus. Von **R. Meringer.** Sa. aus den „Abhandlungen zur germanischen philologie. Festgabe für Richard Heinzel. Halle a. S. 1898. 12 s. 1 m.

So klein der beitrag Meringers zur Festgabe für Heinzel auch ist, so kann man ihm doch eine methodische bedeutung zusprechen. Es handelt sich, wie der titel erraten lässt, um eine reihe von etymologieen, die auf der grundlage gedeutet werden, dass einst die wände des hauses aus flechtwerk bestanden. Methodisch wertvoll ist dieser etymologische beitrag deshalb, weil sich in ihm eine vollständige vereinigung sachlicher kenntnisse und der sprachwissenschaft findet, wie man sie sich besser nicht wünschen kann. In der neueren zeit sind gegen die indogermanische altertumskunde, die aus der sprache schlüsse auf die kultur der vorzeit ziehen will — kein anderer als Jakob Grimm ist ihr begründer — starke bedenken geäussert. Kretschmer und Kossinna sprechen ihr allen wert ab. Aber man darf sicher das kind nicht mit dem bade ausschütten, und dem urteil jener beiden gelehrten kann ich für meine person nicht beistimmen. Das allerdings muss jeder einräumen, dass es mit der blossen etymologie ferner nicht getan ist. Erst muss die antiquarische forschung einsetzen, d. h. die regelrechte durchforschung der quellen, der nachrichten der alten, der prähistorischen funde und der heutigen verhältnisse. Dann wird die sprache das erreichte teils bestätigen und sichrer stellen, teils die ausdehnung auf gebiete ermöglichen, für die uns sonst nachrichten nicht zu gebote stehen. Andrerseits aber erhalten etymologien eine ganz andere sicherheit, wenn sie konkrete anschauungen zur grundlage haben.

Meringer stehen auf dem gebiete des hausbaues reiche kenntnisse zu gebote. Er verwertet sie, um eine reihe von alten etymologien sicher zu stellen und neue vorzutragen. Dass die „wände" des hauses stellenweise geflochten waren, das ist über allen zweifel sicher. Dadurch erhalten z. b. got. *waddjus* zu *wei* flechten, unser *wand* zu *winden* (got. *wandus* „rute", got. *gards* zu *gerte,* got. *haurds* zu lat. *crates*) aus dem germanischen ihre erklärung. Weiter werden aus dem germanischen auch got. *faþa, ubizwa* neben verschiedenen worten anderer sprachen besprochen.

Dass diese etymologien für die germanische altertumskunde nicht bedeutungslos sind, das ergibt sich daraus, dass uns nur sehr wenig von germanischen geflochtenen häusern überliefert ist. Gewiss haben wir ein recht, das, was wir bei den nachbarvölkern finden, auch für unser gebiet voraussetzen, aber bewiesen, dass es vorhanden war, wird es einzig und allein durch die sprache.

Im einzelnen wird man natürlich auch anderer ansicht als Meringer sein können, und ich möchte einige bedenken zu einzelheiten nicht unterdrücken.

Wenn *waddjus* auf **wajjus* zurückzuführen ist, so hätte immerhin das seltene suffix (*-ju* oder *-u*) noch einiger bemerkungen bedurft. Ist *waddjus* durch *wandus* beeinflusst? Man kann auch an gr. ἴτυς „der kreis des rades, die felgen, der schildrand" denken. S. 6 ist die avestische wurzel *vad* „sich kleiden", nach dem, was ich Btr. 23, 295 bemerkt habe, zu streichen. Obgleich sich Meringer Hel. 379 *biwand ina mid wadiu* hat entgehen lassen, eine stelle, die seine annahme von dem zusammenhang von *winden* und *wāt* schön stützt, so kann ich doch *wāt* mit *winden* nicht verbinden, ich halte vielmehr an meiner Btr. 23, 295 aufgestellten erklärung fest, die Meringer allerdings noch nicht kennen konnte. S. 8. Lit. *raždis,* preuss. *sardis* kann ich nicht für lehnwörter aus slav. *žrŭdĭ* halten. Bei der frage, ob abulg. *gradŭ* aus dem germanischen entlehnt ist, kommen doch auch *vinogradŭ* und *vrŭtogradŭ*

in betracht. Meringer hat nichts vorgebracht, um die jetzt verbreitete ansicht der entlehnung zu entkräften. Germ. *tūn,* kelt. *dūnum* habe ich Btr. 23, 310 anders als Meringer erklärt. Jedesfalls ist auch die bedeutungsentwicklung, die ich annehme, von haus zu gehöft, das was das gehöft umgibt, zaun, möglich.

Um die herleitung der bedeutung von got. *haúrds* aus „flechtwerk" zu begründen und es zu erklären, wie sich *haúrds* neben *daúr* stellen konnte, hätte Meringer wol auch auf den im gotischen bestehenden unterschied der bedeutung hinweisen können. Schon Schulze, Got. glossar sagt: *haúrds* „die tür, nicht sowol die öffnung als das sie verschliessende", was für alle fälle zutrifft. *daúr* ist dagegen die „türöffnung". M. 7, 13 heisst es: *Inn gaggaiþ þairh aggwu daur.* Da kann man *haúrds* natürlich nicht gebrauchen. Ebenso J. 10, 7. 9; Mc. 1, 33; 2, 2; 11, 4; 15, 46: *atwalwida stain du daura þis hlaiwis;* L. 16, 20; 7, 12; M. 26, 71; J. 10, 1. 2. Eigentlich müssten wir also *daur* mit eingang übersetzen. Ich führe dies, was wol manchem bekannt sein wird, an, um daran die berechtigung von Meringers etymologie von lat. *porta* zu prüfen. Er möchte es zu lat. *pĕrtica* „rute, messrute" in beziehung setzen. *Porta* bedeutet aber, was ein blick ins wörterbuch klarstellt, dasselbe wie got. *daúr,* d. h. die öffnung, vgl. z. b. *portae fores obicere.* Es wird also wol zu unserem „fahrt" gehören, eigentlich die „einfahrt", und daher auch mit *portus* zusammenhängen.

Meringer verweist verschiedene male auf die höchst altertümlichen verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, besonders in Bosnien: das ist ganz richtig. Meine eigenen reisen in Bosnien und Serbien haben mein verständnis der germanischen altertümer mehr gefördert als das studium von büchern. Dort sieht man eben mal geflochtene häuser vor sich. Es gibt auch bewegliche hütten, also fast *domus plaustro impositas* u. v. a. Ja, es wird einem dort das ganze altertum lebendig. Aber man muss sich doch davor hüten, alles für alt zu halten. So ist der serbische maisbehälter der *čardak,* ein länglicher, hoher korb, auf pfählen mit strohdach, doch eben für den mais da und den besonderen bedürfnissen der maisaufbewahrung angepasst. Er kann also sehr wol jung sein. Man kann den leuten dort die konstruktion dieses gebäudes zutrauen, haben sie doch die aus dem süden neueingeführten früchte, vor allen die *tikva,* den flaschenkürbis, zu äusserst praktischen gefässen umgewandelt. Der menschliche geist ruht eben nicht, und wird immer die praktische lösung für die notwendigen gebrauchsgegenstände finden.

Die etymologien zum geflochtenen haus nehmen wir also mit dank an. Wir bedauern nur, dass Meringer seine forschungen nicht noch weiter ausgedehnt und uns etwas mehr geboten hat.

LEIPZIG - GOHLIS. H. HIRT.

Gull-Þóris saga eller Þorskfirðinga saga, udgiven for Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved **Kr. Kålund.** Kopenhagen, 1898. IV, XXIII, 72 s. 8. 2,50 kr.

Vor reichlich 40 jahren habe ich diese saga herausgegeben (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1858), auf grund der einzigen membrane, welche von ihr erhalten ist, und von welcher auch, unmittelbar oder mittelbar, sämtliche bekannte papierhandschriften abstammen. Zwei spätere ausgaben, von Þorleifur Jónsson (Reykjavík, 1878) dann Valdimar Ásmundarson (Íslendinga sögur, nr. 17; Reykjavík, 1897) besorgt, sind wesentlich auf neuere papierhandschriften gestützt, und darum kritisch

ohne wert. Jetzt kann ich endlich das erscheinen einer neuen ausgabe anzeigen, die wir Kr. Kålund verdanken, welcher bereits die längere Droplaugarsona saga und die Laxdœla für dieselbe gesellschaft herausgegeben hatte, von der nun die Þorskfirðinga saga veröffentlicht wird, und ich freue mich sagen zu dürfen, dass diese ausgabe allen mängeln der meinigen abhilft und als geradezu mustergiltig zu bezeichnen ist.

Der erheblichste mangel meiner ausgabe hatte in deren unvollständigkeit bestanden. Die ihr zu grunde liegende membrane, AM. 561 in 4°, über welche Kålund bereits in seinem Katalog over den Arnamagnæanske håndskriftsamling, nr. 1392 (bd. I, s. 712—13) ausgiebigen aufschluss gab, war im herbste 1857, als ich sie benutzte, in drei hefte zerlegt gewesen, von welchen nur das mittlere, AM. 561 B auf die hier in frage stehende sage bezug zu haben schien. Dieses heft enthält den schluss der in 561 A vorangehenden Reykdœla, und lässt auf diese die Þorskfirðinga saga folgen; aber in der mitte dieser letzteren ist auf zwei seiten die alte schrift abgeschabt und von späterer hand ein stück der Úlfhamsrímur übergeschrieben, und nicht minder ist auf der letzten seite des heftes die schrift beseitigt. Ausserdem findet sich noch in AM. 495 in 4° eine von Árni Magnússon eigenhändig geschriebene copie eines kleinen stückes aus dem schlusse der saga, welches er noch teilweise hatte lesen können, und auf diese behelfe stützte sich meine ausgabe; verschiedene ergänzungen der in der membrane vorhandenen lücken, wie sie sich in neueren papierhandschriften finden, liess ich als unecht unberücksichtigt. Schon bald nach dem erscheinen meiner ausgabe wurde nun aber die sachlage verändert. Guðbrandur Vigfússon, welcher im jahre 1859 sich abermals mit der membrane in ihren drei teilen beschäftigte, vermochte nunmehr auf den abgeschabten seiten einiges zu lesen, was zwei jahre früher unser beider augen noch unlesbar erschienen war. Bezüglich der in der mitte der saga klaffenden lücke ergab sich dabei freilich nur eine wenig verbesserte lesung der wenigen worte, welche ich bereits entziffert hatte, und unlesbar blieb auch die letzte Seite von AM. 561 B; dagegen gelang im wesentlichen die lesung der ersten seiten von 561 C, welche den schluss der saga enthält. Die ergebnisse seiner neuen untersuchung der handschrift veröffentlichte Guðbrandur sofort im 21. bande der Ný fèlagrit, s. 118—21 (1861); später aber hat Kr. Kålund im ersten bande des Arkiv for nordisk filologi, s. 179—91 (1883) sich nochmals eingehend mit den lesarten in unserer saga beschäftigt, und einen revidierten abdruck ihres schlusses gegeben, welcher im wesentlichen Guðbrands lesung bestätigte. Selbstverständlich berücksichtigt die neue ausgabe der saga diese neugewonnenen stücke, so dass jene in ihr so vollständig widergegeben wird, als dies zur zeit überhaupt möglich ist. Die in der mitte der saga bestehende und vom schlusse des 10. kapitels bis zum anfang des 12. reichende lücke bleibt demnach bis auf weiteres noch ebensowol offen, als die spätere, vom anfang des 20. kapitels bis zum nun glücklich gelesenen schlussstücke sich erstreckende. Die eben erwähnten ergänzungen neuerer papierhandschriften hat Kålund aus denselben gründen bei seite gelassen, aus welchen ich es tat; die beiden isländischen ausgaben dagegen bringen solche, ohne die von Guðbrand Vigfússon gelesenen stücke zu berücksichtigen, und ausserdem erweitern sie auch den anfang der saga durch einige sätze, welche den papierhandschriften, und mittelbar der Landnáma entlehnt sind.

Ein zweiter mangel meiner ausgabe mag allenfalls darin gefunden werden, dass ich den text der saga nicht buchstabengetreu abgedruckt hatte. Ich hatte die sehr schwankende orthographie der handschrift normalisiert und den gebrauch der

grossen anfangsbuchstaben, die accentuierung und die interpunktion; ich hatte ferner die in der handschrift vorkommenden abkürzungen aufgelöst, und zwar alles dieses, ohne dabei die schreibung der handschrift zu verzeichnen, soweit mir dieses nicht in einzelnen ausnahmefällen nötig erschien. Vor 40 jahren waren die ansprüche an philologische akribie überhaupt noch geringer als heutzutage, und bei einer handschrift aus der zweiten hälfte oder dem schlusse des 14. jahrhunderts, wie die hier in frage stehende, durfte solche überdies ganz besonders wenig nötig erscheinen; auf sprachlichem gebiete nicht fachmann, hatte ich meine ausgabe ohnehin nicht im philologischen, sondern im historischen interesse veranstaltet, und somit möglichst leicht lesbar zu gestalten gesucht. Auch nach dieser seite hin schafft nun die neue ausgabe abhilfe, indem sie grundsätzlich den text der membrane buchstäblich treu widergibt; doch verfährt sie dabei nicht völlig consequent, sofern auch sie abkürzungen auflöst ohne sie zu cursivieren, den gebrauch der grossen anfangsbuchstaben in der jetzt üblichen weise reguliert, die interpunktion wenigstens manchmal ändert u. dgl., zumeist ohne hiervon im einzelnen falle ausdrücklich erwähnung zu tun. In der angabe von lesarten ist der neue herausgeber ferner weit genauer, als ich es gewesen war. In einer langen reihe von fällen hatte ich ganz unzweifelhafte schreibfehler in der sehr flüchtig geschriebenen membrane stillschweigend berichtigt, wo nun Kålund die lesung der handschrift sorgfältig verzeichnet, während er doch die richtigkeit meiner correctur anerkennt; zweifellos ist auch in diesem falle sein verfahren das correctere.

Endlich versteht sich von selbst, dass die neue ausgabe in gar manchen fällen meine lesung des textes berichtigt, sei es nun dass ich da und dort falsch gelesen oder falsch conjecturiert hatte. Es ist natürlich nicht am platz, alle einzelnen fälle hier aufzuzählen oder gar zu erörtern, in welchen Kålunds text von dem meinigen abweicht, aber doch glaube ich eine reihe von stellen erwähnen zu sollen, an welchen der letztere in der neuen ausgabe entschieden verbessert zu sein scheint. So liest K., s. 5, z. 12, *Nadr bio i Nadr-dal*, wo ich *Naðrsdal* gelesen hatte, und spricht für seine lesung die jetzt übliche namensform *Nadddalr*. Richtig ist wol auch, s. 5 z. 21, die fassung *Grimr het son hans in ællri*. Die handschrift gibt *Grimyr h. ma. s. hans*, was ich gelesen hatte *Grímr hèt maðr, — son hans*, indem ich meinte, dass zwischen *maðr* und *son* etwas ausgefallen sei; dass in der hs. *ma* ausgestrichen ist, hatte ich zwar bemerkt, aber so gedeutet, als ob der schreiber, die lücke nicht bemerkend, durch die streichung der beiden buchstaben, die ihm unklare stelle habe verständlich machen wollen. Dagegen hält sich Kålund an die lesung der handschrift und die streichung der beiden buchstaben, versteht die stelle aber dahin, dass *Grímr* nicht als sohn des unmittelbar vorher genannten *Þórir*, sondern als sohn des *Eyjúlfr í Múla* bezeichnet werden wolle. Stilistisch ist diese auslegung allerdings etwas gezwungen, da nicht abzusehen ist, warum Eyjúlfs söhne erst nach dessen tochter und tochtersohn genannt und über diese hinweg so wenig deutlich als solche bezeichnet werden sollten, aber für sie spricht doch wol entscheidend, dass hinterher im cap. 9 Grímr Eyjúlfsson ohne weitere einführung genannt wird, und im weiteren verlaufe der sage eine wichtige rolle spielt. Wiederum liest Kålund s. 26, z. 5 *Traustagata*, wo ich *Tröllagata* gelesen hatte, und da der erstere name noch jetzt erhalten ist, wird jene lesung wol die richtige sein. Unzweifelhaft richtig ist ferner, s. 27, z. 10 die lesung *i Þorska-firdi. Botnn;* die hs. gibt *Þorska-Botnn*, was ich gelesen hatte *í Þorskafjarðar botni;* ebenso s. 28, z. 4—5, wo Kålund liest *dottir Varda ofan or Vordufelli*, während ich gelesen hatte *dóttir Vaða ofan*

or Rauðufelli: da Kålund ausdrücklich erklärt, dass seine lesung die der hs. sei, und überdies den namen Varðafell als noch heutigen tages üblich nachweist, muss ich wol falsch gelesen haben. Wenn dagegen Kålund, dem cap. 15 die überschrift gibt *Bardagi i Kroks-firdi,* und auch s. 32, z. 4—5 liest *Kroks-fiardar-nes,* so ist zwar beides sicherlich richtig, beruht aber auf einer conjectur, da die hs. *i þorskafirdi* und *þorskafiardarnes* liest, was ich beibehalten hatte, jedoch nicht ohne zur zweiten stelle jene berichtigung als angezeigt zu bezeichnen. Ganz ebenso verbessert Kålund auch s. 41, z. 19 *Kroks-fiardar-nes* für *þorskafjarðarnes,* wo ich ebenfalls schon die besserung nahegelegt hatte. Die sehr schwer zu entziffernden überschriften von cap. 11 und 12 hatte ich gelesen *Steinólfr tók hjal* und *þorbjörn stakkr,* wogegen Kålund liest *Stæinolfr tok hual* und *þorir drap menn Steinolfs.* Die überschrift des cap. 19 hatte ich gelesen *Bardagi í Króksfirði,* Kålund dagegen liest sie *Bardagi þoris ok Steinolfs;* beide aber heben wir die schwere lesbarkeit der letzteren worte hervor. Auf s. 44, z. 20 gibt Kålund die zahl XII, wo ich XV gelesen hatte, und z. 25 die zahlen V und XV, die ich nicht hatte lesen können; doch setzt auch er beide male ein ? Solche verschiedenheiten der lesung werden niemanden wundern, der bedenkt, dass abgeriebene oder selbst abgeschabte stellen einer membrane widerholt, zu verschiedenen jahres- und tageszeiten und bei verschiedener beleuchtung, dazu mit zuhilfename künstlicher hilfsmittel vorgenommen werden müssen, um eine einigermassen sichere lesung zu gestatten. Kålund, der als bibliothekar der Arnamagnæana deren hss. jederzeit zur verfügung hat, befand sich schon dadurch in einer weit günstigeren lage als ich, da ich nur während einiger weniger herbstwochen die membrane benutzen konnte, ganz abgesehen von seiner unvergleichlich grösseren sicherheit im lesen isländischer hss.; seine lesungen müssen aus beiden gründen unbedingt den vorzug vor den meinigen behaupten. Etwas anders steht die sache bei s. 29, z. 11, wo die hs., wenn auch undeutlich, *vagr* gibt. Ich hatte dafür *únærr* gesetzt, weil ich mit dem worte nichts anzufangen wusste; Kålund dagegen hält sich an die lesung der hs., und meint, s. VI seines vorwortes, das sonst nicht nachweisbare wort mit dem zeitworte *vaga* = *wackeln* in verbindung bringen zu können. Wider anders steht es endlich bezüglich der lesung der hs. *færdu ædr festu* auf s. 12, z. 12, dann *lysti af drekunum ok gulli* und *örm lang ædr þrand lang* auf s. 13, z. 20 und 26, wo Kålund durch das *eða* oder *ok* eine correctur der vorangehenden worte durch die folgenden angedeutet sehen will, während ich an den worten der hs. im zweiten falle keinen anstoss genommen, im ersten und dritten dagegen geglaubt hatte, dass der schreiber zwei verschiedenen vorlagen entnommene lesarten zur auswahl nebeneinander stellen wollte.

Auf die endgiltige feststellung des textes der saga und dessen begleitung durch teils kritische, teils exegetische bemerkungen beschränkt sich natürlich die leistung des herausgebers nicht. Er schickt vielmehr seinem texte zunächst eine ausführliche einleitung voraus, welche über den grundtext der saga, deren lacunen und die versuche ihrer ausfüllung, die handschriften und ausgaben, dann den inhalt und die beschaffenheit der saga handelt, wobei auch deren verhältnis zu den einschlägigen stellen der Landnáma, der Hálfdanar saga Eysteinssonar und der Skálda saga besprochen sind. Andererseits gibt ein anhang einen abdruck der hierher bezüglichen stellen der Landnáma und der Hálfdanar saga, dann des berichtes, welchen Jón Árnason in seinen „Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri“, bd. II, 85—86 über mündlich umlaufende sagen mitgeteilt hat, endlich eine längere erörterung über neuere versuche, die in der membrane fehlenden stücke zu ergänzen. Mit einem namensver-

zeichnisse schliesst sodann die ausgabe, der ich möglichste verbreitung unter den freunden der isländischen sagalitteratur herzlich wünsche, indem ich zugleich dem verdienten herausgeber für die freundlichkeit meinen wärmsten dank ausspreche, mit welcher er meine frühere arbeit behandelte.

MÜNCHEN. K. MAURER.

Das Alexanderlied des pfaffen Lamprecht. In neuhochdeutscher übertragung nebst einleitung und kommentar von **Rich. Eduard Ottmann.** (Halle, Hendel.) 1,75 m. geb. 2 m.

Das buch enthält mehr, als der titel zu versprechen scheint, bei dem man an ein rein populäres werk zu denken geneigt ist; es ist nicht bloss für den gebildeten leser im allgemeinen geschrieben, sondern auch ganz vorzüglich geeignet, durch gründliche und klare übersichten über das wissenschaftliche material in annähernd vollständigem umfange in den stand der oft so schwierigen fragen rasch und sicher einzuführen. Schon aus diesem grunde wird das buch anspruch auf wissenschaftlichen wert haben, selbst wenn der verfasser eigenes urteil und eigene forschungen nicht hinzugefügt hätte.

Die einleitung enthält der hauptsache nach zunächst eine besprechung der in betracht kommenden griechischen und lateinischen bearbeitungen der Alexandersage und des zeitlichen verhältnisses des Rolandsliedes zu Lamprechts Alexander, wobei der verfasser sich in eingehender begründung für die priorität Konrads entscheidet. Dann gibt er eine ausführliche darstellung des bekannten und so verwickelten streites über den wert und das verhältnis der handschriften zu einander, die er zunächst genauer beschreibt. In der streitfrage selbst, die man Wilmanns contra Kinzel nennen kann, stellt er sich auf die seite des letzteren, gibt aber auch ein genaueres bild der beweisführungen des gegners und seiner schüler. Schliesslich kommt er zu dem resultat, dass S eine massvolle umarbeitung des in der hauptsache verloren gegangenen originals darstelle, während V selbst für den teil des liedes, den sie überhaupt biete, zwar ursprünglicher, aber nicht so ursprünglich sei, wie es Harczyk annimmt; letzteres wird in anm. 97 im einzelnen begründet. Die genauen litterarischen nachweisungen und die klare orientierung auf diesem für hypothesen so günstigem gebiete der quellenforschungen müssen auch für den recht dankenswert sein, der nicht so entschieden partei zu nehmen vermag. Sind denn nicht auch andere möglichkeiten denkbar? Kann denn nicht die vorlage Lamprechts oder dieser selbst plötzlich abgebrochen haben auch ohne einen durch den inhalt des gedichtes selbst gegebenen grund? Hierfür und für die beurteilung der sonderbaren schlussverse von V ist vielleicht auch die tatsache noch mehr zu berücksichtigen, dass, wie Werner nachgewiesen hat, fast jeder einzelne dieser verse nicht nur in S, sondern auch schon vorher einmal in V vorkommt! — Es folgt eine mehr im sinne von Gervinus als Wilmanns gehaltene charakteristik des liedes, eine besprechung ausserdeutscher Alexanderdichtungen und eine würdigung Weismanns, des einzigen bisherigen übersetzers nebst biographischen notizen über dessen arbeits- und mühevolles schulmeisterleben. Den schluss bildet eine rechtfertigung der neuen übertragung und der darin angewandten metrischen regeln. Jeder, der sich einmal mit der übersetzung altdeutscher dichtungen befasst hat, wird die dabei entstehenden schwierigkeiten verstehen, die in der einen frage gipfeln: wie kann des modernen lesers berechtigten ansprüchen an flüssigkeit des stils und regelmässigkeit des versbaus rechnung getragen

und dabei doch zugleich ein bild der eigentümlichkeiten des originals gegeben werden? Beides ist dem verfasser nur in dem einen punkte weniger gelungen, dass häufig der hochtonige eingang beibehalten ist. Durch diesen wechsel von trochäischem und jambischen rhythmus wird die leichte lesbarkeit beeinträchtigt und besonders, wenn der vers mit zwei gering betonten silben beginnt, z. b. „und er", findet man erst beim zweiten lesen die erforderliche trochäische betonung. S. z. b. v. 5, 39, 76, 77, 180, 185, 214, 238, 243 (vgl. 241 und 246), 301, 337 (vgl. 338) usw., während man zunächst versucht ist, einsilbigen oder zweisilbigen auftakt anzunehmen. Dass er letzteren nur bei dem worte „Alexander" zulässt, steht auch im widerspruche mit der in A. 139 von ihm selbst aufgestellten regel, eine solche ausnahme nicht in metrischer vereinzelung dastehen zu lassen; so wird denn die versuchung, zweisilbigen auftakt anzunehmen, hinter einem mit „Alexánder" beginnenden verse doppelt gross, z. b. v. 731 und 892. Zu einer andeutung des eigentümlichen versbaues hätte sich öftere anwendung zweisilbiger senkung u. ä. wol besser geeignet. Unter allen umständen aber ist die übertragung ein grosser fortschritt zu nennen und das um so mehr, als man hinter der glatten stilisierung die grosse mühe kaum bemerkt, die dabei aufgewandt sein muss. Durch die unter den S-text gesetzte übersetzung von V wird der unterschied zwischen beiden fassungen handgreiflich gemacht.

Die anmerkungen bekommen durch vergleichende heranziehung von Alberic, Konrad, Bibel, Historia de proeliis, Pseudokallisthenes, Iter ad paradisum u. ä. einen reichen inhalt. Dabei sind historische kritik, der sprachgebrauch, untersuchungen über sage und geschichte u. a. m. nicht vernachlässigt. Als selbständige stücke finden sich darin die völlige übersetzung des Albericbruchstückes nebst textprobe (s. 257), eine übertragung aus Romans d'Alixandre über die blumenwesen (s. 365), längere excurse z. b. über das griechische feuer (s. 293), Apollonius (s. 295), ausgestaltung der Hilde-Gudrunsage (s. 305), das einhorn (s. 379), die ankunft im paradiese (s. 403). Wenn wir nun noch hinzufügen, dass der ausgabe beigegeben sind: eine nachbildung der anfangsseite von V, vergleichende textproben aus V und S, eine sorgfältige gliederung des gedichtes und ein namensverzeichnis, so wird ersichtlich, warum wir die tüchtige und reichhaltige arbeit nicht nur zu populärem gebrauch empfehlen können, sondern auch zu wissenschaftlicher einarbeitung; für diesen zweck ist sie geradezu musterhaft zu nennen.

BIELEFELD. JOH. SEILER.

Die anfänge des deutschen minnesangs. Eine studie. Von **A. F. Schönbach.** Graz, Leuschner und Lubensky. 1898. IX, 129 s. 3 m.

Das büchlein enthält mancherlei anregende neue gedanken zur geschichte des minnesangs. Die ersten abschnitte erörtern die frage nach der volkstümlichen deutschen lyrik, zu der weder die Kürenbergerstrophen noch die namenlosen strophen der Benediktbeurer handschrift gezählt werden dürfen, da sie bereits minnedienst und somit fremde einflüsse aufweisen. Dagegen wird unser blick auf die „objektiven" gattungen der volkstümlichen lyrik, d. h. auf streitgedichte, wechsel, tagelieder, tanzlieder gelenkt, aus denen vielleicht die poetische sprache des ritterlich-höfischen minnesangs schöpfte. Nur liegt auch hier bereits teilweise verdacht romanischer einwirkung vor. Die bekannten formelsammlungen R. M. Meyers, die alte deutsche volksliedchen erweisen sollen, sind durch vergleich mit den formelhaften wendungen der geistlichen und weltlichen epik des 11. und 12. jahrhunderts wesentlich anders

zu beurteilen. Die objektiven gattungen sind also in ihrem letzten ursprung volkstümlich und einheimisch, die subjektiven dagegen kunstgedichte, nachbildungen fremder vorlagen. Mit recht zieht Schönbach die neusten forschungen und ergebnisse der romanischen philologie zur klärung heran.

Über den weg, auf dem der fremde einfluss vordrang, stellt Schönbach eine neue ansprechende vermutung auf. Wir wissen, dass die nordfranzösischen trouvers nach Flandern und den Rheinlanden, über Lothringen auf das Elsass, die provenzalischen troubadours aber auf die obere Rheingegend und die Schweiz unmittelbar einwirkten. Die provenzalische lyrik griff sehr rasch auf Oberitalien, Venedig und Friaul über. Durch vermittlung des deutschen adels in Friaul eröffnete sich aber weiterhin Kärnten und Inneröstreich. Schönbach glaubt, der minnesang sei auf diesem südlichen zugang im 12. jahrhundert unmittelbar in die inneröstreichischen lande eingedrungen. Der hohe stand der ritterlichen gesellschaft in Kärnten und Steiermark zeugt dafür; die litterarischen verhältnisse von Friaul erhellen sich aus Thomasins Welschem gast. Schönbach teilt einiges aus seinen eingehenden forschungen über Thomasins lehrgedicht und dessen quellen mit, vor allem aber rückt er die beziehungen zwischen Thomasin und Walther von der Vogelweide in überraschend neue beleuchtung. Schon Burdach (Allg. deutsche biogr. 41, 53 fg.) wies darauf hin, dass Walther wahrscheinlich längere zeit im festen dienst des patriarchen Wolfger von Aquileja stand und die mantelgabe eben als dienstentlohnung empfieng. Dadurch wird ein aufenthalt Walthers in Friaul und persönlicher verkehr mit Thomasin sehr wahrscheinlich. Aus der gegen Walthers papstsprüche gerichteten stelle des Welschen gastes pflegt man immer nur ein paar sätze herauszugreifen, ohne den ganzen zusammenhang zu erwägen. Mit recht zieht Schönbach die verse 11091—11268 vollständig heran und erklärt sie im einzelnen. Ohne jeden zwang wird plötzlich alles schärfer und persönlicher, und auch sonst tauchen anspielungen auf Walthers sprüche auf. Wirkliche freundschaft scheint eine zeitlang beide männer verbunden zu haben, so lange sich Walther im süden, in Aquileja und in Friaul in Wolfgers diensten aufhielt. Wer weiss, ob nicht gar Walthers „klôsenære“ auf diesem wege noch gefunden werden kann (s. 71). Schönbachs gedanke verlangt freilich noch nach zwei seiten hin eingehender forschung, um volle beweiskraft zu erlangen. Wir müssen uns davon überzeugen, dass Thomasin von Provenzalen und Lombarden unmittelbar minnewesen und hofzucht erlernte. Dann aber ist er das lebendige beispiel der südromanischen einflüsse auf die deutsche litteratur. Schade, dass keine hervorragenden inneröstreichischen vertreter von des minnesangs frühling vorhanden sind. Aber vielleicht finden sich noch mit der zeit unterschiede zwischen west- und ostdeutschem minnesang, die auf selbständige aufnahme und fortbildung beiderseits, nicht auf blosse entlehnung und überführung westdeutscher kunstlyrik nach dem osten hindeuten. Endlich bedarf die Waltherforschung gründlicher durchsicht auf die möglichkeit des Friauler aufenthaltes. Burdach a. a. o. 61, 65, 67, 73 war schon von selber zur ansicht gelangt, dass Walther Wolfgers dienstmann war, nicht bloss flüchtig einmal in Zeiselmauer mit dem patriarchen zusammentraf. Vielleicht lassen sich Walthers wanderjahre noch besser und klarer übersehen, zumal wenn wirklich das dienstverhältnis 10 jahre währte (Schönbach s. 64). Wir stimmen Schönbach zu, wenn er die bedeutung seiner ergebnisse s. 77 dahin zusammenfasst: „nach alledem wage ich meiner ansicht gemäss nichts mehr, wenn ich behaupte, der Welsche gast sei als ein litterarhistorisch ungemein wichtiges denkmal aufzufassen, das sowol Friaul als gaststätte deutscher hofpoesie erweise (auch Walther und Neidhart waren bis an

den Po gekommen), als auch in sich selbst die rechte verkörperung eines zusammenhanges darstelle, der über die Lombardei und Venezien her der provenzalischen lyrik den eingang in die deutschen Alpenländer erschlossen habe."

In den letzten abschnitten behandelt Schönbach noch den inhalt des minnesangs, wie weit er biographische tatsachen überliefere. Da wir die minnelieder als phantasiegebilde nach fremden mustern anzusehen haben, so enthalten die geschilderten vorgänge schwerlich tatsächliche erlebnisse. Die stimmungen aber, die in diesen liedern zum ausdruck gelangten, mussten bei echten dichtern auch echt sein. Schliesslich wird noch auf die bedeutung der musik hingewiesen. Walther darf „als der erste der grossen musiker bezeichnet werden, die Östreich hervorgebracht hat." In diesem sinne pries ihn Gottfried von Strassburg. Wir aber müssen bedauern, von der hauptsache im minnesang, von der musik und ihrem vortrag gar nichts zu wissen. Denn aus dem blossen text einer unsern modernen empfindungen fern gerückten zeit erahnt niemand mehr den musikalischen stimmungsgehalt.

Schönbachs studie zeichnet sich durch das ernste bestreben objektiv geschichtlicher betrachtung aus, so wenn er s. 50 den modernen massstab eines urteils über Thomasin tadelt, s. 94 die zu weit gehende kanonische autorität des MF. bekämpft und überhaupt die romanischen vorlagen des deutschen minnesangs wider mehr in den vordergrund rückt.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Geschichte des minnesangs. Von **E. Stilgebauer.** Weimar, Felber. 1898. 8. 298 s. 6 m.

Der verfasser, privatdocent an der universität Lausanne, besitzt keine selbständigen germanistischen kenntnisse. Sein buch ist daher auch ohne jeden wert. S. 276 fgg. stehen bibliographische anmerkungen, die sich auf Goedekes Grundriss I[2] 1884 „stützen", d. h. geistlos und kritiklos einfach daraus abgeschrieben sind. Die gesamte litteratur nach 1884 ist dem verfasser mit ausnahme von MF[4], Keinz Neidhart und Bartsch SMS. gänzlich unbekannt, und natürlich hat er auch von den bei Goedeke verzeichneten schriften nur wenige gelesen. Und auf dieser grundlage schreibt Stilgebauer eine „geschichte des minnesangs!" Wenn die darstellung wenigstens irgend welche vorzüge hätte! Aber nur die gangbarsten und oft veralteten redensarten über die einzelnen minnesänger werden vorgetragen, nirgends eine spur selbständigen nachdenkens. Der stil ist nachlässig, die mhd. textproben wimmeln von fehlern. Die ziemlich verworrene einleitung wirft ein seltsames licht auf die kenntnisse des verfassers; wir hören z. b. von dem ahd. „schlummerliedchen!" S. 6 wird von der ahd. zeit gesagt, es seien damals „wenig mehr als bibelglossare gesetzbücher u. dgl. in deutscher sprache geschrieben" worden. Mit Notker wird s. 8 „die bedeutung der klöster für die litteratur des mittelalters zu grabe getragen." Es ist überflüssig, in fachkreisen mehr über das buch zu sagen. Seine wissenschaftliche grundlage ist durchaus ungenügend, die darstellung zeigt, dass wir es anscheinend mit dem vorlesungshefte eines anfängers, der vor wenig anspruchsvollen zuhörern vorträgt, zu tun haben. Druckreif ist eine solche skizze wahrlich nicht. Um altdeutsche sachen populär zu behandeln, müsste Stilgebauer zunächst selber erst etwas davon lernen.

ROSTOCK, NOV. 1898. W. GOLTHER.

---

1) Textkritische untersuchungen zu den liedern Heinrichs von Morungen. Von **E. Lemcke.** Jena und Leipzig, O. Rassmann. 1897. 8. 110 s. 1,60 m.
2) Untersuchungen zu Heinrich von Morungen. Ein beitrag zur geschichte des minnesangs. Von **Otto Rössner.** Berlin, Weidmann. 1898. 8. 96 s. 2,40 m.

1) Lemckes schrift behandelt diejenigen strophen Morungens, die in mehreren handschriften überliefert sind, um feste textkritische grundsätze zu gewinnen. Haupt hielt alle handschriften für gleich unzuverlässig und gestaltete in doppelt überlieferten liedern seinen text bald nach den lesarten der einen, bald nach denen der andern handschrift. Bei dreifacher überlieferung bevorzugte er die lesart, welche in zwei handschriften bezeugt war, also BC vor A. Pfeiffer, Bartsch, Paul, Gottschau suchten gelegentlich dieses subjektive verfahren durch objektive kritik zu ersetzen. Lemcke schreitet auf dieser bahn weiter, wobei er namentlich gegen Schützes (Die lieder Heinrichs von Morungen, Kiel 1890) eklektischen standpunkt stellung nimmt. Das hauptergebnis ist, dass in A Morungens lieder unverfälscht erhalten und demnach die lesarten, strophenfolge und strophenzahl von A massgebend sind, während BC resp. ihre gemeinsame vorlage und vollends die jüngeren handschriften E e und p vielfache spuren von überarbeitung und tiefer greifender verderbnis aufweisen. Unter diesem gesichtspunkt gewinnen die lieder ein völlig neues aussehen, denn MF. gibt fast durchweg die bearbeitung, nur in vereinzelten fällen das original. Am meisten gelungen scheinen mir die §§ 6 (MF. 131, 25) und 9 und 18 (MF. 136, 25). Ursprünglich bestand das letzterwähnte lied aus vier strophen, von denen die vierte (MF. 286, wozu Lemcke s. 60) als geleitstrophe nur in losem zusammenhange mit den drei andern stand (A). Bald wurde dieses geleit weggelassen, die ursprünglich dritte strophe an eine zweite stelle gerückt, sowie der text an einigen stellen geändert (C). Dann aber fiel auch die nunmehr letzte strophe weg, an deren stelle ein schwacher nachdichter aus eigenen mitteln eine neue strophe setzte (p). Der text verschlechterte sich in der zweiten hälfte des 14. jahrhunderts erheblich. Die Benediktbeurer handschrift (M), die vereinzelte deutsche strophen und auch eine Morungens (MF. 142, 19) enthält, steht trotz ihrem alter an wert hinter A zurück, weil sie aus mündlicher überlieferung, d. h. aus mannigfach zersungener textgestalt schöpft. Soweit die handschrift A reicht, ist sie allein, nach abzug der offenbaren schreibfehler, zu grunde zu legen. Die jüngeren handschriften enthalten zum teil interpolierte und bearbeitete texte, wie der vergleich mit A lehrt. Wie weit und tief die bearbeitung in den durch die jüngeren handschriften allein gebotenen texten geht, ist natürlich nicht zu bestimmen. Unzuverlässig sind alle texte ausser A. Aber damit ist nicht gesagt, dass alle diese strophen gleich starke bearbeitung erfahren haben müssen.

Lemckes untersuchung ist sorgsam und klar geführt, sein ergebnis ansprechend. Der verfasser ist sich wol bewusst, dass seine Morungenkritik der bestätigung von andrer seite, d. h. durch die auf ähnliche art überlieferten strophen andrer liederdichter bedarf, also einigermassen vom gesamturteil über das verhältnis der grossen liederhandschriften abhängt. Wirklich haben aber auch andre forscher, z. b. Roethe über Reinmar von Zweter s. 144 dieselbe beobachtung gemacht, dass A, obschon nicht fehlerlos, doch den ältesten und echtesten text enthalte und daher zu grunde zu legen sei, während C und die andern handschriften sich bereits ziemlich weit vom ursprünglichen wortlaut entfernen.

2) Rössner will aus den liedern anhaltspunkte zur genaueren kenntnis der lebensverhältnisse Heinrichs gewinnen, insbesondere die tatsächlichen grundlagen der

minnelieder feststellen. Die aufgabe ist nicht leicht, denn einerseits arbeitet Heinrich nach dem vorbild der troubadours, andrerseits dichtet er sehr lebendig und anschaulich. Seine plastischen, malerischen schildereien müssen keineswegs notwendig in allen zügen wirklich erlebt sein. Ein phantasievoller dichter kann solche einzelheiten ebensowol erfinden und lebendig ausmalen, dass sie auf den hörer den eindruck des erlebten machen. Wo die urkundlichen beweise fehlen, bleibt jede biographische verwertung lyrischer gedichte äusserst fragwürdig. Verhältnismässig einfach ist die scheidung der lieder in die gruppen der hohen und niederen, d. h. unerreichbaren und erreichbaren, eingebildeten und wirklichen, gedachten und empfundenen minne. Diese beiden gruppen sind für viele dichter geradeswegs typisch. Möglich, dass die forderungen des herzens gegen die des verstandes manchmal hiebei zu ihrem recht gelangen. Ausgehend von MF 142, 19 stellt Rössner als lieder „niederer“ minne 130, 31; 139, 19; 143, 22 fest. Was Rössner s. 2 fgg, und 40 fgg. über die zusammengehörigkeit von 142, 19 und 142, 26—143, 3 zu einem lied, vielleicht einem ursprünglich vierstrophigen wechsel, beibringt, halte ich für richtig. S. 51/57 sucht Rössner durch umstellung der zweiten strophe hinter die dritte das lied 139, 19 verständlich zu machen. Was s. 54 über die dann zu tage tretende steigerung gesagt ist, wäre annehmbar, wenn man nur der vorgeschlagenen auslegung der verse 139, 30—38 beipflichten könnte. *Vermezzen* mag hier „falsch messen“ bedeuten. Der dichter fand sein lieb einsam in trähnen, da sie morgens ihn tot gewähnt hatte. Aber was heisst das folgende: „ihr hass ist mir lieber als der höchste liebesgenuss“? Von Heinrichs lebensumständen vermutet Rössner, er sei als altersgenoss seines späteren herrn, des markgrafen Dietrich am meissnischen hofe erzogen worden und habe schon als knappe einer der beiden schwestern Dietrichs dienste gewidmet. Diese blieb auch die herrin seiner hohen minnelieder. Heinrich tat dem markgrafen diplomatische dienste, die alta merita, die Dietrich in der bekannten urkunde mit der jahresrente zu Leipzig belohnt. Die problematische natur dieser ergebnisse gesteht der verfasser selber zu. Einige flüchtigkeiten und fehler, zumal in eigennamen (Herbert von Fritzlar 76, Ha*n*sen, M*ä*lverstedt s. 61, handschrift *p* statt M s. 10 anm. 1) sind zu rügen. Veldecke wird auch als Veldagge und Veldegge geschrieben. Eilhard von Oberg erscheint s. 76 als verfasser eines lieds von Troja! Ganz unglücklich ist die behauptung s. 80 anm., der name Ascholoie (MF. s. 286) sei verderbt aus provenzalischem *solelhs* und altfranzösischem *oie*! Einen methodischen erklärungsversuch des verzweifelten namens macht Lemcke s. 60 fgg., wodurch die auch von Rössner s. 76 vermuteten unmittelbaren klassischen studien Heinrichs bestätigt würden. Übertrieben ist der satz s. 21: „man kann sich das sittliche niveau des rittertums nicht tief genug denken.“

ROSTOCK, SEPT. 1898. W. GOLTHER.

Der übergang vom mittelhochdeutschen zum neuhochdeutschen in der sprache der Breslauer kanzlei. Von **Bruno Arndt.** (Germanistische abhandlungen herausg. von Fr. Vogt 15.) Breslau, Marcus. 1898. 118 s. 5 m.

Arndts arbeit will den übergang von den mhd. dialektformen zu der nhd. schriftsprache in der Breslauer kanzleisprache feststellen (s. 1) und bedient sich dazu des gewöhnlichen grammatischen schemas mhd. untersuchungen sehr zu ihrem nachteile. Erscheint dadurch schon jede der vier gruppen von handschriften, die Arndt zu grunde legt, als etwas in sich geschlossenes, was sie tatsächlich nach ursprung

und entstehung gar nicht sind, so bietet eine derartige anordnung bei einer untersuchung schriftsprachlichen materials oft wie hier geringe übersichtlichkeit. Das resultat löst sich in einzelne über das ganze buch hingestreute bemerkungen auf und wird auch durch die ganz kurze zusammenfassung auf s. 117 durchaus nicht deutlich genug hervorgehoben. — Die entwicklung unserer nhd. schriftsprache geht keinen geraden weg, gross sind die krümmungen und zahlreich die seitenwege, die einmünden. Daher ist es zu allererst nötig, die herkunft der verschiedenen schriftstücke, die zu grunde gelegt werden, so weit es möglich ist, festzustellen. Darauf hat Arndt viel zu wenig wert gelegt. Es fehlt die streng durchgeführte scheidung zwischen original und kopie, ferner eine solche nach den verschiedenen adressaten, eine trennung, die bei schriftsprachlichem materiale von allergrösster bedeutung ist, weil dadurch kreise der verschiedenartigsten entwicklung geschieden, bei einer nichtbeachtung aber zusammengeworfen werden. Kann doch die sprachliche entwicklung einer kanzlei nach aussen, aus dem kreise der engeren provinz hinaus ins reich, eine ganz andere entwicklung nehmen als in der landschaft selbst, wo die urkundenden aussteller oftmals bereits die geschriebene urkunde nur zur ausfertigung in das kanzleizimmer bringen. Derartige untersuchungen lassen sich freilich mit einem so zusammengewürfelten materiale, wie es Arndt bietet, nicht exakt führen. Arndt scheidet 4 gruppen und benutzt, was anerkennend hervorgehoben werden soll, nur handschriften für seine schilderung, selbst da wo daneben urkundenpublikationen vorliegen, wie z. b. von Stobbe in der Zeitschrift für geschichte und altertum Schlesiens bd. 6—10. Die gruppe A besteht aber auffallender weise aus zwei vereinzelten urkunden von zwei getrennten jahren (1352 und 1359), die in dem Breslauer copialbuch (St.-a. D 2) enthalten sind. Dass die hieraus gezogenen schlüsse keinen bindenden wert haben können, liegt auf der hand. Man weiss weder ausstellungsort noch aussteller, weder adressaten noch art der urkunde, von der eine gleichzeitige abschrift (!) zu grunde gelegt wird. Hier wäre es gewiss dem forscher, dem die Breslauer archive zur verfügung stehen, möglich gewesen, aus originalurkunden der stadt ein deutlicheres bild dieser gruppe zu zeichnen, auf das sich die der folgenden aufbauen konnten. Geben doch sogar die urkundenpublikationen schon anderes material zur beantwortung dieser frage an die hand. So wird z. b. die handschrift des grossen ratskataloges im Breslauer stadtarchive (Breslauer stadtbuch von Markgraf und Frenzel im Cod. diplom. Silesiae 11) gewiss mehreres enthalten, was wichtigkeit hat. Die dort s. 154 (nr. 13) abgedruckten eide ungefähr von 1344 zeigen sogar in der sprache der inneren kanzleiverwaltung bereits spuren der neuen diphthonge (*seist* 2 neben *rich wyssisten* u. a.) in sonst durchaus mitteldeutscher umgebung. Es wäre zu untersuchen, wie das stadtbuch sich sprachlich weiter zeigt, und ob dies die einzigen spuren von neuerungen sind, die die interne kanzleisprache Breslaus in der mitte des 14. jahrhunderts gezeitigt hat. Daneben erhebt sich eine andere wichtige frage: wie hat die sprache der fürstlichen kanzlei zu Breslau ausgesehen, die doch durchaus an der seite der städtischen erwähnung verdient. Hat diese fürstliche etwa die entwicklung der stadt Breslau beeinflusst, wie es später in Köln zu beobachten ist, oder umgekehrt? Auch hierfür bieten gewiss die originalurkunden der Breslauer archive ein genügendes material, wie schon aus Korns Breslauer urkundenbuch hervorgeht. Heinrich VI. verkündet 1327 den Breslauer zolltarif noch in streng mitteldeutscher sprache (Original St.-a. A 5, Korn 122), ebenso verkehrt Boleslaw III. von Liegnitz mit dem Breslauer rat 1333 in durchaus mitteldeutscher sprache (Original St.-a. B 20[a], Korn 145) usw. Gewiss liesse sich an der hand der originale auch eine ge-

schichte der entwicklung fürstlicher kanzleisprache in Schlesien und vorzüglich in Breslau geben. — Mit dem oben beschriebenen material der gruppe A unternimmt es nun Arndt (s. 112 fgg.) nachzuweisen, dass die gleichzeitige kaiserliche kanzlei Karls IV. keinen einfluss auf Breslau und seine sprachliche entwicklung gehabt haben kann. Es ist das wichtigste problem der ganzen nhd. sprachentwicklung, was hiermit angerührt wird, die ausbreitung der sprache jener Prager kanzlei Karls IV., die den grundstock unserer nhd. sprache gelegt hat. Ist schon a priori ausserordentlich unwahrscheinlich, dass das wichtige Breslau so ganz von dem nahen centrum der neuen sprachentwicklung ignoriert worden wäre, so erweist sich Arndts behauptung schon dadurch als sehr bedenklich, dass die grundlage seiner vergleichung breslauischer und böhmischer kanzleisprache nicht sicher ist. Er wird seine gruppe A erst noch genauer charakterisieren und auch die böhmischen urkunden (Arndts A 1) auf ihren ursprung untersuchen müssen, ehe ein solches resultat glaublich erscheint. Burdach, der die gegenteilige behauptung aufgestellt und den Diethmar v. Meckebach als bindeglied bezeichnet hatte, hat jüngst (Deutsche litteraturzeitung 1899 s. 60—68) auch aus sachlichen gründen Arndts behauptungen zurückgewiesen.

Die folgenden gruppen B, C, D bieten zwar reicheres material, genügen jedoch nicht allen an sie zu stellenden anforderungen. Gruppe B wirft fürstliche und städtische kanzlei zusammen, gruppe C lässt die persönlichkeit des Nicht-Schlesiers Eschenloer zu sehr hervortreten, ohne den strikten nachweis zu bringen, dass die behauptung, seine sprache ordne sich in die entwicklung zu Breslau ein, nach allen seiten hin gerechtfertigt wäre. Gruppe D endlich umfasst signaturbücher aus den jahren 1490—1560. Hiermit ist ein allgemeiner abschluss erreicht.

Die untersuchung, die sich darauf aufbaut, behandelt im wesentlichen laut- und flexionslehre; nur als anhang sind auch zusammenstellungen über den wortschatz unter benutzung der handschriftlichen wortregister des kgl. staatsarchives zu Breslau gegeben worden.

BERLIN-STEGLITZ. W. SCHEEL.

Sprachleben und sprachschäden. Ein führer durch die schwankungen und schwierigkeiten des deutschen sprachgebrauchs. Von **Theodor Matthias.** Zweite verbesserte und vermehrte auflage. Leipzig, F. Brandstetter. 1897. XIV, 484 s. 5,50 m.

Ein schöner erfolg, den Matthias mit seinem gediegenen buche davongetragen hat! Im gegensatz zu manchen verwandten schriften, die vor allem von der rücksicht auf das unterhaltungsbedürfnis der leser geleitet sind, steht hier die belehrung im vordergrund, und ihr dient auch von anfang bis ende die darstellung. Um so erfreulicher, dass das buch trotzdem so rasch einen weiten leserkreis erobert hat, so dass nach 5 jahren eine neuauflage notwendig wurde. Bei dem ernsten eindringlichen streben, das Matthias bekundet, war vorauszusehen, dass die reichhaltige fachlitteratur der letzten jahre ausgiebig herangezogen wurde, es lässt sich in der tat kaum eine einschlägige schrift ausfindig machen, die nicht wenigstens citiert wäre. Dadurch ist nun freilich manches neue gut in das buch gekommen, von dem ich die empfindung habe, als ob es in die umgebung nicht immer ganz passe.

Schon die erste auflage hatte, wenn man mängel an dieser aufspüren will, gezeigt, dass die darstellung nicht durchweg auf einen ton abgestimmt war. Die fülle des dargebotenen legte in der anordnung wie in der beurteilung eine gewisse beweglichkeit der gesamtauffassung am verfasser bloss, die nunmehr in der verbes-

serten auflage noch anschaulicher hervortritt. Das buch führt einen doppeltitel und sucht schon in der äusserlichen aneinanderreihung zu bekunden, dass es zwei richtungen in sich vereinigen möchte, die in der sprachbetrachtung sonst gern auseinander streben. „Sprachleben und schäden“, als haupttitel weist auf die wissenschaftliche forschung hin, die an der mannigfaltigkeit der einzelnen spracherscheinungen ihre freude hat und die in jeder einzelnen form einen anhaltspunkt gewinnt, um den wirkenden kräften, den bestimmenden gesetzen unserer sprache näher zu kommen. Der „führer durch die schwankungen und schwierigkeiten des deutschen sprachgebrauchs“ dagegen erinnert an die verwirrung, die die ungebundene mannigfaltigkeit der formen im sprachgebrauche anrichtet, er lässt das bedürfnis hervortreten, für den praktischen gebrauch grenzlinien zu finden und das gebiet des zulässigen einzuschränken.

Matthias gehört zu den wenigen, die über ihre festsetzungen mit dem leser sich verständigen. Er gibt nicht eigentlich gesetze, sondern er gewinnt seine entscheidungen aus einer sorgfältigen abwägung der einzelnen in frage kommenden umstände. Und den kreis der zuständigen instanzen zieht er unbefangen so weit wie keiner seiner vorgänger, er übertrifft diese namentlich in dem bemühen, der wissenschaftlichen forschung die gebührende stellung einzuräumen. Aber gerade diesem bemühen stellen sich hemmnisse und schwierigkeiten entgegen, deren auch Matthias nicht immer herr geworden ist. Das mag an einem beispiel aufgezeigt werden, das wie wenige in die gegensätze zwischen der geschichtlich vergleichenden und der gesetzgebenden sprachbetrachtung einführt.

Der sogenannte artikel wird vom sprachhistoriker als pronomen aufgefasst und erklärt, dem sprachrichter erscheint er als geschlechtswort, das dazu ausersehen ist, als unzertrennlicher begleiter des hauptwortes allmählich alle die obliegenheiten zu übernehmen, deren das hauptwort langsam sich entledigt. Dem sprachforscher, wenn er den artikel darstellt, wird die pronominale natur desselben den ausgangspunkt der darstellung abgeben, er wird bemüht sein, zu zeigen, wie mit dem stärkeren verbrauch eine minderung der bedeutungsenergie und der tonstärke am pronomen auftritt, und wie von hier aus eine entwicklung beginnt, die bis zur völligen loslösung aus der gruppe der pronomina führt. Besondere freude wird es dem sprachforscher bereiten, wenn er die schwankungen im artikelgebrauch teilweise auf diesen entwicklungsgang zurückführen kann, er wird immerhin aber unbefangen genug sein, da, wo der historische standpunkt versagt, die tatsachen neuerer entwicklung anzuerkennen. Der sprachrichter wird an diese letzteren anknüpfen und er hat ein gutes recht, auf ihnen eingehend und in voller breite zu verweilen. Nur liegt für ihn die gefahr nahe, dass er die neuesten erscheinungsformen auch zum massstab für erscheinungen macht, die von älteren sprachstufen aus aufgehellt werden müssen.

Matthias ist nun mit der historischen syntax vertraut, er verkennt die pronominale natur des artikels nicht, aber er zieht doch nicht genügende folgerungen aus dieser erkenntnis. Die fälle, in denen der artikel nicht eintritt, behandelt er als „wegfall des artikels“, während in wirklichkeit doch nur fügungen vorliegen, die dem eindringen des artikels widerstand leisteten. Die art und weise dieses widerstandes, namentlich das formelhaft geschlossene der verbindungen, die sich gegen den artikel abschliessen, tritt bei Matthias nicht hervor, obwol gerade eine zusammenfassende darlegung dieser verhältnisse den ausführungen des verfassers ein einheitlicheres gepräge gegeben hätte. An der einen stelle werden „formelhafte verbindungen“ auf-

geführt wie „wort halten", „frieden schliessen" (s. 83) und dabei wird als grund für den „wegfall" des artikels die allgemeinheit und unbestimmtheit der aussage angegeben. Eine ähnliche erklärung war schon vorher für syndetische verbindungen wie „haus und hof", „stadt und land" u. a. gegeben (s. 82), während für präpositionalverbindungen wie „über land gehen", „zu tal fahren" (s. 84) geschichtliche grundlagen angedeutet werden. In wirklichkeit ist die sachlage doch in allen fällen die gleiche. Bei diesen verbindungen lag weder für ein deiktisches noch für ein anaphorisches pronomen irgend welches bedürfnis vor, auch zu einer indefiniten bezeichnung (unbestimmter artikel) war kein anlass gegeben und so hielten sich diese fügungen alle auf der früheren entwicklungsstufe ohne pronominales attribut. Als dann die ausdehnung des artikelgebrauches von beiden seiten um sich gegriffen hatte, waren sie durch das formelhaft abgeschlossene der verbindung vor dem eindringling geschützt, und heutzutage erweisen sie sich wie isolierte gruppen, die kraft des gesetzes der analogie gelegentlich sogar neue verbindungen in ihren kreis ziehen.

In gleicher weise führen die anscheinend unentwirrbaren widersprüche im gebrauche des artikels vor personennamen und eigennamen auf ganz bestimmte neigungen der umgangssprache zurück, sobald man sich dazu entschliesst, von der pronominalen natur des artikels auszugehen. Auf das bekannte und vertraute deutet man mit den fingern und weist man mit dem pronomen hin, das fremdartige dagegen und das respekt heischende wird ohne weitere zugabe in die rede eingeführt. Ich habe in meinem „Satzbau" dargelegt, wie sich hieraus der artikel bei flurnamen, ortsbezeichnungen usw. erklärt, wie sich andererseits das wegbleiben des artikels bei den abstrakten ländernamen und bei den erzeugnissen der urkundensprache sowie der geographie rechtfertigt. Dazu kommt eine beobachtung, auf die ich in meinem aufsatze „Das sprachleben in der mundart" (Wissenschaftl. beihefte des allg. d. sprachvereins XII, 49) aufmerksam gemacht habe, dass die mittelhochdeutschen dichter bei eigennamen die einheimischen mit, die lehnworte ohne artikel einzuführen lieben. Matthias kommt hier nicht weiter mit seinem versuche, die widersprüche auf logische erwägungen zurückzuführen. Es bleibt bei seiner erklärung nach wie vor ein rätsel, warum man sagt „die Wartburg" und „burg Niedeck", „das Breisgau" und ohne artikel „Nassau", „in Westphalen" aber „in der mark Brandenburg". Den tatsachen aber wird gewalt angetan, wenn Matthias angibt, vor personennamen sei das unterbleiben des artikels älter, die einsetzung des artikels jünger. Hier war vielmehr von anfang an ein pronominaler hinweis nahe gelegt, und er findet sich in der zwanglosen sprache aller deutschen mundarten; erst aus der schriftsprache ist hier die bewegung zum artikelschwund auch in die norddeutsche umgangsprache übergegangen. Die bewegung gieng von der gemessenеren und feierlicheren sprechart aus. Respektspersonen wurden ohne pronominalen hinweis eingeführt, die kanzleisprache tat das ihrige und wurde darin von späteren grammatischen theorien unterstützt.

Man kann nun einwenden, dass wir es heute mit den tatsächlichen verhältnissen zu tun haben, die von den eben erwähnten geschichtlichen erwägungen nicht mehr beeinflusst werden könnten. Das trifft jedoch gerade im vorliegenden falle nicht zu. Die bewegung ist lange noch nicht an ihrem ziel angekommen, und in dem laufe, den sie augenblicklich darbietet, treten so viele seltsame erscheinungen auf, die nur im spiegel der geschichte ihre erklärung finden. Vor allem hätte die darstellung nicht nur an einheitlichkeit, sondern noch mehr an anregung gewonnen, wenn der standpunkt der wissenschaftlichen forschung den ausgangspunkt und nicht bloss den hintergrund dargeboten hätte.

Matthias verspricht sich hier gerade für die zweite auflage einen besonderen gewinn von den änderungen, die er im geiste von J. Ries vorgenommen hat. Ich glaube nicht, dass die anregungen des buches „Was ist syntax?“ ein grosses verdienst an den vorzügen der zweiten auflage haben. Es ist zweifelhaft, ob die trennung der syntaktischen erscheinungen in das kapitel der wortfügung und dasjenige der satzfügung überhaupt praktischen wert hat. Mir scheint es allerdings notwendig, dass in einem syntaktischen lehrbuche die grenzlinien zwischen wortfügung und satzfügung eine principielle erörterung finden, was ich in meinem „Satzbau“ versäumt habe. Es lässt sich auch für bestimmte syntaktische erscheinungen feststellen, dass sie nur der satzfügung angehörten, so z. b. gehört die anaphorische wurzel unseres heutigen artikelgebrauches ganz allein in die satzfügung. Die deiktische grundlage desselben kann aber auch der wortfügung schon angehören, es ist in den einzelnen fällen bald leichter, bald schwerer, jeweils die grenze zu ziehen, für die beurteilung der erscheinung selbst bleibt die abgrenzung ohne jeden wert. Auch die subjektpronomina beim verbum, die Matthias unter der satzfügung bespricht, gehören eigentlich nur für die formen der dritten person dorthin. Ob man sagt „ich gehe“ oder „gehe“, „du kommst“ oder „kommst“ ist im grunde mehr eine frage der wortfügung, teilweise sogar eine solche der wortbildung.

Es ist aber überhaupt notwendig, dass das system und die gliederung eines buches nach den zwecken sich richte, die es verfolgt, und hier wird sich leicht ergeben, dass, was sich vielleicht für eine wissenschaftliche monographie schickt, noch nicht für ein handbuch passt. Als einfaches nachschlagebuch wäre der „Führer durch die schwankungen und schwierigkeiten des deutschen sprachgebrauchs“ auf die alphabetische anordnung angewiesen, wie sie Sanders durchgeführt hat und wie sie das vorzügliche register auch bei Matthias ermöglicht. Das buch soll jedoch auch der eigentlichen lektüre dienen; diesem ziele scheint mir jedoch die neue ausgabe eher ferngerückt als näher gekommen zu sein. Für den ersten augenschein sind allerdings die einzelnen beobachtungen in den passenderen zusammenhang gerückt, aber für den lesenden erscheint dieser neue zusammenhang doch nur als äusserlich. Denn das, was uns das buch darbietet, besteht doch in erster linie aus einer reihe von belegen dafür, dass das sprachleben beim einzelnen (und bei ganzen gruppen) wege und irrwege einschlägt, vor denen die gesamtheit des deutschen sprachkreises gewarnt werden soll. In jedem einzelnen falle enthüllt sich uns hiebei ein bestimmtes motiv, eine treibende kraft, und wenn wir die ganze ausserordentliche fülle der erscheinungen glücklich durchgemustert haben, macht es uns den eindruck, als ob einzelne solche motive in immer neuer verwandlung widerkehren, wir sehen ein und dasselbe agens, das sich in erscheinungen der wortbildung betätigte, auch in der wortableitung, in der formenlehre, in wort- und satzfügung wirksam. Wäre es da nicht vorteilhafter gewesen, solche immer widerkehrenden motive zum gliederungsgrund zu wählen und die fülle der erscheinungen so auf einige wenige grundursachen zurückzuführen? Der leser wäre dann nicht so leicht durch den bunten wechsel ermüdet worden, er hätte den überblick über das ganze immer fest im auge behalten und hätte bei jedem einzelfalle den massstab für die beurteilnug schon vorgefunden.

An diese allgemeinen erörterungen mögen sich noch ein paar beobachtungen knüpfen, die sich auf einzelfälle stützen. Manche sprachschäden z. b. hätten wol mehr milde in der beurteilung erfahren, wenn die zwangslage, in der sich der sprechende befindet, den gliederungsgrund abgegeben hätte. Wenn jemand z. b. schreibt „Die unterzeichneten geben sich die ehre, die verlobung unserer kinder anzuzeigen“,

so ist solche schreibung allerdings zu verurteilen, denn es standen für die erste wie die dritte person die wege offen. Wenn aber ein andrer die visitenkarte als ausgangspunkt für kurze schriftliche mitteilung wählt, so ist ihm die führung des satzes in der dritten person aufgedrungen. Wem das auf die dauer zu unpersönlich wird, der hat das gute recht, zur ersten person zurückzukehren. Eine andere notlage bereitet uns das particip, das für das präsens aktivische, für das präteritum passivische bedeutung nahelegt. Die „melkende kuh", „der abgenommene mond" sind verlegenheitsbildungen, aber es scheint mir fast als ob unsere verkehrssprache schliesslich doch auf ausdrucksmittel für das passiv des präsens und für das aktiv des präteritums dränge. Matthias hat hier aus einigen beispielen wie „fahrende habe" schon für die ältere sprache solche mittel als erwiesen angenommen, die neueren bestrebungen scheinen jedoch gerade hier mehr aus der notlage als aus der anknüpfung an ältere sprachstufen zu entspringen.

Hier, wie in einigen anderen beispielen tritt die neigung zu tage, aus vereinzelten erscheinungen der älteren zeit stützpunkte zu gewinnen, die für unsere zeit doch eigentlich versagen. So wenn die fügung „auf es" (s. 75) auf Berthold von Regensburg gestützt wird u. a. Umgekehrt sind die geschichtlichen verhältnisse zu wenig beachtet bei „sagen mit dativ" (s. 196), bei „nun" als unterordnender partikel (s. 278), bei der angeblichen vieldeutigkeit von „und" (s. 276) und der congruenz nach „als" (s. 225). Auch dass für „ich habe nicht gehen mögen" keine erklärung gegeben, sondern in der fussnote auf Merkes verwiesen ist, kann ich nicht billigen. Die neueste erklärung syntaktischer erscheinungen ist nicht in allen fällen die beste.

Mit recht spricht Matthias s. 251 von einer „hauptwörterkrankheit" unseres deutschen stils. Es mag ihm dabei zugestanden werden, dass er als „führer" hier vor allem die polemische seite hervorkehrt, aber von der darstellung des „sprachlebens" hätte ich doch gerne auch andere wurzeln dieses sprachschadens aufgedeckt gesehen, die sich namentlich bei Bismarck beobachten lassen.

Es wäre noch manche kleinigkeit anzuführen, das würde jedoch den rahmen all zu weit ausdehnen. Umsomehr halte ich es für geboten, die kritik einzuschränken, als es mir andererseits auch nicht möglich ist, die vorzüge des buches erschöpfend hervorzukehren. Nirgends anders findet sich wider eine solche fülle schlagender beispiele, unmittelbar aus dem sprachverkehr unserer zeit zusammengetragen. Dem schreibenden werden sich alle diese möglichkeiten der sprachentgleisung wie warnungstafeln entgegenstellen, die auch auf die irrgänge seines eigenen sprachlebens hinzeigen. Der sprachforscher andererseits wird unter all den wildlingen die sprachtriebe gerne belauschen, wenn sie so ungehemmt ihr spiel treiben. Manch ein entwicklungsprocess, den wir für die ältere zeit hypothetisch voraussetzen, widerholt sich hier vor unseren augen im vollen lichte des tages.

HEIDELBERG, JANUAR 1899. HERMANN WUNDERLICH.

Étude sur Hartmann d'Aue par **F. Piquet.** Paris, Ernest Leroux. **1898. XIV,** 385 s. 8.

Zwei gründe, sagt der verfasser im vorwort, sind es in erster linie gewesen, die ihn zur abfassung seines buches bestimmt haben. Einmal dass Hartmann im gegensatze zu allen anderen klassischen werken der altdeutschen litteratur dem französischen publikum noch durch keine eingehende bearbeitung nahe gebracht wurde, obwol gerade er, „le plus pur répresentant de notre génie national" dazu

hervorragend geeignet erscheint, sodann dass selbst in Deutschland noch keine zusammenfassende darstellung von Hartmanns leben und dichten versucht worden ist. Der verfasser ist überzeugt, dass eine solche aufs ganze gerichtete bearbeitung eine aufhellung mancher dunklen punkte in Hartmanns tätigkeit bringen, sowie eine gerechtere würdigung seiner poetischen begabung ermöglichen müsse; es liegt ihm dabei besonders am herzen, des dichters verhältnis zu seinen französischen quellen, das bisher gewöhnlich verkannt worden sei, ins rechte licht zu setzen.

Die absicht eines buches, wie es der verfasser im sinne hat, konnte naturgemäss nicht so sehr dahin gehen, neue untersuchungen vorzulegen, als die ergebnisse der bisherigen forschung übersichtlich zusammenzufassen, kritisch zu sichten, wo es not tat weiter zu bilden, und nun aus dem vollen heraus ein anschauliches bild von der art und kunst unseres dichters zu entwerfen. Piquet ist nicht unvorbereitet an diese schöne und dankbare aufgabe herangetreten. Er hat sich sowol mit dem dichter gehörig vertraut gemacht, seine werke nach allen gesichtspunkten durchgearbeitet und für eine sorgfältige charakteristik ausgeschöpft, als auch die recht umfangreiche litteratur über Hartmann gründlich ausgenützt und ihre resultate in geschickter und lebhafter darstellung anschaulich vorgetragen. Mehrfach hat der verfasser auch in ergänzung des bisherigen oder im widerspruche dazu eigene neue ansichten vorgetragen; diese werden wir näher auf ihre haltbarkeit zu prüfen haben, wenn wir versuchen, das buch im nachfolgenden in seinen einzelheiten zu charakterisieren.

Das erste kapitel, L'homme betitelt, behandelt das äussere leben Hartmanns. Wie die dinge einmal liegen, galt es hier beinahe nur, eine verständige auswahl unter den vorhandenen hypothesen zu treffen. Betreffs Hartmanns heimat entscheidet Piquet sich wider für das Au bei Rottenburg. Die freiheit der entscheidung kann man kaum bestreiten, aber man muss auch erkennen, dass keine dieser hypothesen eine taugliche grundlage abzugeben vermag, von der aus, wie hier gelegentlich geschieht, andere fragen, die Hartmanns leben betreffen, entschieden werden könnten. In dem einzigen chronologisch fassbaren datum, das uns durch MSF. 218, 19 geboten wird, entscheidet Piquet sich wider für Haupts auffassung der stelle *und lebte mîn her Saladîn und al sîn her, dienbræhten mich von Vranken niemer einen fuoz,* damit also für den kreuzzug von 1197 — nicht eben mit guter begründung. Denn es ist unerlaubt, diese wichtige stelle nach äusseren gründen zu textieren, zumal wenn diese so problematisch sind wie die von Piquet angeführten; hier können nur innere gründe massgebend sein und das allein entscheidende ist der gedankengang des gedichtes. Dieser gibt Piquet freilich recht, denn er verbietet, wie mir scheint, bestimmt die auffassung von Grimm und Paul. Es kommt alles darauf an, festzustellen, was mit dem worte *minne* gemeint sei; denn Pauls textierung ist nur möglich, wenn der dichter, wie Paul eben annimmt, die von ihm gehegte liebe zu seinem herrn als die höhere und stärkere preist gegenüber der von den minnesingern gepriesenen frauenliebe. Scheint mir nun schon zwischen diesen beiden arten von irdischer liebe kein gegensatz zu bestehen, der eine so emphatische betonung desselben und eine so zuversichtliche, überlegen sichere höherschätzung der einen zu ungunsten der anderen rechtfertigte, wie unser gedicht sie vertritt, so scheinen mir namentlich die positiven angaben der 3. str. über des dichters *minne* nicht verständlich, wenn man darunter Hartmanns anhänglichkeit an seinen herrn verstehen soll. Ich halte daher an der zuerst von Wilmanns näher begründeten anschauung fest, dass Hartmann hier himmlische und irdische liebe zu kontrastieren beabsichtigte. Sarans stellung (H. v. Aue s. 24 fgg. und modificiert PBB. 23, 26 fg.), die beide auf-

fassungen verbindet, vermag ich mir nicht anzueignen. Saran hat ganz richtig beobachtet, wie Hartmann sein gedicht dahin pointiert, dass der hörer erst allmählich merkt, welche *minne* der dichter im sinne hat; dass Hartmann aber mit drei bedeutungen des wortes spielte, scheint mir ausgeschlossen. Es würde dann eben in der 2. str. der frauenminne die liebe zum herrn, in der 3. aber die zu gott gegenübergestellt und der einheitliche sinn des ganzen gienge verloren. Ganz richtig sind Pauls einwendungen gegen zwei erklärungen von Haupts lesart. Es kann selbstredend nicht gemeint sein, dass (wie Forsch. z. d. gesch. 10, 118 erklärt wird) dem dichter Saladins angriffe auf gottes land gleichgiltig seien, da er doch eben die liebe zu gott, die sich beim ritter in ritterlicher kriegstat betätigen muss (MSF 209, 37 fgg.), als ausschliessliches motiv seiner fahrt nennt. Aber auch die erklärung von Wilmanns (Ztschr. f. d. a. 14, 146), der dichter meine, „nicht die pracht Saladins, nicht die aussicht auf ruhm und abenteuer" ziehe ihn über meer, kann nicht das rechte treffen. Mag das verlangen nach der pracht des orients auch manchen abenteurer auf die gefährliche fahrt gelockt haben, ein besonders und allgemein wirksames motiv war es doch nicht und daher untauglich zu der scharfen kontrastierung, die hier verlangt wird. Mit der unmöglichkeit dieser erklärungen ist aber Haupts interpunktion noch nicht unmöglich, denn der dichter will sagen: meine *minne* ist stark, sie bringt es selbst fertig mich aus meinem vaterlande zu vertreiben, was sonst niemandem gelingen sollte, nicht einmal herrn Saladin trotz all seiner macht. Bei dieser erklärung versteht man sehr gut sowol das *mîn her S.*, das wirklich nicht ganz farblos, als hier unbegreifliche höflichkeitsformel, sondern leise ironisch gebraucht ist ähnlich dem *mîn her Keiî* im Iwein („monsieur S. sollte nur einmal versuchen, mich fortzutreiben!"), wie auch die ausdrückliche, mit rücksicht auf das prädikat zeugmatische erwähnung von Saladins heer (und zwar nachdrücklich *al sîn her*), in dem eben seine furchtbare, auch sonst fast sprichwörtlich verwendete (Schönbach s. 166) macht beruhte. Übrigens versteht den gedankengang der str., so wie oben angegeben, auch Saran für seine abweichende lesung und wie es scheint, auch Schönbach a. a. o.

Eine grosse rolle spielt bei Piquet unter den ereignissen in Hartmanns leben eine reise des dichters nach Nordfrankreich. Weit entfernt die möglichkeit oder selbst wahrscheinlichkeit einer solchen reise leugnen zu wollen, muss ich doch in abrede stellen, dass sie durch Hartmanns andeutungen gesichert sei, wie Piquet im anschluss an mehrere vorgänger behauptet; die dafür immer angezogene stelle 1. büchl. 1280, wo das herz von seinem liebeszauber sagt *ich brâhte in von Kärlingen* ist für eine solche ausdeutung jedesfalls ungeeignet. Denn erstens heisst es dort ausdrücklich, das herz habe den zauber aus Frankreich gebracht, nicht der dichter, und das ist, da doch einmal das ganze gedicht auf einer von natur und wirklichkeit abstrahierenden fiktion beruht, nicht dasselbe, das herz steht dem dichter hier nicht anders gegenüber als sonst eine figur in seiner dichtung. Und dann verlangt ein solcher zauber, um wirklichen glauben an seine wirksamkeit zu erwecken, unter allen umständen eine solche herkunft aus nebelhafter ferne; daher Walther von Griven in seiner nachahmung der Hartmannschen verse consequenter weise auch diese annahme, der er das ebenso sachgemässe als unpersönliche richtig anfühlte, mit übernommen hat, sie näher auf Paris präcisierend. Handelte es sich um einen zauber anderer art, so hätte Hartmann wahrscheinlich Toledo, den bekannten sitz der *nigromanzî* (Jänicke zu Bit. 79) als ursprungsort genannt; für einen liebeszauber aber war Kerlingen das gegebene land. E. Schmidt (Reinmar u. Rugge s. 114)

hatte also vollommen recht, diese angabe als reklame zu bezeichnen. Dass die angabe mit der herkunft des stoffes unserer dichtung wirklich in einklang stehe, ist damit noch nicht ausgeschlossen; es wird unten noch ausführlich davon die rede sein. Ists mit dieser stelle nichts, so sehe ich auch nicht, wie die angaben über den „seebär“ 1. Büchl. 350 fgg. mit dieser reise zusammenhängen sollten, wie Piquet nach Saran behauptet; mag man die stelle wirklich aus autopsie erklären, wofür ich eine notwendigkeit nicht finden kann (denn Piquets übersetzung von v. 359 *die dâ mite gewesen sint* „*ceux qui y aussi sont été*“ ist unrichtig: das wichtige *aussi* steht nicht da), so kann ich doch nicht erkennen, wie der schwabe Hartmann auf der hin- oder rückreise nach und von Frankreich, bez. bei seinem aufenthalte dort notwendig oder auch nur wahrscheinlich eine seefahrt hätte machen müssen. Um wirkliches erleben der sache aber auf einer seefahrt, nicht um beobachtung vom strande aus handelt es sich, um auch das noch festzustellen, nach ausweis von v. 355. 359.

Was Hartmanns dichterische tätigkeit anbelangt, so unterscheidet Piquet in ihr geradezu drei epochen, die er nach den sie beherrschenden ideen mit den schlagwörtern *Amour, Aventure, Edification* charakterisiert. Diese scharfe periodisierung ist gewiss unhaltbar. Sie fliesst einerseits aus der unrichtigen chronologie der epischen dichtungen Hartmanns, die Piquet sich zurechtgelegt hat, worüber später ein weiteres, andrerseits aus der von ihm nach anderen widerholten behauptung, dass Hartmanns gesammte lyrik vor seine epik falle. Nirgends ist ein haltbarer grund für diese annahme zu entdecken, zumal wenn, wie mir sicher scheint, MSF. 218, 5 fgg. auf den kreuzzug von 1197 zu beziehen ist. Ja es steht ihr direkt das bedenken entgegen, dass es Hartmann dann entweder in seiner lyrik mit der wahrheit nicht eben genau genommen haben müsste, da er (MSF. 210, 23 fgg.) versichert, der tod seines herrn habe ihn im innersten zerschmettert, oder aber im Gregor, der v. 789 fgg. berichtet, dass der dichter bisher nie *rehte liep noch herzeleit* erfahren habe. Dass Hartmann noch mitten im liebesleben stand als er seinen Iwein schrieb, hat Schönbach s. 461 fg. betont.

Die behandlung von Hartmanns lyrik im 2. kapitel macht sich eine genaue analyse der gedichte zur aufgabe, wobei denn in unglücklicher anlehnung an Sarans erste abhandlung und teilweise noch über ihn hinaus fast alle töne in einzelstrophen zerschnitten werden. Im übrigen sucht Piquet besonders Hartmanns unselbständigkeit auch in seinen liedern zu erweisen; er verzeichnet im text und nochmals zusammengestellt in einer tabelle im anhang eine grosse zahl von entlehnungen Hartmanns aus der älteren deutschen lyrik, besonders Reinmar, wobei nur etwas zu schnell gleich direkte litterarische beeinflussung constatiert wird, wo öfter die ableitung aus der gemeinsamen sphäre und tradition der dichtungsgattung die berührung hinreichend erklären wird. Berechtigt ist dagegen die ableitung zweier auf die kreuzfahrt bezüglicher strophen Hartmanns (MSF. 209, 37 fgg. und 211, 20 fgg.) aus dem oft gedruckten kreuzzugsgedichte Conons de Béthune *Ahi! Amours! Com dure departie* usw. (in Wallenskölds ausg. nr. IV). Nur ist Piquet entgangen, dass er nicht der erste ist, der den zusammenhang bemerkt hat, da wenigstens MSF. 209, 37 fgg. bereits Mätzner (Altfranz. lieder s. 133) mit der entsprechenden strophe des französischen dichters zusammengestellt hat. Ablehnen dagegen muss ich den versuch Piquets auch MSF. 218, 5 fgg. auf zwei andere strophen Conons zu beziehen. Denn in der erst angezogenen strophe (Wallensköld IX, 3) *Dame, lonc tens ai fait vostre servise, Le merchi Deu! c'or n'en ai mais talent; Ke m'est ou cuer une autre amours assise* usw. handelt es sich keineswegs, wie Piquet einen irrtum Dinaux'

(vgl. Wallensköld s. 173 a. 1) widerholend behauptet, wie bei Hartmann um den gegensatz irdischer und himmlischer liebe, sondern der dichter hat sich an stelle der verlassenen alten eine neue geliebte erwählt. In der anderen strophe aber (Wallensköld V, 1) lesen in dem entscheidenden verse *Que je fais plus por Dieu que nus amans* andere hss., denen Wallensköld sich anschliesst, *certes* statt *por Dieu*, so dass dies wol für *par Dieu* geschrieben sein möchte; übrigens sind gedanken und situation auf jeden fall gänzlich verschieden von Hartmanns lied. Schliesslich sei nur über einen punkt noch eine bemerkung gestattet. Lässt sich die festgestellte nachahmung Conons vielleicht für die chronologische festlegung von Hartmanns liedern benützen? Schönbach, der MSF. 218, 5 auf den kreuzzug von 1197 deutet, zeigt sich doch nicht abgeneigt (s. 361) MSF. 209, 25; 210, 35 auf die kreuzfahrt von 1189 zu beziehen. Nun wissen wir, dass Conons in einer dieser strophen und MSF. 211, 10 nachgeahmtes lied unmittelbar vor dem 3. kreuzzug (sicher nach 1187, vgl. Wallensköld s. 170) gedichtet ist; soll man es nun wahrscheinlich finden, dass das lied des Franzosen so früh nach Deutschland gekommen sei, dass Hartmann es noch vor 1189 nachdichten konnte? Man wäre leicht geneigt das zu verneinen, würde nicht durch Friedrichs von Hausen lieder MSF. 47, 9 fg., 48, 3 fg. die möglichkeit einer so frühen nachahmung tatsächlich erwiesen.

Das 3. kapitel behandelt die büchlein. Das 2. büchlein wird kurz abgetan. Piquet stellt sich auf die seite derer, die Hartmanns autorschaft leugnen; ein standpunkt, dessen berechtigung durch die untersuchung von Kraus nun wol endgiltig entschieden sein wird. Ausführliche behandlung erfährt dagegen das sog. 1. büchlein und hier bringt der verfasser einige neue aufstellungen, die eine kritische beleuchtung fordern.

Man hat längst gesehen, dass Hartmann in dem aufbau seiner dichtung nicht originell ist. Er hat sich, indem er leib und herz im streite mit einander auftreten liess, nur an einen gedankenkreis angeschlossen, der seiner zeit sehr vertraut gewesen ist. Bekantlich liebte es schon die antike in ausbauung eines echt griechischen gedankens begriffe und dinge im agon einander gegenüberzustellen, ihr schon war die objektivierung des widerstreits in der menschlichen brust zu einer disputation zwischen arete und kakia geläufig: man braucht sich nur an Herakles am scheidewege und die grosse berühmtheit dieser erzählung zu erinnern (vgl. Hense, Die synkrisis in der antiken litteratur 1893). Dem mittelalter gieng diese anregung nicht verloren. Die verschiedensten conflictus und certamina sehen wir in ihm lebendig, vor allem aber errang sich die weiteste beliebtheit der wortstreit zwischen seele und leib, der gleichfalls in der antike schon behandelt war. In der lebendigen dramatischen form erklang hier doppelt tief und eindringlich das quälende grundthema mittelalterlicher lebensanschauung von dem verzweifelten widerstreite der freuden dieser und jener welt; kein wunder denn, dass dieser disput in der kirchlichen litteratur eine hervorragende rolle spielt, frühzeitig aber auch bei allen kulturvölkern des mittelalters vielfach widerholte poetische bearbeitung in lateinischer wie in den nationalsprachen gefunden hat. Die sache ist oft behandelt worden; es genügt hier auf Batiouchkofs eindringliche abhandlung (Rom. 20, 1 fgg. 513 fgg.) zu verweisen, wo nur das antike element etwas über gebühr ausser acht gelassen scheint.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, dass Hartmanns gedicht in der grundidee von diesem anschauungskreise ausgegangen ist. Piquet tut nun einen schritt weiter und behauptet anlehnung Hartmanns an einen ganz bestimmten typus dieses kreises, den altfranzösischen débat: *Un samedi par nuit* (nach mehreren hss. gedruckt bei

Varnhagen, Erlanger Beitr. z. engl. phil. I, 120 fgg.). Dies gedicht ist nach Suchier, Reimpredigt s. XXXVII anfang des 12. jahrh., nach P. Meyer Rom. 23, 10 mitte oder 2. hälfte des 12. jahrh. entstanden; eine benutzung desselben durch Hartmann wäre also chronologisch jedesfalls möglich. Die vergleichungen im einzelnen, die Piquet s. 79 fgg. gibt, wird man zum grossen teile als unwesentlich und von selbst aus der gleichheit des stoffes entspringend, ablehnen können. Es finden sich aber doch wenigstens drei stellen, wo die ähnlichkeit in wort und gedanken allerdings eine sehr auffallende ist; ich setze sie, da ich teilweise andere stellen Hartmanns als Piquet vergleiche, kurz hieher (F = afz. ged. nach der Pariser hs.; H = 1. büchl.):

F	H
F 799 *Uolentiers t'ochiroie,* *Se faire le pooie;* *Car tu es l'achoison* *De ma perdicion.*	H 40 *wære darzuo state mir,* *zwâre ich tæte dir den tôt* *und gulte dir alsolhe nôt* *die dû mir ofte bringest.*
F 935 *N'est drois, que te maldie,* *Car piecha fus m'amie.*	H 328 *und wære ex niht ein unzuht,* *ich schrire wâfen über dich.*
F 857 *Fole ame, tu m'encuses,* *Et molt forment m'acuses;* *Jo t'encus ensement,* *Mais ne me uaut noient.* *Ceste desputison* *Ne nos fait se mal non.*	H 1015 *dîn unbescheiden zorn* *der ist ouch zewâre verlorn:* *wan swer dâ zuo nû kæme,* *dax er dax vernæme,* *ex wære niwan sîn spot.*

Diese stelle wird man in der tat schwer mehr auf rechnung des zufalls oder des gemeinsamen vorwurfs setzen dürfen. Sollen wir aber Piquets behauptung glauben schenken, dass Hartmann gerade diese afz. fassung des oft behandelten motivs benutzt habe, so war da doch noch eine arbeit zu tun. Es ist ja bekannt, dass das afz. gedicht durchaus nicht original ist, vielmehr seinem ganzen gedankengange nach gegeben war; der verfasser hätte sich also der pflicht nicht entziehen dürfen, auch andere bearbeitungen des gleichen themas, soweit sie zeitlich vor unser deutsches gedicht fallen, auf ihren event. einfluss auf Hartmann hin zu prüfen, vor allem das dem afz. aufs nächste verwandte lateinische gedicht, die sog. Visio Fulberti. Die communis opinio setzt sie ins XII. jh. (G. Paris Rom. 9. 314 ende des XII. jh.), eine benutzung durch Hartmann wäre also wol möglich. Gehen wir an eine vergleichung des 1. büchl. mit dem lat. gedichte (es ist mehrfach gedruckt: Wright, Walther Mapes s. 95 fgg.; du Méril, Poésies pop. lat. [1843] s. 217 fgg.; Karajan, Frühlingsgabe s. 85 fgg.; Bibl. Casinensis 4, 253 fg.; Brandes, Potsdamer progr. 1897; im folgenden als L citiert nach du Méril), so finden sich, wie zu erwarten, zunächst stellen, an denen H sowol zu F als zu L stimmt, indem diese zusammengehen; daneben aber begegnet uns eine reihe von versen, wo H sich zu L hält, F abweicht oder überhaupt nichts entsprechendes bietet. Solche sind:

F	H
F 183 *Ne te poi refrener* *Ne de mal retorner,* *Ne de poi conseillier,* *Dolent, ne castier.*	H 852 *swes ich von guoten sinnen* *ze freuden gedenken mac* *beide naht unde tac,* *dax muox ich under wegen lân,* *wan ich der hilfe niht enhân,* *und blîbet unverendet*

swa es mich dîn bôsheit wendet:
wan dû bist leider unfruot
niht wan ze gemache stêt dîn muot.

L 221, 2 *quidquam boni facere* *non me permisisti,* *sed semper ad scelera* *pessima traxisti.* 224, 15 *restitisse debui*	*tuae voluntati;* *sed tua fragilitas,* *prona voluptati,* *nugis mundi dedita,* *noluit haec pati.*
F 593 *Car onques n'iert cis mals* *Ne pechies criminals,* *Ains ne soit engingnie,* *Q'il ne soit commencie.* *Li engins sort de toi* *Et ta maluaise foi.* *Tot le mal ensegnas* *Et sel me commandas.* *Tel pensas et gel fis* *Com dolans et caitis.*	H 535 *Dû gihst dîn kumber sî mîn rât.* *dû weist wol wiez darumbe stât,* *daz ich sô vil niht wizzen mac* *wenn ez sî naht oder tac.* *ich erkenne übel noch guot,* *ich bin frô noch ungemuot,* *wan als mich von dir wirt anebrâht.* *dû hâst dich der rede niht wol bedâht,* *daz dû mich darumbe sprichest an* *des ich schulde nie gewan.*
L 223, 27 *Caro sine spiritu* *nihil innotescit* [Karajan, Brandes: *per se malum nescit*]; *a te, quidquid feceram,*	*primitus processit ....* *Si voluntas spiritus* *in actu ducatur* *per carnem pedisequam,* *quid caro culpatur?*
H 894 *mîne sinne sint sô guot,* *vil bezzer danne dîn.* *dû muost mir gehôrsam sîn.*	L 223, 12 *Deus ... sensu te dotavit ...,* *ut ancilla fierem,* *tibi me donavit.*
H 653 *jane mac sich niht gelîchen* *unser kumber den wir tragen.*	L 221, 6 *nullae linguae saeculi* *dicerent pro vero* *unam poenam minimam,* *quam infelix gero.*

Zu der klage des herzens H 838 fgg. *dannoch ist mînes schaden mê: wan der bluome gedingen hât ... daz er werde erlôst ... sô ist mîn genâde die ich hân kleine, wan dû deheinen wân mich lâst ze liebe gewinnen* vgl. L 221, 8 *sed quod magis doleo: veniam non spero* (und 227, 5 *non est spes ulterius de redemptione*). Piquet bemerkt richtig, dass sich die ganz unmotivierte einmischung der seele H 1034 fgg. nur verstehen lässt als reminiscenz an den ausgangspunkt unseres gedichtes, eben den streit von leib und seele; man darf sagen dass diese verse geradezu einen kurzen auszug aus jenem conflictus geben, ähnlich den dem lat. gedichte in mehreren hss. (und darnach in zwei deutschen übersetzungen) angehängten, ursprünglich selbständigen schlussversen (du Méril s. 229, 6 fgg., Brandes s. 25 fgg.), mit denen sie sich wirklich an zwei stellen wörtlich berühren:

H 1037 *die* [*sêle*] *nimet er uns swanne er wil:* *des haben wir kein gewissez zil.*	L. 230, 19 *Unum est, quod moriar* *sed tempus ignoro.*

H 1043 *sô ist ir lôn bereite*
nâch unserm geleite.

L. 230, 12 *Cuiquam tunc pro meritis*
merces sua datur.

Auch das verdient zum schlusse noch angemerkt zu werden, dass in F seele und leib nur je einmal reden, während in L ein wirklicher disput stattfindet wie bei H; endlich macht F schon einen anlauf, den streit zum allegorischen process zu gestalten, in dem gott als richter angerufen wird, H aber ist, wie unten noch gezeigt werden soll, das ebenso fremd wie L.

Haben wir so mehrfach eine sehr enge berührung von Hartmanns büchlein mit dem lat. gedichte nachgewiesen, die über das, was man dem zufall und allgemein verbreiteter anschauung der zeit über das verhältnis von seele und leib zuschreiben darf, doch wol hinaus geht, so bleiben dabei jene oben hervorgehobenen stellen bestehen, an denen H zu F stimmt, ohne dass L entsprechendes aufwiese. Es bieten sich zunächst zwei möglichkeiten für die erklärung dieser tatsache: entweder hat H beide dichtungen benutzt oder aber ihre gemeinsame quelle, in der dann alle die stellen, in der er zu einem der beiden gedichte stimmt, gestanden haben müssten. Fassen wir die letztere möglichkeit zuerst ins auge. Sie zu erweisen, müsste Hartmanns dichtung zunächst mit der norwegischen homilie verglichen werden, die gleichfalls aus jener quelle geflossen ist; ich kann das hier nicht tun, da mir Ungers Homiliebog nicht zur verfügung steht, bezweifle aber nach Batiouchkoffs angaben, dass die untersuchung viel ergeben wird, da die nord. fassung von F sich fast nur durch auslassungen unterscheiden soll. Ohne ergebnis ist jedesfalls die vergleichung der armenischen version (Rom. 20, 550 fgg.), in der nach B. ein wesentliches element jenes verlorenen originals enthalten ist; denn auch die vorwürfe, die die seele hier dem leibe macht (c'est toi qui mangeais, qui buvais, qui t'adonnais à la luxure et à l'adultère) stehen von den äusserlich ähnlichen vorwürfen des herzens an den leib bei H. v. 671 fgg. in wirklichkeit doch zu weit ab, als dass man an einen zusammenhang denken möchte. Dazu kommt dies. Dass dies verlorene original in Frankreich bekannt war, erweist eben der débat *Un samedi par nuit* (sowie das lat. gedicht); anzunehmen aber, dass es auch in Deutschland verbreitet gewesen sei, ist bei dem mangel jeglichen zeugnisses ausser H. reine willkür. Bleibt also die andere möglichkeit, dass H. das franz. und lat. gedicht nebeneinander benutzt habe. Aber auch sie führt zu schwierigkeiten. Die annahme einer solchen arbeitsweise, die aus zwei parallelen quellen schöpft, hat immer schon an sich, als zu kompliciert, keine sehr hohe wahrscheinlichkeit. Bedenken machte doch auch das alter des lat. gedichtes. G. Paris setzt es ans ende des 12. jahrhunderts. Nun ist das gedicht sicher nicht in Deutschland entstanden, sondern in England oder Frankreich; es wanderte allerdings auch nach Deutschland und wurde hier verbreitet und beliebt, mehrfach sogar ins deutsche übersetzt. Keine dieser übersetzungen aber weist über das XIV. jahrhundert zurück, sollte es da H. so früh zugänglich gewesen sein? Und wenn, wie kam er dazu den franz. débat daneben zu benutzen? Mir wenigstens will es nicht wahrscheinlich dünken, dass ein derartiges gedicht je die grenzen seines sprachgebietes überschritten haben sollte, zumal zu einer zeit, wo neben ihm ein lateinisches gedicht ganz gleichen inhalts bestand. Hier böte nun freilich wider die französische reise Hartmanns ein recht bequemes auskunftsmittel. Wir bleiben aber doch lieber auf dem boden der tatsachen stehen und erlauben uns, die entscheidung in unserer schwierigen lage zu verschieben, um vorher noch einige andere seiten unseres gedichtes zu betrachten; vielleicht dass dadurch die aufgeworfene frage in eine beleuchtung gerückt wird, die uns ihre beantwortung erleichtert.

Die oben geführte untersuchung hat uns Piquets ansicht bestätigt, dass das 1. büchlein in der tat mehrfach in einzelheiten an den alten streit zwischen leib und seele sich anlehnt; umsomehr aber muss ich gegen die anschauung protestieren, dass Hartmanns gedicht sich darin erschöpfe. Wenn Piquet s. 75 fgg. mit allem nachdruck erklärt, die dichtung sei nichts anderes als eben ein débat, so scheint mir das eine gänzliche verkennung der absicht des dichters wie der litterargeschichtlichen stellung seines werkes. Piquet beruft sich für seine ansicht auf die überschrift, die unser büchlein in der hs. trägt: *Ein schöne disputatz von der liebe* usw., ohne dass einzusehen wäre, was damit bewiesen sein soll; denn auch Piquet wird diesen titel doch wol ebensowenig Hartmann zuschreiben wollen als etwa die alberne überschrift über dem 2. büchlein: *Ein klag einer frawen so sy der lieb halb tuet* dem verfasser dieses gedichtes. Die entscheidung, was unsere dichtung eigentlich sein will, kann nur aus ihr selber genommen werden.

Dabei fordert denn zunächst beachtung und erklärung, dass Hartmann sein gedicht v. 30 *klage* genannt hat. Piquet scheint das wunderlicher weise entgangen zu sein, da er s. 75 behauptet, dieser name sei dem gedichte par plusieurs critiques allemands gegeben worden. Was aber heisst nun dies *klage*? Meint Hartmann „wehklage“ oder „anklage“?

Bekanntlich hat Schönbach jüngst das letztere behauptet und ausführlich zu begründen versucht, indem er die ansicht aufstellt, unser gedicht sei in den formen einer rechtshandlung aufgebaut: klage, gegenklage, verhandlung, sühne, einigung, vertrag der versöhnten. Piquet verweist darauf, dass die afz. débats tatsächlich solche einkleidung in gerichtliche formen liebten (man kann hinzufügen, dass bereits Demokrit den streit zwischen seele und leib als regelrechten process sich abspielen liess); für unser gedicht aber lehnt er das ab; Schönbach habe vieles ohne not aus der gerichtssprache abgeleitet, was auch der umgangssprache angehöre. Das wird seine richtigkeit haben, aber es ist nicht abzusehen, wie damit Schönbachs ansicht vom aufbau der dichtung widerlegt sein sollte. Gleichwol halte ich Piquets ablehnende haltung für berechtigt. Da Schönbachs auffassung bei den fachgenossen mehrfach beifall gefunden hat, muss ich meine abweichende anschauung näher begründen, indem ich Schönbachs interpretation, soweit sie sich auf den aufbau unseres gedichtes bezieht, in den hauptpunkten als unzutreffend zu erweisen versuche.

Schönbach bespricht s. 230 fg. zunächst die stellen, wo die worte *klage* und *klagen* vorkommen und scheidet sie nach den bedeutungen „wehklage“ und „anklage“. Er setzt manche unter die zweite bedeutung, die gewiss unter die erste gehören, z. b. 650 und 654 („du klagst weil du schmerzen hast, hättest aber ursache zu schweigen und mich klagen zu lassen, denn meine sorgen sind grösser“) oder 804 *lâz dîn üppige klage,* das nur bedeuten kann „lass dein jammern“, wie deutlich die positive wendung des gedankens im folgenden verse zeigt: *sich ûf unde wis frô.* Über einige stellen kann man in zweifel sein, aber im ganzen ist es vollkommen sicher, dass *klage*, *klagen* in beiden bedeutungen vorkommt. Denn die sache ist eben überall die, dass der leib seine not beklagt und zugleich das herz als urheber dieser not anklagt; aber dass Hartmann sich die scene vor gericht gedacht habe, ist dem klaren wortlaute des gedichtes nach unmöglich.

Schönbach umschreibt s. 232 die eingangsworte v. 33 fgg.: „Der leib spricht das herz an und führt klage vor allen usw.“ Aber das steht nicht da, vielmehr sagt der leib: „herz, du hättest verdient, dass ich dich verklagte — leider aber ist dies unmöglich, da wir beide nur e i n e person sind“; damit wird Schönbachs auf-

fassung gleich in den ersten worten ausdrücklich abgelehnt. Dass überdies gar nicht an ein verklagen vor gericht gedacht ist, zeigt der zusatz *allen den ich des getrûwe daz sî mîn schade gerûwe,* womit in erster linie die *mâge* gemeint sein müssen (vgl. 316 fgg.). Diese sind ja in der tat die geborenen rechtshelfer des leibes, aber nicht der richter, vor dem doch die anklage erfolgen müsste; und wenn der leib die erwartung äussert, *daz si mich ræchen an dir,* so denkt er dabei gewiss nicht daran, dass sie ihm durch ihren rechtsbeistand zu einer gerichtlichen bestrafung des herzens, wol aber dass sie mit handhafter tat zu dessen direkter züchtigung verhelfen sollen.

Besonderes gewicht legt Schönbach s. 237 fgg. auf v. 328 *und wære ez niht ein unzuht, ich schrire wâfen über dich,* die beweisen sollen, „dass der redende leib, und somit doch wol der dichter selbst, die scene seiner worte sich wenigstens zeitweilig vor gericht denkt, wo allein der lärm als strafbare *unzuht* aufgefasst wird." So unbestreitbar nun die tatsache ist, dass *unzuht* „ungebühr vor gericht" heissen kann, so wenig ist zuzugeben, dass es das hier heissen müsse. Vielmehr verlangt die *zuht* ihrem ideale der *mâze* entsprechend überall *lîse* zu sein und verpönt überall jede laute gefühlsäusserung des schmerzes wie der freude, lautes schreien sowol wie lachen als *unzuht:* es genügt dafür auf beispiele zu verweisen wie Gudr. 1320, 1 *ein teil ûz ir zühten lachen si began* und ebd. 1474, 1 *Si vergaz ein teil ir zuhte: wie lûte si schrê!;* vgl. auch A. H. 1284.

Besonders klar sprechen gegen Schönbach die verse 411 fgg. Wie könnte eine partei, die mit ihrem gegner vor gericht steht, sagen: *wer sol den strît nû scheiden under uns beiden?* oder v. 417 *und rihte selbe über mich* der gegenpartei das richteramt antragen? Der leib stellt hier vielmehr nochmals ausdrücklich fest: „es ist unmöglich unsern streit vor den richter zu bringen. Aber er soll doch geschieden werden: ich bin zur busse bereit und du selbst sollst sie bestimmen, sollst richter sein in eigener sache." Diese verse allein müssten genügen, Schönbachs auffassung als unhaltbar zu erweisen.

V. 501 fgg. meint gewiss die gerichtlichen verhältnisse, die Schönbach s. 240 fgg. erörtert, aber diese werden vom herzen ausdrücklich nur als vergleich mit seiner lage herangezogen: 501 *dû tuost als der schuldic man,* 516 *dem glîchet sich daz mîn leit.*

V. 940 fgg. soll das herz nach Schönbach s. 251 sich der anklage des leibes gegenüber zum unschuldseid erbieten. Das ist aber unrichtig, denn in v. 940 *doch swaz iemen nu sagt* kann das *iemen* nicht „auf die person des klägers", d. h. also den leib bezogen werden, sondern es ist damit derselbe gemeint, der nach v. 932 fgg. *immer daz gesprichet, swa er dîne missetât gesiht, daz er sâ zehant giht, daz ez ein valschez herze tuo.* Also nicht dem leib, sondern solchen leuten gegenüber, die die missetaten des leibes dem herzen aufs kerbholz schreiben, ruft dieses gott zum zeugen seiner unschuld an.

Zu v. 963 fgg. *ezn stê noch an der hilfe dîn sô müezen wir verteilet sîn êren unde guotes* bemerkt Schönbach s. 253: „*hilfe* ist hier der hilfseid, der dem eide der schwörenden partei zur seite tritt. Wofern also der leib dem anerbieten des herzens auf den eid nicht zustimmt und nicht eideshelfer sein will, sind herz und leib verloren, verfallen dem urteile das auf die treulosigkeit gesetzt ist, der ächtung, und verlieren ehre und gut." Es muss aber als ausgeschlossen gelten, dass an unserer stelle von einem hilfseide die rede sein könnte, denn es ist eine unerhörte und unmögliche sache, dass eine partei der anderen als eideshelfer gegen

sich selber diene. *hilfe* hat hier keine andere bedeutung als in v. 824 und 856, wo das herz ganz ebenso klagt, dass es *der hilfe niht enhât* oder 1181, wo der leib der *hilfe* begehrt. *verteilet* aber ist hier wie öfter sonst in übertragenem sinne gebraucht, ohne dass an ein richterliches urteil gedacht wird. Die verse besagen also: „Wenn du mich nicht unterstützest, so ist uns ehre und besitz verloren." Daher denn der gegensatz v. 966 fgg.: „Willst du mir aber in rechter gesinnung beistehen, so vollbringen wir, was wir wollen."

Auch für den schluss 1645 fgg. ist es zu viel gesagt, wenn man ihn als „in die form einer rechtshandlung eingekleidet" bezeichnet. Wäre schon das vorausgehende eine gerichtsverhandlung, so hätte dieser schluss doch gar nichts mit ihr zu tun, da er uns in eine gänzlich andere scene führt, denn der vortrag findet ja nicht vor dem forum des richters, sondern der dame statt. Aus der rechtssphäre stammt überhaupt nichts als die bezeichnung *fürspreche,* die hier wie öfter sonst auf aussergerichtliche verhältnisse angewandt ist.

Endlich steht Schönbachs auffassung auch mit dem in den eingangsversen ausdrücklich festgelegten sinne des „büchleins" in widerspruch. Der dichter will sein leid nicht öffentlich klagen, damit, falls seine dame ihm doch noch liebesgunst erwiese, dies verschwiegen bleibe, nicht vorher schon auf das verhältnis aufmerksam gemacht sei (Bechs abweichende erklärung der v. 20 fgg. halte ich nicht für richtig)[1]. Statt also öffentlich zu jammern, beschränkt er den ausdruck seines kummers auf eine zwiesprache in seinem innern, zwischen herz und leib, die sein irdisches ich zusammensetzen. In übereinstimmung damit wird denn auch immer wider betont, dass die sache verschwiegen bleiben müsse: 307 fgg., 313 fgg., 333, 370, 723. *Got hât mir leider gegeben mit dir ein unnütze⁊ leben wan da⁊ ichs wol helen kan* könnte wol niemand in einer rede sagen, in der er eben dieses lebens wegen öffentlich vor dem richter klage führt. So ist auch überall ausschliesslich von einem verkehr der streitenden parteien untereinander die rede (*sîn lîp zuo sînem herzen sprach* wird der disput v. 32 eingeleitet: er müsste zum richter sprechen, wenn er eine anklage erhöbe) und nirgends führt auch nur eine andeutung auf einen zwischen oder über ihnen stehenden dritten, der vielmehr, wie oben gezeigt, ausdrücklich ausgeschlossen wird. Wie ganz anders ein gedicht aussieht, in dem wirklich eine processualische allegorie beabsichtigt ist, darüber kann uns Konrads Klage der kunst oder um in dem kreise der dichtungsgattung zu bleiben, der unser büchlein angehört, der erste salut Philipps de Beaumanoir (Suchier 2, 197 fgg.) aufklären.

Hat sich Schönbachs auffassung nach unserer untersuchung von allen seiten als unmöglich erwiesen, so kann *klage* in jenem verse nur „wehklage" bedeuten. Konnte Hartmann sein gedicht so bezeichnen, wenn er damit, wie Piquet meint, einfach einen débat geben wollte? Vielleicht würde Piquet unserem einwande gegenüber sich darauf berufen, dass auch ein werk Hildeberts von Tours (Migne 171, 989 fgg.), wie schon Bech angeführt hat, den titel führt Querimonia et conflictus carnis et spiritus. Bech bemerkte, dass dies rücksichtlich seines inhalts wie seiner einrichtung mit dem 1. büchlein manche ähnlichkeit hat, und Schönbach s. 229 hätte das nicht so ganz in abrede stellen sollen, denn beide sind wirklich auf demselben boden erwachsen. Hildeberts werk gehört zur 3. gruppe der hier in frage

1) Vgl. dazu v. 1565 fgg., wo den frauen der vorwurf gemacht wird, *den si ze gesellen kiesent unde in ze liebe erwelent, da⁊ si dâ mite entwelent, un⁊ sichs diu werlt verstêt.*

stehenden gattung (Rom. 20, 562 fgg.), in der der streit zwischen seele und leib nicht wie in den beiden ersten erst nach dem tode, sondern bereits im diesseitigen leben stattfindet; es stimmt in diesem punkte also sogar näher zu Hartmann als die beiden oben besprochenen dichtungen. Man könnte Piquet auch noch mit dem hinweise zu hilfe kommen, dass die zweite deutsche übersetzung der sog. Visio Fulberti, die Karajan a. a. o. 123 fgg. aus einer Nürnberger handschrift abdruckt, in dieser wol *Conflictus animae et corporis mortui in vulgari* überschrieben ist, sich selbst aber in v. 601 *der sele klag* benennt. Gleichwol kann ich nicht zugeben, dass Hartmann mit seiner bezeichnung dasselbe habe sagen wollen, seine dichtung ist vielmehr ohne allen zweifel ein liebesbrief oder „büchlein". Das geht aus seinem gedankenkreise mit voller klarheit hervor, denn in der tat fällt der inhalt von Hartmanns dichtung vollständig in den kreis der lettera, des breu, salut, domnejaire oder wie sonst Provenzalen und Franzosen die gattung zu nennen pflegen.

Ich versuche dafür im folgenden den nachweis im einzelnen zu geben. Er wird, denke ich, nach zwei seiten von interesse sein, einmal für Hartmann selbst, indem er die direkte benutzung einer romanischen vorlage für sein gedicht wahrscheinlich macht, sodann für die geschichte dieser dichtungsgattung in Deutschland überhaupt (sie ist zuletzt ausführlich von Ritter behandelt in den Grazer Studien z. d. philol. 5, 66 fgg. und jetzt von E. Meyer): zeigt sie sich in ihrem ältesten ausgesprochenen beispiel so eng an romanische vorbilder angelehnt, so wird man kaum geneigt sein sie mit Haupt (AH u. Büchl.[2] s. VII fg.) für selbständig aus dem deutschen boden erwachsen zu erklären.

Über den französischen und provenzalischen salut d'amour hat P. Meyer ausführlich gehandelt (Bibl. de l'école des chartes 28, 124 fgg.); dort ist auch eine übersicht über das (seither durch neue veröffentlichungen vermehrte) material gegeben, sowie eine grössere zahl altfranzösischer saluts abgedruckt. Obwol nun eine direkte litterarische beeinflussung Hartmanns nur von seiten der ältesten provenzalischen letteras, etwa eines Rambaut d'Orange (wenn er wirklich der verfasser ist), Arnaut de Mareuil und allenfalls des Raimon de Miraval denkbar wäre, so nehme ich mir im folgenden doch die freiheit, auch die jüngeren provenzalischen und französischen saluts zur vergleichung heranzuziehen. Denn der gedankenkreis ist innerhalb der gattung ein fest geschlossener, stückweise immer widerkehrender und so können die jüngeren beispiele vielfach als ersatz der zweifelsohne in grosser zahl verlorenen älteren vertreter der gattung gelten. Man wird auch daran keinen anstoss nehmen dürfen, dass ich im folgenden öfter dinge aufführe, die nicht ausschliesslich dem salut eignen sondern dem minnesang überhaupt angehören, denn der salut hat natürlich nicht einen ganz eigentümlichen und selbständigen ideenkreis, sondern nur eine seiner eigentümlichen situation angepasste feste auswahl aus dem allgemeinen vorrate an gedanken und bildern. Im folgenden ist gewöhnlich nur ein citat gegeben für einen bestimmten gedanken; von den abkürzungen meint Arch. Herrigs archiv, Chrest. die 4. aufl. von Bartschs Chrestomathie provençale, Rev. die Revue des langues romanes.

Der v. 67 fgg. ausgesprochene gedanke, dass der tod solchen ewigen schmerzen, ein ende mit schrecken diesem schrecken ohne ende vorzuziehen sei (vgl. v. 394 fgg.), findet sich fast regelmässig in den saluts, vgl. z. b. Arch. 35, 106[a] *eu cuith auer trop peich de mort, Car si sol amort nestoixia Jatan fort nomen plagneria: Car qi tot tems uio adolor, Peix a demort.*

Der gedanke v. 112 *ir muot ze frömder wîse stât, mit übel giltet si mir guot: dâ ist daz reht niht wol behuot* findet sich anders gewendet Jubinal, Jongl. et Trouv. s. 47 *Je vous aim et vous me haez. Com par sui ore homme faez, Quant j'aim cele qui ne m'adaingne; Mès Sainte Escripture l'ensaingne, C'on doit prendre bien por le mal.*

Dass der mann wenigstens in gedanken alle seine wünsche an der geliebten vollzieht v. 136 fgg., weiss auch Arnaut de Mareuil, als er sich, die geliebte umarmend, schildert Chrest. 97, 18 *una vetz sola ai parlat So quel cors a lones temps pensat.*

Dass die geliebte die schönste aller frauen sei v. 167 fgg., versäumt wol kein salut hervorzuheben. Auch dass der liebende bereit ist alles zu tun, was die geliebte immer von ihm verlangen mag v. 181 fgg. (vgl. 1061 fgg.), wird regelmässig ausgesprochen, vgl. z. b. Arn. de Mar. Rev. 20, 61 v. 36 *Mandatz me tot can vos vulhatz, Nom recreirai de vos amar; Que res als nom podetz mandar Qu'ieu no segua vostre voler, Mas so don non ai ges poder.*

Die sichere hoffnung auf erhörung, wenn die geliebte nur die treue gesinnung ihres verehrers kännte v. 207 fgg. (vgl. 1397 fgg.), äussert ebenso Amanieu de Sescas Appel, Chrest. 100, 48 *Ai! car se fos midons devina D'aitan que saupes tot mon cor, Jeu cossi l'am ni en cal for, Que, per Dieu, si mon cor sabia, S'era la peier qu'el mon sia, Si'l penria de mi merces.*

Wie v. 250 fgg. die falschen liebhaber verflucht werden, so ist im salut die verfluchung der *lauzengiers* und *mesdisants* ein stehendes requisit. Auch unterlässt es kaum einer, die physischen wirkungen der liebe ähnlich zu schildern wie Hartmann in v. 293 fgg. Besonders das *wandeln* der *varwe* v. 296 wird oft betont: Arn. de M. Chrest. 96, 36 *quel cors me falh e la colors,* Meyer IV, 89 *palir et vermeillier et taindre,* Jubinal a. a. o. 47 *mult sovent color muer.* Zu 297 fgg. *und erzücket mich ein muot ... daz ich niht rehte wizzen mac waz oder wie mir ist geschehen* vgl. Arnaut ebd. 96, 33 *Adones remanc si esbaitz, No sai on vauc ni on me venc.* Dass den liebenden auch unter freunden (*geselle* v. 306) sein zustand befällt, der von der liebe verwirrte die gesellschaft flieht v. 377 fgg. sagt ähnlich Amanieu de Sesc. Appel 100, 16 *Dona, mantas vetz vau pessan De vos, quem sono unas gens, A cuy soy amicx conoissens, Q'ieu no'ls enten ni n'ai solatz, Ans m'en vau, com trasmeliatz, Pessieus, cossiros e marritz, Car del mal d'amor soy feritz.*

385 fgg. beklagt sich der leib, dass das herz ihn so übel behandle, als hätte er ihm den vater erschlagen. Dasselbe motiv findet sich, anders verwendet, in einer vielleicht von Aimeric de Pegulha verfassten lettera (Suchier, Denkm. d. prov. lit. 1, 313 v. 77): *anc homs non fo naz de maire, que, si el m'agues mort mon paire e vos disseses qu'eu l'ames, qu'ieu nol servis e non l'onres,* womit wider eine stelle in Ulrichs von Lichtenstein zweitem büchlein genau übereinstimmt: Frauend. 146, 12 *ob ez mîn vînt wære, der mir herzenswære tæt ân alle schulde, dem wold ich durch ir hulde erbieten dienst und êre, geruochte sis, diu hêre.*

Vergleichung der liebe mit einem verzehrenden brande v. 472, 1655 fgg., 1747 ist sämtlichen saluz geläufig. Ebenso wird überall betont, wie Hartmann v. 695 fgg., dass das herz des liebenden stets bei seiner dame weilt, selbst zur nachtzeit; so sagt, um ein beispiel für viele anzuführen, Arn. de Mar. Chrest. 95, 45 *mos cors que remas lai Lo premier jorn que anc vos vi, Anc pois de vos no si parti; Non si parti de vos un torn, Ab vos sojorna noit e jorn. Ab vos estai on qu'eu esteja, La noit el jorn ab vos domneja.* Sehr häufig werden auch ausführlich die liebesqualen in schlafloser nacht und das erscheinen der geliebten im traume geschildert.

Zu v. 1076 fgg. *jâ troestet mich baz, daz ist wâr, ein vil ungewisser wân, den ich zuo ir minne hân danne ein alsô swachez heil, des ich ze mâze wurde geil* halte man beispielsweise Arn. de Mar. Rev. 20, 56 v. 123 *Qe mais am, fe qeus dei, Domna, com quem n'estei, De vos lo bon esper Qe d'autra tot aver.* Ähnlich sagt Folquet de Romans in seiner epistel v. 35 *Qu'eu am pro mais per vos morir Que per autra domna guarir.*

Wie 1418 fgg. der leib dem herzen den schwur leistet, 1659 der dichter der geliebten, dass er es treu und aufrichtig meine, so beschwört das gleiche häufig der liebende im salut, z. b. Arch. 34, 430[a] *una re puosc jurar enuer, Sim lais dieus far uostre plaszer, Nò hauesz tan coral amic* usw.; ähnlich ausführlich wie Hartmann Arch. 35, 105[a]. Auch die vorsichtige beschränkung, dass der mann seine herrin über alles setzt — *nâch gote* v. 1448 begegnet mehrfach im salut z. b. Rev. 20, 65 v. 56 *Que res no y aia part en me Mas vos sola, foras de Dieu.*

Der leib stellt sich 1443 fgg. die wonne vor, wenn er erhört sein wird, unterbricht sich aber selbst, betroffen über die kühnheit seiner gedanken 1457 *Owê, waz hân ich getân! jâ wæne ich mich vergâhet hân, daz ich sô nâhen sprechen sol* usw. Auch das findet sich im salut vorgebildet, vgl. z. b. Arnaut Chrest. 97, 9 *Si veira ja est fis amans A son viven lo jorn nil ser Que a celat o per lezer vostre gen cors coind' e prezan Entre mos bras remir, baizan olhs e boca tan doussamen Que sol un bais fassam de cen Et eu pel joi blasmar me lais! Er ai trop dig..* Ebenso unterbricht sich Folquet de R., als er sich die umarmung der geliebten gewünscht hat v. 177 *A! que n'agues crebat l'un huelh! Domna, ben sai qu'eu dic orguelh* und der französische dichter, der die angebetete (Meyer V, 1) seine *amie* genannt hat, fährt sich selbst zurechtweisend fort: *M'amie, Dex! n'est ele mie; Si fis du vanter grant folie Quant je m'amie l'apelai* usw.

Die behauptung, dass aller bisher erlittene kummer nichts sei gegen die jetzige liebesnot 1645 fgg., ist häufig; z. b. sagt Rambaut d'Or. Arch. 35, 105 *anc mais no trais tan dafan, Anc mais nulla mors non toqet Lai on la uostra iram intret* usw. oder Hartmann besonders ähnlich Folquet de R. v. 161 *altre mal mi semblavan juec Tan qu'eu senti d'amor lo fuec.*

Dass die liebe eine wunde schlägt, die nur die geliebte heilen kann 1677 fgg., kehrt in jedem salut wider, auch das hinsiechen des körpers an dieser wunde (1679 l. *lîp*) wird betont, z. b. Meyer I, 36 *vos dous regars, vo simple chiere M'ont navré; Dieus! n'i puis garir! Mon cors font et taindre et palir.* Zu der widerholung desselben bildes 1807 fgg. stimmt Meyer V, 7 in gedanken und worten, selbst der syntaktischen fügung so genau, dass ich die verse hier nebeneinander stelle:

Ich bin unmæzeclîchen wunt:	*Au cuer d'une amoureuse lance*
schaden ich enphinde	*Sui navrez si tres en parfont*
geslagen in des herzen grunt,	*Que toz cels qui el monde sont*
daz ichz niht überwinde ...	*N'ont pas pooir de mi saner;*
deheines arzâtes bunt,	*Mes se par pitie esgarder*
swie rehte wol er binde,	*Voliiez reson et mesure*
mir frumet niht, gæbe ich tûsent phunt,	*Tost gariroit ma bleceüre.*
daz ich senfte vinde:	
gebiutetz aber dîn rôter munt,	
sô genise ich swinde.	

Zu v. 1817 *mir frumet niht, gœbe ich tûsent phunt* vgl. noch Meyer VI, 7 *Dame, santé ne puis avoir Por richece ne por avoir.*

Öfters wird gesagt wie 1717 fgg., dass die hoffnung allein den liebhaber aufrecht erhält, z. b. Meyer VI, 3 *Li feus d'amors m'esprent et tient Et esperance me soustient Qui ne veut pas que je defaille.* Ebenso wird regelmässig betont wie 1735 fgg., dass die dame des mannes ausschliessliche liebe gewesen ist, seit er sie kennen gelernt hat.

Der liebende vergleicht sich einem, der im meere draussen schwimmt, fern vom ufer, dem ertrinken nah 1762 fgg. Vgl. dazu Arn. de M. Chrest. 95, 16 *Non posc aver joi ni deport, Peritz sui si non venc al port* oder Bullet. de la soc. d. anc. textes 1887 s. 96 *En haute mer m'avez gité de port,* besonders aber Meyer I, 48 *Je di pour voir que il me samble Que je soie enmi la mer Et ne puise nul port trover où je puisse à terre venir.*

Auch das bild vom geteilten spiel 1905 fgg. findet sich, allerdings anders gewendet, z. b. bei Rambaut d'Or. Arch. 35, 106[a] *Qeus am euos no amax mi, Fort mal ioc partit a aici;* vgl. auch Meyer VII, 165.

Der ganze schluss unseres gedichtes 1903 fgg. ist völlig im stile des salut, der öfters so mit einer ausdrücklichen huldigung des liebenden schliesst, der sich der geliebten als lehensmann aufgibt, so Arnaut Chrest. 98, 28 *Domna, mas jointas vos soplei: Prendes m'al vostre servidor, E prometes me vostr' amor* usw.; Arch. 34, 430[b] schliesst *Ma sperancha, mo cor e me Laiss totz en la uostra merce,* vgl. ebd. 432[a], Meyer VI.

In die vorausgehende untersuchung sind auch die v. 1645 fgg., das sogenannte „schlussgedicht“, mit einbezogen, die Saran bekanntlich abgetrennt und für unecht erklärt hat. Piquet verteidigt ihre echtheit mit Vogts gründen, denen ich völlig beipflichte, vgl. auch Schönbach s. 378 fgg. Hier mag nur die, wie ich glaube, recht wahrscheinliche vermutung ausgesprochen sein, dass Hartmann auf den gedanken, dem schlusse seines gedichtes eine vom hauptteile abweichende, mehr zum lyrischen neigende metrische form zu geben, widerum durch romanische vorbilder gebracht wurde. Meyer a. a. o. 129 fgg. handelt ausführlich über die metrische form des salut. Schon bei den Provenzalen findet sich neben dem gewöhnlichen epischen achtsilbler die verwendung lyrischer formen, in verstärktem masse ist das dann in Nordfrankreich der fall. Neben saluts im epischen versmass haben wir hier mehrere in strophen, ja es zeigt sich eine merkwürdige mischung beider formen, indem etwa der achtsilbler in regelmässigen abschnitten von ritournellen durchsetzt ist (Meyer nr. V), oder eine laisse von zwei strophen eingerahmt (ebd. VIII), oder aber dem achtsilbler eine art motet angeschlossen wird (ebd. III. IV), formen, die mit der von Hartmann gebrauchten ebenso deutlich und gewiss nicht zufällig verwandt sind wie mit den von Ulrich von Lichtenstein verwendeten, in denen Scherer, A. f. d. a. 1, 251 „metrik des 12. jahrhunderts“ sehen wollte. Übrigens lässt sich, wie ich glaube, gerade von Ulrich von Lichtenstein aus die echtheit unseres schlussgedichtes beweisen, denn der aufbau seines ersten büchleins (Frauend. 44, 17): zwiegespräch zwischen dem dichter und dem brief, sodann 51, 30 — genau wie bei Hartmann ohne jeden in die neue situation überleitenden vers — vortrag des letzteren als beauftragten an die geliebte ahmt deutlich die disposition von Hartmanns dichtung nach, nur lässt Ulrich noch eine nachschrift des dichters folgen (54, 23 fgg.), die aus der lebendigen dramatischen einkleidung prosaisch herausfällt. Dass Ulrich Hartmanns büchlein gekannt hat, ist vollkommen sicher, schon Bech hat angemerkt, dass die verse 136 fgg.,

303 fgg., 1896 im Frauend. 50, 31; 39, 26; 45, 27 widerkehren; es bleibt hinzuzufügen, dass der v. 207 fgg. ausgesprochene gedanke Ulrichs gefallen dermassen erregte, dass er ihn an drei stellen widerholt hat: Frauend. 53, 16; 143, 8; 149, 26. Auch das zwiegespräch zwischen leib und herz Frauend. 34, 12 fgg. wird Hartmanns dichtung seine entstehung verdanken.

Haben die vorstehenden ausführungen gezeigt, dass Hartmann in seinem büchlein in gedanken und ausdruck mit den saluz in einer weise zusammentrifft, dass seine bekanntschaft mit romanischen beispielen dieser gattung gesichert erscheint, so vermochte ich doch keinen salut aufzuweisen, der als die direkte und alleinige vorlage unserer dichtung gelten dürfte. Dabei bleibt aber natürlich die möglichkeit bestehen, dass es einen solchen uns nur nicht überlieferten doch gegeben, Hartmann wirklich eine bestimmte vorlage in mehr oder weniger engem anschluss nachgebildet, vielleicht sogar übersetzt habe. Wollen wir es in dieser sache zu einem einigermassen begründeten urteil bringen, so werden wir uns vor allem die frage vorlegen müssen, wie es denn mit der einkleidung stehe, die Hartmann seinem gedichte gegeben hat: ist sie sein eigentum oder fand er auch sie schon in einer romanischen vorlage?

Den saluz ist die unterscheidung zwischen körper und herz ja sehr geläufig und oft genug wird ein gegensatz zwischen den beiden darin festgestellt, dass das herz nicht mehr im leibe des dichters, sondern bei der geliebten weilt, vgl. z. b. Arch. 34, 431[b] *Ni mos cor nos parti deuos Ansz hai puois estat senes cor Perqe mos cors languis emor,* Folquet de R. v. 51 *senz cor vauc e senz cor venh, E ses cor ades me sostenh, Que de cor soi mondes e blos, Bella domna, vos n'avez dos; Que vos avez lo meu el vostre,* Meyer VI, 3 *Mon cors ne vaut une maaille, Quar mon cuer est en vostre taille, Guerpi m'a et à vous se tient.* All das aber ist nicht mehr als ein gemeinplatz in der höfischen lyrik überhaupt und zeigt nur den ersten keim des motivs, von dem Hartmanns künstliche ausbildung sich schon weit entfernt hat. Dagegen sehen wir sie denn wirklich bis ins einzelne vorgebildet in einem französischen liebesbrief Meyer nr. IV. Hier klagt der dichter, dass er sich mit seiner liebe an eine so hoch stehende dame gewagt habe und schwankt nun, wem er die schuld zuschreiben solle (v. 15 fgg.): *Si fis que fols de li amer, Mes je ne sai lequel blasmer, Ou mes iex qui par leur veoir I firent mon cuer asseoir Ou mon fol cuer qui repentir Ne s'en veut, tant puisse sentir Griez maus, mes com plus est a paine Et plus de li amer se paine.* Der dichter sieht sich aber doch zu einem freispruch genötigt: *Mes par m'ame! qoi que nus die, Les iex blasmer n'en doi je mie, Quar il sont droit en esgarder ... Mes qui a droit jugier voudroit Le cuer de droit blasmer porroit, Quar c'est cil qui sent la doleur Par qoi le vis mue couleur* usw. In dieser anklage des dichters gegen seine augen (vgl. dazu 1. büchl. 545 fgg.) und sein herz ist das zusammentreffen mit Hartmann nun schon so genau, dass man es nicht mehr für zufall halten kann. Man wird danach vielmehr zu der annahme geneigt sein, dass Hartmann und dieser jüngere französische salut gleicherweise aus einem älteren beispiele ihrer gattung geschöpft haben. Man könnte sich denken, dass hier das motiv von dem streite zwischen leib und herz (und augen) so gestaltet war, wie wir es in dem französischen gedichte finden und Hartmann hätte es dann in anlehnung an den alten conflictus corporis et animae weiter ausgebildet. Es lässt sich aber von einer anderen seite her wahrscheinlich machen, dass auch die hier angenommene selbständigkeit Hartmanns noch weiter eingeschränkt werden muss.

Im liederbuche der Hätzlerin steht (in der ausgabe von Haltaus auf s. 211 als nr. 47 der 2. abteilung) ein gedicht betitelt: ***Ain mynn red von hertzen vnd von leib.*** Auf die ähnlichkeit dieses gedichtes mit Hartmanns büchlein ist bereits Jantzen, Gesch. d. dtsch. streitged. s. 43 aufmerksam geworden, ohne der sache weiter nachzugehen. Das stück zeigt die in ungezählten allegorien dieser zeit widerkehrende einkleidung: der dichter geht an einem maienmorgen in den wald, trifft dort an einem quell auf blumiger au frau Zucht umgeben von frau Minn, Lieb, Stät, Tugend und Scham und benützt die gelegenheit, frau Minne sein liebesleid zu klagen. Nur von hier ab (v. 94 fgg.) interessiert uns das gedicht. Es war nicht schwer zu bemerken, dass der text, den Haltaus hier gibt, nicht in ordnung sein kann. Ich danke G. Wolffs freundschaft eine collation dieser verse nach Cgm. 270, der auf bl. 152ᵇ—158ᵃ gleichfalls unser gedicht enthält; sie ergab, dass bei der Hätzlerin hinter v. 120 104 verse ausgefallen sind, die ich nach Wolffs abschrift (mit interpunktion versehen) hierher setzen muss, um den zusammenhang des ganzen verständlich zu machen. Der text der Münchener hs. ist schlecht, wo ich ihn mit dem der Hätzlerin vergleichen konnte, fast immer schlechter als dieser; ich füge einige besserungsvorschläge in eckiger klammer bei; zu tilgendes ist in runde klammer geschlossen. Den dreireim 45 fg. (und vielleicht 96 fg.?) wird man nicht für einen fehler der überlieferung halten müssen. Bemerkenswert ist noch, dass *liebe* im folgenden immer von jüngerer hand auf rasur geschrieben ist an stelle des offenbar schon anstössig gewordenen *minne.*

bl. 154ᵛ = v. 120 *Solt ich Dar vmb enphachñ miet,*
120, 1 *Ich hett uerdient reichen sold.*
Dein lieb ist mir [l. *für*] *alles gold* [oder ***dir allex holt***?]
Dar vmb so laüß dich nit betragen,
Ob du Jcht macht erjagen
5 *Bald lon nach liebes sitten.“*
„Fraẅ, sol u'sagen man sol[ch] pittē,
Ach fraẅ, da uō han jch laid,
Gar grossu müe vnd arbait.
Auch riet mir mein hertx je,
10 *Das jch mich an Jr hülffe lie:*
Da uō han jch nū ach vñ we.
Sol jch das treiben Jmer me(r),
So werr mir ferrer [baß] beschechen,
Das jch si nie han gesechen;
15 *Wañ Jr hertx ist so ueraint*
Vnd gen mir also erstaint,
Das ich nit waiß, wie es mir erg(i)e:
Lange pitt tůt hertxen we.
Wie wol gemůt sey ain man,
20 *Der Je hertxen lieb gewan,*
Der waiß es wol vnd ist auch war,
Das lange pit stat gar xegefar.
Schmertxens han Jch uil erlitten
Vnd lang da her genad erbitten,
25 *Dar xů gedient menigen tag.*
Mein hertx ich nit erwendē mag,

Es well ir Jmer wessen hold:
Ir huld ich gerñ haben wolt.“
Fraw lieb sprach: „was zeichst Dein hertz,
bl. 155v 30 *Das es leidet laid vnd schmertz?*
Dar Jñ pin ich selb gewesen
Vnd han erfunden vnd erlesen,
Das es py jr beleiben wil,
Wie du doch clagest wunders uil.“
35 *Das hertz antwurt da vnd sprach:*
„Es ist noch war das ich da Jach:
Der leib wil mich zerscherben;
Ee wolt ich Jn Jm sterben.
O edlen fraẅen gehiür,
40 *Tund mir eẅr hilff vnd stiür*
Vnd ratend mir gen Jr das pest
Vnd send an mir auch stät vnd uest!
Fraẅ lieb, piß an meinem tail,
So hoff ich doch, mir uolg nach (l. *noch*] *hail.*
45 *Gedenck das ich han gesworren:*
Zů lieb han Jch mir auß erchoren
Ain lieb uon chinthait auff geporn̄.
Der wil ich wonen py
Vnd andre lieb laun weßen frey.
50 *Zwar ich wil an Jr nit uerzagen:*
Wer sach verzagtes bejagen?“
Der leib sprach: „ich můß dir sagen,
Was mich nachent tůt uerzagen.
Ich hett jr auff genad gehart,
55 *Mich vnd Dich jn Jrm gewalt [gespart].*
Da ich si erst zů lieb erchoß,
Ich wand gewunnē vnd uerloß
Meiner fraüdñ pesten tail.
Ich han glich sald noch hail
60 *Gen jr Jn chainen dingen*
Weñ senen, tobñ, leiden vnd zwingen.“
Nū sprach das hertz: „her leib, laüt ab;
So ist eẅr not mein beste lab.
Wañ Jch grünen reht als ain riß,
65 *Das aron Jn dem paradiß*
Pracht mit so schöner plúd:
So ring ist mein gemút.
Wañ ich erplick Ir angesicht,
Zů hand so enzündet sich [l. *mich*?]
70 *Ir sußer rosen varber mund,*
Die fraüd macht mir ain vnder pund [l. *der macht mir fr. ân u.*?]:
Er haißt Inwendig strāmen [? *ân fiwerramen*?]
Vnd prent natürlich flam̄en,

Das mich Jn abgrund
75 *Gar minenclich enzünd.*
Dar zů Jr fraintlich lachñ
Tůt als mein traŭren swachñ."
Der leib da hin wider sprach:
„Waistu, was her Salomon Jach:
80 *Welich hertz nach hoher liebe stat,*
Vnd der Jm nit zů enden hat,
Der törfte wol gelückes uil,
Ob jm die lieb vnd fraẅen spil
An seinen sinnen nicht verkert,
85 *So ist Jm seltten uil beschert."*
„O", ruft das hertz, „was sol ain man,
Der nie lieb noch laid gewan
Durch frawñ lob vnd durch jr liebin [l. *minnen*]*?*
Wer mag Jmer preiß gewiñ[en]
90 *Vnd dar zů ritterlichu err,*
Er hab ain lieb zů hoher er [l. *ler*?],
Von dem er hoch gemüte trag?
Villeicht möcht chumē [noch] ain tag,
Das si sich durch(t) Jr zucht bedácht
95 *Vnd jm ain fraintlich grüssen pracht*
Da uon sein leib pas wurd gefräet."
Der leib sprach: „hertz, la dinē streit!
Ich waiß wol, was mir an leit:
Weñ Jch gedenck weñ ain [l. *wan an ir*?] *jugent,*
100 *Jst* [l. *ir*?] *weiplich plüd von rain' tugent:*
In den gedencken Ich u'har
Vnd stan weißlos als ain nar;
Mein fraüd swelkt vnd uerdirbt,
104 *Dar zů mein fryer můt(e) [er]stirbt."*
Das hertz sprach: „laß mir die schuld usw. = Hätzlerin v. 121 fgg.

Die ausserordentliche verwandtschaft dieses teiles unseres gedichtes mit Hartmanns büchlein springt in die augen. Nicht bloss der aufbau ist beiderseits vollkommen derselbe: der leib klagt das herz an, dass es ihn in diese quälende liebe geführt habe, das herz verteidigt sich, nach langem hin- und herreden unterwirft der leib sich dem herzen und gelobt in seiner liebe auszuharren —, auch in den einzelheiten der gegenreden beider disputanten finden sich vielfach sehr bemerkenswerte entsprechungen. Sucht man nach einer erklärung für dies verhältnis, so regt sich naturgemäss zunächst der verdacht, dass das jüngere gedicht einfach aus Hartmann entlehnt habe. Genauere erwägung aber lässt diese annahme bald als unrichtig erscheinen, denn diese *mynnred* weist einige züge auf, die sich weder aus Hartmann erklären lassen, noch vom dichter, der sie sicher nicht erfunden hat, nachträglich in Hartmanns gedicht eingefügt sein können. Ich rechne dahin nicht das auftreten der frau Minne, das vielmehr den stempel nachträglicher einfügung deutlich auf der stirne trägt. Wäre diese gestalt ursprünglich, so müsste ihr in dem streite, der sich vor ihr abspielt, unbedingt die rolle des schiedsrichters zugewiesen sein.

Tatsächlich aber unterwirft sich der leib wie bei Hartmann freiwillig dem herzen, von dessen argumenten besiegt, ohne jedes eingreifen der Minne, die durchaus die rolle des überflüssigen, ja störenden zuschauers spielt; sie ist eben deutlich erst aus der einkleidung hineingenommen, die der dichter dem ganzen in anlehnung an eine zu seiner zeit überaus beliebte gattung gegeben hat. Demnach muss es sehr wahrscheinlich dünken, dass ebenso die guten lehren, die v. 203 fgg. dem liebhaber gegeben werden und die eine auffallende verwandtschaft mit dem recepte des herzens bei Hartmann v. 1269 fgg. (wie auch mit der belehrung v. 607 fgg.) zeigen, auch in der vorlage unseres dichters noch vom herzen gesprochen und erst von ihm seiner frau Minne in den mund gelegt wurden. Dagegen finden sich nun in unserem gedichte einige stellen, die mit gedanken des romanischen salut eine so schlagende ähnlichkeit zeigen, dass kein zufall dies zusammentreffen herbeigeführt haben kann. Es gehören dahin die v. 137 fgg., die die liebesqualen während der nacht, das beglückende erscheinen der geliebten im traume und die enttäuschung des erwachten in einer für den salut typischen weise schildern. Ich stelle die verse im folgenden mit zwei stellen aus provenzalischen letteras zusammen; man sieht daraus, dass sie geradezu als übersetzung dieser stellen gelten könnten.

v. 137.

Als ich gen nacht sol haben rů,
So gat mir senen vnd seüftzen zů
Und vil manig angstlich schwaiß,
Jetzund kalt vnd dann ze haiß.
Ich wind mich hin vnd her,
Gar dick ich mich vmbcher,
Ob mir ain clainer schlauff gepür:
Dann (*Dar in* M) *so chomt mir die lieb für*
Mit weiplichem schimpff.
Ach wie gůten gelimpff
Sy dann gen mir treibt!
Die kurtz fräd mir beleibt
Nit lenger, bis ich erwach.
Ze hannd so schrei ich: wee vnd ach,
Wie ist verschwunden mir min trost,
Der so kurtzlich mit mir koßt!
Des bin ich worden ellend,
Ich rüff us laid vnd wind mein hennd
Mit vffgeworffen armen:
Mynn, laß dich mein laid erparmen!

Arnaut de M., Chrest. 96, 40.

can me sui anatz jazer
E cuit alcun plazer aver,
Adonc me torn em volv em vir,
Pens e repens e pois sospir.
E pois me levi en sezens,
Apres retorni m'en jazens usw. (ich schlafe nachher ein und umarme dich im traum, um erwachend doppelt bekümmert zu sein).

Folquet de R. v. 21.

Que la nueit, quan soi endurmiz,
S'en vai a vos mos esperiz;
Donna, ar ai eu tan de ben
Que, quan resvelh e m'en soven,
Per pauc nom volh los olhz crebar,
Quar s'entremetton del velhar;
E vauc vos per lo leich cerchan,
E quan nous trob, reman ploran;
Qu'eu volria toz temps dormir,
Qu'en sonjan vos pogues tenir.

Auch die wendung v. 140 *yetzunt kalt vnd dann ze haiß* ist, pointierter, dem salut geläufig, vgl. Arch. 34, 431[b] *quan plus fai chault, trembla e glacha, E trassua, qan plus fai freich;* ebd. 35, 105[b] *en granz chalors mi dona freich, Et ab granz freich mi dona chaut.*

Sehr charakteristisch sind auch die v. 125 fgg. *Prüf, was man grosser lieb les* (M, *laß* H) *Von Plancheflor* (*Planck Eyfer* H, *parciual* M) *vnd von Floreß* (*floies* M), *Von Tristram* (*tristan* M) *vnd von fraw Eysal* (*ysal* M) *Schreibt man wunder uberal, Von Pyramus* (*pryamus* M, *Tramons* H) *vnd von Tyspe* (*tysetze* M): *Die*

liten alle rechte wee; von werder mynne not Lag ye ains für das ander tot. Diese stelle ist ganz gewiss aus einem salut genommen, denn dieser liebt den hinweis auf berühmte liebespaare (meist unter dem gesichtspunkte, dass alle die nicht so treu geliebt oder nicht solche liebespein erlitten hätten wie der dichter) und gerade die hier angezogenen begegnen sehr oft, vgl. Arn. de M. Chrest. 97, 34 *E Rodocesta ni Biblis, Blancaflors ni Semiramis, Tibes ni Leida ni Elena Ni Antigona ni Esmena Nil bel' Yseus ab lo pel bloi Non agro la meitat de joi,* Rev. 20, 57 v. 147 *Non fo neguns amans Qe tant be ses engans Ames com eu am vos Neih Leander Eros, Ni Paris Elenan, Ni Pirramus Tisban, Ni Floris Blanchaflor ... Ni anc Yseut Tristan;* Folquet de R. v. 135 *Que tan vos soi ferms e lejals Que Tristans fo vers Ysout fals Contra mi, e vers Blanchaflor Floris ac cor galiador;* Arch. 34, 431[b] *trauch per uos trop major pena Qe no fesz Paris per Helena Ni Floris, Herecs, ni Tristantz.*

Auch sonst stimmen einige kleine züge zum salut, vgl. z. b. v. 171 *ir rain weiplich geläß Vnd ir zartes mündlin röß Muß sein vff erd mein himelreich* mit Folquet v. 79 *quan vei la gul' e la fassa, e vei lo menton ben assis, ben cuch esser en paradis; e quan vei la bocca vermelha* usw. Hervorhebung verdient noch, dass auch die willkürliche berufung auf Salomo v. 120, 79 dem salut geläufig ist, vgl. Folquet v. 122 und Suchier, Denkm. 1, 315 v. 141.

Es ist, denke ich, ausgeschlossen, dass die angezogenen stellen anders als durch entlehnung in unser gedicht gekommen sein könnten. Die frage ist nur: auf welchem wege erfolgte diese entlehnung. Man möchte sich den hergang zunächst wol so denken, dass der dichter dieser *mynnred* seine allegorie unter zugrundelegung von Hartmanns büchlein verfasst und dabei die oben besprochenen stellen direkt oder indirekt aus einem salut entlehnt und eingeschoben hätte. Aber diese annahme dünkt mir sehr unwahrscheinlich. Es will vielleicht nicht viel besagen, dass diese stellen hier sehr gut im zusammenhange stehen, während sich uns oben eine zutat des dichters als störend erwiesen hatte. Dagegen muss ich schon für recht unwahrscheinhalten, dass der verfasser den zusammenhang von Hartmanns büchlein mit dem salut scharfsinnig erkannt und nun Hartmanns dichtung aus eben der quelle weitere, organisch mit ihr zusammenfliessende elemente zugeführt haben sollte, aus der sie von anfang an geschöpft hatte. Ziemlich ausgeschlossen aber erscheint mir diese annahme endlich auf grund folgender überlegung: hätte unser dichter wirklich Hartmanns büchlein benutzt, so bestünde die hauptsächlichste veränderung, die er mit ihm vornahm, gerade darin, dass er ihm, um ihn für seine epische allegorie zu verwerten, den lyrischen charakter, d. h. den charakter als salut abstreifte. Mit diesem tatsächlichen verhalten dürfte aber die annahme unvereinbar sein, dass er Hartmanns dichtung nun auf der andren seite gerade wider aus dem salut aufgeputzt haben sollte. Es bleibt also keine andere möglichkeit, als dass diese besprochenen stellen bereits in der quelle, die er benutzte, mit dem streite zwischen leib und herz vereinigt waren, und da diese stellen nun ganz charakteristisch sind für den romanischen salut, so kann eben diese, direkt oder indirekt[1] von ihm benutzte quelle, nur ein salut gewesen sein.

Die folgerungen für Hartmann liegen auf der hand. Gab es wirklich einen derartigen salut, so kann das genaue zusammentreffen seines inhaltes mit Hartmanns

1) Ich glaube ersteres wegen erhaltung der romanischen formen in v. 125 fgg., vgl. unten. Sie wären bei durchgang durch mehrere bearbeitungen wahrscheinlich aufgegeben worden.

büchlein kein zufall sein. Da es gleichzeitig als ausgeschlossen betrachtet werden darf, dass Hartmann von einem Romanen nachgeahmt sein sollte, so kann jener salut zu Hartmann nur im verhältnisse der vorlage zur nachahmung gestanden haben, wobei zugleich die mannigfachen berührungen zwischen Hartmanns büchlein und dem gedichte der Hätzlerin beweisen, dass der anschluss Hartmanns an seine quelle ein sehr inniger gewesen sein muss. Es wird unter solchen umständen auch der annahme einige wahrscheinlichkeit zugesprochen werden müssen, dass wenigstens ein teil der oben aufgezeigten berührungen des büchleins mit den verschiedensten saluz aus eben dieser direkten vorlage Hartmanns geflossen ist.

Darf ich durch meine ausführungen als nachgewiesen erachten, dass Hartmanns dichtung die nachbildung eines salut ist[1], so bleibt doch noch die frage zu beantworten, wie dann der dichter dazu kommen konnte, sein büchlein *klage* zu nennen. Es ist zu verwundern, dass, soviel ich sehen kann, nie jemand bemerkt oder doch ausgesprochen hat, dass Hartmann damit nur einen auf romanischem gebiete wol bekannten terminus technicus für eben jene dichtungsgattung widergibt, der sein werk angehört: franz. *complainte,* prov. *complainta* (mittelengl. *complaynte*). Zwischen *complainte* und *salut* besteht keinerlei principieller unterschied (vgl. Meyer a. a. o. 134 fgg.). Man kann nur sagen, dass der *complainte* die eigentliche salutation, die gewöhnlich in den eingangsversen enthaltene ausdrückliche begrüssung der geliebten fehlt und dass ihren inhalt, dem namen entsprechend, hauptsächlich liebesklagen ausmachen: also ganz wie in unserem gedichte. Im übrigen aber läuft sie überall mit dem *salut* zusammen; die handschriften bezeichnen nicht selten ein gedicht zugleich als *salut* und *complainte*, ja dasselbe gedicht nennt sich selbst zugleich mit beiden namen (z. b. Meyer nr. III. VII). Wie bei Hartmann so findet sich die ausdrückliche bezeichnung des gedichtes als *complainte* überhaupt ganz gewöhnlich in den französischen gedichten, öfter am ende: Meyer III, 19 *A ma complainte metrai fin,* VII, 15 *La fin de ma complainte ferai,* aber auch wie bei Hartmann in den ersten versen; so beginnt der salut bei Jubinal a. a. o. 49 *En complaignant di ma complainte,* vgl. auch in der einzigen provenzalischen complainta Arch. 34, 430^b v. 11 und 14. — Ich muss im anschlusse hieran bemerken, dass unser gedicht nicht die einzige complainte ist, die Hartmann gedichtet hat; eine zweite in strophen steht MSF. 206, 19 fgg., wider ausdrücklich (207, 1) als *klage* bezeichnet. Gegen Sarans zerschneidung dieses liedes in drei einzelstrophen, der Bech gefolgt ist, braucht man nicht mehr zu polemisieren, da Saran selbst sie zurückgenommen hat (Beitr. 23). Seiner ansicht, dass die in MSF. an erster stelle gedruckte strophe an den schluss gehört, trete ich vollkommen bei. Das ganze bewegt sich wider vollständig im gedankenkreise des salut. Dass der dichter nicht selbst zur geliebten kommen kann und ihr deshalb *mit sange klagen* muss, wird oft als die veranlassung des salut bezeichnet, vgl. z. b. Arch. 35, 100^a *E puois anar noi(l) pos, per letre Lail uoil mandar que souenir Li deuria del genz seruir* usw. Ebenso wird der salut öfter als der treu verschwiegene bote bezeichnet, der den liebenden nicht verraten wird, vgl. Arnaut de M. Chrest. 94, 26 *Messatjeus tramet mout fixel: breu sagelat de mon sagel; No sai messatje tan cortes Ni que melhs celes totas res;* Amanieu de S.

1) Auf roman. vorbilder deutet vielleicht auch sonst dies und jenes, das sich nicht gerade im salut belegen lässt. Zu v. 1531 *so enmac mir dehein nôt âne den gemeinen tôt den willen erleiden noch mînen muot gescheiden hinnen fürder von ir* vgl. z. b. Mätzner XIX, 15 *Ne ja sans mort departir ne men kier;* wie 1545 fg. *unrehtez gâhen* so wird im franz. minnesang öfter das *trop haster* getadelt u. a.

Appel 100, 153 *Entendetz en vostre coraje Mas letras, pus autre messatje Nous puesc enviar pus cubert.*

Für die bezeichnung von Hartmanns gedicht wird es ja gewiss das richtige sein, bei dem namen „klage" zu bleiben, den es sich selber gibt, aber gewiss war Haupt ebenso berechtigt, ihm den gattungsnamen eines büchleins zu geben. Vielleicht könnte man dagegen noch einwenden wollen, dass unser gedicht ja doch sicher nicht als ein an die dame gerichtetes vertrauliches schreiben, sondern wie deutlich die einleitenden verse und die anspruchsvolle nennung des dichters zeigen, als ein für die öffentlichkeit der mit- und nachwelt bestimmtes werk gemeint ist. Dieser einwand kann nichts besagen. Es ist uns ja allerdings — in Deutschland besonders anschaulich durch Ulrich von Lichtenstein, bei den Provenzalen durch den roman von Flamenca — ausdrücklich bezeugt, dass poetische liebesbriefe wirklich von den liebhabern angefertigt und der dame ihres herzens übersandt wurden. Deswegen kann doch nicht bezweifelt werden, dass solche, wie ja schon die tatsache der überlieferung beweist, zugleich als dichtungen für das publikum bestimmt waren, ja gewiss vielfach ausschliesslich dafür verfasst wurden, ohne dass der dichter daneben einen privaten gebrauch davon gemacht hätte. Für die Provence ist überdies tatsächlich bezeugt, dass der salut zum repertorium des spielmanns gehört, da ein joglar versichert (Meyer a. a. o. 129): *Senher, ieu soi us hom aclis A joglaria de cantar E sai romans dir e contar E novas motas e saluz.* Auch dass Hartmann seinen namen nennt, kann keinen anstoss erregen, wenn auch die romanischen saluz ein gleiches durchweg vermeiden (die einzige ausnahme bildet, soviel ich sehe, Amanieu de Sescas Lex. Rom. 1, 499), ja die nennung wol ausdrücklich und mit eingehender begründung abgelehnt wird, wie Mahn, Ged. d. Troub. 3, 198. Sich als verfasser zu nennen, lag Hartmann, abgesehen davon, dass dies überhaupt seine konsequent geübte art war, auch deswegen nahe, weil dem gegenstande durch die epische oder wenn man will dramatische einkleidung ein gut teil seines subjektiven charakters abgestreift war. Wo dies nicht geschah, wie in seiner rein lyrischen complainte MSF. 206, 19 fgg., finden wir richtig auch den namen des dichters nicht genannt. Eine vollkommene parallele zu Hartmanns verfahren bietet Philippe de Beaumanoir, der in seinem einen im achtsilbler verfassten salut (Suchier 2, 197 fgg.), in dem er seinen liebeskummer ähnlich Hartmanns büchlein zu einem process vor dem forum der frau Minne episiert und objektiviert hat, ebenso seinen namen nennt, den er in seinem zweiten in strophen gedichteten salut (ebd. 2, 312 fgg.) unterdrückt.

Vielleicht wünschte man nun noch zu wissen, ob Hartmanns vorlage denn französisch oder provenzalisch gewesen sei. Die frage ist nicht ganz leicht zu beantworten, doch möchte ich eine französische quelle für wahrscheinlicher halten, trotzdem überhaupt kein französischer salut überliefert ist, der älter wäre als Hartmanns büchlein. Nicht aus der allgemeinen erwägung, dass eine solche annahme an sich wahrscheinlicher sei, weil Hartmann sonst immer französischen quellen folgt und diese ihm überhaupt näher lagen, denn es ist schliesslich nicht einzusehen, warum Hartmann provenzalische vorbilder weniger zugänglich gewesen sein sollten als etwa Friedrich von Hausen oder Heinrich von Morungen; wol aber in erwägung einiger besonderer bezüge. So weist der titel *klage,* den Hartmann seinem werke gibt, auf Frankreich, da nur hier der name *complainte* als kunstausdruck verbreitet ist, während im provenzalischen ein einziges jüngeres gedicht (Arch. 34, 430) als *complainta* (in der hs. wie im texte) bezeichnet wird und Meyer a. a. o. 135 das wort sogar als lehnwort aus dem franz. verdächtigt. Dazu kommt die metrische form

unseres büchleins, die, wie gezeigt, im französischen salut ihre verwandten hat, während im provenzalischen eine derartige mischung epischer und lyrischer formen innerhalb desselben gedichtes nicht begegnet. Es wird mir weiter nach meinen obigen ausführungen, die die quelle jenes gedichtes der Hätzlerin als identisch mit Hartmanns vorlage nachzuweisen suchten, erlaubt sein, eine stelle in jenem gedichte auch hier herbeizuziehen. Es weisen nämlich in den angeführten versen 125 fgg., die auf berühmte liebespaare verweisen, die namen, soweit sie durch den reim feststehen, nach Nordfrankreich: *Flores (: les)* erscheint in dieser französischen gestalt, während die provenzalische form stets *Floris* lautet (vgl. die zusammenstellungen bei Birch-Hirschfeld, D. d. Troub. bek. ep. stoffe s. 31 fgg.). Auch die form *Eysal* darf ich anziehen. Sie zeigt im vokal allerdings einfach übereinstimmung mit der in Deutschland verbreitetsten form (Hertz, Trist.[2] 483) *Isalde, Isalt,* aber anlehnung an die deutsche form vermag nicht das durch den reim gesicherte[1] *(: überal)* fehlen des *t* zu erklären. Ich verstehe *Eysal* als falsche auflösung eines franz. nominativs *Isalz*; diese namensform aber weist uns (Muret, Rom. 16, 296) in das nordöstliche Frankreich. Schliesslich führt nach der gleichen richtung auch die einkleidung von Hartmanns gedicht, die wir in einem franz. salut bis ins einzelne vorgebildet fanden, während kein provenzalisches ähnliches aufwies. Auch die tatsache — und damit kehren wir nach so langem umweg endlich an den ausgangspunkt unserer betrachtungen zurück — dass der streit ausgebildet (oder vielleicht richtiger: erfunden) wurde in anlehnung an den alten conflictus corporis et animae, erklärt sich besser in Nordfrankreich, wo dieser nach ausweis der zahlreichen bearbeitungen in lateinischer und französischer sprache sich frühzeitig der grössten beliebtheit erfreute, als in der Provence, aus der uns nur eine einzige jüngere bearbeitung des motivs überliefert ist. Was nun das oben dargelegte verhältnis des büchleins zu dem débat und der Visio Fulberti anlangt, so dünkt mir die wahrscheinlichste annahme die, dass der verfasser jenes franz. salut sein thema im anschluss an das lateinische gedicht bildete, wobei ihm leicht begreiflicher weise einige erinnerungen an die volkstümliche version des débat mit unterliefen. Möglich wäre natürlich auch, dass die reminiscenzen aus dem débat von dem französischen autor der vorlage Hartmanns, die aus dem lateinischen gedichte aber von Hartmann herrührten: doch ist diese erklärung weniger einfach und es stehen ihr die oben gegen die annahme eines so hohen alters bez. einer so frühen verbreitung der visio in Deutschland entgegen.[2]

1) Nicht ganz, wenn der reim 120, 68. 69 nicht bloss fehler der überlieferung ist.

2) Vielleicht hätte in den vorgetragenen combinationen auch der „trost in verzweiflung" mit seiner anklage gegen das herz eine rolle spielen sollen; aber ich weiss mit dem merkwürdigen stück und seiner merkwürdigen beziehung zu Hartmann nichts anzufangen. — Hier mag erwähnt werden, dass Piquet für das 1. büchlein auch benutzung von Ovids Ars armat. behauptet. Seine zusammenstellungen sind kaum überzeugend; das auffälligste zusammentreffen — anwendung des gleichnisses vom tropfen, der endlich den stein höhlt auf die bemühungen des liebenden — verliert an beweiskraft durch Schönbachs beobachtung (s. 218), dass Hartmann das sprichwort nicht in Ovids fassung, sondern in der dem mittelalter geläufigeren *gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo* citiert. Piquets behauptung, Hartmann habe den Ovid in Chrestiens übersetzung benutzt, ist natürlich reine willkür, da, wenn einem mhd. dichter, so Hartmann das original zugänglich war. Will man die benutzung Ovids zugeben, so ist noch die möglichkeit ins auge zu fassen, dass sie aus Hartmanns quelle stammen könnte. Es ist bekannt (Diez, Poesie d. Troub. s. 111 fg.), wie eifrig die troubadours Ovid citieren; für Frankreich genügt es, eben auf Chrestien zu verweisen.

Nach diesen etwas langatmigen ausführungen sei nur zum sog. 2. büchlein noch eine beiläufige bemerkung gestattet in rücksicht auf die von Saran in der eben erschienenen fortsetzung seiner Hartmannstudien (Beitr. 24, 1 fgg.) ausgesprochenen meinung, dass wir es in diesem gedichte im grunde wol nur mit einer in die form eines liebesbriefes gekleideten rhetorischen stilübung zu tun hätten. Ich glaube doch, es ist eine durchaus ernsthaft gemeinte dichtung und wirklich, wie die schlussverse 811 fgg. ausdrücklich äussern, als liebesgruss an die geliebte gerichtet — oder gerichtet gedacht; denn das ist unentscheidbar, ob ein wirkliches oder nur fingiertes verhältnis zu grunde liegt, die dichtung tatsächlich als „brief“ in unserem sinne vom dichter im privatverkehr mit seiner geliebten verwandt oder aber von anfang an als kunstwerk für die öffentlichkeit bestimmt war, soviel wahrscheinlicher man das letztere auch finden mag. In dieser ansicht können mich auch die v. 507 fgg. nicht erschüttern, die Saran als für seine auffassung durchschlagend erklärt, da dergleichen einer dame zu schreiben vollendete rohheit wäre. Für unsern geschmack gewiss, ob aber auch für den jener zeit? Ich kann nicht finden, dass unsere stelle anstössiger wäre, als wenn es etwa Gudr. 667 heisst, da Herwig die ihm eben verlobte Gudrun nicht sogleich als gattin heimführen soll *Man riet Herwîgen, dax er si lieze dâ, dax er mit schœnen wîben vertribe anderswâ die xît und sîne stunde darnâch in einem jâre* oder der Nibelungendichter uns gelegentlich Gunthers brautnacht versichert Nib. 630: *er hete dicke sanfter bî andern frowen gelegen.* In gedanken und ausdruck bewegt sich das büchlein wider ganz im kreise des salut und ich möchte glauben, dass auch ihm romanische vorbilder nicht ganz fremd geblieben sind. Die veranlassung des briefes — trennung der liebenden durch die *huote* macht mündlichen verkehr unmöglich — wird oft auch als motiv des salut angegeben, der gewöhnlich gesandt wird entweder, weil der dichter in der gegenwart der geliebten überhaupt nichts sagen kann, da ihm ihr anblick verstand und sprache nimmt, oder weil eine ablehnende antwort direkt aus ihrem munde vernommen ihn sofort töten würde, oder weil er der späher wegen sich nicht zu ihr wagt. Auch der schluss 811 fgg. ist im stile des salut, vgl. z. b. Meyer I, 155 fgg. III, 23 fgg., ebenso wird oft die geliebte zum schluss in gottes schutz befohlen, z. b. Meyer I, 163 fgg.; II, 83 fgg.; III, 20 fgg; Jubinal s. 48. Noch sonst erinnert manches an den salut. Zu v. 99 *dax mir ie liep von ir geschach unde mir mîn heil zerbrach des lîde ich grôxen ungemach, dax ich se unheiles ie gesach* vgl. Meyer III, 6 *Mar vi onques vostre valor Ne vostre biauté qui m'a mort, Si de vous n'ai prochain confort,* ebd. IV, 8 *Mar vi l'eure que l'esgardé, Le cele n'a merci de moi Por qui je sui en tel effroi.* — Wortspielende antithesen wie 103 fgg. sind angedeutet z. b. Arch. 34, 431[b] *Viu morentz font e langis .. Percho no es ma uida uiures.* Ebd. 431[a] *lo mieus uiures no es uida, Ansx es be mortx tota complida.* — Die auseinandersetzungen 330 fgg. über den anteil der dame am schmerze des liebhabers, wärs auch nur die hälfte, finden sich (regelmässig so, dass die teilung gewünscht wird) häufig z. b. Rev. 20, 61 v. 57 *Dona, per Dieu e per merce, ... Sostenex me lo ters ol cart Del dexir quem destruy em art;* Folquet de R. v. 152 *volgr' aguesses la mitat Ol terx ol quart del mal qu'eu ai.* — Wie der liebende zum toren wird, der sich nicht mehr zu benehmen weiss 366 fgg., findet sich in jedem salut (vgl. oben); im einzelnen vgl. z. b. die auch stilistisch ähnliche schilderung Arch. 34, 431[a] *Donna cel qi no au ni ue, Ni no dorm, ni pausxa nha be Ni no conois, ni no enten, Ni no laissa de pessamen, Ni qan uai no sab res uas on, E qill sona qe noi respon* usw. — Über das motiv, dass der liebende den tod so langer qual vorziehen würde 381 fgg., wurde

schon oben gesprochen, ebenso über das *geteilte spil* v. 615 fgg. Wie hier nach 627 *teiln unde weln* der liebende übte, so Meyer VI, 9 die dame: *Mon cuer avez de mei parti, Vous avez choisi e parti; Le cuer avez, je le vous cuit, Et j'ai le cors qui se defrit.* — Auch das sprichwort *dan ûz ougen dan ûz muote* 673 findet sich angeführt und widerlegt (mit anderer wendung) von Arn. de M. Chrest. 95, 39 *sai be qu'es falhimen Lo repropchiers c'om dire sol: Que olh no vezo, cors non dol: lo cors mi dol, domna, per ver, Can nous podon mei olh vezer.* — Unser gedicht erhält seinen stark rhetorischen anstrich besonders dadurch, dass oft ein allgemeiner satz aufgestellt und dann als falsch widerlegt wird (v. 53. 137. 477. 510. 581. 615. 670 fgg.). Möglicherweise ist auch hier nur ein entlehntes motiv zu tode gehetzt, wenigstens zeigt ein franz. liebesbrief (Meyer V) dasselbe verfahren, indem er den satz citiert *que bien amer la mort respite,* um ihn sofort zu widerlegen; vgl. auch oben die widerlegung des „aus den augen, aus dem sinn" bei Arnaut de M. Auch die massbestimmung v. 558 *ê man dâ eine mîle möhte gerîten* deutet über die grenze, vgl. Martin z. Gudr. 384, 4.

Für kuriositätensammler möchte schliesslich noch der hinweis ein interesse haben, dass ein bis zu einem gewissen grade ähnliches verhältnis wie zwischen Hartmanns liedern und epen und dem sog. 2. büchlein zwischen einem liede Folquets von Romans (in Zenkers ausg. nr. II) und einer lettera besteht, die die hss. bald Folquet, bald Pons de Capdoill zuschreiben; dort hat der herausgeber Folquets die epistel diesem dichter gerade auf grund der zahlreichen wörtlichen berührungen zugeschrieben. Übrigens ist auch ein katalanischer liebesgruss erhalten (Rom. 20, 199 fgg.), der in seinem texte mehrere strophen verschiedener troubadours citiert, immer mit ausdrücklicher einführung wie unser büchlein v. 121.

Das 4. kapitel behandelt die Artusepen Hartmanns, den Erec und Iwein. Piquet geht sehr gründlich zu werke, indem er mit einer geschichte des stoffes, der *matière de Bretagne* beginnt, die an sich interessant genug, für die beleuchtung Hartmanns wenig nutzen bringt. In seinen anschauungen steht Piquet hier auf G. Paris seite und polemisiert gegen Förster. Er sucht für den Yvain den nachweis zu erbringen, dass das mabinogi von Owen unabhängig von Chrestiens gedicht und älter als dieses sei. Der nachweis ist meines erachtens nicht gelungen, für Hartmanns Iwein aber ist das verhältnis ganz gleichgiltig, da kein zweifel darüber aufkommen kann, dass er eine bearbeitung von Chrestiens Löwenritter ist. Anders steht die sache freilich beim Erec, der ja viel stärker von Chrestiens gedicht abweicht und was das merkwürdige und schwierige ist, in einigen dieser abweichungen mit dem mabinogi von Geraint ab Erbin zusammentrifft. Piquet gibt s. 183 fgg. eine liste der übereinstimmungen, in der alles wichtige bereits von Dreyer angemerkt ist. Vieles davon kann zufällig sein, aber einige punkte sind darunter, die eine solche deutung nicht zulassen, so dass hier notwendig beide dichtungen, zwischen denen eine direkte berührung undenkbar ist, aus gemeinsamer quelle geschöpft haben müssen. In bezug auf das mabinogi, bei dem sich die benutzung Chrestiens einmal nicht leugnen lässt, hat G. Paris bekanntlich die ansicht vertreten (Rom. 20, 152 fgg.), das mabinogi habe „outre le poème de Chrestien une autre source, c'est à dire une des variantes françaises de ce conte d'Erec, dont à l'époque où Chrestien rimait, il existait tant de versions." Piquet überträgt nun wie P. Hagen diese ansicht auch auf das verhältnis zwischen Hartmanns und Chrestiens Erec, indem er behauptet, Hartmann habe neben Chrestien noch eine andere französische bearbeitung des gleichen gegenstandes benutzt. Aber er hat dabei nicht genügend bedacht, wie sehr viel ungünstiger hier von vorn

herein die verhältnisse für eine derartige annahme liegen. Vielleicht misst man der tatsache nicht viel bedeutung bei, dass Hartmann sich immer auf ein buch, einen meister beruft und als diesen in den versen, die der freundliche zufall uns eben neu geschenkt hat, Crestiens bezeichnet, denn wirklich beruft Hartmann sich mehrfach auch dort auf seine quelle, wo Chrestien nichts entsprechendes bietet (vgl. Rev. crit. 39, 389). Aber es kommen andere erwägungen dazu. Erstens einmal wird man es schwerlich wahrscheinlich finden, dass diese zweite version des Erekromans, von der in Frankreich selbst sonst keine spur erhalten ist, nach Deutschland gekommen sein sollte, noch dazu zu einer zeit, als Chrestiens dichtung längst vorlag, die doch, wie eben die überlieferung zeigt, selbst in Frankreich alle anderen versionen in den hintergrund drängte. Piquet hat das wol selbst gefühlt und lässt daher Hartmann das gedicht auf seiner (wie oben gezeigt, selbst problematischen) französischen reise kennen lernen. „Pendant son séjour dans la France septentrionale, Hartmann a entendu l'un de ces conteurs ... reciter l'histoire d'Erec. La mémoire avait retenu les linéaments principaux du récit; il se rappelait certains traits de la donnée primitive. Lorsque, en face du Chrétien, il se mit à adapter le poëme français pour le public allemand, il se souvint du conte ancien et pour des raisons qu'il nous est le plus souvent possible de déterminer, il préféra dans un certain nombre de cas la version du jongleur à celle de Chrétien.“ Hübsch ausgedacht, aber den tatsachen gegenüber leider unmöglich. Es ist ausgeschlossen, dass die entlehnungen aus dieser angeblichen quelle in Hartmanns text anders hätten kommen können, als indem er jene bei abfassung seines Erec schriftlich neben Chrestiens text vor sich liegen hatte, denn sie betreffen ausschliesslich ganz nebensächliche dinge, die er niemals aus dem blossen gelegentlichen anhören einer von Chrestien abweichenden recension der erzählung hätte im gedächtnis behalten können.

Das zusammentreffen Hartmanns mit dem mabinogi in mehreren und gerade ganz nebensächlichen zügen beweist nun ja, dass beide die gleiche version neben Chrestien benutzt haben müssen. Ist denn das nicht wider ein höchst merkwürdiger zufall, da es doch nach G. Paris ansicht, die Piquet teilt, „tant de versions“ dieser geschichte in Frankreich gegeben hat? Und wie merkwürdig ist Hartmanns verhalten dieser zweiten quelle gegenüber, wie ganz verschieden vom mabinogi! Warum schloss er sich doch nur in so ganz gleichgiltigen dingen an sie, seiner sonst aus Chrestien genommenen oder nach eigenem ermessen gemodelten erzählung ein paar flicken aufsetzend, deren absicht nicht einzusehen ist? Die in frage stehende version war doch nach G. Paris an einigen punkten besser componiert als Chrestiens epos; hatte Hartmann nicht verstand genug aus seinen zwei quellen jeweils die bessere version auszuwählen, da doch der verfasser des mabinogi, der wahrlich kein genie gewesen, dies getan hat?

Das verhältnis ist schwierig und man mag zugeben, dass die bisherige forschung kein volles licht darüber verbreitet hat. Piquets neue untersuchung aber kann, von allen sonstigen bedenken abgesehen, schon deswegen nicht abschliessend genannt werden, weil er es schwer begreiflicher weise versäumt hat, die erhaltene nordische version der Erecsage heranzuziehen, die bekanntlich, obwol auf Chrestien fussend, doch in mehreren punkten sehr merkwürdig mit Hartmann zusammentrifft, ein verhältnis, das für die entscheidung der hier berührten frage naturgemäss aufs genaueste erwogen werden muss. Das ergebnis dieser notwendigen neuen untersuchung dürfte unseres erachtens doch sein, dass Hartmann eine von der erhaltenen abweichende recension von Chrestiens gedicht benutzt hat. Da sich die jeweiligen

übereinstimmungen zwischen mabinogi, Erekssaga und Hartmann nur auf nebensächliche dinge erstrecken, braucht deren abweichung vom erhaltenen texte nur gering gewesen zu sein. Mit dieser annahme würden sich jedesfalls alle schwierigkeiten am einfachsten lösen und es stehen ihr, so viel ich sehen kann, auch von seite des französischen gedichtes erhebliche schwierigkeiten nicht entgegen, denn die überlieferung desselben ist gering und verhältnissmässig schlecht und die lücken und fehler, die die zu erschliessende stammhandschrift bereits gehabt haben muss (Förster, Einl. s. Vfg.), beweisen, dass uns in den überlieferten hss. nur eine und nicht gerade die ursprünglichste recension von Chrestiens dichtung erhalten ist.

Bei der behandlung von Hartmanns Artusepen im einzelnen, wie im 5. kap. beim Gregor, richtet der verfasser naturgemäss sein hauptaugenmerk auf die scharfe klarlegung des verhältnisses, in dem Hartmann zu seinen französischen quellen steht. Die tendenz dieser vergleichungen geht, wie schon die vorrede bemerkt, vorzüglich dahin, den von den deutschen forschern unterschätzten französischen dichtungen zu ihrem rechte zu verhelfen und ihre überlegenheit über die deutsche nachbildung in vielen zügen zu erweisen. Wir geben Piquet gerne zu, dass die deutsche kritik in der lobpreisung von Hartmanns änderungen mehrfach des guten zu viel getan hat, und des verfassers ausführungen enthalten in dieser hinsicht manche zutreffende bemerkung. Er schiesst aber auch nach der anderen seite öfter über das ziel und im ganzen dürfte der streit über eine gewisse grenze hinaus überhaupt müssig sein und ein ergebnis nicht versprechen. Es war ja wol nicht laune und wenigstens weit überwiegend nicht ästhetische überlegung, was Hartmann zu seinen änderungen trieb, sondern neben seiner nicht eben starken individualität in erster linie der umstand, dass er ein Deutscher war, nicht vermögend und nicht gewillt, das eigene in seinem volke wurzelnde denken und sein dem fremden stoffe zu opfern, den der zug der zeit ihn bearbeiten hiess. Und eben daraus fliesst wol die einmütigkeit der deutschen forscher im lobe Hartmanns gegen Chrestien, dass seine art ein etwas in uns erklingen lässt, das uns mit unserem volksgenossen durch die jahrhunderte verbindet.

Gänzlich misslungen scheint mir der 5. abschnitt dieses kapitels, der die chronologie behandelt und zu dem ergebnis kommt, dass der Iwein vor dem Erec verfasst sein müsse. Es sind überwiegend recht abstrakte erwägungen, die den verfasser zu dieser anschauung führen. Er kann sich das freiere verhältnis Hartmanns zu seiner quelle im Erec nicht anders erklären als aus gesteigerter kunst des dichters. Diese zeige sich in der art der abweichungen von seiner vorlage. Während im Iwein sämtliche zutaten Hartmanns sich als ebenso viele fehler erwiesen, zeige der Erec glückliche zusätze, auch seien die auslassungen hier kühner und richtiger. (Nebenbei bemerkt ist diese ganze erwägung vom standpunkte des verfassers aus recht inkonsequent, da nichts hindert, für sehr viele fälle jene angeblich neben Chrestien benutzte französische version als quelle für Hartmanns änderungen anzurufen). Man dürfe die langen beschreibungen des Erec nicht dagegen ins feld führen, Hartmann konnte auch später mehr interesse an diesen dingen genommen haben (!). Die kenntnisse des dichters zeigten sich im Erec mannigfaltiger und ausgebreiteter, der grundton ernster, reifer, religiöser. Piquet findet bei stilistischen berührungen zwischen Erec und Iwein das ursprüngliche auf seite des ersteren und es ist ein haupttrumpf, dass der Erec stellen hat, die nicht in Chrestiens Erec, aber in dessen Yvain stehen, den Hartmann also vorher bearbeitet haben müsse. Die richtigkeit dieser beobachtung zugegeben, vermöchte sie doch gar nichts zu beweisen. Warum sollte Hartmann den

Yvain nicht gekannt haben, ehe er ihn bearbeitete? Wir wissen doch z. b., dass Wolfram im Titurel namen aus der Bataille d'Aliscans entlehnte, ohne dass es bisher jemand eingefallen wäre, den Titurel deswegen nach dem Willehalm anzusetzen. Piquets folgerung ist umsoweniger logisch und konsequent, als er die anspielung auf den Erec, die im Iwein 2792 fgg. sich findet, um seine chronologie zu retten, als eine anspielung auf Chrestiens Erec erklären muss, den also Hartmann gelesen hatte als er den Iwein verfasste. Der *tumbe kneht,* als welchen Hartmann im Erec sich bezeichnet, wird im anschluss an Saran, aber sicher mit unrecht weggedeutet. Die grössere menge französischer wörter im Erec sind Piquet ein zeichen seiner späteren entstehung. Über die sprachlichen und stilistischen bedenken geht er mit erstaunlicher leichtigkeit hinweg: die eigenheiten des Erec fänden sich zum teil auch in anderen gedichten, zum teil werden sie das ergebnis seiner schlechten überlieferung sein. Piquet hat sich augenscheinlich nicht genügend klar gemacht, dass in solchen fällen, wo äussere zeugnisse fehlen oder hinweggedeutet werden können, allein die genaueste philologische behandlung der dichtungen eine entscheidung bringen kann; hier also hätte seine kritik einsetzen müssen, statt sich in allgemeinen betrachtungen zu ergehen. Was aber sollen solche vage und vielfach schiefe behauptungen beweisen gegenüber der fülle formaler beobachtungen, die Lachmann und Haupt, neuerdings wider Voss, Zwierżina und Kraus gesammelt haben? Es lässt sich vielleicht denken, dass den verfasser das grössere gefallen, das er am Erec fand, auf diesen abweg geführt habe. Man kann dies vollständig teilen, aber man darf seine quelle nicht vergessen. Der Erec ist wol an sich ein sympathischerer stoff. Im Iwein geht es weiter auch gar zu gemessen her, allzu wol abgewogen sind wort und gebärde, oft meint man das gähnen der hofdamen durch all diese peinliche etikette zu hören. Es scheint nur die grenzenlose liebenswürdigkeit und die vollendete innere harmonie der persönlichkeit, die hinter dieser dichtung steht, das wunder zu bewirken, dass man den leichten fluss dieser tausende von versen ohne ermüdung zu geniessen vermag, wie man nicht müde wird, dem eintönig sanften murmeln des waldbachs zu lauschen, an der kristallhellen klarheit seiner ruhigen flut sich zu erfreuen. Näher aber steht dem modernen menschen, der sich überhaupt gerne zu dem unfertigen, gährenden, ringenden hingezogen fühlt, besonders wo es mit einer taufrischen, naiven innigkeit gepaart auftritt, leicht der muntre bursche, der aus dem Erec uns anspricht, schwelgend in den seligen entdeckerfreuden der ersten fahrt durch dies wunderland, das sich vor ihm aufgetan hat. Es belustigt uns, ihn noch etwas hemdärmlig durch diese feine gesellschaft stürmen zu sehen, in der er dort auf dem glatten boden strauchelt und da einer dame auf die schleppe tritt, und wir nehmens ihm darüber nicht übel, wenn er uns öfter ein wenig beschwerlich fällt mit seiner neugebackenen weisheit und in seinem naiven staunen vor den neuen dingen ein mal ein paar hundert verse lang vor einem bunten pferd und einem geschnitzten sattel stehen bleibt. Aber das darf man wol sagen, dass es in unserer altdeutschen litteratur kaum eine zweite dichtung gibt, die noch vor aller kritischen untersuchung gleich lebhaft und sicher den eindruck eines jugendwerkes macht wie gerade der Erec.

Gerne erholt man sich von den verirrungen dieses abschnitts im 5. und 6. kap., die den Gregor und Armen Heinrich behandeln und besonders in der analyse der motive und charaktere dieser dichtungen manche schöne beobachtung bieten. Die anhänge geben eine ergänzung zu Neussells untersuchung über die quelle des Gregor, indem dargelegt wird, dass Hartmanns text öfter noch als Neussell anführt, näher

zur handschriftengruppe a stimmt, sowie eine vergleichende übersicht über dem Armen Heinrich verwandte stoffe.

Die nächsten kapitel machen es sich zur aufgabe, L'art de l'écrivain und Les qualités du poète zu beleuchten. Das meiste hierhergehörige war freilich schon früher bei den erörterungen über Hartmanns verhalten zu seinen quellen besprochen. Im einzelnen hätte man gewünscht, dass der verfasser statt bloss zu schildern, sich als historiker gefühlt und auch den hintergrund gezeichnet hätte, von dem allein Hartmanns gestalt sich klar abheben kann; es hätte da das verhältnis des dichters zu den älteren höfischen epen wie zum nationalen epos beachtet werden müssen. Auch vermisst man hier eine darstellung der beträchtlichen unterschiede der einzelnen dichtungen Hartmanns, d. h. also seiner entwicklung; dem verfasser würde diese zu geben freilich nicht leicht gefallen sein, nachdem er die chronologie von Hartmanns werken so auf den kopf gestellt hat. Höchst bedauerlich ist der abschnitt über Hartmanns sprache, besonders die zusammenstellung über deren angebliche eigentümlichkeiten s. 298 fgg. Nicht allein dass kritiklos sprache des dichters und orthographie der handschriften identificiert, gemein mittelhochdeutsches und dialektisches durcheinandergeworfen wird, der verfasser zeigt sich auch so völlig unberührt von jeder kenntnis auch nur der elemente historischer grammatik, dass man recht hässliche dinge zu lesen bekommt, von deren einzelheiten der schleier am besten nicht gehoben wird. Bedauern muss ich auch, dass Piquet nicht der einwirkung Hartmanns auf zeitgenossen und nachwelt eine besondere betrachtung gewidmet hat. Es wäre das kein äusserliches anhängsel des buches geworden; denn nicht bloss, dass das thema von allgemeinerem litterargeschichtlichen interesse ist, es würde gerade von da ein scharfes licht auf die persönlichkeit des dichters und das innerste wesen seiner kunst zurückfallen; wie lehrreich wäre schon die parallele mit Wolfram gewesen.

Das letzte kapitel schildert in drei abteilungen — könig, ritter und frau — die höfische gesellschaft in ihren treibenden ideen, wie sie nach Hartmanns werken sich darstellt; Piquets auffassung, dass diese schönen bilder die rauhe wirklichkeit des alltags spiegelten, vermag ich freilich nicht zu teilen. Eine kurze zusammenfassung aller ergebnisse, zu denen der verfasser gelangt ist, macht den beschluss des buches, das die Hartmannforschung, mag es sich auch öfter auf irrwege verlieren, doch als eine wirkliche förderung ihres strebens begrüssen darf.

FREIBURG I. B. FRIEDRICH PANZER.

Goethe und die romantik. Briefe mit erläuterungen. 1. teil. Herausgegeben von **Carl Schüddekopf** und **Oskar Walzel.** Weimar, verlag der Goethe-gesellschaft. 1898. XCVI, 382 s.

Weihnachten hat die Goethe-gesellschaft ihre mitglieder mit dieser prächtigen gabe erfreut, einer ausgezeichneten arbeit und einer wichtigen bereicherung der Goethe-litteratur, mit deren herstellung zwei auf diesem gebiete bewährte forscher betraut wurden. Walzel lieferte die einleitung, worin er, im gegensatz zum herrschenden vorurteil, den beweis führt, dass die gesamte deutsche romantik, vor allem die beiden Schlegel und Schelling, einen tiefgehenden einfluss auf Goethes geist geübt und, wie Schiller, an seiner dichtung mitgebaut haben. Das letztere darf freilich nur in beschränkter bedeutung zugestanden werden, aber feststeht, dass die Schlegel unter denjenigen waren, die besonders den glauben verbreiteten, Goethe sei der eigentliche deutsche dichter. Das, was sie in den neunziger jahren taten, hatte vor

zwanzig jahren schon Goethes älterer busenfreund Merck auf seine weise getan; er war von der wahrheit, dass Goethe der eigentliche deutsche dichter sei, tief durchdrungen, und wirkte demgemäss auf die entwickluug des dichters günstig ein; er war es, der den „Faust" als die genialste dichtung pries, mit welcher keiner der übrigen versuche, die sage dichterisch zu gestalten, auch nur entfernt zu vergleichen sei. Freilich sind die Schlegel später durch ihre neigungen verführt worden, von Goethe abzufallen und über ihn hinauszugehen, treu geblieben war ihm nur Schelling, und später ist Tieck wenigstens für seinen ruhm aufgetreten, der aber seine grösse so wenig erkannte, dass er den jungen Goethe für bedeutender hielt als den zu voller kraft entwickelten. Als die eigentliche seele der begeisterung für Goethes dichterhöhe erkennt Walzel Karoline Böhme, aber auch diese erhob sich nicht zum reinen glauben an Goethe als genius der deutschen dichtung; sonst könnte sie seinen „Gross-Cophta" nicht so geringschätzig beurteilt, nicht gemeint haben, er behandele hier das publikum als ein übermütiger mensch, sein genius habe dabei nicht wache gestanden; sie müsste erkannt haben, dass es des dichters gestaltungskraft gelungen sei, die ihn bitter aufregende halsbandgeschichte dichterisch zu gewältigen, um einen Goethe beliebten bergmännischen ausdruck zu gebrauchen; denn das stück stellt die sucht der frauen und vornehmen nach geheimen naturwirkungen dar, die es schelmischen gauklern, wie Cagliostro war, möglich macht, die welt am narrenseile zu leiten. Von der bewunderung des glücklichen gusses des spröden stoffes wurde sie dadurch abgehalten, dass derselbe im grunde auch alle nach der freiheit sich schwärmerisch sehnenden geister traf, vor allem die freimaurer und die geheimnisbündler der zeit. Walzel berührt nur kurz den widerwillen gegen den „Gross-Cophta". Derjenige, der am meisten wider diesen losfuhr, war Forster, der selbst mit Sömmering in seiner jugend an der mysteriensucht gelitten hatte. Walzel ist in vollem rechte, wenn er behauptet, um 1795 seien Schillersche und Schlegelsche kritik hand in hand gegangen, und die brüder hätten ihren damaligen standpunkt nicht von Schiller angenommen, vielmehr sei er das ergebnis von Friedrichs jugendentwicklung, der einwirkung Karolinens und der anschmiegsamen feinfühligkeit Wilhelms gewesen, wobei man über manches freilich abweichend urteilen kann.

Doch wenden wir uns von der einleitung zu den **briefen** selbst, von denen unser erster teil den briefwechsel mit den brüdern (103 mit Wilhelm, 7 mit Friedrich), den höchst bedeutenden brief von Karoline Schlegel an Goethe, 62 zwischen Goethe und Schelling, 10 mit Steffens, 18 mit Tieck enthält. Der herausgeber Schüddekopf gehört seit längerer zeit zu den kenntnisreichsten und sorgfältigsten forschern und hat auch hier seinem namen alle ehre gemacht. Man kann sich darauf verlassen, dass ihm auf dem weiten gebiete selten etwas entgangen ist, was zur geschichte und dem verständnisse der briefe gehört, wenn es auch an einzelnen versehen nicht fehlt. Damit die briefe den verkehr recht klar vor uns entwickelten, hätten die nicht abgeschickten entwürfe unter die anmerkungen am schlusse des bandes verwiesen werden sollen. Auch wäre es übersichtlicher gewesen, wenn der persönliche verkehr kurz zwischen den briefen, nicht in den anmerkungen gegeben wäre, und an einigen stellen hätte er etwas ausführlicher sein sollen. Ein in der Weimarischen briefsammlung unter der adresse des grafen Brühl gegebener brief wird hier (s. 99 fgg.) richtig als an Wilhelm geschrieben bezeichnet, einer an Steffens (s. 282 u. fg.) ist überhaupt zum ersten mal gedruckt. Manche sind hier richtiger datiert, freilich zum teil erst in den anmerkungen, da beim abdruck der briefe die genauere datierung noch nicht gefunden war (vgl. an Wilhelm Schlegel 27, an Schelling 35), aber bei manchen

anderen ist das falsche überlieferte datum beibehalten, besonders in folge der stelle, an welcher die briefe in die handschrift eingeklebt sind. Wir gedenken in unserer besprechung nach der reihenfolge der briefe das verständnis derselben durch richtigere datierung zu fördern.

Briefe an Wilh. Schlegel. Brief 13. Als tag der abfassung wird der 20. juni vermutet, aber er dürfte wol zwei tage früher geschrieben sein. Marianne Meyer konnte am 17. mit Schlegel zusammengetroffen sein, und ihm mitgeteilt haben, dass sie am 20. nach Weimar zu Goethe reise, Schlegel schon am folgenden tage ihr sein packetchen geschickt haben. — Brief 27. Das tagebuch ergibt, dass das s. 326 vermutete datum des 16. februar nicht blos wahrscheinlich, sondern sicher ist. — Brief 30. Der herausgeber wurde zu seinem ansatz mitte mai 1799 nur durch die einheftung des briefes unter die vom mai verleitet, obgleich er selbst bei brief 17 die unzuverlässigkeit dieses beweismittels erkannt hat. In diesem mai gedenkt das tagebuch mit keinem worte einer verbindung Goethes mit Schlegel, der in der mitte des monats gar nicht in Jena gewesen zu sein scheint. Goethe kam nach Jena am 1. mai, zwei tage später besucht ihn Schlegels todfeind Kotzebue, dem er am 11. seinen gegenbesuch macht, bis zum ende des mais gedenkt das tagebuch Schlegels nicht. Dagegen stimmt es ganz gut, wenn wir den „donnerstags“ datierten brief auf den 30. märz setzen. Goethe war etwas verstimmt gegen Schlegel, weil er sein wort nicht gehalten, Knebels übersetzung des 1. buches des Lucrez mit seinen eigenen bemerkungen zurückzugeben, die er dem alten freunde in aussicht gestellt hatte: diesem mochte er gar nicht verraten, dass Schlegel ihn hingehalten habe, ja er schwieg überhaupt von seiner übersetzung, wodurch er Knebel erst recht verletzte. Fünf tage nach seiner ankunft, am 26. mai, dankte er Schlegel ganz kühl für das schon in Weimar erhaltene neue stück des Athenäums mit der kahlen entschuldigung, er habe bisher nicht gedankt, weil er bald nach Jena zu kommen gedacht, und doch hatte er 5 tage verfliessen lassen, ohne ihm ein wort zu sagen. Ja er scheint eigentlich nur deshalb an ihn zu schreiben, um die von Gore für Schlegel geliehenen bände Walpoles zurückzuerhalten, wovon er freilich die übrigen sich erbitten will; an die alte vertraulichkeit erinnert blos der schliessliche wunsch seines baldigen besuches. Man sieht, er möchte mit Schlegel nicht gern brechen, aber ihm auch zeigen, dass sein nicht gehaltenes wort ihn verletzt habe. Dieser wird wahrschrscheinlich schon am 27., spätestens am 28. Goethe besucht haben, wo sich dann die vertrauliche verbindung bald herstellte. Das tagebuch erwähnt am 28. eines spazierganges mit Schlegel, ja am 29. ist er bei Schlegel zu tische, zugleich mit dem auch Schiller befreundeten Engländer Mellish. Am morgen des 30. ist Schlegels brief geschrieben, mit dem er seine übersetzung des 11. gesangs des Ariost überschickt. Dass er früher darüber mit ihm gesprochen haben muss, zeigt die äusserung, dieser gesang (Friedrich hatte ihm dessen übersetzung als ein meisterstück vorgehalten) habe ihm noch mehr aufgegeben, als er anfänglich gedacht. Die daran sich schliessende widerholte bitte, die zwei abdrücke des 4. bandes seines Shakespeare dem herzog und dem minister von Voigt zukommen zu lassen, wie er es mit den früheren getan hatte, widerspricht nicht nicht unserem ansatze auf ende märz; denn schon in den weihnachtsferien wollte er diesen band vollenden (brief 19). Darauf erst gedenkt Schlegel selbst seiner schuld, an die Goethe ihn absichtlich nicht mahnen wollte: „Wegen des manuscripts von herrn v. Knebel bleibe ich noch in Ihrer schuld, werde es aber nächstens mit meinen bemerkungen zurückgeben.“ Doch auch dieses versprechen blieb unerfüllt, obgleich Goethe noch bis zum 10. april in Jena

blieb. Vom 29. märz bis zum 1. april beschäftigten diesen die von Schlegel erhaltenen umrisse Flaxmans zum Homer; am morgen des 5. april nach vollendung des 1. gesanges der „Achilleis" gieng Goethe mit Schlegel spazieren, am nächsten tage stellte Schlegel ihm Steffens vor. Die folgenden tage (am 8. und 9. schweigt das tagebuch) scheint Goethe mit Schiller gearbeitet zu haben, da beide zusammen zur aufführung der trilogie „Wallenstein" nach Weimar reisen wollten. Die bitteren äusserungen, die sich Wilhelms frau über „Wallensteins tod" erlaubte, vielleicht auch ähnliche schärfen von Wilhelm selbst, mögen den frieden mit Goethe getrübt haben. Vom april bis zum juni findet sich keine verbindung mit Goethe. Auch muss dieser die übersetzung Knebels von Lucrez ohne bemerkungen von Schlegel zurückbekommen haben, da er sonst nicht im oktober sie ihm noch einmal hätte schicken können (brief 33). Man könnte vermuten, Schlegel habe sie ihm kurz vor einer abreise mit bedauern zurückgeschickt, dass er gar nicht zu seinen bemerkungen zeit gefunden habe. Die annahme, dass Goethe am 14. oktober ihm die wirkliche handschrift Knebels, früher Schlegel nur eine abschrift gegeben habe, scheint ganz unstatthaft. — Der februarbrief 61 wird in den anfang des monats gesetzt, aber die antwort vom 28. deutet eher auf die mitte des monats. Wilhelm meldet im briefe, er werde nun gleich nach Berlin gehen; wirklich reiste er am 21. ab. Am 15. berichtet das tagebuch: „Einige briefe." — Brief 82: Es ist ein concept, das, wie der folgende brief zeigt, nicht abgeschickt worden ist. Die Weimarer briefausgabe setzt es seltsam in die mitte juni 1803; auch die hier gegebene datierung „mitte juni" trifft nicht zu; jedesfalls müsste es heissen „nach mitte juni". Goethe schreibt hier, Zelter habe sich 14 tage bei ihm aufgehalten. Unser herausgeber führt von diesem aufenthalt nur den bericht Ungers vom 10. juli und die „Tags- und jahreshefte" an. Aber wir wissen darüber etwas mehr. Zelter reiste nach Schillers brief an Goethe den 1. januar von Dresden ab. Ein am 20. von Berlin bei Goethe angekommener brief an Zelter wurde zurückgeschickt, weil dieser wol kurz vorher zurückgekehrt war. Da Zelters aufenthalt 14 tage dauerte, was freilich nicht ganz genau gefasst werden muss, so fällt der brief jedesfalls einige tage nach der mitte des monats.

An Fried'r. Schlegel. Brief 2 die antwort auf den vorigen vom 3. juni, wird offenbar viel zu spät mitte juli gesetzt. Unmöglich kann Goethe 5 oder 6 wochen später so antworten, wie er es hier tut. Friedrich hatte auf seine erste abteilung der „Griechischen poesie", von der Goethe einige bogen vorher mit grossem beifall gelesen hatte, sofort eine anerkennende aufnahme erwartet, aber die sendung hatte den dichter mit einer neuen dichtung beschäftigt gefunden, worin er seine schon früher gefasste ansicht vom Homerischen Margites, dessen anfang erst viel später bekannt geworden ist, produktiv, wie er es liebte, in einem kleinen epos zu zeigen unternommen. So ist hier der „praktische dank" zu verstehen. Die im jahre 1798 erschienene abhandlung Falbes „De Margite Homerico", deren der herausgeber gedenkt, kannte Goethe offenbar nicht, sonst würde er Schlegel nicht mit der zusammenstellung aller nachrichten über dieses Homerische gedicht bemüht haben. Er hatte das gedicht schon begonnen, zur förderung desselben wünschte er alles zu erfahren, was vom Homerischen gedichte bekannt sei, und zwar so rasch wie möglich. Wahrscheinlich ist der nach Berlin gesandte brief am 6. oder 7. juni geschrieben, und das gedicht war der „Monsieur Niccola", mit welchem namen, der kaum auf eine wirkliche person geht, Goethes tagebuch am morgen des 5., 6. und 7. beginnt. Dieser „Monsieur Niccola" muss ein eulenspiegelerischer bedienter sein.

Niccola ist ein bekannter dienername, woraus sich denn ergibt, dass Goethe den helden des Margites, von dem es heisst, er habe vieles, aber nichts recht verstanden, als einen sklaven sich dachte, worin er auch recht gehabt haben wird. Sehr merkwürdig ist, dass bei dem in der briefhandschrift folgenden briefe 2 an Tieck ganz ähnlich eine zu späte datierung sich findet. Hier erklärt nicht, wie es sonst wol geschieht, ein fall den anderen, sondern beide sind aus derselben quelle geflossen: sie waren erst spät zum vorschein gekommen, und wurden willkürlich vor dem briefe an Lerse vom 16. juni eingeschoben. Aus dem juli 1798 besitzen wir die postsendungen und ein briefverzeichnis, in denen sich die briefe an Lerse und Kestner finden, aber keine spur von den an Friedrich und Tieck gerichteten sich zeigt. — Brief 6 wird auf den 8. april 1812 gesetzt, weil die handschriftliche briefsammlung ihn zwischen dem 7. und 8. hat. Dass auf solche einschiebungen kein verlass ist, haben wir gesehen. Einen sicheren halt gibt die vom herausgeber nicht verwertete angabe: „Nun sind wir mit einem anderen stücke des Calderon, ‚Das leben ein traum‘, aufgetreten, welches gleichfalls viel beifall erhalten, ja einen kleinen streit erregt hat, welches von beiden stücken das vorzüglichste sei.“ Nun wissen wir aus Burckhardts „Weimarischem repertoire“, dass „Das leben ein traum“ am 30. märz gegeben, am 29. april widerholt wurde. Unser entwurf könnte bereits den 1. april geschrieben sein, wird jedesfalls nicht viel später fallen. Das tagebuch verzeichnet die abfassung von briefen am 1. und an den folgenden tagen bis zum 8., am 6. briefe an frau v. Pichler und frau v. Fries in Wien.

An Schelling. Brief 5. Unrichtig ist die datierung „17. april?“ mit der begründung: „Bei diesem kurzen besuche liess Schelling sein ‚System des transscendentalen idealismus‘ für Goethe zurück, im tagebuch 2, 288 am 22. april erwähnt.“ Vielmehr berichtet das tagebuch, am abend dieses tages habe Goethe sich mit Schiller über das buch unterhalten. Ähnliche misverständnisse des tagebuchs, wo der gegenstand eines gespräches oder eines briefes angegeben wird, haben unsere forscher sich mehrfach zu schulden kommen lassen; man kann darin nicht vorsichtig genug sein. Freilich besuchte Schelling am 17. april den dichter, aber unser briefchen ist offenbar zum abschied und zur begleitung des buches am 18. geschrieben, worauf am 19. Goethes antwort folgte. — Brief 16. Welches „zerrbildchen“ aus Berlin Schelling mit der bitte um rückgabe an Goethe geschickt, wissen wir nicht; wahrscheinlich bezog es sich auf Goethes gegner, Schadow und Kotzebue. — Brief 35 ist im texte „anfang april 1803“ datiert, aber die anmerkung setzt ihn richtig in die zweite hälfte des monats, weil Schelling den 22. an Schlegel schreibt, er habe gleich gelegenheit gehabt, den band Goethe zu überreichen, da dieser in Jena sei. Wir vermissen hier aber die beziehung auf die bestimmten angaben des tagebuchs, dass Goethe am 17. nach Jena kam, am 21. mit Schelling spazieren gieng.

An Steffens. Brief 4. Diese antwort auf Goethes brief vom 17. oktober wird vermutungsweise in den november verlegt. Dass sie nicht erst in den december fällt, dürfte sich daraus ergeben, dass es weiter heisst: „Mitte december hoffe ich fertig zu sein.“ Einen haltepunkt bietet die äusserung, erst seit wenigen tagen sei er in Kopenhagen; auch heisst es, jetzt vor anderthalb jahren habe er Deutschland verlassen. — Brief 6. Die nach Fresenius (Goethe-jahrbuch XVIII, 19 fg.) gegebene datierung „september oder anfang oktober“ stimmt nicht zu den bekannten angaben über die zeit, wo die „Grundzüge“ von Steffens Goethe bekannt wurden. Fresenius übersah, dass der anfang oktober völlig ausgeschlossen ist, der brief am anfang september geschrieben sein muss. Nach dem tagebuche waren die „Grundzüge“ unter

den einsendungen der buchhändler an den herausgeber der litteraturzeitung prof. Eichstädt, welche dieser gleich nach seiner rückkehr von Karlsbad, am 16. august, ihm vorlegte. Schon sechs tage später sandte er seinen bitteren ärger über Steffens nach Rom an Wilhelm v. Humboldt, dessen klarer geist das gerade gegenteil von dem philosophischen sprudelkopfe war. Den 29. sprach er darüber mit Hegel, am 31. ergoss er seine laune über solche „heiligen laute" im briefe an Fr. Aug. Wolf. Den 5. september kam Steffens' eigene sendung des buches in seine hände. Die antwort konnte um so weniger lange auf sich warten lassen, da er von Steffens gehört hatte, Wolf habe ihm missverständlich geschrieben, die ersten bogen hätten Goethes aufmerksamkeit auf sich gezogen. Unmöglich konnte er Steffens lange in dem wahne lassen, sein buch habe ihm gefallen. — Die annahme, in der letzten zeile s. 283 sei ein „bequemt" aus versehen weggeblieben, ist höchst unwahrscheinlich, vielmehr ist in der vorigen zeile zwischen „sich" und „nach" dieses oder ein ähnliches wort, etwa „anschickt", in der feder stecken geblieben.

An Tieck. Brief 2. Die datierung von mitte juli ist zu spät. Die antwort auf den brief so lange zu verschieben, lag kein grund vor, da Goethe schon am 16. juni die aufnahme verheissen hatte. Der fall ist hier derselbe, den wir schon bei brief 6 an Friedr. Schlegel nachgewiesen haben.

KÖLN, DEN 21. JANUAR 1899. H. DÜNTZER.

Ein deutsches vorspiel verfertigt von **Friederica Carolina Neuberin** (1734). Zur feier ihres 200jährigen geburtstages 9. märz 1897 mit einem verzeichnis ihrer dichtungen herausgegeben von **Arthur Richter.** Leipzig, Göschen. 1897. (= Deutsche litteraturdenkmale des 18. und 19. jahrhunderts herausgegeben von August Sauer. Nr. 63. Neue folge nr. 13.) XVI, 28 s. 0,60 m.

Es war ein hübscher gedanke Richters, die begründerin der neueren deutschen schauspielkunst an ihrem ehrentage selbst zu worte kommen zu lassen. Das vorspielchen der Neuberin, das er in einem sauberen neudrucke vorlegt, ist zwar künstlerisch von geringem werte und wirtschaftet mit ziemlich abgenutzten mitteln, hat dafür aber grosses geschichtliches interesse, da die verfasserin in dramatisch-allegorischer form nachdrücklich die sache der „gereinigten schaubühne" vertritt. Freilich verbindet sich mit diesem idealen zwecke noch ein sehr nützlicher: es gilt, der bösen konkurrenz des schauspieler-principals Müller tüchtig eins auszuwischen, „utile cum dulci". — Dass die Neuberin auch sonst mit ihrer dichtung sehr greifbare ziele verfolgt, geht aus dem unterrichtenden verzeichnisse ihrer werke hervor, das Richter seiner ausgabe voraufschickt: lauter bittgedichte, danksagungen, vorspiele zu hohen geburtstagen oder zur empfehlung ihrer bühne usw. Von den mir zugänglichen stücken scheint mir allein das lustspiel „Das schäferfest oder die herbstfreude" (1753) eine einigermassen spontane kundgebung ihres hübschen talentes zu sein; das übrige, das übrigens zum grossen teil nur aus inhaltsangaben oder theaterzetteln bekannt ist, kann lediglich auf theatergeschichtlichen und biographischen wert anspruch erheben. Immerhin bleibt es sehr dankenswert, dass uns Richter von der dichterischen tätigkeit der Neuberin ein vollständiges bild gibt. Talent, mut und strebsamkeit wird man ihr danach nicht absprechen können.

JENA. RUDOLF SCHLÖSSER.

Die ältesten deutschen sprachdenkmäler. In lichtdrucken herausgegeben von **M. Enneccerus.** Frankfurt a. M., F. Enneccerus. 1897. fol. (20 taf., 3 s. text.) 27 m.

Die texte, die hier in photographischem facsimile — die meisten zum ersten mal — den kennern und freunden deutschen altertums dargeboten werden, sind die folgenden: das Hildebrandslied (nebst W. Grimms facsimile v. j. 1830), die Merseburger zaubersprüche, das fränkische taufgelöbnis, der Wiener hundesegen, Pro nessia, das Wessobrunner gebet, Muspilli, die Basler recepte, S. Gallner Paternoster und Credo, der Weissenburger katechismus, die Freisinger auslegung des Paternoster, das fränkische gebet, die Exhortatio, die Strassburger eide, der anfang des Georgsliedes (nebst dem schluss der hs. P von Otfrids Evangelienbuch), Christus und die Samariterin, Bittgesang an den hg. Petrus, Ludwigslied, Gebet Sigiharts (nebst dem schluss der hs. F von Otfrids Evangelienbuch).

Die aufnahme der einzelnen stücke wurde jedesmal an ort und stelle vorgenommen und so teilen sich photographen von Basel, Cassel, S. Gallen, Heidelberg, Magdeburg, München, Paris, Valenciennes, Wien und Wolfenbüttel in die Ehre, die herausgabe dieser ganz vortrefflichen lichtdrucke ermöglicht zu haben.

Die auswahl der reproducierten denkmäler lässt nahezu keinen wunsch übrig: nur De Heinrico wird vielleicht mancher gleich mir in dieser sammlung nur ungern missen; das fortbleiben der as. stücke erklärt die herausgeberin befriedigend damit, dass diese in der Gallée'schen sammlung ohnehin bequem vorliegen.

Sämtliche texte, die nunmehr in photographischer widergabe geboten werden, sind in den Denkmälern von Müllenhoff-Scherer-Steinmeyer herausgegeben. So lockt es, vergleichungen vorzunehmen, um über die zuverlässigkeit einer der wichtigsten grundlagen unserer ahd. studien sich aus eigener anschauung ein urteil zu bilden. Das ergebnis einer solchen vergleichung ist ein hocherfreuliches: in allen fällen ergeben sich nur hie und da unbedeutende abweichungen, und auch auf diese wird der leser der „Denkmäler“ meist schon dadurch hingewiesen, dass der variantenapparat zu derselben stelle verschiedene lesungen verzeichnet.

Aber noch wichtiger ist die vorliegende publikation in einer anderen hinsicht. Bereits Schönbach hat in der anzeige der lichtdrucke (ÖLbl. 1899 nr. 1) darauf hingewiesen, dass unsere hilfsmittel für den unterricht in der deutschen paläographie ausserordentlich dürftige sind; in diese lücke treten nun die vorliegenden vortrefflichen facsimiles ein: ausgefüllt ist sie dadurch bei weitem nicht; dazu bedürfte es der planmässigen fortführung des unternehmens. Aber ein anfang ist in glücklicher weise gemacht. Die herausgeberin selbst äussert in der einleitung die absicht, weitere stücke demnächst noch folgen zu lassen: möchte sie sich durch den erfolg des vorliegenden unternehmens bestimmen lassen, auf dem so glücklich betretenen wege fortzufahren und uns bald mit einer zweiten, reicheren sammlung zu beschenken, die in charakteristischen beispielen typen von deutschen handschriften aus dem 11.—15. jahrhundert vorführt.

WIEN. CARL KRAUS.

Onomasticon Anglo-Saxonicum by **W. G. Searle.** A list of anglo-saxon proper names from the time of Beda to that of King John. Cambridge 1897. gr. 8. LVII, 601 s.

Die einleitung enthält eine charakteristik der angelsächsischen personennamen (s. I—XXXI) und eine bibliographie der quellen (s. XXXII—LVII). Das namenbuch selber, in sehr anschaulichem druck, führt bei jeder person das jahr, in welchem sie genannt wird, ihre lebensstellung und die quellen, welche sie nennen, an. Das ganze werk macht den eindruck grosser solidität und zuverlässigkeit. Beim durchgehen desselben drängt sich die beobachtung auf, dass die mannigfaltigkeit der altdeutschen personennamen viel grösser ist, als man aus dem nun 40 jahre alten werke von Förstemann schliessen konnte. Eine vergleichung mit unsern deutschen namen anzustellen oder sichere schlüsse über das verhältnis der Angelsachsen zu den andern deutschen stämmen daraus zu ziehen ist freilich bei dem derzeitigen stande unserer deutschen onomastik unmöglich. Es müsste zunächst eine neue sammlung sämtlicher altdeutschen personennamen vorgenommen werden, vielleicht in abteilungen, von denen eine die sächsischen und fränkischen bis zur Slavengrenze und zum römischen Limes, eine zweite die süddeutschen, eine dritte die des germano-slavischen gebietes umfasste. Für das friesische ist durch J. Winklers „Friesche naamlijst" (Leeeuwarden 1898. gr. 8. XVI, 459 s.) eine sachkundige, auf langjährigem fleisse beruhende sammlung, eine sichere grundlage geschaffen. Ehe wir nicht ein ähnliches buch, wenigstens für Sachsen, haben, ist nicht durchzufinden. Vieles, was man sich bei uns unter vernachlässigung des ndd. lautsystems zurechtkonstruiert, erweist sich durch Searles sammlung als nicht stichhaltig.

Sehr zu loben ist, dass Searle in dieselbe auch die mit personennamen zusammengesetzten ortsnamen aufgenommen hat und ausserdem in einem anhange aus dem index zu Kembles Dipl. die nur in ortsnamen vorkommendeen personennamen. Wir können daraus sehen, welche grundwörter der ortsnamen der Angelsachse mit personennamen gebildet hat. Es wäre verfehlt, daraus rückschlüsse auf unsere vielfach so dunkelen deutschen ortsnamen-bestimmungswörter zu machen. Vielmehr ergibt sich aus Searles listen grade, dass das privateigentum bei den Angelsachsen viel ausgebildeter war, als es zur zeit der entstehung unserer deutschen ortsnamen in Deutschland gewesen sein kann. Immerhin geben die Searleschen listen doch auch für Deutschland fingerzeige, welche warnen, die personennamen zu leichtsinnig als nothelfer bei der erklärung der ortsnamen anzurufen. Es erscheinen personennamen: vor *ác* (eiche) 6 mal, *æcer* (acker) 3, *bearo* (fruchtwald) 2, *beorg* (berg) 38, *broc* (bach, ndd. brok) 17, *brycg* (brücke) 11, *burh* (burg) 26, *byrgels* (grabmal) 3, *burn* (born) 10, *dene* (ebenes thal) 32, *díc* (deich, graben) 20, *dún* (anhöhe) 23, *éa* (fliessendes wasser) 6, *edisc* (einfriedigung) 1, *falod* (hürde, stall) 3, *feld* (feld) 12, *fleot* (fleet) 3, *flód* (flut) 2, *ford* (furt) 50, *gára* (gehre) 1, *geat* (tor) 14, *graf* (graben) 10, *haga* (hagen) 6, *hangra* (wald an einem hügel) 7, *hám* (heim) 51, *ham* (ndd. hamm) 7, *héafod* (haupt) 9, *heal* (winkel, ecke) 16, *healh* 8, *hlǽw* (bodenerhebung) 36, *hlinc* (abhang) 6, *hlypgeat* (stegel) 5, *hoh* (hacke, hackenförmiger hügel) 4, *hol* (höhlung) 2, *holm* (ndd. holm) 2, *holt* (holz) 2, *hrycg* (rücken) 10, *hyll* (hügel) 9, *hyrst* (horst) 8, *hyse* (ndd. hees) 1, *íeg, ég* (insel) 16, *ing* (als bezeichnung eines geschlechtes) 3, *ceaster* (kastell) 2, *cliff* (steiler hügel) 4, *cnoll* (runde hügelspitze) 4, *cot* (kathe) 2, *croft* (kl. landgut) 3, *crundel* (?) 6, *cumb* (enges tal) 24, *land* (land) 12), *léah* (loh) 67, *mere* (see) 6, *gemærc* (grenze) 18, *mæd* (matte) 5, *mearc* (mark) 5, *mære* (rain) 11, *mersc* (marsch) 2, *mór* (moor) 7, *mylen* (mühle) 3, *múða* (mün-

dung) 2, *ora* (ufer) 5, *pað* (pfad) 2, *pen* (pferch) 1, *pól* (pfuhl), *pyt* (grube) 2, *set* (sitz) 2, *setl* (sitz) 1, *sihtre* (siel) 1, *scaga* (gehölz) 1, *scylfe* (terrasse) 2, *slaéd* (schlade tal) 6, *slóh* (pfuhl] 1, *smiððe* (schmiede) 2, *snaéd* (landstück) 1, *sol* (ort zum suhlen) 3, *stapol* (säule) 4, *stede* (stätte) 5, *stow* (platz) 2, *stocc* (stamm) 2, *stán* (stein) 31, *stigol* (stegel), *straét* (strasse) 1, *þorn* (dorn) 18, *þorp, þrop* (dorf) 2, *tor* (schroffer fels) 1, *treow* (wald?) 48, *tún* (umzäunung, dorf) 56, *weall* (wall) 1, *weg* (weg) 8, *weald* (forst) 1, *wer* (wehr) 1, *wíc* (dorf) 3, *wisc* (wiese) 1, *wyl, wiell* (quelle) 30, *wudu* (gehölz) 2, *worþ, wyrth, weorðig* (die wurth) 23.

Die ags. personen-ortsnamen überliefern uns eine fülle von personennamen, welche selten als ags. personennamen, ja sogar eine menge solcher, welche überhaupt nur in ortsnamen vorkommen. Darunter sind rätselhafte, namen, die in den andern germanischen ländern nicht nachgewiesen sind. Andere wieder haben höchst auffällige parallelen in Altsachsen. Ref. wählt zum beweise den buchstaben *P*, 68 mit personennamen gebildete ortsnamen, meist recht dunklen ursprungs. Von diesen lässt sich ein drittel in niederdeutschen ortsnamen nachweisen.

Pæcgan; Pakinga kr. Jever. *Pattan:* Pattenthorpe b. Nenndorf, Pattenhusen b. Springe und b. Winsen a. L. *Peddes, Pedan, Peadan:* Piddenhusen kr. Höxter; Pedingwurth kr. Hadeln; Paddynckbuttel kr. Lehe; Peddinghausen regbz. Arnsberg; Pedinctorf bz. Osnabrück, Pedessen kr. Rinteln.

Peattan, Pitan: Petissen b. Bückeburg, Petesdorf, Südoldenburg, Petting kr. Emden.

Pege: Pegestorf b. Hameln; Peyinghausen kr. Schwelm.

Pendan, Penderes, Penctan: Penteshorne kr. Soltau, Pantheshusen kr. Marienburg, Pante hof b. Osnabrück, Pentlinghausen kr. Soest.

Picelon, Piccinga: Pikilesheim kr. Höxter, *Pecklum* b. Dorsten; Pikonhurst bz. Münster; Pikenbrok b. Nordkirchen, Westfalen; Pikhart, Psn. in Westfalen.

Piles: Pyleshem kr. Emden, Pilicheim kr. Dortmund, Piluchem Münster, Pillingsen kr. Iserlohn.

Pines, Pinnau: Piening, Pinning, hofname in Westfalen.

Pippan, Pippenes, Pipling: Pippensen kr. Harburg, Pipping Holzminden.

Poces, Pocging: Pokenthorp kr. Zeven, Pokensele bistum Osnabrück, Porkentorp kr. Beckum, Pochedissen kr. Celle.

Poldan: Podendorf kr. Harburg, Podinghusen kr. Herford.

Poles: Polingon kr. Beckum; Polesheim kr. Recklingkausen. *Portes:* Porteslar kr. Lüdinghausen, Portinchof b. Soest, Porsloge kr. Westerstede.

Pun(n)ing: Puningun bz. Münster, Puninghof b. Hamm, Poninchusen a. Diemel.

Puttan: Puttenhusen b. Hannover, Putenhusen kr. Winsen.

Andere, die bei Förstemann aus Niederdeutschland nicht verzeichnet sind, aber in ndd. ortsnamen mehrfach vorkommen, sind, *Acce, Ceahha, Canta* (Cantelesheim b. Derneburg, Kantingerode b. Goslar, Kantorpe b. Sulingen), *Clofena* (Clövinghausen kr. Hoya, Clovelingthorpe kr. Iburg), *Cloppa* (Cluppelincthorpe bz. Münster), *Cnotti* (Knöttinghausen kr. Lübbeke), *Cobba* (in Sachsen 11 dörfer mit Cobba, Cobbing), *Creba* (Crevinghusen, Crevincthorpe Westfalen), *Cudda* (Kuddessen Lippe Cudingthorpa kr. Melle, Küdelsen kr. Warburg, Kuddeslo kr. Fallingborstel), *Cuca, Cucola, Cuci* (Kuckenbüttel, Kehdingen, Kucksdorf kr. Ülzen, Kukelheim kr. Meschede und kr. Altena, Kückelhausen kr. Hagen, Kuckelsheim kr. Münster, Kukonheim kr. Warendorf, Kucklar kr. Steinfurt, Kückling bz. Münster, Kukshagen Schaumburg), *Healfa* (Halvesborstolde kr. Harburg, Halvenkorken kr. Bremen, Halvestorp

kr. Hameln), *Honeca* (Honikesbotele kr. Celle, Hänigsen kr. Burgdorf), *Hutte* (Huteleshusen Lippe, Huttinchusen kr. Soest und kr. Wiedenbrück), *Ippa* (Ippenburg bz. Osnabrück, Ippensen kr. Zeven, Ippenwarf kr. Aurich, Ippenerthe kr. Syke), *Lulling, Lulla* (Lulloghe kr. Harburg, Lullenhusen Hoya, Lullanbrunnan b. Hildesheim), *Secca* (Seckenhausen kr. Syke, Sekerthorpe kr. Ülzen); *Seme* (Semelinctorpe kr. Iburg), *Taling* (Talingburen Ditmarschen), *Ulla* (Ullesheim = Ülzen, Uelsen kr. Bentheim, Ullenstede b. Bremen, Ullenhusen Lippe).

SEGEBERG (HOLSTEIN). H. JELLINGHAUS.

Die älteste übersetzung Molièrescher lustspiele. Von dr. **Arthur Eloesser.** (Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie, herausgeg. von E. Ebering, germ. abteil. nr. 3.) 1894. 2 bl. und 78 s. 1,80 m.

Auf eine lesenswerte arbeit aufmerksam zu machen, ist es nie zu spät; vielleicht lässt sich dadurch die durch äussere umstände veranlasste verspätung der besprechung des vorliegenden buches wenigstens einigermassen entschuldigen. Der verfasser behandelt die fünf übersetzungen Molièrescher stücke, die sich in der „Schaubühne englischer und französischer komödianten" von 1670 finden. Durch sorgfältige kleinarbeit hat er uns einen einblick in die individualität des oder vielmehr der übersetzer zu gewähren verstanden. Denn man muss dem verfasser in seiner beweisführung durchaus zustimmen: vier der stücke: „Amor der arzt, Die köstliche lächerlichkeit, Der hanrey in der einbildung und Georg Dandin" rühren von dem gleichen übersetzer her, während die widergabe des Geizigen in jeder beziehung einen so tiefen abstand von den übrigen vier stücken zeigt, dass sie einem anderen und durchaus geringwertigeren dolmetscher zugeschrieben werden muss. Sehr anziehend ist es, dass wir sogar eine gewisse entwicklung bei dem übersetzer der vier stücke verfolgen können. In den beiden ersten übersetzungen: „Amor der arzt" und „Die köstliche lächerlichkeit" lässt sich trotz der verhältnismässig gelungenen verdeutschung namentlich des ersten stückes noch eine gewisse gebundenheit beobachten; der autor fühlt sich noch nicht ganz sicher und klammert sich allzuängstlich an den ausdruck des originals an. Nachdem er sich aber durch diese arbeit geschult, gewinnt er dem fremden dichter gegenüber eine grössere freiheit und zeigt in den beiden letzten stücken eine frische und unmittelbarkeit des deutschen ausdrucks, die auf das angenehmste von der sprache anderer gleichzeitiger übersetzungen und originalwerke sich abhebt. — Der autor erweist sich trotz gelegentlicher übersetzungsfehler als mit der französischen sprache wolvertraut, sein kräftiger volkstümlicher ausdruck weist eher auf einen mann des praktischen lebens, vielleicht einen komödianten, als auf einen gelehrten hin, gegen den auch der mangel an vertrautheit mit den gegenständen der klassischen bildung spricht. Die ausserordentlichen schwierigkeiten, die die Precieuses ridicules einem übersetzer des 17. jahrhunderts stellen mussten, hat er um so weniger zu überwinden vermocht, als ihm die eigentliche bedeutung der litterarischen satíre offenbar nicht zur erkenntnis gekommen ist, wodurch sich zahlreiche missverständnisse und unklarheiten in der widergabe erklären. Die grundsätze, die den übersetzer bei der verwandlung des feinen und geistreichen Alexandriners des Cocu imaginaire in eine klare und schlichte, verständige prosa leiteten, hat der verfasser s. 37 vortrefflich auseinanderzusetzen verstanden.

Die untersuchung gibt zu einer ganzen reihe von anziehenden beobachtungen gelegenheit; hier kann natürlich nur auf einiges hingewiesen werden. Dass dem übersetzer die widergabe des wortwitzes so gut wie gar nicht, die des derben volkstümlichen ausdrucks dagegen sehr gut gelingt, hat eine weit über den hier vorliegenden gegenstand hinausreichende typische bedeutung. Eine für den freund der deutschen kulturgeschichte im höchsten masse interessante tatsache ist der nachweis (s. 29), dass dem übersetzer eigentlich die sprache des familiengefühls am besten gelingt. Das ist kein zufall. Denn auf diesem empfindungsgebiet ist im 16. jahrhundert zuerst der adäquate ausdruck gefunden worden, wie die Susannadramen und verwandte arbeiten beweisen. (Vgl. auch Luthers gespräch mit seiner Magdalene, seine worte nach ihrem tode und den bekannten brief an Justus Jonas über ihr hinscheiden.) Es war also für die widergabe dieser empfindungen eine litterarische tradition vorhanden. — Dass der übersetzer alle anspielungen auf Ludwig XIV. sorgfältig tilgt, verdient hervorgehoben zu werden.

Der abschnitt: Syntaktisches gibt wertvolle belehrungen, die der darsteller der sprache des 17. jahrhunderts und der lexikograph nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Eine schlussbetrachtung stellt die nicht unbeträchtliche einwirkung dieser übersetzungen auf die lustspieldichtung des endenden 17. und beginnenden 18. jahrhunderts unter benutzung und vermehrung des bisher bekannten materials dar.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Der dichter der geharnschten Venus. Eine litterarhistorische untersuchung von **Albert Köster.** Marburg, N. G. Elwart. 1897. 4 bl. und 114 s. 2 m.

Die anonyme, den dichternamen Filidor der Dorfferer tragende liedersammlung: Geharnschte Venus (1660), die sich durch frische und gewandtheit vorteilhaft über die durchschnittslyrik des 17. jahrhunderts erhebt, wurde lange zeit ohne widerspruch Jakob Schwieger zugeschrieben. Nachdem bereits Reifferscheid gegen die autorschaft Schwiegers gegründete einwände erhoben hatte, legt nunmehr A. Köster eine untersuchung vor, in der als verfasser des buches Kaspar Stieler nachgewiesen wird.

Weit höhere anerkennung als dieses wertvolle ergebnis der arbeit verdient jedoch die art, in der der verfasser seine untersuchung geführt hat. Die vorsichtig vorschreitende, alle wichtigen momente berücksichtigende darstellung darf methodisch durchaus als muster aufgestellt werden. Mit einem seltenen lehrgeschick weiss der verfasser das gebiet, innerhalb dessen das gesuchte resultat liegt, immer mehr einzuengen; ist er von einer seite dem gesuchten punkte nahe gekommen, so hält er zunächst still, um auch von einer anderen seite her vorzudringen, bis er zuletzt den kreis durch seine nachweise so eingeschlossen hat, dass ihm das ergebnis nicht mehr entgehen kann. Ruht nun aber auch das hauptinteresse des lesers auf der feinen art, in der die untersuchung geführt ist, so versteht es sich bei einer derartigen arbeit von selbst, dass auch im einzelnen vielfach wertvolle belehrung geboten wird. Ich möchte namentlich die metrischen bemerkungen, s. 14 fgg., sowie die abschnitte über die einwirkung Flemings und der Königsberger dichter auf Stieler hervorheben. Sie greifen nach so verschiedenen seiten so in die allgemeine entwicklung der deutschen dichtung des 17. jahrhunderts ein, dass man in zukunft nicht an diesen betrachtungen vorübergehen darf. Sehr glücklich hat es der verfasser auch verstanden, aus der untersuchung nach und nach ein sorgfältig ausgearbeitetes charakterbild des dich-

ters hervorgehen zu lassen, in welchem das litterarische element ebenso zu seinem rechte kommt wie das persönliche.

Der verfasser glaubt feststellen zu können, dass auch die festspiele des Rudolstädter Filidor von Stieler herrühren; der darüber in aussicht gestellten untersuchung darf man nach der hier vorliegenden leistung mit spannung entgegensehen.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Das leben des heiligen Alexius von Konrad von Würzburg. Von **Richard Henczynski.** (Sonderabdruck aus Acta Germanica VI, 1.) Berlin, Mayer & Müller. 1898. 114 s. 3 m.

Eine sonderausgabe des bisher nur im 3. bande der Ztschr. f. d. altertum zu lesenden Alexius wäre schon an sich eine ganz nützliche arbeit gewesen, zumal da, wie man jetzt sieht, in einzelnheiten des textes und des variantenapparates berichtigungen möglich waren: um so wertvoller aber ist sie geworden, als inzwischen das handschrift-material eine wesentliche bereicherung erfahren hat. Die von Martin (Ztschr. f. d. a. 40, 220 fgg.) angezeigte abschrift der alten Strassburger hs. des Alexius, aus welcher einst Oberlin seine auszüge gemacht hat, ist, wie die vergleichung mit dessen druck ergibt, eine sehr treue, bis ins orthographische genaue widergabe der alten hs., welche widerum dem originale viel näher gestanden hat, als die beiden andern. Von diesen ist die eine ebenfalls erst nach Haupts publikation bekannt geworden, die des frauenklosters St. Andreas zu Sarnen (S). Sie ist aber wesentlich schlechter, als die von Haupt neben Oberlin benutzte Innsbrucker (I), wie besonders die sinnlosen und langstieligen zusätze zeigen. Besondere nähere beziehungen zwischen den drei hss. lassen sich nicht nachweisen. Die autorität hat in erster linie **A**, und darauf beruhen weitaus die meisten der abweichungen des neuen textes von dem Haupts. Diese textherstellung muss im ganzen als gelungen angesehen werden. Nur an einer stelle ist gegen die fassung desselben einspruch zu erheben: Die verse 36—38 sind mit vollständigem anschluss an **I** zu lesen: *des sælden rîchen leben ie macht ander liute sældenhaft. er gap in edele bîschaft,* wie es der herausgeber selber in der anmerkung als „möglich" bezeichnet. Ebenda wird zugegeben, dass der adverbielle gebrauch von *sældenrîche,* wie ihn der von ihm vorgezogene text verlangt, nirgends nachzuweisen ist. Vielmehr ist *der sældenrîche* hier zweifellos einer der variierenden ausdrücke, sei es subst. mit adjekt. oder substantivisches adjektiv, die Konrad zur bezeichnung seiner personen gebraucht, vgl. Joseph, Klage der kunst s. 29, Wolff, Halbe Bir s. XXXIII. Auch aus dem Alexius lassen sich beispiele reichlich dafür anführen (128. 130. 144. 206. 244. 252 usw. bis 1236. 1350; über 25 beispiele). Dass derselbe ausdruck sich kurz vorher (als *der vil sældenrîche*) findet, ist ebenfalls auch sonst zu belegen: Engelhard 1054 = 1068, 1168 = 1189; Pantaleon 339 = 382: *der vil reine guote — der reine guote*; Halbe Bir 69 = 73, 213 = 240, 443 = 458. Für die form des ausdrucks ist zu vergleichen aus der inhaltlich verwandten einleitung zum Silvester v. 18: *man vindet an ir lebene so rehte nütze bîschaft.* Sonst wäre noch anzumerken zu v. 385: warum nicht mit **I** *die frische wunne, frisch* ist ausdrucksvoller als *schœne* und steht in beziehung zu *verderrent* v. 387. Dass mit der einen ausnahme von Trojanerkrieg 38264, und vielleicht dieser stelle das adj. *frisch* von Konrad nur im reim gebraucht wird, wie Wolff z. Halben Bir s. 99 angibt, beweist doch nicht, dass er es an einer andern

vorsstelle nicht gebraucht haben kann. Überdies sind es, vorausgesetzt dass, woran ich nicht zweifle, die aufzählung Wolffs vollzählig ist, nur 26 stellen aus dem ganzen thesaurus herbipolitanns, woraus man noch keine unveränderliche stileigenschaft des dichters ableiten knnn.

V. 826 warum *ame tage,* anstatt *an dem t.,* wie alle drei hss. schreiben?

V. 1100 ist wol zu lesen *die jungen und die alten* nach **I S** und **A** vor der korrektur (*zuo der*); wenn diese korrektur auch durch die nachvergleichung der vorlage veranlasst worden ist, so war doch auch schon diese mit ihrem *der* nicht mehr unverderbt. Interessant wäre eine anmerkung über den gebrauch des anreihenden *zuo* gewesen; die eine stelle aus Troj. sagt zu wenig.

Gegenüber diesen einzelbemerkungen muss auf etwas allgemeines hingewiesen werden: die quantitätsbezeichnung in den antiken eigennamen. Das rationelle ist doch, dass man das längenzeichen nur über die vokale setzt, welche auf deutsche längen reimen, und für die übrigen die sache so unbestimmt lässt, wie sie wahrscheinlich dem autor und seinen zeitgenossen auch gewesen ist. Kompliciert wird die sache nur dadurch, dass bei manchen worten neben der lateinischen form eine gebraucht wird, die ein oder mehrmal durch den deutschen mund gezogen worden ist, im Alexius: *Edissa : Syria* (lassen wir die quantität noch unbestimmt) 263 : 64 und *z' Edisse : gewisse* v. 303 : 4. *Arcadius* 890 und *Honôrje* 891. Im ersten falle ist der letzte vokal lang. Wenn man den Silvester nachsieht, so findet man das feminine *a* immer auf *â* gereimt, z. b. 105. 1790. 4223 (*Helêne : zwêne* 2417), ebenso wie das masculine dativ-*o* immer auf *ô* (z. b. 724. 853. 1504. 1864. 5131) (degegen *râte : Pilâte* 5093). Dagegen reimen die konsonantisch auslautenden endungen: *us as um em* kurz, mit ausnahme von *ôn : Zeleôn : vrôn* 4299; dagegen *Zeleon : gewon* 2765, vgl. auch *benam : Adam* 3509. 3729 gegen *Abrahâme : sâme* 4037. 4385, *gân : Laterân* 1740. Also unsicherheit bei nasalem auslaute, sonst aber eine bewusste bestimmtheit. Vielleicht führt das weiter. Wenn Konrad im lateinischen nominativ Syriâ, Edissâ, Justâ usw. gesprochen hat, so steht er damit unserer heutigen aussprache des latein, so weit, wenn ich so sagen darf, sie noch naiv, das heisst noch nicht von dem wahn misshandelt ist, als könnten wir die sprache Ciceros wirklich sprechen, ziemlich nahe. Es ist ja auch eine lebendige tradition von schule zu schule. Schon darum könnte man die quantität Alexîus, die länge auf dem unbetonten vokal vor der endung für etwas halten, das Konrad ebenso mundwidrig war als uns. Doch wie dem auch sei, es liegt nicht der geringste grund vor, diese quantität-setzung beizubehalten, als der, dass Haupt und nach ihm Bartsch, auch Lachmann (vgl. Ztschr. f. d. alt. 4, 400) so geschrieben haben. Und der grund genügt, bei aller pflichtschuldigen hochachtung, doch nicht. Es scheint irgend eine metrische rune dahinterzustecken. Auch Wilhelm Grimm im Silvester schreibt übrigens: *Tarquinîus, Thymotêum, Syrîa* u. ähnl. (aber auch *Terentius* 4579). Das weibliche *â* auf der nebentonigen silbe fügt sich in den deutschen rhythmus. Aber *Alexîus, Eufêmîan, Tharsîâ, Arcadîus, Ethîô* und das fürchterliche schriftbild *Laudâtîâ* scheinen mir, ich kanns nicht helfen, gegen allen esprit de la langue zu sein. Ich wäre also sehr dafür, dass man diese *î* abschaffte. Ob man dagegen *Âlexius* oder *Alexius, Arcâdius* oder *Arcadius* schreibt, dürfte sehr gleichgiltig sein, da es für die betonung des verses nicht in betracht kommt. Noch eine kleinigkeit: im variantenverzeichnis ist mit anerkennenswerter genauigkeit angemerkt, wo Haupt sich seiner zeit in seinen angaben geirrt hat: „von Haupt nicht angemerkt“ allein auf s. 30 drei-

mal. Es macht sich wirklich schlecht. Es ist auch völlig überflüssig. Denn wir wollen nicht wissen, worin sich Haupt vor so und so vielen jahren einmal geirrt hat, sondern eine zuverlässige darbietung des neuen und erneut geprüften materials zu sehen bekommen. Von Haupt haben jetzt, nach dieser neuen ausgabe, nur noch seine konjekturen wert. Der eindruck, eine gewissenhafte, genaue, tüchtige arbeit vor uns zu haben, würde uns auch dann nicht fehlen, wenn diese „merker“-note: „Haupt hat das und das verbrochen“ sich nicht durch den apparat hindurchzöge, wie ein kontrastmotiv durch einen musikalischen satz.

Der versuch, das gedicht chronologisch zu fixieren (s. 21), wird mit vorbehalt vorgetragen und erscheint auch nicht überzeugend. Weil die turteltaube auf dem dürren aste, welche in der quelle des Alexius gegeben war, auch im Herzmähre vorkommt, würde dies letzte kurz nach dem Alexius entstanden sein. Es ist dasselbe verfahren, nach dem Joseph, Klage der kunst s. 74, dies gedicht vor den Engelhard setzt, aber mit besserem grunde, weil die beziehung eine speciellere ist. Weiter auch die vom herausgeber notierten zahlreichen anklänge an den Partonopier scheinen mir zur sicheren einreihung noch nicht auszureichen; auch nicht der *tumbe mann* (Al. v. 1395). Es ist eben noch eine offene frage, ob sich eine innere geschichte der werke Konrads erkennen lässt, die sich aus dem studium seines inneren stils ergeben würde. Dies wort, wenn man es so nehmen wollte, würde alles umfassen, was nach den gründlichen und ergebnisreichen studien Josephs und Wolffs über die äusseren stilmittel noch zu tun wäre. Ist Konrads verhältnis zu seinen quellen überall dasselbe? Ist das, was man seine „breite“ nennt, überall gleich lästig und tadelnswert? Stehen die werke, die inhaltlich zusammengehören, z. b. die legendarischen, sich auch sonst formell näher oder nicht? Worin besteht die kunst seiner erzählung, oder, wie Wolff s. XXXI sich ausdrückt, auf welche formel ist seine kunst zurückzuführen, und ist diese kunst sich überall gleich? Einzelne urteile und einzelne ansätze derart finden sich verschiedentlich, aber die aufgabe im ganzen zu lösen, scheint doch nicht so einfach zu sein. Vorher dürften die chronologischen ansätze nur problematischen wert haben. Für den Alexius darf aber feststehen, dass er Konrads kunst in ihrer reife zeigt, dass mithin der ausdruck *mîn vil tumben mannes* v. 1395 uns nicht veranlassen darf, ihn für ein jugendliches werk zu erklären. Für derartige zwecke wäre es nun sehr angenehm gewesen, wenn der herausgeber die von ihm als quelle erkannte version der legende noch einmal unter den text gesetzt oder als anhang gedruckt hätte.

Die anmerkungen hätten vielleicht in der weise beschränkt werden können, dass sie sich nur innerhalb der werke Konrads gehalten hätten, wie es Wolff gemacht hat. Die vergleiche mit andern schriftstellern können nur stichproben sein, die eigentlich gar nichts beweisen. Die hauptsächliche aufgabe, die herstellung des gebesserten, bequem gebotenen textes hat der herausgeber in trefflicher weise gelöst. Ist die kenntnis Konrads, wie es in der sache lag, dadurch nicht so augenfällig gefördert, so ist doch der weiteren forschung über diesen bemerkenswerten dichter ein äusserst schätzbares hilfsmittel geboten. Was Konrad nicht besass, darüber möge man sich nicht beunruhigen, aber was er besass, das war mit einem worte stil; alle mittel der darstellung sind bei ihm eine natürliche, sichere einheit. In der zeit, in der sich die höfische kunst auflöste, obgleich man das wort *kunst* immer im munde führte, war er ein künstler.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Asmus, Rudolf, G. M. De la Roche. Ein beitrag zur geschichte der aufklärung. Karlsruhe, J. Lang. 1899. XVI, 162 s.

Behaghel, Otto, Der gebrauch der zeitformen im konjunctivischen nebensatz des deutschen. Mit bemerkungen zur lateinischen zeitfolge und zur griechischen modusverschiebung. Paderborn, F. Schöningh. 1899. IX, 217 s. 4,40 m.

Brachmann, Friedr., Johann Hübner, Johannei rector 1711—1731. Ein beitrag zur geschichte der deutschen litteratur. Progr. des Johanneums in Hamburg. 1899. II, 32 s. 4.

Bremer, Otto, Zur lautschrift. (A. u. d. t.: Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten. Anhang zu band I.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899. 21 s. 0,75 m.

ten Brink, Bernhard, Geschichte der englischen litteratur. 1. band. Bis zu Wiclifs auftreten. 2. verbesserte und vermehrte auflage, herausg. von **Alois Brandl.** Strassburg, Trübner. 1899. XX, 520 s. 4,50 m.

Bruckner, Wilh., Charakteristik der germanischen elemente im italienischen. Progr. des gymnasiums in Basel. 1899. 34 s. 4.

Bruinier, J. W., Das deutsche volkslied. Über werden und wesen des deutschen volksgesanges. Leipzig, Teubner. 1899. [Aus natur- und geisteswelt nr. 7.] IV, 156 s. geb. 1,15 m.

Coym, Joh., Gellerts lustspiele erörtert. (A. u. d. t.: Palaestra. Untersuchungen und texte aus der deutschen und englischen philologie, herausg. von A. Brandl und E. Schmidt. II.) Berlin, Mayer & Müller. 1899. VIII, 91 s. 2,40 m.

Evers, M., Deutsche sprach- und stilgeschichte im abriss. Berlin, Reuther & Reichard. 1899. XX, 284 s. 3,60 m.

Ewart, Felicie, Goethes vater. Eine studie. Hamburg und Leipzig. Voss. 1899. 104 s. und 1 taf. 2 m.

Fath, J., Wegweiser zur deutschen litteraturgeschichte. Bibliograph. grundriss für vorlesungen und zum selbststudium. I. teil. Die älteste zeit bis zum 11. jahrh. Würzburg, Stahelsche verlagsanstalt. 1899. VIII, 90 s. 1,60 m.

Goethe. Vortrag gehalten auf der Goethefeier zu Itzehoe am 24. juni 1899 von **Friedr. Kauffmann.** Itzehoe, Brodersen. 1899. 22 s.

Gunnlaugs saga ormstungu. — La saga de Gunlaug langue de serpent, traduite de l'ancien Islandais par **Félix Wagner.** Gand et Paris (E. Leroux) 1899. 100 s.

Heilig, Otto, Grammatik der ostfränkischen mundart des Taubergrundes und der nachbarmundarten. (A. u. d. t.: Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten V.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898. XIII, 239 s. Mit 1 karte. 7,50 m.

Hempl, George, Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture. Boston, Ginn & Co. 1898. (S. A.) 16 s.

Hock, Theobald, Schönes blumenfeld. Abdruck der ausgabe von 1601, herausg. von **Max Koch.** [Neudrucke deutscher litteraturwerke des 16. u. 17. jhs. nr. 157—59.] Halle a. S., Niemeyer. 1899. LXII, 144 s. 1,80 m.

Höfler, M., Deutsches krankheitsnamen-buch. München, Piloti & Loehle. 1899. XI, 922 s. 4. 35 m.

Íslendinga bók. — Le livre des Islandais du prêtre Ari le savant, traduit de l'ancien Islandais, précédé d'une étude sur la vie et les oeuvres d'Ari et accompagné d'un commentaire par **Félix Wagner.** Bruxelles 1898. 108 s. und 1 karte.

Jahn, Kurt, Immermanns Merlin. (A. u. d. t.: Palaestra .. hsg. von A. Brandl und E. Schmidt. III.) Berlin, Mayer & Müller. 1899. VI, 128 s. 3 m.

Kaiser, Adolf, Die fastnachtspiele von der Actio de sponsu. Ein beitrag zur geschichte des deutschen fastnachtspieles. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1899. 139 s. 3 m.

Kauffmann, Friedr., Texte und untersuchungen zur altgermanischen religionsgeschichte. Erster band: Aus der schule des Wulfila. Auxenti Dorostorensis Epistula de fide vita et obitu Wulfilae im zusammenhang der Dissertatio Maximini contra Ambrosium hsg. von Fr. K. Mit einer schrifttafel in heliogravüre. Strassburg, Trübner. 1899. LXV, 135 s. 4.

Kleist, Heinr. von, Prinz Friedrich von Homburg. Krit. ausgabe nach der handschrift mit erläuterungen von **Eug. Wolff.** Minden in W., J. C. C. Bruns. 1899. 133 s. 1,20 m.

Kraus, Carl, Heinr. v. Veldecke und die mhd. dichtersprache. Mit einem excurs von **Edw. Schröder.** Halle a. S., Niemeyer. 1899. XV, 192 s.

von der Leyen, Friedrich, Das märchen in den göttersagen der Edda. Berlin 1899. IV, 83 u. 2 s. [Münchener habilitationsschrift.] 2 m.

Lieder und sprüche Württembergs, geschichtliche. Im auftrage der württemberg. kommission für landesgeschichte gesammelt und herausg. von prof. dr. Karl Steiff. 1. lieferung. Stuttgart, Kohlhammer. 1899. 160 s. [Erscheint in 5 lieferungen à 1 m.]

Meyer, Ernst, Die gereimten liebesbriefe des deutschen mittelalters. Mit einem anhang: Ungedruckte liebesbriefe aus der Dresdener handschrift M 68. Marburg, N. G. Elwert. 1899. 110 s.

Modern, Heinrich, Die Zimmernschen handschriften der k. k. hofbibliothek. Ein beitrag zur geschichte der Ambraser sammlung und der k. k. hofbibliothek. (Aus dem 22. bande des Jahrbuches der kunsthistor. sammlungen des allerhöchsten kaiserhauses.) Wien 1899. II, 71 s. gr. 4.

Neumann, Alfred, Aus Fried. Hebbels werdezeit. Progr. des realgym. in Zittau 1899. Leipzig, G. Fock. 36 s. 4. 1 m.

Petsch, Robert, Neue beiträge zur kenntnis des volksrätsels. (A. u. d. t., Palaestra .. hsg. von A. Brandl und E. Schmidt. IV.) Berlin, Mayer & Müller. 1899. VIII, 152 s. 3,60 m.

Ranftl, Joh., Ludw. Tiecks Genovefa als romantische dichtung betrachtet. Graz, Styria. 1899. [Grazer studien zur deutschen philol. VI.] XII, 258 s. 5 m.

Sachsenspiegel. — Roethe, Gust., Die reimvorreden des Sachsenspiegels. [Abhandlungen der kgl. gesellschaft der wissenschaften in Göttingen, neue folge, band II nr. 8.] Berlin, Weidmann. 1899. 110 s. 4. 8 m.

Schönbach, Anton E., Miscellen aus Grazer handschriften. Zweite reihe. Graz 1899. 64 s.

— — Studien zur erzählungslitteratur des mittelalters. II. Die Vorauer novelle. (Sitz.-berichte der kais. akad. der wiss. in Wien, Phil.-hist.cl. CXL, 4.) II, 94 s.

Secundus, Joan. Nicol., Basia. Mit einer auswahl aus den vorbildern und nachahmern herausg. von **G. Ellinger.** [Lat. litteraturdenkmäler des 15. und 16. jhs., herausg. von Max Hermann, nr. 14.] Berlin, Weidmann. 1899. LII, 38 s. 2 m.

Stockmayer, Karl Hugo von, Das deutsche soldatenstück des 18. jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm. Weimar, E. Felber. 1898. XII, 127 s. 3 m.

Strecker, Karl, Bemerkungen zum Waltharius. Programm des gymn. zu Dortmund. 22 s. 4.

Tille, Alexander, Yule and christmas, their place in the germanic year. London, Nutt. 1899. VIII, 218 s. 4.

Uhl, Wilh., Der kaiser im liede. Eine festrede. Königsberg i. P., Gräfe & Unzer. 1899. 28 s. und 1 taf. 1 m.

Waltharii poesis. Das Waltharilied Ekkehards I. von St. Gallen nach den Geraldushandschriften herausg. und erläutert von **Herm. Althof.** Erster teil. Leipzig, Dieterich (Th. Weickert). 1899. VIII, 184 s. 4,80 m.

Zahler, Hans, Die krankheit im volksglauben des Simmenthals. Ein beitrag zur ethnographie des Berner oberlandes. (A. u. d. t.: Arbeiten aus dem Geographischen institut der universität Bern. IV.) Bern 1898. VI, 140 s.

NACHRICHTEN.

Am 16. mai 1899 verstarb zu Berlin der gymnasialdirector a. d. geh. rat. prof. dr. Wilhelm Schwartz, bekannt durch seine forschungen auf dem gebiete der mythologie und sagenkunde (geb. zu Berlin am 4. sept. 1821); anfang august 1899 zu Herrenalb im Schwarzwald der ordentl. professor der englischen philologie an der universität Breslau, dr. Eugen Kölbing, der auch auf anderen gebieten, besonders dem des altnordischen, eine fruchtbare tätigkeit entfaltet hat (geb. 21. septbr. 1846 zu Herrnhut).

Der privatdocent dr. John Meier in Halle wurde als nachfolger Rud. Koegels an die universität Basel berufen, der privatdocent dr. H. Rötteken in Würzburg zum ausserordentlichen professor befördert.

Für german. philologie habilitierten sich: in München dr. Friedr. von der Leyen, in Basel dr. Wilh. Bruckner.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Althochdeutsch.

Altnordisch.

Altsächsisch.

Angelsächsisch.

Dänisch.

Friesisch.

Gotisch.

Lateinisch.

Mittelhochdeutsch.

Neuhochdeutsch.

Niederdeutsch.

Sanskrit.

Schwedisch.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

'C Cretz

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

EINUNDDREISSIGSTER BAND

HEFT 4

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1899.

☛ Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Aus dem inhalt anderer zeitschriften.

Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie. 1898, 4: Finnur Jónsson, Edda Snorra Sturlusonar, dens oprindelse, form og sammensætning.

Americana Germanica. II, 4. III, 1: C. R. Miller, The preposition in Hans Sachs — T. S. Baker, The influence of Laurence Sterne upon German litterature. — F. H. Wilkens, Dr. Charles Burney on Schubart. — C. W. Prettyman, The probable source and date of Canitz's eighth satire 'Der hof'. — M. D. Learned, From Pastorius' 'Bee hive'. — A. Gerber, The evolution of the classical Walpurgis-night and the scene in Hades. — Ch. A. Eggert, Goethe, a reply to professor Dowdens 'The case against Goethe'. — D. B. Shumway, A low german ballad, commemorating the siege of Göttingen in the thirty years' war.

Anglia (Beiblatt) X, 1: K. D. Bülbring, Altenglischer palatalumlaut vor *ht, hs* und *hþ*.

Arkiv för nordisk filologi. XV, 4. XVI, 1: A. Kock, Studier öfver fornnordisk vokalisation. — A. Olrik, Amled-sagnet på Island. — Janus Jónsson, Á við og dreif. Smáathugasemdir við fornan kveðskap [Jómsvíkingadr. 6. 23. 27; Gísl. s. 24. 64. 67; Korm. s. 4. 14. 23. 47]. — N. Flygare, Än en gång det nyfunna fragmentet av Södermannalagen. — S. Bugge, Mythiske sagn om Halvdan svarte og Harald haarfagre. — O. Klockkoff, Folkvisan om konung Ðidrik ok hans kämpar. — H. K. Friðriksson, Vølundarkviða 8, 1—2.

Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und litteratur. XXIV, 2: V. Teuber, Über die vom dichter des Anegenge benützten quellen. — E. Lesser, Das verhältnis der frauenmonologe in den lyrischen und epischen dichtungen des 12. und angehenden 13. jhs. — E. Sievers, Ags. *hnesce*. — G. Ehrismann, Textkritische bemerkungen zum Erec, Iwein und Armen Heinrich. — Derselbe, Beiträge zum mhd. wortschatz. — W. Horn, Zur geschichte von *oder*. — A. Gebhardt, Miscellen [Zu Wolfram; Nhd. dial. *brausch;* Altn. *væringjar;* Vǫlusp. 5, 1—4]. — E. Kölbing, Ein schlusswort zu Cederschiölds ausgabe der Bevis saga. — G. Cederschiöld, Erwiderung. — J. Meier, Berichtigung.

Dania. VI, 1. 2: H. F. Feilberg, Den fattige mands snaps. — H. Brix, Om stavelserimet i dansk. — O. Jespersen, Er dansk virkelig saa grimt? — A. Olrik, Nordisk folkeviseliteratur i de sidste år. — O. Jespersen, Prøve paa en dansk skolelydskrift. — A. Pedersen, Heden. — Börn går af skole.

Euphorion. V, 4. VI, 1: W. Lang, Deutsche litteratur in Schwaben. — H. Borkowski, Kleine beiträge zur deutschen litteraturgeschichte [Zur geschichte der fruchtbringenden gesellschaft; Opitiana; Ein brief Kotzebues an den buchhändler Nicolovius]. — D. Jacoby, Friedrich der grosse, prinz Heinrich und Rabener. — J. Keller, Zur geschichte von Mendelsohns Phaedon. — P. N. Cossmann, Goethes naturteleologie. — V. Valentin, Faustanalekten. — L. Loeffler, Fr. Hebbel und Arnold Schloenbach. — A. Hauffen, Georg Nigrinus' Papistische inquisition 1582. — J. Bolte, A. Sauer und E. Horner, Amor und tod. — Hedw. Wagner, Tasso und die nordische heldensage. — H. Fischer, Schwäbisches [Ein gedicht des 16. jahrhunderts über David; Zu G. R. Weckherlin]. — M. Rubensohn, Der junge Opitz. — R. Batka, Altnordische stoffe und studien in Deutschland. I. Klopstock. — W. v. Wurzbach, Stolbergs ballade 'Die büssende'. — C. Schröder, Zu Hölderlin. — E. Müller, L. Uhlands Benno. — H. Hoffmann. Zu Heines Harzreise. — G. Wilhelm, Vorträge und reden Wilhelm Hauffs. — Viertes ergänzungsheft: H. Spitzer, Ästhetik, socialpolitik und entwicklungslehre. — St. Tropsch, Wielands Don Silvio und Cervantes' Don Quijote. — H. Wagner, Ist Schiller bei der Jungfrau von Orleans durch Tassos Gerusalemme liberata beeinflusst worden? — A. Leitzmann, Zu Schillers Maltesern. — A. Huber, Studien zu Novalis. — Th. Distel, Unbekannte gedichte aus den schlesischen kriegen. — H. Funck, Zu Goethes anteil an Lavaters Physiognomischen fragmenten. — E. Horner, Zur sogen. Hamburger preisausschreibung. — A. Sauer, Ein gedicht auf Friedrich den grossen. — Th. Distel, Der mordpfarrer Tinius als dichter. — Derselbe, Zur älteren jahrmarktslitteratur im königreiche Sachsen.

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

